Patrick Schreiner
Außenkulturpolitik

Edition Politik | Band 3

Patrick Schreiner (Dr. phil.) ist Politikwissenschaftler und Germanist. Seine Forschungsschwerpunkte sind interpretative Sozialwissenschaften, Außenkulturpolitik und Theorien des Nationalstaats.

Patrick Schreiner

Außenkulturpolitik

Internationale Beziehungen und kultureller Austausch

[transcript]

Gedruckt mit Hilfe der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2011 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat & Satz: Patrick Schreiner
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-8376-1647-7

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*
Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhalt

Vorwort | 7

Einleitung | 9
Zu Stand und Problematik der Außenkulturpolitik-Forschung | 14
Zu Untersuchungsziel und Gliederung dieser Untersuchung | 26

I. Begriffliche und theoretische Ausgangspunkte | 33

1.1 Zur Genese des Kulturbegriffs | 34

1.2 Theorien internationaler Beziehungen und Außenkulturpolitik | 48
1.2.1 Theorien internationaler Beziehungen im Überblick | 48
1.2.2 Theorien internationaler Beziehungen und Kultur | 68
1.2.3 Resümee | 81

1.3 Nationalismus, Staat und Kultur | 85
1.3.1 Theorien zur Konstitution des Nationalstaats im Überblick | 86
1.3.2 Nationalstaat und Kultur | 99
1.3.3 Resümee | 114

1.4 Zusammenfassung | 119

II. Semiotik, Methode und Begriffe einer Außenkulturpolitik-Analyse | 127

2.1 Interpretativismus und Semiotik | 128
2.1.1 Interpretative Sozialwissenschaft | 129
2.1.2 Kultursemiotik und das Soziale als Semiotisches | 141
2.1.3 Transfer | 167

2.2 Autoreferentialität und Universalismus | 179
2.2.1 Universalismus und Partikularismus | 180
2.2.2 Autoreferentialität | 191
2.2.3 Transfer | 202

2.3 Zusammenfassung | 206

III. Kultur in der Staatenwelt | 213

3.1 Sport | 215
3.1.1 Zur Genese des Sports in der Staatenwelt | 215
3.1.2 Autoreferentialität und Universalismus im Sport | 225
3.1.3 Fallbeispiel 1: »Ping-Pong-Diplomatie« | 240
3.1.4 Fallbeispiel 2: Olympia-Boykotte 1968 und 1980 | 245
3.1.5 Fallbeispiel 3: »Fußball-Krieg«, El Salvador und Honduras | 252
3.1.6 Resümee | 256

3.2 Künste | 260
3.2.1 Zur Genese der Künste in der Staatenwelt | 260
3.2.2 Autoreferentialität und Universalismus in den Künsten | 276
3.2.3 Fallbeispiel 1: Deutsch-amerikanischer Kunstaustausch 2004 | 297
3.2.4 Fallbeispiel 2: Kunst und »Euro-Mediterrane Partnerschaft« | 305
3.2.5 Fallbeispiel 3: Die USA und die Sowjetunion in den 1970ern | 313
3.2.6 Resümee | 321

3.3 Wissenschaft | 324

3.4 Personenaustausch | 345

IV. Zusammenfassung und Schluss | 365
4.1 Autoreferentialität, Universalismus und Außenkulturpolitik | 366
4.2 Kultur, Außenkulturpolitik und Nationalstaat | 373
4.3 Semiotik und Außenkulturpolitik | 379
4.4 Zur politischen und wissenschaftlichen Relevanz | 389

Abkürzungsverzeichnis | 391

Literaturverzeichnis | 393

Vorwort

Dieses Buch entstand in den Jahren 2005 bis 2009 als Dissertation am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main; der Text wurde für diese Veröffentlichung minimal überarbeitet. Ziel der Untersuchung ist es, einen theoretisch fundierten Vorschlag für eine Analyse dessen zu entwickeln, was in der Bundesrepublik Deutschland zumeist als »Auswärtige Kulturpolitik« bezeichnet wird.

Eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben, ist nicht denkbar ohne die Mithilfe und Unterstützung zahlreicher Personen. Mein besonderer Dank gilt meinem Erstbetreuer, Prof. Gunther Hellmann, und meinem Zweitbetreuer, Prof. Horst-Dieter Schlosser. Beide haben mit zahlreichen Anregungen, mit wertvollen Gesprächen und mit Interesse das Entstehen und die Veröffentlichung dieser Untersuchung begleitet. Ganz besonders danke ich überdies Prof. Roland Bleiker aus Brisbane/Australien, der sich sehr kurzfristig bereit erklärte, ein Drittgutachten anzufertigen.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kolloquiums von Prof. Hellmann, der Doktorandenforen der Studienstiftung des Deutschen Volkes sowie des Promovendenkolloquiums an der Stiftung Wissenschaft und Politik haben die Entstehung meiner Untersuchung kritisch gewürdigt und mir wertvolle Hinweise und Anregungen gegeben. Ihnen möchte ich dafür ebenso danken wie Sebastian Friedrich, Michael Libota, Inma Cuadrado-Luque, Sabrina Melzer, Ellie Rosert, Eva Schönbohm, Henrik Stehlik und Boris Weidinger für ihre stundenlange inhaltliche und orthografische Korrekturarbeit.

Ich danke des Weiteren der Studienstiftung des Deutschen Volkes für die Finanzierung meiner wissenschaftlichen Arbeit im Rahmen eines Promotionsstipendiums. Der Stiftung Wissenschaft und Politik danke ich für die mir 2007 eingeräumte Möglichkeit, meine außenkulturpolitische Forschungstätigkeit im Rahmen eines Projektstipendiums vertiefen zu können. Dem Institut für Auslandsbeziehungen danke ich für die Verleihung des Alexander-Rave-Preises. Der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften danke ich für einen Druckkostenzuschuss, durch den ein Teil der Kosten dieser Veröffentlichung abgedeckt werden konnte.

»Mir fällt auf, daß viele Dinge auf der Welt es an sich haben, für jeden etwas anderes zu sein. Für Studienrat Martschinek ist der Kauz ein Nachtraubvogel, für meine Anderthalbmeter-Großmutter ist er der Totenvogel, für meinen Vater ein Jungtaubenräuber, für die Sperlinge ist er ein Massengrab, und was er wirklich ist, weiß er es selber? Auf keinen Fall weiß er, daß er von uns Kauz genannt wird.«
Erwin Strittmatter, Der Laden

»Und außerdem hieß mein Hund Baron. In dieser Gegend haben die Namen etwas zu bedeuten: in ihnen steckt eine magische Kraft: ein Wort ist niemals eine Übereinkunft oder ein Windhauch, sondern eine Realität, ein wirkendes Ding. Er war also wirklich ein Baron, ein Herr, ein mächtiges Wesen, vor dem man Respekt haben mußte. [...] Und trotzdem war er nur ein Hund, ein Tier wie alle anderen: aber eben diese Doppelnatur war wunderbar.«
Carlo Levi, Christus kam nur bis Eboli

Einleitung

Einen guten Einstieg in eine vielschichtige Materie erhält man, wenn man den interessierenden Phänomenbereich zunächst ohne größeren methodischen und theoretischen Anspruch erfasst und grob systematisiert. Ein solches Vorgehen ermöglicht es, zur Erschließung der Thematik zunächst eine gewisse Naivität zu bewahren, die vor übermäßigen theoretischen und methodologischen Spezialisierungen schützt, und sich schließlich aus dieser heraus der Komplexität eines Untersuchungsfeldes zu öffnen.[1] Diese Einleitung wird sich in diesem Sinne zunächst auf allgemeine Beschreibungen des Phänomens der Außenkulturpolitik beschränken, allerdings vor allem in ihrem zweiten Abschnitt durchaus schon erste begriffliche Entscheidungen treffen. Die Komplexität des Themas in seiner vollen Breite bleibt schließlich dem Rest der Untersuchung vorbehalten, deren Fragestellung und Aufbau ich im dritten Abschnitt dieser Einleitung skizziere.

Außenkulturpolitik meint den Versuch von Staaten, das, was Akteurinnen und Akteure dieses Staates für Kultur halten, in irgendeiner Form zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher oder internationaler Beziehungen und Kontakte zu machen. Im Regelfall wird dies durch die Präsentation dessen, was für die eigene Kultur gehalten wird, jenseits der Staatsgrenzen geschehen. Gleichwohl ist Außenkulturpolitik nicht hierauf beschränkt; denkbar wären etwa auch Fälle, in denen die Förderung dessen außenpolitische Relevanz erlangt, was für Kultur anderer Staaten gehalten wird. Auch das politische Handeln von Staaten gegenüber internationalen Organisationen, die sich direkt oder indirekt mit Kultur befassen und dieser politischen Raum im Internationalen bieten, fällt unter diesen weiten Begriff von Außenkulturpolitik.

Diese Definition liegt meiner gesamten Untersuchung zu Grunde, bedarf allerdings im weiteren Verlauf meiner Ausführungen einiger Ergänzungen sowie einer genaueren Bestimmung einzelner Begriffe. An dieser frühen Stelle meiner Untersuchung soll es vorerst genügen, die drei wichtigsten Grundannahmen der Definition etwas genauer unter die Lupe zu nehmen, ohne sie schon im Detail zu analysieren: Zum Ersten den Staat, zum Zwei-

1 Vgl. Eco 1977c, S. 109.

ten die Kultur und zum Dritten bilaterale bzw. internationale Kontakte, die in den unscheinbaren Wörtchen »zwischenstaatliche« und »internationale Beziehungen« angedeutet werden.

Zunächst einmal setzt obige Definition voraus, dass es überhaupt so etwas wie »Staaten« gibt bzw. dass die Menschen deren Existenz annehmen. Ein Staat kann dabei als soziale Organisation und Institution verstanden werden, die ihrer schieren Größe nach weit über traditionelle, vormoderne Kollektive hinausgeht. Zumindest dem Anspruch nach zeichnet sich dabei jeder einzelne Staat mindestens durch vier Kriterien aus: durch ein relativ eindeutig abgegrenztes (oder zumindest beanspruchtes) Territorium, durch eine dieses bewohnende und ebenso relativ eindeutig definierte Bevölkerung, durch die Zentralisierung von Macht und Administration sowie durch das als Souveränität bezeichnete und durch eine Monopolisierung der Staatsgewalt relativ erfolgreich durchgesetzte alleinige Recht, mittels dieser zentralisierten Administration Macht über das Territorium und die Bevölkerung auszuüben.[2]

Es würde zu weit führen und meine gesamte Untersuchung inhaltlich überfrachten, wollte ich hier versuchen, auch nur die wichtigsten Staatstheorien wiederzugeben oder eine solche gar selbst zu entwerfen.[3] Ebenso würde es zu weit führen, wollte ich versuchen, die Geschichte der Entstehung des modernen Staates detailliert nachzuzeichnen. Festgehalten werden soll an dieser Stelle lediglich, dass sich zwischen dem 14. Jahrhundert und heute diese Form der sozialen Organisation hauptsächlich in Westeuropa entwickelte und sich später weltweit verbreitete. Dabei stand ab dem 14. Jahrhundert zunächst noch der Kampf zwischen verschiedenen Organisationsformen von Herrschaft sowie zwischen verschiedenen Gruppen von Herrschenden im Vordergrund (Kirche, freie Städte, Adel, Monarchen), wobei sich bis zum Westfälischen Frieden 1648 die Monarchen faktisch weitgehend durchsetzen konnten. Es entstanden insbesondere nach 1648 umfassende Administrationen und Infrastrukturen, die die Monopolisierung von Gewalt absicherten und organisatorisch effektivierten. Zugleich ging die politische Souveränität von der Person des Herrschers, der noch in der frühen Neuzeit als Individuum herrschen konnte, auf die zentralisierte Administration als abstrakter Organisationsform über; die Person des Herrschers wurde mehr und mehr vom Souverän zu einer bloßen sozialen Rolle innerhalb eines souveränen Apparates.[4]

---

2 Vgl. Poggi 1990, S. 19-23; Weber 1980, S. 822; Giddens 1985, S. 17-20; Jellinek 1960, S. 394-434; kritisch Luhmann 1998, S. 346-349; Biersteker 2002, S. 158-159.

3 Vgl. zur Vielfalt existierender Staatstheorien Mann 1998, S. 60-72.

4 Creveld 1999; Tilly 1975, S. 25-46; Elias 1997, Bd. 2; Roshchin 2006; Bartelson 1995, S. 188; Barkin/Cronin 1994, S. 111; Mayall 2000, S. 42-43; Hall 1999, S. 29.

Mit der Französischen Revolution 1789 und der US-amerikanischen Unabhängigkeit 1776 trat schließlich endgültig der Gedanke einer auch normativen, engen Bindung des Staates an die jeweilige Bevölkerung in den Vordergrund, was Nationalisierung und Demokratisierung zumindest nahelegte und die Entpersonalisierung der Macht vollendete. Vorstellungen einer auf rechtlicher Gleichheit basierenden Staatsbürgerschaft entstanden.[5] Zugleich breitete sich der Staat als politische Organisationsform (wiederum zumindest als Idealmodell) auch über Westeuropa hinaus aus: Grob vereinfachend ab dem 18. Jahrhundert nach Nordamerika und Osteuropa, ab dem frühen 19. Jahrhundert nach Lateinamerika und ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach Afrika und Asien. Die Entstehung des modernen Staates ging von Beginn an mit gravierenden gesellschaftlichen Veränderungen einher, etwa der Herausbildung kapitalistischer Wirtschaftsweisen, der Industrialisierung und Urbanisierung, der Individualisierung der Gesellschaften, der Herausbildung einer bürgerlichen Klasse oder dem politischen Bedeutungsverlust von Religion.[6]

Das 19. und das 20. Jahrhundert sind für das Verständnis der heutigen Nationalstaaten wie auch von Außenkulturpolitik von besonderer Wichtigkeit. Obgleich die historischen Prozesse der Zentralisierung und administrativen Organisation von Macht schon sehr viel früher eingesetzt hatten, veränderten sie sich in den genannten Zeiträumen grundlegend. Die eben erwähnte zunehmende normative und legitimatorische Bindung eines Staates an die Bevölkerung seines Territoriums konnte zum einen den Anspruch der Bevölkerung mit sich bringen, durch demokratische Entscheidungsverfahren selbst Einfluss zu nehmen. Zum anderen entwickelte sich im Nationalismus die wirkmächtige Vorstellung, der Staat als rational-administrativer Organisationsform werde durch eine Nation als emotionaler, biologischer oder kultureller Gemeinschaft ergänzt oder sei zumindest durch eine solche zu ergänzen. Diese Nation geht dabei dem Staat aus nationalistischer Sicht argumentativ (wenn auch nicht notwendigerweise historisch) voraus; beider Kopplung wird als Nationalstaat bezeichnet.[7]

Parallel hierzu kam es zu Prozessen der sozialen und kulturellen Homogenisierung nach innen und der Differenzierung nach außen. Vermeintliche und tatsächliche Gemeinsamkeiten zwischen den Mitgliedern einer Nation gewannen enorme politische und soziale Bedeutung. Zwar sind solcherlei Gemeinsamkeiten von Nationalstaat zu Nationalstaat sehr verschieden, weshalb sich eine eindeutige Festlegung an dieser Stelle verbietet. Gleichwohl sei beispielhaft darauf verwiesen, dass etwa eine gemeinsame Sprache, eine

5 Brubaker 1994, S. 62-78; Weichlein 1997; Gellner 1991.

6 Creveld 1999; Tilly 1975, S. 25-46; Breuilly 1982; Gellner 1991; Elias 1997, Bd. 2.

7 Mayall 1990, S. 27-28; Hall 1999, S. 19-34; Hall 2001, S. 872; Hobsbawm 2005; Gellner 1991, S. 8-10; Breuilly 1999, S. 258-262; Barkin/Cronin 1994, S. 111; Cederman 2002, S. 410 und 420-421.

als gemeinsam verstandene künstlerische oder wissenschaftliche Produktion, geteilte Normen und Werte oder regelmäßig gemeinsam vollzogene oder wahrgenommene Riten als solche Gemeinsamkeiten dienen können – und zwar unabhängig von deren tatsächlicher Existenz, das heißt also auch dann, wenn diese lediglich vorgestellt werden. Die Menschen waren vor diesem Hintergrund nicht mehr einfach nur verschiedenen politischen Machtzentren unterworfen, sondern sie wurden zunehmend als in sich geschlossene und homogene Bevölkerungen analog zu den Grenzen dieser Machtzentren verstanden; für Individuen wurde die Zugehörigkeit zu solchen Gesellschaften immer wichtiger. Die nationalistische Aufteilung der Welt und die Bindung von Staaten an Nationen erschien im Glauben an Gemeinsamkeiten innerhalb und an Unterschiede zwischen Nationen als legitim, natürlich und in weiten Teilen auch als der Herrschaft vorgängig.[8]

Damit aber rückt ein zweiter Aspekt in den Vordergrund, der in der eingangs genannten Definition von Außenkulturpolitik enthalten ist: Sie setzt – neben der Existenz von Staaten – voraus, dass bestimmte Akteurinnen und Akteure dieser Staaten »Kultur« für relevant erachten, bestimmte Phänomene dieser Kultur zuordnen und sie in irgendeiner Form mit dem Staat selbst verbinden. Diese Vorstellung von Kultur war und ist mit der Vorstellung, Nation zu sein, eng verbunden; letztlich ist es in einem sehr weiten Sinne die Kultur, mit der die vermeintliche Homogenität und Zusammengehörigkeit einer Nation gerechtfertigt, begründet und symbolisch verdinglicht wird.[9] Kultur gewinnt damit aber auch für die Staats-Komponente der modernen Nationalstaaten Bedeutung: Da deren Legitimität auf der Vorstellung einer Nation fußt, sind auch sie indirekt von einer Kultur-Idee als Idee einer Aggregation vermeintlicher Gemeinsamkeiten abhängig.

Es ist an dieser Stelle vorerst nicht relevant, wie genau »Kultur« entsteht, was genau sie ist und welche Phänomene ihr zugeordnet werden können. Der Kulturbegriff als Bestandteil des modernen Denkens ist ohnehin derart unscharf und vielschichtig, wie das folgende Kapitel im Detail zeigen wird, dass sich ein großer Teil meiner Untersuchung seiner Präzisierung im Hinblick auf Außenkulturpolitik widmen muss. Es soll deshalb hier lediglich der Hinweis genügen, dass in meiner Untersuchung die Kulturbereiche Sport, Künste und Wissenschaft sowie die außenkulturpolitische Praxis des Personenaustauschs im Mittelpunkt stehen. Damit ist aber weder gesagt, dass es keine weiteren außenkulturpolitisch relevanten Phänomene geben kann, noch, dass damit alle innerstaatlich relevanten kulturellen Phänomene erfasst sind. So spielt insbesondere die Sprache für viele Nationalstaaten eine zentrale Rolle. Sie bleibt in dieser Untersuchung aus arbeitsökonomi-

8 Gellner 1991, S. 8-10; Breuilly 1999, S. 258-262. Vgl. dazu auch Luhmann 2000, S. 210-212.

9 Gellner 1991, S. 63-89; Estel 1994, S. 62; Eriksen 2002, S. 100-103. Vgl. zum Begriff der Verdinglichung allgemein Berger/Luckmann 2003, S. 94-97. Vgl. zu Nation und Kultur auch Unterkap. 1.3.2 dieser Untersuchung.

schen und theoretischen Gründen zunächst ausgeblendet; eine spätere Untersuchung hierzu erscheint mir aber mehr als sinnvoll.

Der dritte Aspekt der einleitend skizzierten Definition beschreibt den Umstand, dass Kultur durch Staaten heutzutage in zwischenstaatlichen oder internationalen Beziehungen und Kontakten eingesetzt wird. Dies bedingt einerseits die Existenz von Grenzen, die ich als wesentlichen Bestandteil des modernen territorialen Staatsverständnisses schon genannt habe. Andererseits aber, und dies ist der hier interessierende Punkt, unterstellt die Definition mit dieser Formulierung Kontakte oder Beziehungen über diese Grenzen hinweg. Tatsächlich haben sich im Laufe der vergangenen Jahrhunderte zahlreiche grenzüberschreitende Beziehungen entwickelt, die zwischen Staaten, parastaatlichen Institutionen oder privaten Akteur(inn)en bestehen können. Sie werden um private oder staatliche grenzüberschreitende Organisationen ergänzt. Historisch ist auch diese Komplexität nicht voraussetzungsfrei: Seitens der Staaten war der entpersonalisierende Übergang der Souveränität von der Person des Fürsten auf die administrative Organisation des Staates wie auch die Festlegung relativ stabiler Grenzen und Bevölkerungen Bedingung dafür, dass aus persönlichen politischen Beziehungen internationale politische Beziehungen werden konnten.[10] Außenpolitik ist so gesehen eine Politik, die umso möglicher und wahrscheinlicher wurde, je mehr sich Staaten als einander ausschließende Herrschaftsbereiche mit Souveränitätsansprüchen herausbildeten.

Außenkulturpolitik kann vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen als diejenige Politik verstanden werden, in der die außenpolitische und die nationalistisch-kulturelle Seite des Nationalstaats zusammenfallen. Sie kombiniert seine innere Konstitution als nationalistisch und kulturell legitimierter Souverän mit seiner äußeren Konstitution als egalitär abgegrenzter Souverän. Warum es überhaupt zu dieser Fusion kommen konnte und welche Interpretationsmuster ihr zu Grunde lagen, ist einigermaßen schwer zu beantworten – ein entsprechender Versuch bleibt meinen weiteren Ausführungen vorbehalten.[11] Wann und wo es zu dieser Fusion kam, lässt sich allerdings relativ gut datieren: Erste Vorformen und Anzeichen für eine Außenkulturpolitik gab es etwa seit dem späten 18. Jahrhundert; als systematisch ausgebaute und durchgeführte Politik (im Sinne eines staatlichen Handelns) ist sie ein Phänomen des späten 19., wenn nicht des 20. Jahrhunderts.[12] Ihre Wurzeln hat sie, analog zum modernen Staatensystem als solchem, in Europa und Nordamerika.

---

10 Roshchin 2006; Bartelson 1995, S. 187-188.

11 Zumindest angemerkt soll allerdings sein, dass sich die simplifizierende Formel »Außenkulturpolitik = Nationalistische Kultur + Außenpolitik« im weiteren Verlauf meiner Ausführungen nicht halten lassen wird, sondern man vielmehr von einer wechselseitigen Konstitution der verschiedenen Phänomene ausgehen sollte.

12 Düwell 2005, S. 54-55. Vgl. für Deutschland Abelein 1968.

Frankreich war nach der Niederlage im Krieg gegen das Deutsche Reich 1870/71 der erste Staat, der ab den 1880er Jahren Außenkulturpolitik systematisch zu einem Bestandteil seiner Außenpolitik ausbaute. Deutschland tat es ihm in nennenswertem Umfang ab den 1920er Jahren gleich – also ebenfalls nach einer militärischen Niederlage. In vielen Staaten wurde Außenkulturpolitik mit dem Kalten Krieg zu einer dauerhaften, umfangreichen und systematischen Form der Außenpolitik, so etwa in den USA. Diese drei Beispiele geben ein grobes Bild historischer Abläufe, aber sie verweisen darüber hinaus auch auf einen weiteren wichtigen Aspekt: Sie zeigen, dass sich Außenkulturpolitik von Beginn an in einer mehr oder weniger ausgeprägten Nähe zur klassischen Informationspolitik und zur Propaganda in Kriegs- wie auch in Friedenszeiten bewegte. Entsprechend waren außenkulturpolitische Programme und Maßnahmen nicht selten von der Überzeugung eigener kultureller, militärischer oder politischer Überlegenheit geprägt.[13]

Dies verweist auf ein grundlegendes Problem jeglicher Außenkulturpolitik-Forschung: Die in diesem Zusammenhang analytisch gebrauchten Begriffe »Propaganda« und »Überlegenheit« transportieren einen normativen Gehalt, der Außenkulturpolitik selbst wie auch deren Beurteilung zu eigen sein kann und häufig auch zu eigen ist. Es ist noch im Rahmen dieser Einleitung notwendig, auf die Problematik der Normativität von Außenkulturpolitik wie auch von ihrer Analyse genauer einzugehen. Ich werde dies im Folgenden tun und dabei zugleich systematisch in den derzeitigen Forschungsstand einführen.

Zu Stand und Problematik der Außenkulturpolitik-Forschung

Die Forschung zu Außenkulturpolitik weist stärker als jene zu anderen Themenfeldern das Merkmal auf, weitgehend isoliert innerhalb nationalstaatlicher oder zumindest sprachlicher Grenzen stattzufinden. Zu einem der in Deutschland wichtigsten Autoren wurde in den vergangenen Jahrzehnten der Historiker Kurt Düwell. Er entwickelte in verschiedenen Arbeiten eine Typologie der Außenkulturpolitik, die – wiederum vorwiegend in Deutschland – vergleichsweise einflussreich wurde. Darin unterscheidet er mit normativem Zungenschlag zwischen kultureller Ausstrahlung auf der einen Seite, Kulturimperialismus auf der anderen sowie drei weiteren Abstufungen dazwischen.[14]

---

13 Düwell 2005, S. 55-59; Arnold 1980, S. 11-12; zu Deutschland Schulte 2000, S. 35-41; zu den USA Arndt 2005; Metzinger 2005, S. 77-84; Hoffmann 2005; Mulcahy 1999; zu Frankreich Znided-Brand 1999, S. 27-31.

14 Düwell 2005, S. 62-63; Düwell 1976, S. 35-37. Ein für meine weiteren Ausführungen interessanter Widerspruch findet sich in letztgenannter Textstelle. Auf S. 35 nimmt sich Düwell vor, »Zwecke« der »auswärtigen Kulturpolitik« zu typologisieren, auf S. 37 aber stellt er – nach der Auflistung von fünf entsprechenden

Solche Versuche, Außenkulturpolitik nach bestimmten Kriterien zu gliedern, sind vergleichsweise häufig, werden aber nur selten systematisch ausgearbeitet und reflektiert. John Mitchell beispielsweise unterscheidet zwischen »Cultural Relations« und »Cultural Diplomacy«. Letztere versteht er als rein staatlich, erstere hingegen als sowohl staatlich wie auch gesellschaftlich. Eine subtile Staatsskepsis offenbarend, gibt Mitchell dieser Unterscheidung einen normativen Gehalt: Cultural Diplomacy agiere kurzfristiger und weniger neutral.[15] Inhaltlich ähnlich, wenngleich weniger normativ, argumentiert auch Simon Mark. Er unterscheidet zwischen »Cultural Diplomacy«, »International Cultural Relations« und »Foreign Cultural Policy«, wobei Cultural Diplomacy mehr Aktivitäten und Ziele umfasse als Foreign Cultural Policy, aber als rein staatliche Aufgabe weniger breit angelegt sei als die sowohl gesellschaftlich als auch politisch geprägten International Cultural Relations.[16] Schließlich sei mit Hans Arnold auf einen etwas anders argumentierenden Vertreter der älteren deutschsprachigen Forschung zum Thema verwiesen. Er unterscheidet mit normativem Einschlag zwischen »auswärtiger Kulturpolitik« und »auswärtiger Kulturwerbung«, sieht beider Übergänge aber als fließend an.[17]

Solche vermeintlich feinen, letztlich aber theoriefernen und notwendig unscharfen Gliederungsversuche tragen für eine Analyse von Außenkulturpolitik nur wenig bei – wenn überhaupt. In ihnen spiegelt sich in exemplarischer Weise eine Problematik der entsprechenden Forschung: Die beiden Fragen, was Außenkulturpolitik sei und was Außenkulturpolitik sein solle, werden bewusst oder unbewusst miteinander vermischt. Ohne tiefere Reflexion und ohne ausführlichere Begründung erhält die Forschung damit einen starken normativen Gehalt. Solche Typologien und Gliederungsversuche können zwar, je nach Kontext und Forschungsinteresse, durchaus sinnvoll sein. Werden sie allerdings als theoretischer Zugriff verstanden, so drohen sie normative Beurteilungen zu essentialisieren, anstatt ihren interpretativen Charakter zu erfassen.

Typen – fest, dass »nach dem Ersten Weltkrieg besonders die französische Kulturpolitik von deutscher Seite mehr als Kulturpropaganda verstanden wurde.« Da die französische Kulturpolitik nun allerdings weniger militant gewesen sei, als dies die Deutschen suggerierten, sei wohl eher von historischen Mischtypen auszugehen. Die Annahme solcher Mischtypen bildet hierbei eine fragwürdige, weil die Aussagekraft der Typologie stark mindernde Scheinlösung für das Problem, dass hier Wahrnehmungen und Interpretationen und eben gerade nicht essentielle Gegebenheiten und objektive Normativität entscheidend sind. – Vgl. zur Normativität solcher Typologien auch Arnold 1980, S. 11 und 30-31; Abelein 1968, S. 163-175. Aus theoretischer Sicht interessant ist dazu Reeves 2004, S. 48-62.

15 Mitchell 1986, S. 2-6.

16 Mark 2008, S. 2-3.

17 Arnold 1980, S. 16-17.

Diese Problematik gründet darin, dass normative Typologien und Gliederungsversuche einen sicheren und objektiven methodischen Zugriff auf die Funktionen außenkulturpolitischer Maßnahmen voraussetzen – oder aber zumindest auf die Motivationen derer, die sie durchführen. Funktionen oder Motivationen werden dabei wiederum insofern als fix postuliert, als mit einer solchen Typologie ein unveränderliches Urteil über sie gefällt wird. Da sie aber weder objektiv bestimmbar noch unveränderlich sind, können Annahmen über Funktionen oder Motivationen nicht systematisch zur Grundlage einer Typologie mit einem objektivistischen und methodologischen Anspruch gemacht werden. Die besondere Problematik solcher Annahmen liegt darüber hinaus in ihrem hochgradig politischen und ideologischen Charakter: Jede Antwort auf die normative Frage, ob und warum wir eine bestimmte politische Maßnahme oder ein politisches Programm für angemessen und richtig oder für propagandistisch und falsch halten, kann nicht nur nicht objektiv begründet werden, sondern ist gar selbst Teil politischer und ideologischer Diskurse.

Forschung zur Außenkulturpolitik steht dabei vor dem besonderen Problem, dass sie aus historischen Gründen eng an ideologische und kriegerische Auseinandersetzungen gebunden war und ist. In vielen Staaten entstand Außenkulturpolitik in direktem oder indirektem Zusammenhang mit Kriegspropaganda und der so genannten »psychologischen Kriegsführung«. Aus heutiger Sicht prägte vor allem der Kampf der Systeme während des Kalten Krieges die Außenkulturpolitik wie auch die Forschung darüber. Seit den 1950er Jahren waren dies – zunächst insbesondere in den USA, später verstärkt auch in der Bundesrepublik Deutschland – einerseits Arbeiten über die Außenkulturpolitik der Sowjetunion und ihrer Verbündeten,[18] andererseits auch über Möglichkeiten eines eigenen Einsatzes von Kultur in der Außenpolitik gegenüber diesen Staaten.[19] Stand dabei zunächst die Intention im Vordergrund, sich gegen feindliche kulturelle Einflüsse zu wehren, so kam im Zuge politischer Entspannung etwa seit den 1970er Jahren zusätzlich das Ziel hinzu, mittels Kultur zu einer friedlichen Koexistenz beizutragen.[20] Daneben entstanden in geringerem Umfang Arbeiten über als Bedrohung empfundenen Einfluss verfeindeter Staaten auf Weltregionen, die die

18 Vgl. beispielhaft für Künste, Sport, Wissenschaft und Personenaustausch Barghoorn 1960; für die auswärtige Kulturpolitik der DDR Lindemann 1974; für West- und Ostdeutschland Mallinckrodt 1980.

19 Vgl. beispielhaft für Künste Bower/Sharp 1956; für Theater im geteilten Berlin Merritt 1965; für expressionistische Kunst als außenkulturpolitische »Waffe« der USA Cockcroft 1974; für die USA allgemein Ninkovich 1981. Hier wäre auch auf den Olympia-Boykott 1980 zu verweisen, vgl. Unterkap. 3.1.4 dieser Untersuchung sowie die dort aufgeführte Literatur.

20 Vgl. beispielhaft für den KSZE-Prozess Lindemann 1986; für deutsch-deutschen Wissenschaftsaustausch Burrichter/Förtsch 1986.

USA als eigene Einflusssphäre ansahen.[21] Die umfangreiche retrospektive Literatur über Außenkulturpolitik im Kalten Krieg, die nach 1989/1990 verfasst wurde, weist in Intention und normativer Haltung einige Parallelen zu jener der vier ihr vorangegangenen Jahrzehnte auf, hat aber eine größere zeitliche Distanz zu den Ereignissen und verfügt überdies dank nun zugänglicher Akten und Archive über eine breitere Datengrundlage.[22] Mit zeitlichem Abstand wurde es nun vereinzelt auch möglich, eine Instrumentalisierung von Kultur gerade auch in westlicher Außenpolitik zu erkennen, während dies zuvor überwiegend als typisches Merkmal realsozialistischer Außenpolitik verstanden wurde.[23]

Kulturpropaganda und Kulturimperialismus betrieben und betreiben immer die anderen, so wäre an dieser Stelle mit Blick auf die Literatur insbesondere, aber keineswegs nur vor 1989/1990 polemisch zu konstatieren. Dass eine solche Haltung in politischen Diskursen nicht hinterfragt wird, überrascht nicht und mag als dem Politischen angemessen gelten, kann aber keine Grundlage für eine empirische oder gar theoretische Forschung sein. Zu fragen wäre deshalb weniger, wie außenkulturpolitische Phänomene unter Rückgriff auf normative Kriterien gegliedert werden können, sondern vielmehr, auf welche Weise sich solche Versuche in politische und ideologische Diskurse einfügen und zur Konstruktion von Wir-Sie-Unterscheidungen und Ordnungsvorstellungen, wie etwa jene des Staates oder der Nation, beitragen.

Will man Außenkulturpolitik als spezifischen Bestandteil von Außenpolitik und internationaler Politik analysieren, so scheint mir deshalb eine Gliederung empirischer Phänomene sinnvoll zu sein, die die jeweiligen politischen und situativen Gegebenheiten und Kontexte einer außenkulturpolitischen Programmatik oder Maßnahme zur Grundlage hat. Ein solches Vorgehen ließe überdies genügend Spielraum zur Berücksichtigung spezifischer Eigenarten und Kontexte des betreffenden Einzelfalles. Ich werde im Folgenden zur Veranschaulichung meiner Überlegungen zunächst nur Beispiele bilateraler Kulturbeziehungen heranziehen; im Kern dürften sie allerdings durchaus auch auf multilaterale Kulturbeziehungen sowie internationale

21 Vgl. beispielhaft für Angst vor chinesischem Einfluss in Lateinamerika Ratliff 1969.

22 Vgl. beispielhaft für die Frühzeit des Kalten Krieges Hixson 1997; für Tanz in US-Außenkulturpolitik Prevots 1998; für den Einfluss kommunistischer Staaten auf den internationalen Sport Riordan 1999; für Beziehungen zwischen der DDR und Großbritannien Howarth 1999; für Beziehungen zwischen der DDR und den USA Große 1999 und Bortfeld 2001; für Beziehungen zwischen der DDR und Italien Lill 2001; für Personenaustausch im Bildungsbereich während des Kalten Krieges Bu 1999; für das Bibliothekswesen im Kalten Krieg Richard 2001 und Maack 2001; für sowjetische Außenkulturpolitik Gould-Davies 2003.

23 Vgl. beispielhaft Shaw 2001; für die CIA Saunders 2001; Scott-Smith 2002; Cull 2008; für die Sportstadt Berlin Braun/Teichler 2007.

Staatenorganisationen übertragbar sein. Dass meine Typologie, wie überhaupt jede Typologie, simplifizierend ist, soll dabei nicht bestritten werden.

In einem ersten Schritt kann nach der Qualität der Beziehungen zwischen zwei Staaten unterschieden werden, in einem zweiten Schritt nach der Signalkraft bzw. der Symbolik einer bestimmten außenkulturpolitischen Maßnahme oder eines Programms.[24] Reduziert man beide Vergleichsdimensionen auf je zwei Merkmalsausprägungen, nämlich gute und schlechte Beziehungen sowie hohe und geringe Symbolik, so ergeben sich insgesamt vier denkbare Kombinationen, auf die ich im Folgenden näher eingehen werde:

- Gute Beziehungen bei hoher Symbolik der außenkulturpolitischen Maßnahmen,
- gute Beziehungen bei geringer Symbolik,
- schlechte Beziehungen bei hoher Symbolik und
- schlechte Beziehungen bei geringer Symbolik.

Bei guten Beziehungen bestehen nicht nur zwischen Regierungen, sondern auch darüber hinaus ausgeprägte und dauerhafte Strukturen in den Bereichen Politik, Gesellschaft, Ökonomie und Kultur. Bei schlechten Beziehungen herrschen schwierige politische Verhältnisse vor, die von Krisen geprägt sind – dies kann dauerhaft der Fall sein, kann durchaus aber auch nur eine kurzzeitige Phase bei ansonsten guten Beziehungen darstellen. Eine solche Krisenhaftigkeit betrifft zunächst einmal die beiden beteiligten Regierungen, kann aber durchaus darüber hinaus auch andere Bereiche der Politik sowie Gesellschaft, Ökonomie und Kultur tangieren. Eine hohe Symbolik außenkulturpolitischer Maßnahmen und Programme liegt vor, wenn diesen eine große politische Bedeutung zugemessen, sie als bewusster und gezielter Beitrag zur aktuellen bilateralen Situation wahrgenommen und in Öffentlichkeit oder Politik vergleichsweise intensiv diskutiert werden. Bei geringer Symbolik hingegen gelten sie lediglich als nebensächlich, als eher unwichtig oder als normal. Sie scheinen hier, aus welchen Gründen auch immer, keiner breiteren Reflexion zu bedürfen und genießen nur geringe politische Bedeutung.

Die tendenziell häufigste Kombination stellt wohl jene aus normalen Beziehungen und einer geringen Symbolik außenkulturpolitischer Maßnahmen und Programme dar. Wenn die Beziehungen zwischen zwei Nationalstaaten als normal oder gut, als unproblematisch und gefestigt empfunden werden, wird Außenkulturpolitik im Regelfall ebenso als normal und unproblematisch angesehen. Insbesondere zwischen westlichen Staaten, die in hohem Maße interdependent sind, bestehen umfangreiche staatliche, parastaatliche und private Kulturbeziehungen, die kaum mehr als übermäßig politisch wahrgenommen und thematisiert werden. Die zahlreichen Städtepartner-

24 Vgl. dazu auch Szondi 2008, S. 7-8.

schaften zwischen deutschen und französischen Kommunen etwa dienen allenfalls noch als Thema in politischen Sonntagsreden,[25] der Austausch von Studierenden zwischen den USA und europäischen Ländern gilt ebenso als völlig normal und unspektakulär.[26] Die wissenschaftliche Literatur zu unproblematischen und unspektakulären Kulturbeziehungen ist trotzdem vergleichsweise umfangreich, hat aber oft – anders als etwa jene zu Außenkulturpolitik im Kalten Krieg – weniger eine normative und explizit politische als vielmehr eine deskriptive und neutrale Grundhaltung.[27]

Entsprechend dürfte umgekehrt jene Kombination tendenziell selten sein, in der normale und problemlose Beziehungen mit einer hohen Symbolik außenkulturpolitischer Maßnahmen und Programme einhergehen. Eine solche Politik und die entsprechende wissenschaftliche Literatur dazu wird in der Regel nur dann normativ und politisch aufgeladen, wenn das Friedliche, Unproblematische und Unspektakuläre in seiner historischen Diskrepanz zu früheren Feindschaften und Kriegen dargestellt wird.[28] Entsprechend dünn ist, von diesen Sonderfällen abgesehen, die Forschungslage. Es gibt hier, so lässt sich vermuten, einen gewissen Zusammenhang zwischen der politischen Symbolik außenkulturpolitischer Programme bzw. Maßnahmen und dem wissenschaftlichen Interesse an ihnen.

Diese Annahme lässt sich nicht zuletzt dadurch stützen, dass jene außenkulturpolitischen Maßnahmen und Programme weitaus häufiger wissenschaftlich untersucht werden, die in krisenhaftem politischem Umfeld stattfinden und eine hohe Symbolik haben. Hier scheint Außenkulturpolitik im äußersten Fall sogar als eine Art Rettungsanker für angespannte Beziehungen eingesetzt zu werden, der sich anbietet, wenn andere Möglichkeiten der Interaktion oder der Kommunikation versperrt zu sein scheinen. Es liegt of-

25 Vgl. hierzu beispielhaft Klompmaker-Böhm 2008; Thadden/Nieder 2003; allgemein zu kommunaler Außenkulturpolitik Maaß 2005b.

26 Vgl. Schmidt 2003; Tuch 2001.

27 Vgl. beispielhaft für deutsch-polnischen Jugendaustausch Kloock 2008; für deutsch-kanadischen Kulturaustausch Lindemann-Macha 1995; für deutsche und französische Kulturinstitute Znided-Brand 1999; für deutsche auswärtige Kulturpolitik in Großbritannien und den USA Seifer 2000; zur Sprachverbreitungspolitik Großbritanniens und Frankreichs in Japan Kawamura/Graeb-Könnecker 2000; zur deutschen Sprachverbreitungspolitik Hoffmann 2000 und Stark 2002; zur Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland Ehlers 2005; für deutsche, britische und französische Außenkulturpolitik nach 1989 Sattler 2007; zu deutscher Außenkulturpolitik in Frankreich Denscheilmann 2008.

28 Vgl. beispielhaft für deutsch-dänischen Schüler(innen)-Austausch Heidemann 2006; für Deutschlands Beziehungen zu Frankreich, Israel, Polen und Tschechien und die Rolle des Jugendaustauschs darin Gardner Feldman 1999; zu deutsch-amerikanischen Kulturbeziehungen nach 1945 Trommler 2001a; Trommler 2001b; zu deutsch-italienischen Kulturbeziehungen nach 1945 Hindrichs 2002; zu deutsch-britischen Fußballbeziehungen Beck 2006.

fenbar eine positive Wahrnehmung von Kultur vor, die besonders bei Krisen hervortritt. Einzelne Aktivitäten können hierbei eine enorme Signalwirkung entwickeln, wie sich etwa an der Gründung eines »Germanischen Museums« in Harvard 1903 zeigen lässt, die vor dem Hintergrund extrem angespannter Beziehungen zwischen den USA und dem damaligen Deutschen Reich nicht zuletzt erfolgte, um die Beziehungen zwischen beiden Staaten zu verbessern. In jüngerer Zeit fand die Einladung der New Yorker Philharmonie nach Nordkorea, die 2007 ausgesprochen wurde und 2008 zu einer Orchesterreise führte, ein enormes politisches und mediales Interesse. Sie war wesentlicher Bestandteil einer gewissen Entspannung der ansonsten äußerst schwierigen Beziehungen zwischen beiden Staaten.[29] Eine wissenschaftliche Analyse dieses Vorgangs steht derzeit noch aus.

Die Literatur zu solchen Fällen, auch zu weniger spektakulären, ist recht umfangreich. Hier kann auf einen Großteil jener schon genannten Texte verwiesen werden, die sich mit Außenkulturpolitik während des Kalten Krieges befassen. Insbesondere wenn das Kulturelle in jener historischen Phase nicht als propagandistisch verstanden und mit Misstrauen wahrgenommen, sondern zumindest auch als Chance einer Annäherung interpretiert wurde, kann von einer hohen Symbolik bei problematischen Beziehungen gesprochen werden. Doch auch fernab des Kalten Krieges wurde Außenkulturpolitik gezielt in politisch schwierigen Zeiten und Situationen eingesetzt.[30] In diesem Zusammenhang wäre etwas abstrakter auch auf jene wissenschaftliche Literatur aus verschiedenen Disziplinen zu verweisen, die nach Frieden schaffenden oder Annäherung generierenden Möglichkeiten der Außenkulturpolitik fragt bzw. Maßnahmen und Programme mit den entsprechenden politischen Intentionen schildert.[31] In jüngerer Zeit sind hier, um als Beispiel erneut ein aktuelles Thema aufzugreifen, einige Arbeiten zu Außenkulturpolitik in den Beziehungen zwischen westlichen und islamischen Staaten entstanden.[32]

Quantitativ schwieriger einzuschätzen sind umgekehrt diejenigen Fälle, in denen außenkulturpolitische Maßnahmen und Programme trotz krisenhafter Beziehungen keine hohe Symbolik entwickeln. Sie finden sowohl in wis-

---

29 Pitzke 2007; Maass 2008.

30 Vgl. beispielhaft für US-Wissenschaftskooperation seit 1938 Miller 2006; für Künste in deutsch-französischen Beziehungen Ende des 19. Jahrhunderts Esner 2001; für deutsche Wissenschaftliche Institute im Zweiten Weltkrieg Hausmann 2001.

31 Vgl. beispielhaft für Kultur allgemein Beusch 2005; für Fußball Ehrhart 2006; für die olympische Bewegung Hoberman 1995; Loland 1995, S. 58-60; Morgan 1995; für Baseball in japanisch-amerikanischen Beziehungen Crepeau 1982; Guthrie-Shimizu 2007.

32 Vgl. beispielhaft für US-Personen- und Kulturaustausch Bellamy/Weinberg 2008; für USA und Deutschland Kampschulte 2006; für die Euro-Mediterrane Partnerschaft Schäfer 2007; für Krisenprävention allgemein Dettmar 2005.

senschaftlichen als auch in politischen Diskursen weitaus weniger Berücksichtigung – insbesondere dann, wenn es sich um kurzzeitige Krisen im Rahmen ansonsten guter und durch zahlreiche Austauschmaßnahmen unterlegter Beziehungen handelt. Bei dauerhaft schlechten Beziehungen zwischen zwei Staaten dürften Kulturaustauschaktivitäten überhaupt selten sein und deshalb mit hoher Wahrscheinlichkeit einige Aufmerksamkeit finden, so dass die Schlussfolgerung naheliegt, dass sie hier häufig eine hohe Symbolik entwickeln. Systematische und empirisch gesättigte Forschungen zu dieser Frage liegen allerdings nicht vor.

Tendenziell, so lässt sich vorläufig und mit aller Vorsicht zusammenfassen, scheint es also eine gewisse Korrelation zu geben: Gute Beziehungen gehen häufig mit geringer Symbolik einher, während schlechte Beziehungen und Krisen eher zu einer hohen Symbolik führen. Eine hohe Symbolik scheint hingegen bei guten Beziehungen nur dann erreichbar, wenn eine problematische Vergangenheit als Negativfolie dient. Der überwiegende Teil der Forschungsarbeiten lässt sich daher einer der beiden ersten Kombinationen zuordnen, die dritte bildet aus historischen Gründen einen gewissen Schwerpunkt vor allem im deutschsprachigen Raum. Diese Feststellung überrascht intuitiv zunächst nicht, sie verweist aber auf eine beträchtliche methodische Schwierigkeit der empirischen Außenkulturpolitik-Forschung. Es wäre zu fragen, ob die drei genannten Kombinationen nicht derart grundverschieden sind, dass sich ein einziges Analysekonzept für sie überhaupt nicht entwickeln lässt. Es wird Aufgabe meiner Untersuchung sein, theoretisch und methodologisch zu zeigen, dass dem nicht so ist, wenngleich die empirischen Fallbeispiele, die ich selbst anführen werde, überwiegend Außenkulturpolitik in Krisensituationen schildern.

Außenkulturpolitische Maßnahmen und Programme lassen sich, neben Symbolik und politischem Umfeld, auch nach dem Grad unterscheiden, in dem der Staat direkt involviert ist. Die in der Literatur zum Thema immer wieder gerne genannten Beispiele westlicher Staaten hierfür sind einerseits Frankreich, das eine vergleichsweise zentralisierte Außenkulturpolitik betreibt, und andererseits die USA oder auch Deutschland, bei denen in großer Zahl auch nichtstaatliche bzw. parastaatliche Akteure mit eigener Entscheidungs- und Durchführungskompetenz eingebunden sind.[33] Bei genauerer Betrachtung allerdings erweist sich ein solches Schema aus zwei Gründen rasch als nur begrenzt aussagekräftig. Zum einen macht es westliche Demokratien zum Maßstab, indem die Dichotomie von Zentralismus und Dezentralismus aus einem vorwiegend westlichen staatstheoretischen Denken gewonnen wird. Entsprechend finden sich in der wissenschaftlichen Literatur kaum Versuche, dieses Schema auch auf nichtwestliche Staaten oder Nichtdemokratien anzuwenden.

33 Maaß 2005a, S. 205; Lutzmann/Schneider 2005, S. 293-294; Schulte 2000, S. 82-138; Peise 2003, S. 51-52. Vgl. dazu auch Arnold 1980, S. 17.

Zum anderen aber, und dies scheint mir der für meine Untersuchung gravierendere Punkt zu sein, kann dieses Schema lediglich Unterschiede zwischen Staaten, nicht aber jene zwischen einzelnen außenkulturpolitischen Bereichen erfassen. Auf diese Weise wird etwa (Leistungs-)Sport häufig ausgeblendet, da er generell in nur vergleichsweise geringem Maße von staatlichen Akteuren direkt mitgeprägt wird und er deshalb in das Zentralismus-Dezentralismus-Schema, das staatliches Engagement »mittelt«, nicht so recht passen möchte. Damit liegt hier ein übermäßig enges Verständnis von Außenkulturpolitik vor, das bestimmte Formen staatlichen Handelns ausblendet. Seinen Schwerpunkt legt ein solches Verständnis auf jene Bereiche, die innerhalb der Staaten der Außenpolitik, zumindest aber der Regierungspolitik explizit und administrativ zugeordnet werden – vorwiegend Künste, Sprache und Personenaustausch, schon in geringerem Umfang Wissenschaft oder Medienarbeit und in noch geringerem den eben genannten Sport. Dies trägt zumindest indirekt dazu bei, dass die Forschung zu diesen Themenbereichen weitgehend isoliert voneinander verläuft.

Es ist nun allerdings sicherlich sinnvoll, Außenkulturpolitik in einer Weise zu verstehen, die in irgendeiner Form staatliches Engagement zur Voraussetzung macht. Ebenso sinnvoll ist es aber, diesen Begriff so breit auszulegen, dass er auch indirekte staatliche Lenkungs- oder Unterstützungsmaßnahmen erfasst. Schließlich können ja auch sie als Versuch im Sinne meiner Definition gewertet werden, das, was für Kultur gehalten wird, zu einem Bestandteil der zwischenstaatlichen oder internationalen Beziehungen und Kontakte zu machen. Der Außenkulturpolitik wären damit, um einige Extremfälle beispielhaft zu skizzieren, nicht nur die Organisation von Sprachkursen oder Dichter(innen)lesungen durch eine Botschaft auf der einen Seite des Spektrums zuzurechnen, sondern eben auch die staatliche Co-Finanzierung eines grenzüberschreitenden Forschungsprojektes privater Einrichtungen oder die staatliche Kooperation mit den privaten Organisatoren eines globalen Sportereignisses auf der anderen Seite. Denkbar sind darüber hinaus durchaus auch Modelle von Außenkulturpolitik, bei denen der Staat in Teilbereichen lediglich koordinierende Aufgaben übernimmt, ohne explizite Vorschriften zu machen, systematisch Wünsche zu äußern oder selbst Gelder bzw. administrative Ressourcen einzusetzen.

Ein breites Spektrum des Ausmaßes staatlichen Engagements gibt es in allen Ländern, und zwar in unterschiedlichen kulturellen Teilbereichen in verschiedenem Ausmaß. Die verallgemeinernde Unterscheidung von zentralisierter und dezentralisierter Außenkulturpolitik kann vor diesem Hintergrund nicht mehr als eine grobe und in Teilen irreführende Annäherung sein. Ein solch breites Verständnis von Außenkulturpolitik wirft nun allerdings ein begriffliches Problem auf, das über diese Form von Außenpolitik weit hinausreicht. In den verschiedenen Sozialwissenschaften, die in irgendeiner Weise grenzüberschreitende Aspekte thematisieren und untersuchen, hat es sich eingebürgert, zwischen internationalen und transnationalen Beziehungen zu unterscheiden. Im Regelfall werden dabei mit internationalen

Beziehungen jene Interaktionen gemeint, bei denen mindestens eine der beteiligten Parteien ein staatlicher Akteur oder eine internationale Staatenorganisation ist. Unter transnationalen Beziehungen hingegen werden jene Interaktionen verstanden, bei denen keine der beteiligten Parteien ein staatlicher Akteur ist, also beispielsweise jene zwischen internationalen Nichtregierungs-Organisationen (NGOs), Unternehmen oder Interessenverbänden.[34]

Auch in dieses Schema mag Außenkulturpolitik nicht so recht passen. Zwar gibt es zweifellos Programme und Maßnahmen, die eindeutig als international bezeichnet werden können, da sie eindeutig staatlich durchgeführt werden. Schon zahlreiche Aktivitäten relativ staatsferner Mittlerorganisationen wie dem Goethe-Institut in Deutschland oder dem British Council in Großbritannien sind da allerdings schwieriger einzuordnen. Ergänzt man nun noch zusätzlich Fälle wie die oben genannten, bei denen Staaten Aktivitäten privater Akteure nur sehr lose begleiten, so kann von internationalen Aktivitäten eigentlich nicht mehr die Rede sein. Hier stößt die Unterscheidung von internationalen und transnationalen Beziehungen, so hilfreich sie in vielen Kontexten sein mag, an ihre Grenzen: Die Verflechtung zwischen privaten und staatlichen Akteuren weist sicherlich nicht nur im Hinblick auf Außenkulturpolitik eine Komplexität auf, die eine eindeutige Trennung beider Bereiche unmöglich macht. Um dem Schema dennoch so gut wie möglich gerecht zu werden, gleichzeitig aber eine gewisse begriffliche Einheitlichkeit zu wahren, werde ich deshalb in meiner Untersuchung auf den Begriff »transnational« zu Gunsten des Begriffes »international« vollständig verzichten – und zwar selbst dort, wo eigentlich nach klassischem Verständnis von transnationalen Beziehungen oder Aktivitäten gesprochen werden müsste. Auch wenn damit das Internationale sehr weit ausgelegt wird, scheint mir dies angesichts meines Verständnisses von Außenkulturpolitik angemessen zu sein, erfordert dieses doch zumindest ein Minimum an staatlichem Engagement.

Um Außenkulturpolitik als außenpolitisches und historisches Phänomen zu erschließen, habe ich in dieser Einleitung bislang deren Geschichte, ihre staatstheoretische Verortung, mögliche Situationen ihrer Anwendung, ihren normativen Gehalt sowie die Frage nach staatlichem Engagement thematisiert und dabei erste begriffliche Festlegungen getroffen. Um diese Hinführung zum Thema abzurunden, ist nun noch eine Frage offen: Nämlich jene nach den Staaten, die Außenkulturpolitik überhaupt betreiben. Sie ist, wie so viele sozialwissenschaftliche Fragen, nicht eindeutig zu beantworten. Grundsätzlich lassen sich allerdings empirisch zwei Tendenzen bestimmen: Die Wahrscheinlichkeit für ein ausgeprägtes außenkulturpolitisches Engagement steigt, je westlicher und je größer ein Staat ist.[35] Letzteres dürfte vorwiegend auf seine größere regional- oder weltpolitische Bedeutung so-

34 Vgl. zu den beiden Begriffen international und transnational Wilzewski 1998; Evans/Newnham 1992; Rausch 1998; Nye/Keohane 1971.

35 Zum Einfluss der Größe vgl. Arnold 1980, S. 18.

wie auf seine im Regelfall wohl größeren materiellen Ressourcen zurückzuführen sein.

Dass das außenkulturpolitische Engagement westlicher Staaten im Durchschnitt ausgeprägter ist als das nichtwestlicher Staaten, dürfte hingegen vorwiegend historische Gründe haben – das internationale Staatensystem selbst ist, wie ich einleitend geschildert habe, trotz aller Modifikationen im Zuge seiner weltweiten Ausbreitung ebenso eine westliche Erfindung wie die Vorstellung, der Bevölkerung eines Staates sei eine gewisse Kultur zu eigen. Dieser Eindruck einer westlichen Dominanz wird allerdings möglicherweise dadurch übermäßig verstärkt, dass die vorliegende Literatur zu Außenkulturpolitik vorwiegend in westlichen Staaten erschienen ist. Ob sie sich gerade deshalb auch thematisch weit überwiegend westlichen Staaten widmet, es also auch hier einen gewissen Bias bei der Themenwahl gibt, mag Spekulation sein, diese Möglichkeit soll hier aber nicht unerwähnt bleiben.

Gleichwohl ist diese Form der Außenpolitik nicht ausschließlich ein westliches Phänomen, und entsprechende Aktivitäten nichtwestlicher Staaten nehmen zu. In jüngerer Zeit fand insbesondere China in diesem Zusammenhang einige mediale und wissenschaftliche Aufmerksamkeit, aber auch zur Außenkulturpolitik anderer Staaten wie beispielsweise zu jener Indiens, der früheren Sowjetunion, der arabischen Staaten oder Nigerias liegen inzwischen Forschungsarbeiten vor.[36] Darüber hinaus ist der in Nationalmannschaften organisierte und in vielen Fällen staatlich begleitete Spitzensport ebenso ein weltweites Phänomen wie Wissenschaftsaustausch über Grenzen hinweg. Von einer Beschränkung auf westliche Staaten kann hier nicht die Rede sein,[37] allerdings bilden westliche Staaten auch hier einen thematischen Schwerpunkt der vorliegenden Forschung.[38]

Das Bild, das ich in dieser Einleitung von der bisherigen Forschung zu Außenkulturpolitik gezeichnet habe, weist auf einen ausgeprägten Mangel an theoretischer und methodologischer Reflexion hin. Versuche, diesen Bereich von Außenpolitik einer grundlegenden Analyse zu unterziehen, sind selten. Es gibt einige zusammenfassende Monografien, die einen Überblick über Außenkulturpolitik oder Teilbereiche davon geben möchten, ohne aber

36 Vgl. zu Indien Bound/Briggs et al. 2007, S. 90-91; Rana 2000, S. 148-169; Mark 2008, S. 181-223; zur Sowjetunion Gould-Davies 2003; Riordan 1999; zur arabischen Liga Emig 2004; zu Nigeria nach der Unabhängigkeit Adefuye 1992; zu China Bound/Briggs et al. 2007, S. 87-88; Passin 1963; Hartig 2007; Gäßler 2003; Meissner 2002; Wobst 2004.

37 Womit nicht bestritten werden soll, dass Wissenschaft und Sport noch immer westlich dominiert werden.

38 Vgl. beispielhaft für den Sport Güldenpfennig 2008; Eisenberg 2006; Eisenberg 2004; Levermore 2004; Allison/Monnington 2002; Brändle/Koller 2002; Eisenberg 2001; Krüger 1999; für Wissenschaft Alter 1981; Iriye 1997, S. 67; Crawford/Shinn/Sörlin 1992; Fritz 2005.

ein wirkliches theoretisches Interesse zu entwickeln. Auffällig ist, dass die Mehrzahl solcher Bücher – den internationalen Sport ausgenommen – schon vor Jahrzehnten erschienen sind.[39] In vielen anderen, auch jüngeren Arbeiten beschränkt sich theoretische oder auch methodologische Reflexion auf eine mehr oder weniger umfangreiche Hinführung zu oder Grundlegung einer ansonsten empirischen Thematik.[40] Diese wiederum besteht dabei nicht selten aus dem Entwurf einer Typologie, wie ich schon oben dargestellt habe, oder aus einer Definition des Kulturbegriffs.[41] Texte mit explizitem und vorrangigem Theorieanspruch liegen hingegen sehr viel seltener vor, sie sind zudem auf bestimmte Teilbereiche oder spezifische Fragestellungen begrenzt.[42]

Auch jene Literatur insbesondere des englischsprachigen Raums, die sich mit »Public Diplomacy« oder verwandten Themenbereichen wie etwa »Nation Branding« befasst, führt hier nicht weiter: Außenkulturpolitik ist allenfalls ein Teil hiervon, der eher selten berücksichtigt wird und dessen Spezifika bei einer Analyse des Gesamten notwendig ausgeblendet bleiben. Auch in den vorliegenden Arbeiten zu Public Diplomacy steht die Frage im Mittelpunkt, welche Motive und Ziele Staaten verfolgen – die sehr viel grundlegendere Frage, weshalb man dabei oftmals gerade auf Kultur setzt, bleibt aber einmal mehr unberücksichtigt.[43]

In den meisten Fällen leidet diese wissenschaftliche Literatur daran, dass sie gängige Annahmen über Kultur, Außenpolitik oder Staatlichkeit nicht hinterfragt, sondern Außenkulturpolitik als vermeintlich eindeutiges politisches Handlungsfeld in zeitgenössische theoretische oder methodologische Schemata pressen möchte. Um eine fundiertere und der Komplexität des Gegenstands angemessenere Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse zu entwickeln, wird es deshalb im weiteren Verlauf meiner Untersuchung notwendig sein, zentrale Begriffe wie Nation, Staat und Kultur ebenso genauer zu untersuchen wie das Verständnis, das die beteiligten Akteurinnen und Akteure von Außenkulturpolitik haben. Es gilt, die innere Logik dieser besonderen Form von Außenpolitik zu verstehen – nicht, sie anhand oberflächlicher Erscheinungsformen typologisieren oder anhand unhinterfragter, vermeintlich objektiver Merkmale beschreiben zu wollen.

---

39 Vgl. beispielhaft Mitchell 1986; Emge 1967; McMurry/Lee 1947; für Sport Houlihan 1994; Güldenpfennig 1992.

40 Vgl. beispielhaft Schulte 2000; Gesche 2006; Seifer 2000; Bélanger 1999; Quenzel 2005.

41 Vgl. beispielhaft Schäfer 2007; Mark 2008; Düwell 2005; Metzinger 2005.

42 Zwei der wenigen jüngeren Beispiele sind für Sprachverbreitungspolitik aus IB-theoretischer Sicht Andrei 2008; Rittberger/Andrei 2005; für Personenaustausch Scott-Smith 2008. Aus sozialgeschichtlicher Sicht Bock 2005.

43 Vgl. beispielhaft für Literatur zu Public Diplomacy mit eher theoretischem Fokus, die Außenkulturpolitik vernachlässigt oder gänzlich ausblendet, Nye 2004; Szondi 2008; Szondi 2009; Gilboa 2008; Riordan 2005.

Eine weitere Schwäche der vorliegenden Arbeiten zu Außenkulturpolitik resultiert unmittelbar aus dieser Theorieferne: Sie haben nicht selten ein unklares Verständnis dessen, was sie mit Außenkulturpolitik – oder welchen Begriff auch immer sie wählen – überhaupt meinen. Für die große Zahl der empirischen und historischen Texte, die konkrete Einzelfälle untersuchen, stellt sich dieses Problem aufgrund ihres von vornherein stark eingegrenzten Gegenstandes nicht unmittelbar. Problematisch wird es aber, wenn der Fokus breiter ist. In diesen Fällen wird das Untersuchungsfeld nicht selten willkürlich oder nach tagespolitischen Gesichtspunkten festgelegt, inhärente Kriterien selten benannt. Im Ergebnis finden etwa Forschungen zu Künsten in der Außenpolitik, zu Sprachenverbreitungspolitik, zu Sport in den internationalen Beziehungen, zum internationalen Wissenschaftsaustausch oder zum Personenaustausch zwischen Staaten isoliert voneinander statt. Eine größere Theorienähe, sofern diese die Frage nach dem Gegenstand Außenkulturpolitik in den Mittelpunkt rückt, könnte hier Abhilfe schaffen. Auch aus diesem Grund wäre also besser nach der inneren Logik dieser besonderen Form von Außenpolitik zu fragen – und nicht nach oberflächlichen Erscheinungsformen oder Merkmalen.

Zu Untersuchungsziel und Gliederung dieser Untersuchung

Meine bisherigen Ausführungen zeigen, dass Forschung zu Außenkulturpolitik bislang an zwei gravierenden Defiziten leidet: einer mangelnden Reflexion eigener normativer Grundlagen und einer ausgeprägten Theorieferne. Wesentliche Konsequenz beider ist, dass der thematische Gegenstand Außenkulturpolitik als unproblematisch und eindeutig erscheint. Gerade die Normativität sollte aber sehr viel mehr als konstituierender Bestandteil dieses Gegenstandes gelten. Dass Kultur in der internationalen Politik häufig als etwas Verbindendes, bisweilen sogar als etwas den Frieden Förderndes verstanden werden kann, ist eben nicht selbstverständlich. Ebenso wenig ist es selbstverständlich, dass sie bei zwischenstaatlichen Divergenzen als etwas Feindliches oder zumindest Konfliktträchtiges verstanden werden kann. Es gilt deshalb, nicht einfach Wirkungen oder Funktionen zu behaupten, sondern zu verstehen, was genau denn diese Wirkungen oder Funktionen unter welchen Bedingungen und aus welchen Gründen zeitigt.

Kultur in internationaler Politik bzw. in Außenpolitik genauer zu bestimmen, muss deshalb der erste Schritt einer Außenkulturpolitik-Analyse sein. Hierzu ist eine fundamentale Begriffsklärung notwendig – und zwar nicht nur des Kulturbegriffs selbst, sondern auch benachbarter Begriffe wie etwa jenen der Nation, des Staates oder des Internationalen. Sie alle stehen in einer komplexen Wechselbeziehung zueinander, die in der vorliegenden Literatur zu Außenkulturpolitik allenfalls am Rande berücksichtigt wird. Dies mag überraschen, ist die Existenz nationalstaatlicher Kulturen, staatlicher Institutionen und Souveränität beanspruchender Staaten in einem internatio-

nalen Staatensystem doch notwendige Voraussetzung dafür, Außenkulturpolitik im heutigen Sinne überhaupt denken und betreiben zu können. Und doch besteht gerade in diesem Punkt eine Forschungslücke, die die vorliegende Untersuchung zu schließen beansprucht.

Um dies zu tun, gilt es, eine Perspektive einzunehmen, die ich vorläufig als »Perspektive der Wahrnehmung« bezeichne und später in eine interpretative und semiotische Methodologie überführe. Darunter verstehe ich den Versuch, jenes Verständnis von Kultur und Außenkulturpolitik in den Fokus zu rücken, das die beteiligten Akteurinnen und Akteure selbst haben. Außenkulturpolitik, Staat, Nation, Kultur und Internationales sind aus einer solchen Perspektive nicht per se gegeben, sondern sie werden durch politisches und soziales Handeln und Interpretieren gemacht. Nur ein solches Vorgehen erlaubt es, gängige Grundannahmen und Vorstellungen (mitsamt normativer Gehalte und unreflektierter vermeintlicher oder tatsächlicher Zusammenhänge) nicht als gegeben und fix hinzunehmen, sondern kritisch zu hinterfragen.

In letzter Konsequenz gilt es, das außenkulturpolitisch vermeintlich Existente nicht einfach als existent zu behaupten, sondern seine ideologische, diskursive und semiotische Konstitution zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse zu machen. Normative Annahmen werden hierdurch nicht blind akzeptiert und nicht zu methodologischen Ausgangspunkten empirischer Wissenschaft gemacht. Ferner wird eine größere Theorienähe mit einer solchen Perspektive der Wahrnehmung dank einer fundamentaleren Herangehensweise erreicht.[44]

Die fundamentalste Frage, die sich eine Analyse der Außenkulturpolitik aus einer solchen Perspektive der Wahrnehmung stellen kann und die folgerichtig im Mittelpunkt meiner Untersuchung steht, ist jene nach der schieren Existenz dieser besonderen Form von Außenpolitik. Offenbar gibt es eine Art Bedürfnis[45] von Staaten, Vorstellungen einer eigenen Kultur zu entwi-

---

44 Eine solche grundlegende und abstrakte Analyse von Außenkulturpolitik vermag zwar zumindest in einem ersten Schritt zunächst keine Aussagen über richtige oder falsche tagespolitische Programme und Maßnahmen zu treffen, schließlich versucht sie, deren grundsätzliche Logik überhaupt erst einmal zu verstehen. Gleichwohl ist ein besseres und grundlegenderes Verständnis dessen, was als Außenkulturpolitik überhaupt passiert, notwendig, um anschließend mögliche politische Strategien oder Handlungsempfehlungen entwickeln zu können.

45 Ich benutze hier und wiederholt im weiteren Verlauf dieser Untersuchung den Begriff des Bedürfnisses, da es mir an einer geeigneten Alternative mangelt. Die Schwäche dieses Begriffes liegt in seinem anthropomorphisierenden Charakter. Ich spreche von einem »Bedürfnis« bewusst metaphorisch und betone in diesem Zusammenhang die Differenz, die grundsätzlich zwischen eigentlicher und uneigentlicher Bedeutung einer Metapher besteht. Keineswegs möchte ich, wenn ich von Bedürfnissen der Staaten spreche, diesen Staaten einen menschenähnlichen Charakter unterstellen. Das »Bedürfnis« gründet vielmehr in der Art und Weise

ckeln und diese auch außerhalb des eigenen Staatsgebietes bzw. gegenüber Staatsangehörigen dritter Staaten bekannt zu machen. Woraus sich dieses speist und welche Rolle es im Gesamtkomplex von internationaler Politik und Außenpolitik spielt, sind Fragen, die sich unmittelbar an diese erste Frage anschließen. Da in der Moderne der Kulturbegriff von Begriffen wie Nation, Staat und Internationalem nun aber nicht getrennt werden kann, wird eine Analyse von Außenkulturpolitik nicht umhin kommen, auch diese in ihrem Verhältnis zueinander zu betrachten.

Dabei stellt sich ferner die Frage, weshalb dem, was als Kultur im Rahmen von Außenkulturpolitik präsentiert wird, auch seitens des Publikums und der Politik in den Zielländern häufig mit Wohlwollen und Sympathie begegnet wird. Diese positive Haltung, so kann vermutet werden, muss in irgendeiner Weise gleichfalls mit moderner Staatlichkeit, mit Nationalismus und mit Kultur in Verbindung stehen, sie findet überdies in zwischenstaatlichen oder internationalen Beziehungen ihren Platz. Damit ist auch sie letztlich an die Konstitution von Außenkulturpolitik geknüpft. Dabei sollte allerdings die Tatsache, dass Staaten, die Kultur zu einem Bestandteil ihrer Außenpolitik machen, auf Wohlwollen und Sympathie hoffen und diese oftmals auch erhalten, nicht zur Annahme verleiten, dass Kultur per se eine solche Reaktion herbeiführe oder per se zumindest ein entsprechendes Potential habe. Gerade dies wird in gängiger Literatur zum Thema häufig übersehen. Es gilt vielmehr in deutlicher Abgrenzung gegenüber bestehenden Forschungsarbeiten zu analysieren, wodurch Wohlwollen und Sympathie – und damit letztlich auch Außenkulturpolitik – überhaupt möglich werden.

Damit ist eine umfassende und komplexe Gemengelage an möglichen Analyserichtungen skizziert. Sie lässt sich in drei Fragenbündel gliedern, an denen ich mich im weiteren Verlauf dieser Untersuchung orientieren werde:

- Warum überhaupt betreiben Staaten Außenkulturpolitik? Oder anders formuliert: Warum erachten es Staaten für sinnvoll und angebracht, gerade und ausgerechnet das, was sie für die eigene Kultur halten, jenseits der eigenen Grenzen bekannt zu machen oder anderswie im Rahmen ihrer Außenpolitik einzusetzen?
- Welche Rolle spielt für Außenkulturpolitik die Aufteilung der Welt in Nationalstaaten, die sich im Kern durch ein Nation-Sein definieren? In welchem Verhältnis stehen Kultur, Staat und Nation zueinander? Welche besondere Rolle spielt hierbei der Umstand, dass durch eben jene Aufteilung der Welt Staaten, die sich für souverän halten, in ein Außenverhältnis zueinander treten? Inwiefern tangieren sich dieses Außenverhältnis und nationalstaatlich gedachte Kultur wechselseitig?

---

der Konstitution von Nationalstaaten durch Außenkulturpolitik – ein Phänomen, das ich in dieser Untersuchung überhaupt erst näher beleuchten und erläutern werde. Insofern besteht hier eine begriffliche Unsicherheit, die mit meiner Arbeit als ganzer überhaupt erst überwunden werden kann.

- Wie kommt es vor dem Hintergrund des eben Skizzierten dazu, dass der Außenkulturpolitik bzw. der Kultur anderer Nationalstaaten oft mit Wohlwollen und Sympathie begegnet wird? Wie lassen sich Umstände verstehen, in denen eben dies nicht geschieht?

Ziel meiner Untersuchung ist es aber keineswegs, lediglich diese Fragen zu beantworten. Meine Intention ist vielmehr, eine interpretative Konzeption für eine Außenkulturpolitik-Analyse zu entwickeln. Ein besseres theoretisches Verständnis dessen, was als Außenkulturpolitik tagtäglich vor sich geht, soll dazu beitragen, eine adäquate Methodologie für empirische Analysen zu entwickeln. Diese Methodologie besteht dabei im Wesentlichen aus adäquaten Begriffen, mit denen – im Anschluss an meine eigene Arbeit – an außenkulturpolitische Phänomene herangetreten werden kann. Ich werde dabei allerdings nicht versuchen, zuerst eine Theorie der Außenkulturpolitik zu entwickeln, um danach in einem zweiten Schritt eine Methodologie abzuleiten. Beide können vielmehr nicht voneinander getrennt werden, da Weltwissen immer einen spezifischen Zugriff auf Welt verlangt und umgekehrt Welt ohne Wissen von dieser Welt nicht denkbar ist. Die Beantwortung der genannten Fragen und die Entwicklung von Begriffen für eine empirische Analyse von Außenkulturpolitik werden deshalb in meiner Untersuchung Hand in Hand gehen.

Das erste der drei genannten Fragenbündel weist insofern einen prominenteren und grundsätzlicheren Charakter auf als die beiden anderen, als ich letztere von ersterem abgeleitet habe. Es bildet in mancher Hinsicht den Kern meines Forschungsinteresses und damit auch meiner methodologischen Analyse-Konzeption. Das zweite Fragenbündel ist demgegenüber abstrakter, es weitet den Blick über Außenkulturpolitik hinaus auf Phänomene aus, die zum Verständnis von Außenkulturpolitik von fundamentaler Bedeutung zu sein versprechen. Das dritte hingegen engt das Blickfeld wieder ein, hier führe ich (zunächst hypothetisch) die Existenz von Außenkulturpolitik auf eine spezifische Interpretation von Kultur zurück. Trotz dieser Unterschiede sind allerdings alle drei Fragenbündel insofern wechselseitig miteinander verknüpft, als keines von ihnen ohne die beiden anderen befriedigend beantwortet werden kann.

Dies wirft für die Gliederung und die Stringenz der Argumentation meiner Untersuchung beträchtliche Schwierigkeiten auf. Ich werde sie zu lösen versuchen, indem ich von einem klassischen Aufbau wissenschaftlicher Arbeiten an einigen Stellen bewusst abweiche. Ein solches Vorgehen liegt bei diesem Thema nicht nur nahe, weil es mehrere wechselseitig einander bedingende Fragen zu beantworten gilt, sondern auch, weil Außenkulturpolitik bislang kaum theoretisch und grundsätzlich erforscht worden ist. Letzteres hat zur Konsequenz, dass ich kaum an bestehende Arbeiten anknüpfen kann und statt dessen auf thematisch entferntere Forschungsergebnisse aus verschiedenen Disziplinen zurückgreifen muss. Deren wichtigste werden die Theorien Internationaler Beziehungen, die Nationalismusforschung und die

Kultursemiotik sein; diese Liste ließe sich allerdings noch sehr viel weiter fortsetzen.

Wenn ich sage, dass ich von einem klassischen Aufbau wissenschaftlicher Arbeiten abweiche, so meint dies insbesondere, dass ich zwischen empirischen, methodologischen und theoretischen Teilen nicht systematisch unterscheide und diese nicht zum primären Gliederungskriterium mache. Dies zu versuchen, wäre notwendig zum Scheitern verurteilt in einer Untersuchung, die eine Theorie und Methodologie ja überhaupt erst zu entwickeln versucht und deshalb zunächst von Vorläufigkeiten und Unsicherheiten geprägt ist. Es würde ferner auch meinen – an späterer Stelle auszuarbeitenden – interpretativen Grundlagen widersprechen, die einen starken Zusammenhang zwischen Theorie und Methodologie behaupten. Ich habe ferner darauf verzichtet, wie in wissenschaftlichen Arbeiten normalerweise üblich, schon zu Beginn einen umfassenden Überblick über die gesamte relevante Literatur zu geben. Obige Literaturübersicht ist ganz bewusst auf außenkulturpolitische Texte im engeren Sinne begrenzt: Da ich im weiteren Verlauf auf verschiedene Disziplinen zurückgreifen werde, ist es sinnvoller, den für mich relevanten Forschungsstand jeweils im Rahmen der betreffenden Kapitel zu skizzieren. Dies hat den Vorteil, dass ich damit zugleich zum eigentlichen Thema hinführen, mich selbst im jeweiligen Kontext theoretisch verorten und entsprechend die Relevanz dieser Untersuchungen zielgenauer aufzeigen kann.

Diese Untersuchung gliedert sich in vier große Teile. Der erste Teil, »Begriffliche und theoretische Ausgangspunkte«, geht systematisch und umfassend auf die in dieser Einleitung aufgeworfenen, für eine Außenkulturpolitik-Analyse zentralen Begriffe der Kultur, des Staates, der Nation und des Internationalen ein. Ziel ist es dabei, ihr Verhältnis zueinander wie auch ihre Bedeutung für Außenkulturpolitik zu skizzieren. Hierzu werde ich in Kapitel 1.1 zunächst die Genese des Kulturbegriffs als eines für die Moderne typischen Konzeptes schildern. In den Kapiteln 1.2 und 1.3 leite ich schließlich aus Theorien Internationaler Beziehungen bzw. Theorien des Nationalstaats weitere grundlegende Begriffe einer Außenkulturpolitik-Analyse ab. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, was zeitgenössische Theorien des Internationalen bzw. des Nationalstaats zu einem besseren Verständnis dieser Form von Außenpolitik beitragen können.

In Teil II dieser Untersuchung, »Semiotik, Methode und Begriffe einer Außenkulturpolitik-Analyse«, führe ich die im ersten Teil gewonnenen Begriffe in eine umfassendere Analyse-Konzeption über. Dazu entwerfe ich in Kapitel 2.1 zunächst ein begriffliches Grundraster einer semiotischen und interpretativen Sozialwissenschaft. Dieses ist unmittelbar anschlussfähig für die post-klassischen bzw. poststrukturalistischen Theorien des Nationalstaats bzw. der Internationalen Beziehungen, auf die ich mich in Teil I dieser Untersuchung überwiegend beziehe. In Kapitel 2.2 stoße ich schließlich zum eigentlichen Kern meiner Außenkulturpolitik-Analyse vor, nämlich den Begriffen des Universalismus und der Autoreferentialität. Diese leiten sich

aus den Überlegungen aus dem ersten Teil der Untersuchung ab und beruhen auf den Annahmen meines interpretativen und semiotischen Ansatzes, zugleich bilden sie den begrifflichen Dreh- und Angelpunkt einer Außenkulturpolitik-Analyse mit stärkerem empirischem Interesse.

Der dritte und umfangreichste Teil dieser Untersuchung widmet sich schließlich in vier Kapiteln vier Teilbereichen von Außenkulturpolitik: Sport, Künsten, Wissenschaft und Personenaustausch. Ziel ist es dabei, zunächst die theoretische und historische Angemessenheit des Begriffspaars Universalismus und Autoreferentialität für eine Analyse dieser außenkulturpolitischen Tätigkeitsfelder nachzuweisen. In geringerem Umfang sollen diese vier Kapitel darüber hinaus zeigen, dass dieses Begriffspaar auch für empirische Analysen geeignet ist. Der darauf folgende vierte und letzte Teil dieser Untersuchung fasst schließlich die gesamten Überlegungen zusammen.

Die Gliederung dieser Untersuchung umfasst drei Ebenen. Die inhaltlichen Einheiten der ersten Ebene bezeichne ich als »Teil«, sie tragen römische Ziffern (I bis IV). Jene der zweiten Ebene bezeichne ich als Kapitel, also etwa Kap. 1.2 für das zweite Kapitel des ersten Teils oder Kap. 3.1 für das erste Kapitel des dritten Teils. Diesen nachgeordnet finden sich schließlich, auf der dritten Ebene, die Unterkapitel. Sie tragen drei Ziffern, etwa Unterkap. 1.3.2 oder Unterkap. 2.2.3.

I. Begriffliche und theoretische Ausgangspunkte

Dieser erste Teil meiner Untersuchung skizziert drei wesentliche begriffliche und theoretische Ausgangspunkte einer Außenkulturpolitik-Analyse, nämlich den Kulturbegriff, das Internationale bzw. die internationale Komponente von Staatlichkeit sowie den Nationalismus bzw. Nationalstaatlichkeit. Inhaltlich gliedert er sich in vier Kapitel.

Das erste Kapitel schildert die historische Genese des Kulturbegriffs seit der europäischen Antike, legt dabei allerdings einen deutlichen Schwerpunkt auf die Zeit seit der Aufklärung. Im Mittelpunkt steht insbesondere die Frage, welche inhaltlichen Komponenten den Kulturbegriff in der Vergangenheit ausmachten und noch in der Gegenwart ausmachen. Hiervon ausgehend wird zu prüfen sein, in welcher Weise die modernen Wissenschaften auf den Begriff der Kultur zurückgreifen und wie dies das – auch außerwissenschaftliche – Nachdenken über Kultur geprägt hat. Für eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse ist dies von zentraler Bedeutung, schließlich sieht sie sich in gleich doppelter Weise mit »Kultur« konfrontiert: Einerseits wird diese als Gegenstand politischen Handelns tagtäglich eingesetzt und ist folglich auch Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion. Andererseits ist sie aus einer neueren sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektive zugleich Bedingung von Wissenschaft wie auch von Politik. Hier treffen verschiedene Ebenen der Argumentation in einer verworrenen Weise aufeinander, deren Verhältnis zueinander im weiteren Verlauf dieser Untersuchung noch zu klären sein wird.

Das zweite Kapitel versucht im Anschluss an diese begriffsgeschichtlichen Überlegungen zu eruieren, inwiefern die politikwissenschaftlichen Forschungen zu Internationalen Beziehungen zu einem besseren Verständnis von Kultur und Außenkulturpolitik beitragen könnten. Mit der gleichen Fragestellung widmet sich das dritte Kapitel soziologischen, geschichts- und politikwissenschaftlichen Theorien des Nationalismus bzw. des Nationalstaats. Beide sind dabei insofern analog aufgebaut, als zunächst in einem ersten Unterkapitel nach Möglichkeiten gesucht wird, sich mit gängigen Theorien des jeweiligen Forschungsfeldes Kultur und Außenkulturpolitik anzunähern. Hierbei sind die Art und Weise sowie der Umfang, in denen

diese Begriffe in den jeweiligen Theoriedebatten aufgegriffen werden, von zentraler Bedeutung. In einem zweiten Unterkapitel steht, hiervon ausgehend, die Frage im Mittelpunkt, wie genau bestimmte Theoriefamilien zu einem besseren Verständnis dieser Phänomene beizutragen vermögen. Hier werden in hohem Maße auch eigene Überlegungen und Weiterentwicklungen notwendig sein.

Ein viertes Kapitel fasst schließlich die Ergebnisse des ersten Teils dieser Untersuchung zusammen.

1.1 ZUR GENESE DES KULTURBEGRIFFS

Es gibt wohl nur wenige sozialwissenschaftliche Begriffe, die ein dermaßen uneinheitliches Bedeutungs- und Gebrauchsspektrum aufweisen wie der Begriff der Kultur. Zugleich gibt es zu dessen Begriffsgeschichte nicht wenige sozial- oder kulturwissenschaftliche, historische oder philosophische Texte, die mit genau dieser Feststellung beginnen.[1] Ein solcher Einstieg in die Thematik ist begründet: Tatsächlich hat die Bedeutungsvielfalt des Begriffes »Kultur« zahlreiche Konsequenzen für Wissenschaften wie auch für außenkulturpolitische Praxis.

In diesem Kapitel schildere ich zunächst die begriffsgeschichtliche Genese dieser semantischen Vielfalt. Auf diesen Ausführungen aufbauend, untersuche ich anschließend die wichtigsten Konsequenzen für die Sozial- und Kulturwissenschaften, soweit dies für den weiteren Verlauf der Argumentation dieser Untersuchung relevant ist. Dabei wird sich zeigen, dass der Kulturbegriff trotz seiner semantischen Vielfalt insofern eine gewisse Geschlossenheit aufweist, als sich vier wesentliche Bedeutungsdimensionen unterscheiden lassen.

Der Begriff »Kultur« geht etymologisch auf das lateinische Verb »colere« sowie auf die zur gleichen Wortfamilie gehörenden Wörter zurück. »Colere« kann nach Terry Eagleton »so gut wie alles bedeuten«, wobei er als wichtigste semantische Nuancen »hegen«, »pflegen«, »bewohnen«, »anbeten« und »beschützen« nennt.[2] Aus »colere« im Sinne von »bewohnen« entwickelte sich die sprachenübergreifend vorhandene Wortfamilie rund um »Kolonie« (»colony«, »colonia«), die für die Genese der Bedeutungsvielfalt von Kultur allerdings eher unwichtig ist. Wichtiger wurden Bedeutungsnuancen rund um »hegen« und »pflegen« sowie auch »bebauen« mit vorwiegend agrarischer sowie religiöser Bedeutung.[3] Das lateinische Substantiv »cultura« bezeichnet sowohl die landwirtschaftliche Tätigkeit als auch den landwirtschaftlich bearbeiteten Boden. Diese agrarische Wortbedeutung ist

1 Vgl. beispielhaft Eagleton 2001, S. 7; Williams 1976a, S. 87.

2 Eagleton 2001, S. 8. Er lehnt sich dabei an Raymond Williams an, der die gleichen Übersetzungen nennt; vgl. Williams 1976a, S. 87.

3 Flatz 1999, S. 60 und 62; Ort 2003, S. 19; Hetzel 2001, S. 23-26.

in Begriffen wie »Monokultur«, »Treibhauskultur« oder »Kulturpflanzen« noch heute präsent.[4]

Die Abgrenzung von der Natur war in gewisser Weise schon im lateinischen Kulturbegriff angelegt, wenngleich noch nicht in gleichem Maße manifest wie in der Neuzeit.[5] In der ursprünglichen Bedeutung des lateinischen »cultura«, landwirtschaftliche Tätigkeit wie auch landwirtschaftlich bearbeiteter Boden, wird dies deutlich. »Cultura« kann verstanden werden als die Überführung dessen, was außerhalb des Menschen in der Natur gelegen ist, in die Sphäre des Menschlichen. Diese Grenze zwischen dem außerhalb menschlicher Kontrolle Liegenden und dem, was der Mensch zu kontrollieren vermag, kann auch aus den anderen Wortbedeutungen des lateinischen »colere« herausgelesen werden: »pflegen«, »bewohnen«, »anbeten« und »beschützen« sind Tätigkeiten, die sich auf ein Objekt beziehen, das in irgendeiner Weise dem Menschen zugänglich oder nützlich gemacht wird.[6] Nun stellt eine solche Interpretation des antiken Wortgebrauchs selbstredend insofern eine Konstruktion dar, als sie einen semantischen Aspekt besonders hervorhebt, der eigentlich erst im weiteren Verlauf der Begriffsgeschichte relevant wurde. Gleichwohl sollte die schon in »cultura« und »colere« angelegte Möglichkeit, entsprechend interpretiert und weiterentwickelt zu werden, an dieser Stelle Beachtung finden.

Die heute relevanten Wortbedeutungen von Kultur entwickelten sich aus der metaphorischen Anwendung des Begriffes »cultura« auf den Menschen selbst. Es war Cicero, der erstmals von »cultura animi« sprach. Das gleichfalls aus »colere« abgeleitete »cultus animi«, Pflege des Geistes, war allerdings schon vor Cicero gebräuchlich. In beiden Fällen war es nun der Mensch selbst, dem die »Pflege« angedieh. »Cultura« war eine tugendhafte Qualität geworden, um die sich der Mensch bemühen musste und die ihn Anstrengung kostete. Mit dieser metaphorischen Neuerung hatte die römische Antike alle Voraussetzungen für die Entwicklung des modernen Kulturbegriffes geschaffen.[7]

Im Mittelalter trat der religiöse Aspekt von Kultur in den Vordergrund.[8] Es war nun Gott, der Schöpfer, der – metaphorisch gesprochen – als Landwirt auf dem zu bestellenden menschlichen Feld sein gutes Werk tat. Kultur war damit keine Eigenschaft mehr, die sich der Mensch selbst verdankt, sondern eine von Gott geschenkte.[9] Erst in der Renaissance, im Zuge der Rückbesinnung auf die Antike, wurde Ciceros Kulturverständnis wieder aufgegriffen. In der frühen Neuzeit verwendeten Thomas Morus, Erasmus

4 Perpeet 1984, S. 21.

5 Hetzel 2001, S. 26. Vgl. zum Unterschied von Physis und Techne bei Aristoteles Schiemann 2004, S. 63; kritisch dazu Nöth 2002a, S. 50.

6 Vgl. zu diesen Übersetzungen Eagleton 2001, S. 8; Williams 1976a, S. 87.

7 Perpeet 1984, S. 21; Williams 1976a, S. 87; Fisch 1992, S. 685 und 688.

8 Ort 2003, S. 19; Eagleton 2001, S. 3; Hetzel 2001, S. 29.

9 Perpeet 1984, S. 22.

von Rotterdam, Francis Bacon, Thomas Hobbes und Michel de Montaigne den Kulturbegriff im Sinne Ciceros als Pflege der Persönlichkeit durch Bildung.[10] Diese individuell-geistige Wortbedeutung blieb parallel zu anderen Begriffsentwicklungen bis heute im Kern erhalten, wenngleich sich durchaus Veränderungen in einzelnen Aspekten ergaben und sie durch andere Bedeutungsdimensionen ergänzt wurde.

Der schon in der antiken agrarischen Bedeutung des Begriffes latent angelegte Gedanke einer Nutzung und damit Beherrschung der Natur durch den Menschen verselbständigte sich in der Aufklärung.[11] Er verband sich mit der metaphorischen Bedeutung von Kultur – als Pflege menschlicher Qualitäten – und steigerte sich in dieser neuen Konstellation zu einer scharfen Abgrenzung menschlicher und geistiger Kultur gegenüber der nichtmenschlichen und nichtgeistigen Natur. Tatsächlich war es die Aufklärung, die zwischen menschlicher Setzung und natürlich Seiendem strikt zu unterscheiden begann und sich hierfür den Begriff der Natur als entsprechenden Gegenbegriff zur Kultur formte. René Descartes' Dualismus aus Res extensa und Res cogitans stellte einen wichtigen Ausgangspunkt dieser Entwicklung dar. Johann Christoph Adelung definierte Kultur als Übergang aus dem Tierischen in das Gesellschaftliche.[12] Samuel von Pufendorfs Dualismus aus Cultura und Natura schließt sich hier an, für ihn wurde die Unterscheidung von Mensch und Tier sowie von »status naturalis« und »status civilis« zentral. Kultur umfasst bei ihm alle Anstrengungen, durch die der Mensch den Naturzustand zu überwinden strebt.[13]

Die politische Philosophie des Rationalismus und der Aufklärung war analog dazu durch Annahmen eines »Naturzustands« und hierauf aufbauende Vertragstheorien bestimmt. Mit ihnen tritt die dualistische Unterscheidung von Kultur und Natur in die Sphäre des Politischen: Staatstheorie wird bei Thomas Hobbes, bei Baruch de Spinoza, bei Jean-Jacques Rousseau und bei John Locke zur Theorie einer Überwindung des Naturzustands durch einen Zustand der staatlichen oder gesellschaftlichen Ordnung.[14] Bei Hobbes ist die nackte Angst vor dem Tod, hervorgerufen durch den Status des reinen Ausgeliefertseins fernab jeglicher übergreifender Ordnungsinstanz, notwendige Folge des menschlichen Strebens nach Macht und Bedürfnisbefriedigung. Die Angst wiederum wird selbst zur Ursache für die konsensuale Instantiierung einer übergeordneten Macht durch einen fiktiven Gesellschaftsvertrag. Dieser Schritt entspricht für Hobbes einer zwingenden kausalen Naturgesetzlichkeit, das Ergebnis aber ist nichtnatürlich, es trennt den Menschen von der Natur.[15] Die Unterscheidung des Menschen im Gesell-

10 Flatz 1999, S. 62; Perpeet 1984, S. 22; Williams 1976a, S. 87.

11 Ort 2003, S. 19.

12 Nöth 2002a, S. 50-51.

13 Flatz 1999, S. 63; Nöth 2002a, S. 51.

14 Schwan 1991, S. 182-183, 187-189, 222-223, 197-199.

15 Schwan 1991, S. 182-183.

schaftszustand vom Menschen im Naturzustand, und damit des Kulturellen von der Natur, verstärkte nicht nur die politischen Gehalte des Kulturbegriffs, sondern kann auch als früher ideengeschichtlicher Baustein eines kollektiven Verständnisses von Kultur interpretiert werden.

Die herausragende Wichtigkeit des Begriffs der Kultur gerade in der Aufklärung ist nur vor dem Hintergrund eines fundamentalen ideengeschichtlichen Wandels zu verstehen. Im Zuge des Säkularisierungsprozesses als der Überwindung eines theozentrischen Weltverständnisses brachte der Begriff der »Kultur« die spezifisch menschliche Leistung im Rahmen dieser Entwicklung zum Ausdruck.[16] Die Bedeutung, die er für die Aufklärung hatte, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass er sich in dieser Phase von seinen Beiwörtern emanzipieren konnte. War »cultura« zuvor stets mit Genitivattributen wie »ingenii« oder »animi« verbunden, die das Objekt des Kulturellen genauer spezifizierten und den metaphorischen Charakter wahrten, so löste sich diese sprachliche Konstruktion nun zu Gunsten eines selbständigen Begriffes der Kultur auf.[17] Dieser wurde so zu einem der »Zentralbegriffe der Fortschrittskonzeption der europäischen Aufklärung«.[18]

Mit dem Kulturbegriff der frühen Aufklärung ging die Vorstellung einer gegenseitigen Verpflichtung der Menschen untereinander sowie zu einer wechselseitigen Rücksichtnahme einher. »Wechselseitige Verpflichtung und Rücksicht auf andere, […] Takt, Geschmack, Anstand und Friedfertigkeit« waren Werte, die fortan unmittelbar mit Kultur identifiziert wurden.[19] Hier konnte man direkt an die frühe Bedeutungsdimension der Pflege des Individuums anknüpfen: Der Mensch wurde zum Träger von Kultur als einer wechselseitigen Verpflichtung. Der Kulturbegriff öffnete sich damit, vom individuellen und auf Bildung sowie Sozialisation bezogenen Kulturbegriff ausgehend, gegenüber kollektiven Werten und Normen, die als Bestandteil der individuellen Bildung zugleich eine kollektive und allgemein geteilte Verbindlichkeit zugeschrieben bekamen. Wenngleich Kultur hiermit noch keine differenten Kollektive bezeichnete, so wurden kulturelle Errungenschaften nun doch (auch) als kollektive verstanden. Sie waren fortan kollektive Errungenschaften im Rahmen einer relativ einheitlichen Lebensweise.[20]

Mit der aufklärerischen Vorstellung einer menschlichen »Kultur«-Gemeinschaft wurde schließlich ein weiterer Grundstein für den späteren kollektiven Kulturbegriff gelegt. Kultur transportierte zunehmend die Vorstellung eines »Wir« – in der frühen Aufklärung noch ein Wir im Sinne einer gemeinsamen menschlichen Lebensweise in Abgrenzung gegenüber der Natur, dann aber ergänzend dazu auch in Abgrenzung gegenüber nichteuropäi-

16 Fisch 1992, S. 707.

17 Perpeet 1984, S. 23; Williams 1976a, S. 88-89.

18 Ort 2003, S. 20.

19 Perpeet 1984, S. 23-24. Perpeet bezeichnet diese neue Bedeutungsnuance als »soziativ«. Vgl. dazu auch Flatz 1999, S. 64.

20 Perpeet 1984, S. 23; Williams 1976a, S. 88-89.

schen »Völkern« und der »Völker« gegeneinander.[21] Es war Johann Gottfried Herder, der – aufbauend auf den eben geschilderten Entwicklungen – das Fundament für einen breiteren kollektiven Kulturbegriff legte: Einen bis heute gebräuchlichen Kulturbegriff, der im Plural auftrat und noch heute auftritt. Er beschreibt Kulturen als historisch wandelbare, auf »Völker« und »Nationen« eingegrenzte Lebensweisen, die sich grundsätzlich voneinander unterscheiden und verschiedene Stati auf dem Wege des Fortschritts erreicht haben:

»Wollen wir diese zweite Genesis des Menschen, die sein ganzes Leben durchgeht, von der Bearbeitung des Ackers Kultur oder vom Bilde des Lichts Aufklärung nennen, so stehet uns der Name frei; die Kette der Kultur und Aufklärung reicht aber sodann bis ans Ende der Erde. Auch der Kalifornier und Feuerländer lernte Bogen und Pfeile machen und sie gebrauchen; er hat Sprache und Begriffe, Übungen und Künste, die er lernte, wie wir sie lernen; sofern ward er also wirklich kultiviert und aufgekläret, wiewohl im niedrigsten Grade. Der Unterschied zwischen aufgeklärten und unaufgeklärten, zwischen kultivierten und unkultivierten Völkern ist also nicht spezifisch, sondern nur gradweise. Das Gemälde der Nationen hat hier unendliche Schattierungen, die mit den Räumen und Zeiten wechseln; es kommt also auch bei ihm, wie bei jedem Gemälde, auf den Standpunkt an, in dem man die Gestalten wahrnimmt.« [22]

Wenngleich Herder selbst den Begriff »Kulturen« in seinen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« noch nicht im Plural benutzt, so erreichte die eindeutige Zuordnung von »Kultur« zu »Volk« bzw. »Nation« doch eine enorme Wirkmächtigkeit. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden diese Kollektive im allgemeinen Sprachgebrauch als hinreichend geschlossen angesehen, so dass man regelmäßig auch im Plural von »Kulturen« sprach. Diese dritte Wortbedeutung – neben der Pflege der eigenen Persönlichkeit durch Bildung und Kreativität sowie der Kultur als Lebensweise – ist bis heute präsent und dominiert nicht zuletzt auch die Debatten um Außenkulturpolitik.

Zu Herders Zeit entwickelten sich zugleich erste Versuche einer ständeübergreifenden Geschichtswissenschaft, die sich schon früh den programmatischen Namen »Kulturgeschichte« gab.[23] War darunter im 18. Jahrhundert zunächst neben einer Kulturen räumlich abgrenzenden Kulturgeschichte auch eine übergreifende Geschichte einer einheitlichen menschlichen Kultur zu fassen, so konnten sich segregierende Konzepte im 19. Jahrhundert durchsetzen. Dass sie dabei zunehmend in Konkurrenz zu Konzeptionen von Sozialgeschichte traten, die dem Begriff der Kultur(en) den der Gesell-

21 Nöth 2002a, S. 52-53.

22 Herder 1966, S. 227. Vgl. dazu auch Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 16.

23 Ort 2003, S. 20.

schaft(en) entgegensetzten, soll an dieser Stelle lediglich kurz erwähnt sein, ich werde an späterer Stelle nochmals darauf eingehen.[24]

Der Begriff der Kultur im Sinne einer relativ einheitlichen Lebensweise diente bis zur Romantik zunächst in verschiedenen Sprachen als Synonym zum bis dahin gebräuchlichen Begriff der »Zivilisation«. Zwar wurde im Englischen und Französischen der Begriff der Zivilisation dem der Kultur vorgezogen, während es sich im Deutschen umgekehrt verhielt – die mit den Begriffen verbundene Bedeutung war aber zunächst noch weitgehend identisch. Im Besonderen waren beide Ausdruck eines europäisch-aufklärerischen Selbstverständnisses, an führender Position einer universal-menschlichen Fortschrittsbewegung voranzuschreiten.[25]

Im Deutschen begannen sich die beiden Begriffe semantisch auseinander zu entwickeln, als sich die aufklärerischen Hoffnungen des Bürgertums auf Partizipation an der politischen Macht dauerhaft nicht zu erfüllen schienen. Norbert Elias hat sehr detailliert herausgearbeitet, wie insbesondere »Kultur« in Deutschland zu einem Kampfbegriff nationalistischer und kulturalistischer Abgrenzung wurde.[26] Im Englischen und Französischen verband »Zivilisation« den Stolz auf das Eigene als Leistung der eigenen Nation hingegen mit der aufklärerischen Vorstellung eines Fortschritts der Menschheit. Technik, Wissenschaft, Umgangsformen, Religion, Politik und die allgemeine Lebensweise einer Gesellschaft in ihren vielfältigsten Formen wurden unter den Begriff der »Zivilisation« gefasst, ohne dass damit feste und unüberwindliche Grenzen gedacht worden wären. Die Prozesshaftigkeit dieses Konzeptes erlaubte es, sich als Avantgarde einer geschichtlichen Bewegung zu verstehen, an der potentiell alle Anteil haben konnten. Es war dies der begriffliche Ausdruck des Selbstverständnisses des Bürgertums Frankreichs und Englands, das vergleichsweise stark in politische Strukturen eingebunden war und damit an frühen Prozessen der Nationsbildung wie auch am kolonialistischen Sendungsbewusstsein jener Zeit teilhatte.

Im politisch und geografisch zersplitterten Deutschland war hingegen ein Bürgertum Träger des Nationalismus, das von politischer Macht ebenso ausgeschlossen war wie von kolonialer Expansion. Es stand einer machthabenden Aristokratie gegenüber, die nach dem Beispiel des französischen Hofes sozialisiert war. Diese wurde vom Bürgertum polemisch als oberflächlich abgewertet und mit Frankreich und »Zivilisation« identifiziert. »Kultur« entwickelte sich in dieser Situation zum Ausdruck des antagonistischen Selbstbewusstseins eines Bürgertums, das sich fern der politischen

24 Burke 2005, S. 14-18 und 27. Ort unterscheidet diesen kollektiven Kulturbegriff, weil wertneutral, von Herders kollektivem Kulturbegriff. Ich halte den normativen Unterschied zwischen beiden für weniger zentral als die gemeinsame völkisch-kollektive Basis; vgl. Ort 2003, S. 22.

25 Ort 2003, S. 21; Eagleton 2001, S. 18; Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 19; für Deutschland auch Williams 1976a, S. 89.

26 Elias 1997, Bd. 1.

Macht als alleiniger Träger des Nationsgedankens verstand. Ein solcher Kulturbegriff musste notwendig begrenzt bleiben auf das, was nun als ideologischer Ersatz für politische Partizipation überhöht werden konnte – auf mehr als Geist, Kunst, Religion und Wissenschaft bezog er sich nicht.

Sehr viel stärker als im Begriff der »Zivilisation« rückte im Begriff der »Kultur« dabei das Produkt in den Vordergrund – also künstlerische, geistige, wissenschaftliche und philosophische Artefakte. Kunstwerke, Bücher, wissenschaftliche Theorien und philosophische Systeme galten zugleich als der Ausdruck einer individuellen geistigen Leistung wie auch der Eigenarten und Fähigkeiten eines Volkes bzw. einer Kultur. Mit Hilfe eines solchen Begriffes konnte sich das deutsche Bürgertum des späten 18. und des 19. Jahrhunderts in doppelter Weise positionieren: In der Bedeutungsdimension der Individualität und der personalen Innerlichkeit und Eigentlichkeit konnte »Kultur« gegen eine als oberflächlich und »nur zivilisiert« begriffene Aristokratie abgrenzen, in der Bedeutungsdimension einer nationalen kollektiven Eigentlichkeit gegen andere Völker und Nationen. Von diesen beiden stand zunächst die politische Abgrenzung des deutschen Bürgertums gegenüber der aristokratischen Oberschicht im Vordergrund, nach der Französischen Revolution trat allerdings zunehmend die nationale und nationalistische Abgrenzung an dessen Stelle, allem voran gegenüber Frankreich.[27]

Damit hatten sich über mehrere Jahrhunderte hinweg vier Bedeutungsdimensionen herausgebildet, die den Kulturbegriff bis heute sowohl wissenschaftlich als auch in Politik und Alltag prägen. Insbesondere durch die Entwicklung im Deutschen wurde er dabei zunehmend mit nationalistischen Assoziationen versehen:

- Die erste Bedeutungsdimension von Kultur als geistiger Pflege des Individuums durch Bildung und Kreativität bekam einen nationalistischen Charakter dahingehend, dass individuelle Bildung und individueller Geist fortan nationalistisch kontextualisiert, aber auch normativ stark aufgewertet wurden.
- Die zweite Bedeutungsdimension von Kultur als Sammelbegriff für Artefakte als Produkte künstlerischen, geistigen, wissenschaftlichen und philosophischen Strebens und Schaffens war zwar zuvor schon latent vorhanden, trat aber nun gerade im Deutschen stärker in den Vordergrund und wurde gleichfalls normativ stark aufgewertet.
- Die dritte Bedeutungsdimension von Kultur als relativ einheitliche, sich historisch aber wandelnde Lebensweise in Abgrenzung gegenüber der Natur ging zwar nicht verloren, wurde aber ergänzt durch die Vorstellung einer exklusiven einheitlichen Kultur, als deren ausschließliche Träger das Volk bzw. die Nation gedacht wurden (das eigene Volk oder die eigene Nation »haben« Kultur).

27 Elias 1997, Bd. 1, S. 8-25 und 36-50; Lepenies 2006, S. 25 und 28-31; Ort 2003, S. 23-24.

- Und nicht zuletzt wurde auch die vierte Bedeutungsdimension von Kultur als einem Kollektiv (Völker oder Nationen »sind« Kulturen) befördert.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts bildete sich nicht nur der moderne Kulturbegriff mit seinen verschiedenen, teilweise gar widersprüchlichen Facetten heraus, sondern zugleich auch die modernen Wissenschaften bzw. deren unmittelbare Vorläufer. Die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Produktions- und Lebensverhältnisse, ideengeschichtliche Neuerungen wie auch die neuen technischen und methodologischen Möglichkeiten wissenschaftlicher Forschung standen in engem Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung moderner wissenschaftlicher Disziplinen. Für diejenigen, die heute oft als Geistes- und Sozialwissenschaften zusammengefasst werden, wurde der Begriff der Kultur dabei zunehmend wichtig. Im folgenden zweiten Teil dieses Kapitels werde ich deshalb die Bedeutung und Entwicklung der Kulturbegriffe in den Sozialwissenschaften genauer betrachten.[28]

Hierfür relevant ist insbesondere die Entwicklung des wissenschaftlichen Kulturbegriffs seit dem 19. Jahrhundert, für die die Entgegensetzung von »Kultur« und »Zivilisation« eine wichtige Wegmarke darstellte. Hier lag der Ausgangspunkt für eine zunächst völlig entgegengesetzt verlaufende semantische Entwicklung des Kulturbegriffs im Deutschen (und auch in skandinavischen und slawischen Sprachen, auf die sich der deutsche Wortgebrauch auswirkte)[29] auf der einen Seite sowie im Englischen und Französischen auf der anderen.[30] Nichtsdestotrotz strahlte das deutsche Verständnis

28 Hier lohnt es sich, der Vollständigkeit halber einen kurzen Seitenblick auf die sogenannten Kulturkreistheorien und deren Kulturbegriff zu werfen. Ihnen kommt zwar aus theoretischer und methodologischer Sicht für meine Arbeit bestenfalls eine nachgeordnete Bedeutung zu, sie sind aber für die heutigen Debatten zur Außenkulturpolitik westlicher Staaten und zur Kultur in den internationalen Beziehungen von einiger tagespolitischer Relevanz. Als »Kulturen« bzw. »Kulturkreise« galten und gelten den Kulturkreistheorien Kollektive, die mehrere Staaten, Völker, Nationen und gar Kontinente umfassen können und die sich anhand spezifischer gemeinsamer Merkmale voneinander unterscheiden lassen. Diesem Verständnis von Kultur liegt eine ideengeschichtlich bis mindestens in die frühe Neuzeit zurückreichende und von darwinistischen Vorstellungen beeinflusste Verabsolutierung des kollektiven Kulturbegriffs zu Grunde. Heute bildet insbesondere Samuel Huntingtons viel diskutierter »Kampf der Kulturen«, im englischen Original »Clash of Civilizations«, eine aktuelle Wiederaufnahme solchen Denkens; Huntington 1997. Prominente ältere Beispiele sind etwa Spengler 1980 und Toynbee 1949. Vgl. dazu auch Düwell 2005, S. 56.

29 Vgl. Williams 1976a, S. 91.

30 Vgl. beispielhaft für die Relevanz, die hinter diesem Umstand noch heute liegt, die Ausführungen des Übersetzers Holger Fliessbach zu den Schwierigkeiten bei der Übersetzung von Samuel Huntingtons »Clash of Civilizations« in Huntington 1997, S. 14.

von Kultur, beginnend ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, über den Umweg der Wissenschaftssprache der entstehenden anthropologischen Sozialwissenschaften auf das Englische aus, wodurch es zu einer relativen Annäherung des wissenschaftlichen wie auch des allgemeinsprachlichen englischen Kulturbegriffs an den deutschen kam.[31]

Einen großen Einfluss auf diese Entwicklung hatte der britische Kulturanthropologe Edward Burnett Taylor. Er formulierte 1871:

»Culture, or civilization, […] is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society.« [32]

Auch dieser sehr weite Kulturbegriff spiegelt die vier Bedeutungsdimensionen wider, die sich bis zu diesem Zeitpunkt als Bestandteile von »Kultur« entwickelt hatten. Er enthält sowohl den Aspekt der individuellen Bildung »(acquired by man" und »knowledge«, »belief«, »morals«), den Aspekt der kollektiven und relativ einheitlichen Lebensweise (»that complex whole«, »custom« und »as a member of society«) sowie den Aspekt der Produkte künstlerischen, geistigen, wissenschaftlichen und philosophischen Strebens und Schaffens (»art« und »law«). Zumindest implizit ist auch die auf Herder zurückgehende Unterscheidung mehrerer Kulturen voneinander präsent, wie sie für die Ethnologie bzw. Anthropologie zur Grundlage des Faches schlechthin werden sollte. Eine solche Integration verschiedenster Aspekte wies die Richtung der Pfade, auf denen sich eine Mehrheit der Geistes- und Sozialwissenschaften bzw. der entsprechenden Schulen bis heute bewegen.[33]

Ein solcher Kulturbegriff, der häufig als »anthropologisch« bezeichnet wird, trug und trägt notwendig eine ganze Reihe von Widersprüchen und Problemen in sich. Sie ergeben sich aus der hochgradig ausdifferenzierten, historisch bedingten Vielfalt seiner möglichen Bedeutungen. So stellte sich den Sozialwissenschaften mit dem anthropologischen Kulturbegriff insbesondere das Problem, die Begriffe der Kultur und der Gesellschaft voneinander abzugrenzen. Beide schienen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, und damit seit der Entstehung und Konsolidierung der modernen Sozialwissenschaften überhaupt, kaum mehr voneinander unterscheidbar:

---

31 Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 12.

32 Edward Burnett Tylor (1871): Primitive Culture. London. S. 1. Zitiert nach: Mintzel 1993, S. 172. Tylor war dabei wiederum beeinflusst von Gustav Klemms »Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit« von 1843; vgl. Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 14. Auf S. 54-55 verweisen Letztere darüber hinaus darauf, dass »culture« in England sogar schon 1869 von Matthew Arnold als literarischer Begriff popularisiert und aufgewertet worden war.

33 Mintzel 1993, S. 172-174; Burke 2005, S. 46; Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 59; McGuigan 2003, S. 23; Williams 1976, S. 90; Fischer 2006, S. 33-35.

»Der weitgefaßte Kulturbegriff, der auch soziale Formen der Lebensäußerungen, Gesellschaftstypen, soziale Institutionen und Strukturen, den industriellen Einsatz von Werkzeugen usw. als Aspekte der Kultur aufnimmt, macht die Grenzen zwischen Kultur und Gesellschaft fließend und unscharf. Es scheint so, als decke sich ein so weit gefaßter Kulturbegriff mit einem ebenso weit gefaßten Gesellschaftsbegriff.« [34]

Anhand der verschiedenen Konzepte und Strategien, die mit dieser Überschneidung von Gesellschaft und Kultur zurechtkommen wollten, differenzierten sich Schulen und gar Wissenschaften aus. So entstanden zunächst in Deutschland um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert moderne Konzepte von Kulturgeschichte in Opposition zu Konzepten von Sozialgeschichte, was neben der unterschiedlichen wissenschaftlich-konzeptionellen Grundlage beider auch auf die spezifische politische Situation des Deutschen Reiches zurückgeführt werden kann.[35] Die englische und nordamerikanische Soziologie trat bis Mitte des 20. Jahrhunderts gegen eine Anthropologie in Opposition, die Kultur als Grundlage für Gesellschaftlichkeit konzipierte. Die Anthropologie selbst spaltete sich schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in eine englische Social Anthropology, die sich stärker für den Vergleich sozialer Strukturen interessierte, und in eine amerikanische Cultural Anthropology, die konsequenter dem weiten, anthropologischen Kulturbegriff folgte.[36]

In sozialwissenschaftlichen Ansätzen des 20. Jahrhunders, soweit sie den Kulturbegriff wissenschaftlich fruchtbar machen wollten, wurden im Wesentlichen zwei Hauptstrategien entwickelt, um mit dem Problem der nunmehr schwierigen bis unmöglichen Unterscheidung von Kultur und Gesellschaft umzugehen.[37] Beide haben insbesondere seit den 1960er Jahren im Rahmen der sogenannten Cultural Turns der Sozialwissenschaften an Bedeutung gewonnen.[38] Die erste, nach quantitativen Kriterien wohl wichtigere Strategie besteht darin, Kultur als einen Teilaspekt dem umfassenderen Begriff der Gesellschaft unterzuordnen. Begriffslogisch stellt dies weniger eine Abkehr vom weiten, anthropologischen Kulturbegriff dar als vielmehr eine

34 Mintzel 1993, S. 174.

35 Gemeint ist die gescheiterte bzw. nur sehr langsam sich durchsetzende Partizipation des Bürgertums an der politischen Macht; Elias 1990, S. 165-172; Burke 2005, S. 16-17.

36 Ort 2003, S. 23-24. Ich weiche in der folgenden Darstellung dieser zwei Strategien allerdings von Orts Ausführungen in wesentlichen Punkten ab.

37 Ausgeblendet bleiben sozialwissenschaftliche Ansätze und Theorien, die Kultur als wissenschaftlichen Begriff ablehnen, dies stellt eine dritte mögliche Strategie dar, die im Folgenden aber irrelevant ist.

38 Vgl. Wimmer 1996, S. 402. Dass beide allerdings schon lange vor diesen Cultural Turns entwickelt waren, zeigt Kolaja 1957, S. 213-214. Vgl. zum Plural der Cultural Turns Bachmann-Medick 2006. Vgl. dazu allgemein auch Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

Konzentration auf bestimmte Aspekte desselben. In einigen Fällen tritt die Dimension der gegenseitigen Abgrenzung von Kulturen in den Hintergrund, was aber nicht notwendigerweise der Fall sein muss. Weitaus wichtiger scheinen hier generell die Bedeutungsdimensionen des abgegrenzten Kollektivs und der relativ einheitlichen Lebensweise zu bleiben, die sich aber insbesondere bei handlungstheoretisch oder am Individuum orientierten Ansätzen und Theorien im Moment der individuellen Bildung und der Sozialisation niederschlagen. Entsprechend der analytischen (und nicht zwingend kausalen) Unterordnung von Kultur unter Gesellschaft verliert die Frage nach Artefakten in einigen Fällen an analytischer Bedeutung, in anderen Fällen interessiert lediglich eine beschränkte Auswahl möglicher Artefakte als materielle oder immaterielle Substanz von Kultur, die als Ausdruck spezifischer Gesellschaftsformen verstanden wird.

Beispielhaft für diese erste Strategie kann der historische Materialismus nach Karl Marx und Friedrich Engels genannt werden. Kultur stellt hier (als »Überbau«) einen separierten, bestimmten bzw. nicht bestimmenden Aspekt von Gesellschaft (der ökonomischen »Basis«) dar.[39] Sie ordnen Kultur der Gesellschaft nicht nur begrifflich, sondern auch analytisch unter: Ihre Entscheidung beansprucht, in empirischer Analyse begründet zu sein. Ein weiteres prominentes Beispiel für einen gegenüber dem Begriff »Gesellschaft« bzw. gegenüber dem gesellschaftlich-politischen Ganzen eingeschränkten Kulturbegriff stellt die politische Kulturforschung dar, die den Einfluss kultureller Faktoren auf politische Strukturen und Prozesse untersuchen will.[40] Auch der Strukturfunktionalismus Talcott Parsons' basiert auf einer grundsätzlichen Trennung von Kultur und Gesellschaft, hier allerdings in abstrakterer Form als im Fall der politischen Kulturforschung.[41]

Ein solcher Kulturbegriff stellt heute die wohl am weitesten verbreitete Variante in Soziologie und Politikwissenschaft dar.[42] Kultur wird hier verstanden als Ressource für gesellschaftliche Prozesse und Strukturen, bestehend etwa aus Werten, Normen, Bedeutungen, Zielen, Interessen, Regeln, Weltbildern, Rollen oder ähnlichem.

In der Theorie der Internationalen Beziehungen haben Konzepte von Kultur ab den 1990er Jahren vor allem im Rahmen konstruktivistischer Ansätze an Bedeutung gewonnen.[43] Kultur wird dabei häufig wahlweise als Bedeutungssystem, als Wertesystem oder als Repertoire von Handlungsstrategien definiert, wobei die beiden erstgenannten Kulturbegriffe deutlich

39 Vgl. Marx/Engels 1959, S. 26. Vgl. zum Kulturbegriff bei Marx Williams 1986.

40 Almond 1980, S. 27. Vgl. kritisch dazu Elkins/Simeon 1979.

41 Parsons 1962, S. 54-55, zum kulturellen System auch S. 159-162. Vgl. dazu auch Kolaja 1957, S. 213-215; Langer 2000, S. 262-267.

42 Mintzel 1993, S. 176; Axford 1995, S. 154-155.

43 Hudson 1997, S. 1; Roscher 2004, S. 231-232; Fischer 2006, S. 27 und 40-51; Ulbert 2003, S. 394; Walker 1990, S. 7-8. Vgl. dazu auch die Ausführungen ab S. 68 dieser Untersuchung.

dominieren.[44] Auch hier nimmt Kultur den Status eines Ressourcenbündels ein, auf das Akteure zurückgreifen können und das damit einen breiteren und umfassenderen Komplex sozialer Zusammenhänge wesentlich prägt.

Die zweite Strategie, die die Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts im Umgang mit dem Problem des vom Begriff der Gesellschaft semantisch nicht mehr unterscheidbaren Kulturbegriffs entwickelt haben, ordnet den Begriff der Gesellschaft dem der Kultur bei, wenn nicht gar unter. Kultur gilt diesen heute meist zeichen-, diskurs-, text- oder erzähltheoretisch orientierten Ansätzen als fundamentale Seinsbedingung von Individuum und Gesellschaft;[45] Sozialwissenschaft wird Kulturwissenschaft:

»In the past several decades, social theory has been transformed largely into cultural theory. In different social branches, the social has been redefined as the cultural […].« [46]

Kultur geht hier nicht nur jeglicher Form von Vergesellschaftung voraus bzw. ist mit ihr identisch, sondern ist häufig schon der bloßen Weltwahrnehmung kategorisch vorgeschaltet. Sehr viel stärker als bei der ersten tritt im Rahmen dieser zweiten sozialwissenschaftlichen Strategie des Umgangs mit der schwierigen Abgrenzung von Kultur und Gesellschaft der Aspekt der relativ einheitlichen Lebensweise in den Vordergrund. Zugleich gerät ein sehr viel breiteres Spektrum an kulturellen Artefakten ins Blickfeld – Artefakte, die zudem nicht lediglich monokausal wahlweise als Ursache oder Folge kultureller Prozesse und Strukturen interpretiert werden, sondern von denen angenommen wird, dass sie zugleich Kultur konstituieren als auch von dieser konstituiert sind. Ähnliches gilt für die begriffsgeschichtlich tradierte Bedeutungsdimension der individuellen Bildung und Sozialisation: Beide gelten nicht einfach als Ursache oder als Folge von Kultur, sondern werden als Ursache und Folge zugleich angesehen.

Durch die Ontologisierung von Kultur erhöht sich zumindest potentiell die Chance, den normativen Gehalt des Kulturbegriffs zu tilgen. Zugleich wird spätestens im Zuge einer solchen Bestimmung die Abgrenzung von der Natur und damit der Naturbegriff hinterfragbar. Gerade wenn der Kulturbegriff seinen normativen Gehalt verliert, der sich zuvor ganz wesentlich aus der Abgrenzung von der Natur speiste, kann die Natur selbst als kulturelles Konstrukt ins Blickfeld rücken. Sie macht dies zwar nicht zwingend, gleichwohl verstärkt sich die Tendenz, Natur als das zur Konstitution des Kulturellen notwendige Andere zu verstehen, wenn Kultur als menschliche

44 Jetschke/Liese 1998, S. 151-153; Jetschke/Liese 1999, S. 290-291; Hudson 1997, S. 6-9. Vgl. beispielhaft Wendt 1999; Wendt 1992. Vgl. dazu auch Chernoff 2002, S. 192-193 und 199-200.

45 Ort 2003, S. 24.

46 Reckwitz 2002, S. 195.

Daseinsform schlechthin und nicht mehr als besondere Sphäre des menschlichen Daseins begriffen wird.[47]

Der wichtigste Vorläufer dieser zweiten sozialwissenschaftlichen Strategie im Umgang mit dem Problem des universalistischen Kulturbegriffs dürfte Max Weber sein, bei dem allerdings Kultur und Gesellschaft noch nicht vollständig in eins fallen.[48] Er bildet mit seiner Bestimmung der Soziologie als Kulturwissenschaft, die wissenschaftsstrategisch als Abgrenzung gegenüber den Naturwissenschaften intendiert war, einen wichtigen Referenzpunkt für den interpretativ argumentierenden Teil der Sozialwissenschaften des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts. Kultur stellt für Weber einen begrenzten Ausschnitt aus einer sinnfreien Unendlichkeit der Welt dar, der Relevanz ausschließlich durch seinen Bezug auf »Wertideen« gewinnt.[49]

Karl Mannheim entwickelte in den 1930er Jahren ein Konzept der Soziologie, das zwischen Allgemeiner Soziologie und Kultursoziologie unterschied und damit auf den ersten Blick den Dualismus von Kultur und Gesellschaft übernahm. Er verstand beide Objektbereiche allerdings nicht als getrennte Sphären, sondern als Identisches, das lediglich von verschiedener Seite betrachtet werde.[50] Ernst Cassirer hat in seinem Hauptwerk, der »Philosophie der symbolischen Formen«, eine semiotische Kulturphilosophie, Kultursoziologie und Wissenschaftstheorie entwickelt. Kultur wird bei ihm zu einem symbolischen Prozess, mit dessen Hilfe Gesellschaft und Gesellschaftlichkeit überhaupt erst denk- und erfassbar sind.[51] Der US-amerikanische Ethnologe Clifford Geertz entwickelte wenige Jahrzehnte später unter Berufung auf Max Weber eine Konzeption von Kultur als Bedeutungsgeflecht, durch das Gesellschaft überhaupt erst verstehbar werde.[52]

In gewisser Weise kann die Systemtheorie des Parsons-Schülers Niklas Luhmann als Fortführung der Wissenssoziologie Mannheims verstanden werden. Er übernimmt von Parsons zwar die Kategorie des Systems, versteht aber Kultur (als »Semantik«)[53] ähnlich wie Mannheim nicht als separierbaren Teilbereich, sondern als mit Gesellschaft zumindest relativ identisch.[54] Er führt soziale Systeme als sich selbsttätig erhaltende und selbstbezügliche soziale Entitäten auf Kommunikationen als grundlegende Formierungsprozesse zurück. Diese Kommunikationen beruhen semantisch auf ei-

47 Vgl. beispielhaft Thompson/Ellis/Wildavsky 1990, S. 25-36; Grundmann/Stehr 2004, S. 261-262; Nöth 2002a, S. 59-68; Proctor 1998; hinsichtlich der Konstruktion von »Natur« durch das Recht Delaney 2001.

48 Ort 2003, S. 24; Mintzel 1993, S. 174-175.

49 Weber 1988, S. 175.

50 Mannheim 1932, S. 22-27, besonders S. 25. Vgl. dazu auch Mintzel 1993, S. 181-182; Ort 2003, S. 25-26.

51 Cassirer 1964, S. 1-52; Cassirer 1990, S. 47-51. Vgl. dazu auch Paetzold 1998.

52 Geertz 1999, S. 9. Vgl. dazu auch Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

53 Mintzel 1993, S. 195.

54 Stichweh 2000, S. 241.

ner zwischen dem Innen und dem Außen des Systems binär differenzierenden Logik, die letztlich die Beziehungen der Menschen zur systemischen Welt regelt.[55] Sie verläuft quer zur klassischen Unterscheidung von Gesellschaft und Kultur, die ich in meinen Ausführungen zur ersten Strategie im Umgang mit dem umfassenden Kulturbegriff dargestellt habe.

In den Theorien der Internationalen Beziehungen können radikalere konstruktivistische Ansätze wie auch poststrukturalistische Ansätze den sozialwissenschaftlichen Versuchen zugeordnet werden, das Problem der Abgrenzung von Kultur und Gesellschaft durch beider Gleichsetzung oder durch eine analytische Überordnung ersterer zu lösen. Sie halten an einer wechselseitigen Bedingtheit von Akteuren und Strukturen bzw. an der kulturellen Konstruiertheit von Wirklichkeit fest und machen damit Kultur in einem sehr weiten Sinne zur Grundlage der eigenen Theorie. In der Forschung zu Nationalismus und Nationalstaat gilt dies insbesondere für modernistische und post-klassische Theorien; sie verstehen Nation und Nationalismus als Konstrukte der Moderne und damit als kulturell geschaffene, interpretative Konstrukte. Ich werde auf die genannten Ansätze an späterer Stelle ausführlicher zu sprechen kommen.[56]

Nicht zuletzt ist in diesem Zusammenhang auch die Kultursemiotik zu nennen. Als Semiotik steht für sie die Analyse von Zeichen im Mittelpunkt, sie begreift diese als Grundeinheit von Kultur. In Umberto Ecos Definition von Kultur als einem »System von Zeichensystemen«[57] wird dies beispielhaft deutlich, ohne dass hier die Gebrauchs- und Prozessdimension des Zeichens ausgedrückt würde, die die jüngere Kultursemiotik unter dem Einfluss Ludwig Wittgensteins und des amerikanischen Pragmatismus betont.[58] Wirklichkeit wird hier durch interpretative Zeichenprozesse unter Rückgriff auf relativ stabile Zeichensysteme beständig konstituiert und reproduziert; Kultur hat damit konstitutive Wirkung und unterliegt zugleich selbst beständiger Veränderung.

Mit der Semiotik im Allgemeinen und der Kultursemiotik im Besonderen geht die Möglichkeit einher, die traditionellen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen mit Hilfe des Zeichenparadigmas zu überdachen, das eine relative Einheitlichkeit zu wahren verspricht. Daraus resultierend eröffnet sich die Möglichkeit einer interdisziplinären Annäherung, die im übergreifenden Interesse an bestimmten Artefakten gründet – wie beispielsweise dem Interesse der Literaturwissenschaft und der Ethnologie an litera-

55 Luhmann 1984, S. 191-241; Luhmann 1997, S. 60-91. Vgl. Ort 2003, S. 30; Mintzel 1993, S. 196-197.

56 Vgl. zu Nationalismustheorien die Ausführungen in Unterkap. 1.3.1 dieser Untersuchung, zu Theorien Internationaler Beziehungen die Ausführungen in Unterkap. 1.2.1 dieser Untersuchung.

57 Eco 1977a, S. 185.

58 Vgl. Deledalle 1998, S. 87-92; Harré 1998, S. 2175-2177; Proni 1998, S. 2314-2315; Thibault 1991, S. 3-4.

rischen Werken oder dem Interesse der Politischen Soziologie und der Kunstgeschichte an politischen Werbe- und Propagandaplakaten.[59]

1.2 THEORIEN INTERNATIONALER BEZIEHUNGEN UND AUSSENKULTURPOLITIK

Eine Analyse von Außenkulturpolitik kommt nicht umhin, deren zwischenstaatlichen und internationalen Charakter zu erfassen und dessen politische und wissenschaftliche Relevanz zumindest einschätzen zu können. Ansätze und Theorien der Internationalen Beziehungen sind damit ein zentraler Ausgangspunkt. Ziel des folgenden Kapitel ist es, zu überprüfen, welche dieser Ansätze und Theorien in welcher Weise einen Beitrag zur Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse zu leisten vermögen. Ich werde dabei in drei Schritten vorgehen: Ein erstes Unterkapitel skizziert zunächst die wichtisten Denkansätze der Internationalen Beziehungen sowie einige ihrer zentralen Begriffe, Problemstellungen, Stärken und Schwächen. Ein zweites Unterkapitel prüft, von diesen ersten Vorüberlegungen ausgehend, ob und inwiefern die betreffenden Theorien und Ansätze für eine Außenkulturpolitikanalyse fruchtbar gemacht werden können. Ein drittes Kapitel fasst schließlich die Ausführungen zusammen und hält die für die weitere Arbeit wichtigsten Gesichtspunkte fest.

1.2.1 Theorien internationaler Beziehungen im Überblick

Ich werde im Folgenden zunächst die wichtigsten Theorien Internationaler Beziehungen in ihren Grundzügen vorstellen und erste Vorüberlegungen zu ihrem Nutzen für eine Außenkulturpolitik-Analyse ableiten: Es sind dies der Neorealismus und der rationalistische Institutionalismus als zwei rationalistische Theoriegruppen sowie der soziologische Neoinstitutionalismus, der Sozialkonstruktivismus und der Poststrukturalismus als drei nichtrationalistische Theoriegruppen. Wenngleich eine solch knappe Darstellung notwendig simplifizierend und schematisierend ist, vermag sie doch einige wichtige Gedanken zu erfassen und methodische bzw. theoretische Entscheidungen vorzubereiten.

Meine Darstellung des Neorealismus orientiert sich weitgehend am Beispiel seines wohl wichtigsten Vertreters, Kenneth Waltz, dessen Grundannahmen ich vorstelle und, wo dies geboten erscheint, um Überlegungen anderer Wissenschaftler ergänze. Im Kern lässt sich der Neorealismus auf zwei wesentliche Grundannahmen reduzieren. Die erste ist die der Anarchie, von der das Internationale geprägt sei.[60] Anarchie meint dabei – in Abgrenzung

59 Vgl. Ort 2003, S. 33-35.

60 Waltz 1979; Grieco 1993, S. 118; Mearsheimer 1995, S. 10; Vogt 1999, S. 44; Layne 1993, S. 11; Hartmann 2001, S. 36; Gilpin 1986, S. 304.

zu Hierarchie und Gewaltmonopol auf staatlicher Ebene – die Abwesenheit jeglicher übergeordneter Zentralgewalt, die Macht, Möglichkeit und Motivation hätte, regelnd in die zwischenstaatlichen Verhältnisse einzugreifen. Die zweite Grundannahme ist die der rationalen Staaten, die als die wichtigsten, zumeist gar als die einzig relevanten Akteure im Internationalen angesehen werden.[61] Mit »rational« ist hier ein auf Staaten projiziertes Menschenbild gemeint, dem zufolge Akteure strategisch und egoistisch handeln, dabei stets ihren Eigennutzen kalkulieren und letzteren zu maximieren suchen.

Neorealistische Theorien knüpfen an das Theorem eines vorgesellschaftlichen Naturzustands an, wie es etwa in der politischen Theorie Thomas Hobbes' zu finden ist.[62] Im Naturzustand können Staaten, so die neorealistische Weiterentwicklung Hobbes', nie über die Intentionen der anderen Staaten und damit nie vor einem drohenden Angriff sicher sein; zugleich verfüge jeder Staat (mehr oder weniger ausgeprägt) über militärische Machtmittel, um andere Staaten zu verletzen. Perzeptiv führe dies zu einem grundsätzlichen Misstrauen der Staaten gegeneinander; das notwendig resultierende Handlungsmuster sei das der Selbsthilfe. Um sich voreinander zu schützen, versuchten die rational handelnden Staaten nun, ihre relative Machtposition gegenüber anderen Staaten zu verbessern.

Anders als es vielleicht intuitiv zu erwarten wäre, assoziiert der Neorealismus die Abwesenheit einer übergeordneten Zentralgewalt im internationalen Staatensystem nun aber gerade nicht mit Chaos, sondern mit einer – durch welche Mechanismen auch immer – notwendig sich einstellenden zwischenstaatlichen Ordnung. Krieg wäre aus dieser Sicht ebenso wie andere zwischenstaatliche Phänomene nicht als Folge von Anarchie und Selbsthilfeprinzip zu erklären, sondern vielmehr aus der internationalen Staatenordnung abzuleiten. In genau diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn neorealistische Autor(inn)en für Anarchie immer wieder Bezeichnungen wie »Ordnungsprinzip« wählen.[63] Auch Kenneth Waltz geht davon aus, dass es trotz anarchischer Bedingungen im internationalen System zu Kontinuität bzw. Persistenz kommt:

»The texture of international politics remains highly constant, patterns recur, and events repeat themselves endlessly. The relations that prevail internationally seldom shift rapidly in type or in quality. They are marked instead by dismaying persistence,

61 Mearsheimer 1995, S. 10; Mearsheimer 2001, S. 31; Gilpin 1981, S. 18-24; vgl. indirekt auch Schweller 1994, S. 99.

62 Bull 1995, S. 23.

63 Mearsheimer 2001, S. 30: »ordering principle«; Buzan/Jones/Little 1993, S. 38: »organicing principle«; Waltz 1979, Kap. 6: »anarchic orders«.Vgl. dazu auch Milner 1993, S. 145-149; Onuf 1998, S. 62.

a persistence that one must expect so long as none of the competing units is able to convert the anarchic international real into a hierarchic one.« [64]

Um dieses Phänomen zu erklären, unterscheidet er in einem ersten Schritt System, Struktur und Akteure bzw. Einheiten, wobei mit letzteren Staaten gemeint sind.[65] Der Begriff »System« ermöglicht es, soziale Gesetzmäßigkeiten und Zwänge zu beschreiben, denen Staaten im Internationalen unterliegen, ohne dass diese bewusst von den Staaten intendiert oder gar herbeigeführt worden wären.[66] Struktur ist für Waltz ein analytisches Konzept, das systemisches Denken ermöglicht und die Ebene der Einheiten überschreitet.[67] Jede Definition von Struktur muss deshalb zunächst von den Eigenschaften, Verhaltensweisen und Intentionen der Einheiten abstrahieren. Dies verlangt notwendig eine vergleichsweise strikte analytische Trennung zwischen Struktur und Staaten. Waltz' wird dieser Anforderung gerecht, indem er Strukturen ausschließlich positional bestimmt. Nicht Interaktion zwischen den Einheiten des Systems, sondern deren Anordnung zueinander, deren Position, bestimme über die Zwänge und Restriktionen, denen Einheiten im System unterliegen:

»The concept of structure is based on the fact that units differently juxtaposed and combined behave differently and in interacting produce different outcomes.« [68]

Anders als in binnenstaatlichen Strukturen, die von einer Zentralgewalt ausgehend ganz wesentlich als hierarchische bestimmt werden, entstehe Struktur im internationalen System nun allerdings unintendiert dadurch, dass Staaten als rationale Akteure ihr Eigeninteresse verfolgen. Gerade weil es keine Hierarchie gibt, so Waltz, sondern die Staaten ihr Überleben in einer anarchischen Umwelt sichern müssen, könne sich zwischen ihnen keine funktionale Differenzierung einstellen. Alle Staaten müssten die gleichen Funktionen erfüllen, insbesondere müssten sie nach innen wie nach außen für Sicherheit sorgen – in diesem Sinne spricht er von Staaten als »like units«.[69] Gleichwohl gebe es durchaus Kriterien der Differenzierung; es sei in erster Linie das Ausmaß der Machtpotentiale, das über die Position entscheidet, die Staaten in der Struktur des internationalen Systems einnehmen. Die mächtigsten Staaten bestimmten die Struktur des Systems insofern, als sie – mangels übergeordneter Zentralgewalt – die wichtigsten aller staat-

64 Waltz 1979, S. 66.
65 Masala 2005, S. 40-45.
66 Waltz 1979, S. 73-74 und 68.
67 Waltz 1979, S. 79.
68 Waltz 1979, S. 81.
69 Waltz 1979, S. 96 und 101.

lichen Akteure sind, deren Position in der Struktur notwendigerweise eine besondere ist.[70]

Damit ist auch über die letzte der Analyseebenen, die der Einheiten (»units«), schon einiges gesagt. Für Waltz sind Staaten die einzig relevanten Akteure im internationalen System, obgleich er die Existenz weiterer, nachgeordneter Akteure durchaus anerkennt.[71] Er sieht sie als in der Struktur des internationalen Systems verschieden positioniert an, sie können je nach Position innerhalb des Systems anders agieren – und unterliegen doch alle dessen Zwängen, betrachten das eigene Überleben (und damit die eigene Sicherheit) als wichtigstes Ziel und können sich nur in sehr engen Grenzen abweichend von den Regeln verhalten, die das internationale System ihnen auferlegt.[72]

Mit Anarchie, fehlender funktionaler Differenzierung und einer bestimmten Verteilung von Machtpotentialen alleine ist die tatsächliche Ausprägung einer Ordnung aber noch nicht erklärt, sondern lediglich eine Grundlage hierfür geschaffen. Zu klären wäre vielmehr, wie Struktur nun auf Akteure wirkt und deren Politik prägt. Waltz nennt in diesem Zusammenhang Sozialisation und Wettbewerb als zwei Modi, mittels derer die anarchische Struktur auf die rational handelnden Staaten einwirkt. Die Sozialisation eines Staates im Kollektiv der Staaten fördere bestimmte, der anarchischen Struktur entsprechende Verhaltensweisen; Wettbewerb begünstige diejenigen Staaten, die in einer anarchischen Umwelt erfolgreichere Strategien verfolgen.[73] Das hieraus resultierende primäre Handlungsprinzip ist das der Selbsthilfe. Staatliche Außenpolitik müsse vor diesem Hintergrund »Realpolitik« sein:

»The elements of Realpolitik, exhaustively listed, are these: The ruler's, and later the state's, interest provides the spring of action; the necessities of policy arise from the unregulated competition of states; calculation based on success is the ultimate test for policy, and success is defined as preserving and strengthening the state.« [74]

Um die Frage, auf welche Weise zwischenstaatliche Allianzen zustande kommen und welche Strategien Staaten dabei anwenden, hat sich eine Debatte mit gegensätzlichen Positionen bei weitgehend geteilten neorealistischen und rationalistischen Grundannahmen entwickelt. Wenngleich nicht Ausgangspunkt, so war die Position Kenneth Waltz' doch ein wichtiger Referenzpunkt dieser Debatte. Er nimmt im Einklang mit der klassischen realistischen Tradition an,[75] dass Staaten dazu tendieren, sich gegenseitig aus-

70 Waltz 1979, S. 94 und 100-101; Schweller 1993, S. 75.

71 Waltz 1979, S. 93-94.

72 Waltz 1979, S. 80.

73 Waltz 1979, S. 75-77.

74 Waltz 1979, S. 117. Schriftauszeichnungen entfernt.

75 Vgl. zum Balance-of-Power-Konzept vor Waltz Masala 2005, S. 52-55.

zubalancieren – Balance of Power ist für ihn das grundlegende systemische Ordnungsmuster internationaler Politik.[76] Ursache dafür sei die ungleiche Verteilung von Machtmitteln im internationalen System, die unter anarchischen Bedingungen und angesichts des Überlebenswillens von Staaten insbesondere kleinere bzw. in Machtmitteln unterlegene Staaten zwinge, sich mächtigeren Staaten anzuschließen.[77]

Fasst man diese Ausführungen in wenigen Worten zusammen, so verdichtet sich der Eindruck einer pessimistischen Theorie internationaler Politik. Units als geschlossene Einheiten, die je für sich schon geordnete Entitäten sind, ordnen sich durch rationales Handeln auf der Grundlage eigener Kapazitäten gemäß der Staaten übergreifenden anarchischen Struktur. Das grundlegende Handlungsprinzip ist dabei das der Selbsthilfe; Staaten streben Sicherheit an, indem sie einen Machtvorsprung gegenüber anderen Staaten zu erlangen suchen. Zwischenstaatliche Kooperation erscheint vor diesem Hintergrund als unwahrscheinlich und tritt allenfalls in der vergleichsweise unverbindlichen Form des Ausbalancierens von Macht auf.

Dieser Pessimismus gegenüber möglichen Formen zwischenstaatlicher Kooperation war und ist, neben der ausschließlichen Konzentration auf Staaten als relevante internationale Akteure, einer der immer wieder vorgebrachten Kritikpunkte an neorealistischen Ansätzen der Internationalen Beziehungen. In den 1970er Jahren erwuchs diesen eine ernstzunehmende Konkurrenz in Form neuerer rationalistisch-institutionalistischer Theorien, die genau diese Kritik fundiert ausarbeiten und Möglichkeiten der Kooperation rational handelnder Akteure theoretisch begründen wollten. Ich bezeichne diese fortan als »rationalistischen Institutionalismus«.[78] Im Zentrum dieser Ansätze steht der Begriff der Institution als einem Konzept, das einerseits durchaus auf akteurstheoretischen Überlegungen basiert, andererseits aber über diese abstrahierend hinausgeht. Die bei genauerer Betrachtung recht vielfältigen, teilweise einander widersprechenden neueren institutiona-

76 Anders als viele andere Balance-of-Power-Theoretiker(innen) geht Waltz davon aus, dass zwei Akteure bzw. Allianzen genügen, um sich auszubalancieren, wobei in einer solchen Situation der internen Steigerung von Kapazitäten eine weitaus größere Bedeutung zukomme. Waltz 1979, S. 118; Waltz 1967, S. 219-220; Waltz 1964, S. 881-887.

77 Waltz 1979, S. 118-132; Vogt 1999, S. 49-51. An Waltz anschließend, ihn aber doch auf interessante Weise modifizierend, haben Stephen Walt und Randall Schweller diese Annahmen weiterentwickelt; vgl. Walt 1987; Schweller 1994.

78 Hellmann/Wolf 1993, S. 153. Anregungen für die Neuentdeckung eines Institutionalismus (der ältere, idealistisch geprägte Institutionalismus kann allenfalls sehr begrenzt als Vorläufer des neueren Institutionalismus gelten, vgl. hierzu Keck 1991, S. 642-643) kamen insbesondere aus der ökonomischen Institutionentheorie sowie spieltheoretischen Ansätzen; Keck 1991, S. 635 und 638.

listischen Theorien lassen sich im Kern auf vier Grundannahmen reduzieren: [79]

- Erstens nimmt der rationalistische Institutionalismus an, dass Institutionen Gebilde mit relativer Dauerhaftigkeit sind. Wandel wird dabei nicht ausgeschlossen, er findet aber entweder nur selten, nur graduell und/oder nur in Pfadabhängigkeit statt. Über die Gründe für die relative Dauerhaftigkeit wie auch über die Ursachen und Prozesse institutionellen Wandels gibt es zwischen den verschiedenen Institutionalismen verschiedene Auffassungen.[80]
- Zweitens geht der rationalistische Institutionalismus von einem beträchtlichen Einfluss von Institutionen auf Akteursverhalten aus. Staaten, aber auch nichtstaatliche Akteure sind institutionell geprägt und damit in gewisser Weise Derivate der Institutionen. Die Art und Weise wie auch das Ausmaß dieser Prägung wird von den verschiedenen Institutionalismen sehr verschieden beschrieben und begründet.[81]
- Drittens hält der rationalistische Institutionalismus Institutionen für relativ autonom gegenüber ihrer Umwelt und/oder gegenüber den Akteuren selbst. Sie werden von diesen zwar einerseits getragen und beeinflusst, vermögen aber auch eine – mehr oder weniger umfangreiche – Eigenständigkeit zu entwickeln. Die Annahme einer relativen Autonomie der Institutionen hängt mit der Annahme durch sie geprägter Akteure auf das Engste zusammen, beide sollten aber analytisch vorerst getrennt voneinander betrachtet werden, da sie Analyseebenen betreffen, die in den insti-

79 Ergänzend zum Folgenden ließen sich Institutionen, wie es häufig getan wird, durch die Aufzählung von formalen oder informalen Institutionenbestandteilen beschreiben. Häufig genannt werden dabei beispielsweise Prozeduren, Routinen, Normen und Konventionen, Regeln, Entscheidungsfindungsprozeduren und Prinzipien. Der heuristische Wert solcher Aufzählungen ist allerdings gering, denn fehlende oder überflüssige Institutionenbestandteile lassen sich in Konfrontation mit der Empirie immer ausmachen. Vgl. zu den genannten Hall/Taylor 1996, S. 938; Keohane 1989b, S. 141; Krasner 1989b, S. 1-2; Müller 1993, S. 26; Puchala/Hopkins 1989, S. 61.

80 Baltzer 2001, S. 126; Berger/Luckmann 2003, S. 86; Krasner 1988, S. 73-74; Göhler 1994, S. 22; Göhler 1988, S. 16; Keohane/Nye 2001, S. 47-48; March/Olsen 1989, S. 17; Rehberg 1994, S. 47; Waschkuhn 1987, S. 71; Zucker 1991, S. 87.

81 Finnemore 1996b, S. 326; Friedland/Alford 1991, S. 245; Keck 1991, S. 637; Kölble 1995, S. 233-235; Krasner 1988, S. 73; March/Olsen 1989, S. 162-164; March/Olsen 1998, S. 948.

tutionalistischen Sozialwissenschaften zumeist als separat betrachtet werden.[82]

- Viertens sind für rationalistisch-institutionalistische Ansätze rationalistische Akteurskonzepte maßgeblich. Es wurde damit im Grundsatz die gleiche akteursanalytische, wenn nicht anthropologische Basis gewählt, die auch dem Neorealismus zu Grunde liegt – was durchaus für die Schärfe der Debatte zwischen Neorealismus und Institutionalismus mitverantwortlich sein dürfte.[83] Akteure gelten hier als rationale, eigeninteressierte Egoisten, die strategisch kalkulierend handeln, miteinander im Wettbewerb stehen und dabei ihren vorgegebenen Präferenzen und Interessen gerecht zu werden versuchen:

»[Rational choice institutionalists] posit that the relevant actors have a fixed set of preferences or tastes (usually conforming to more precise conditions such as the transivity principle), behave entirely instrumentally so as to maximize the attainment of these preferences, and do so in a highly strategic manner that presumes extensive calculation. [...] they postulate, first, that an actor's behaviour is likely to be driven, not by impersonal historical forces, but by a strategic calculus and, second, that this calculus will be deeply affected by the actor's expectations about how others are likely to behave as well.« [84]

Diese zunächst atomistische Segregation der Akteure schließt allerdings die Kooperation und Bildung von Institutionen nicht nur nicht aus (wie etwa im Neorealismus), sondern vermag sie gar zu befördern. Institutionalisierung, in den Internationalen Beziehungen oft im Rahmen der enger gefassten Regimetheorie als die Bildung von Regimen verstanden,[85] wird aus rationalistisch-institutionalistischer Sicht mit dem Wert bzw. dem Nutzen begründet, den Institutionen gerade für rationale Akteure haben.[86] Die Funktionen der Institutionen und die Gewinne für die Akteure, die dabei genannt werden, sind sehr vielfältig und verschieden. Nach Robert Axelrod/Robert Keohane schaffen Institutionen Anreize zur Kooperation, erleichtern das Erkennen

82 Unter Berufung auf G.W.F. Hegel und Arnold Gehlen Habermas 2001, S. 57; Krasner 1989a, S. 359 (zu Regimen); March/Olsen 1984, S.734; Puchala/Hopkins 1989, S. 87; Young 1989, S.94.

83 Hellmann/Wolf 1993, S. 154.

84 Hall/Taylor 1996, S. 944-945. Vgl. dazu auch Kölble 1995, S. 239-241; Keohane 1988, S. 386; Puchala/Hopkins 1989, S. 89; Snidal 1986, S. 25.

85 Vgl. Kohler-Koch 1989; Young 1989; Krasner 1989a; Krasner 1989b.

86 Hall/Taylor 1996, S. 945. Dieser Nutzen geht einher mit einer Erweiterung der akteursbezogenen Prämissen um eine ganze Reihe von Defiziten: beispielsweise die »Beschränktheit individueller Informationskapazitäten« und »Informationsasymmetrien«, Schulze 1997, S. 9. Diese Faktoren nehmen in den institutionalistischen Debatten der Internationalen Beziehungen einen weniger breiten Raum ein als beispielsweise in der Institutionenökonomie.

von Abweichler(inne)n und Trittbrettfahrer(inne)n, lassen Belohnung und Strafe den richtigen Adressaten zukommen und erlauben bei Verhandlungen das Verknüpfen von Themen. An anderer Stelle betont Keohane, dass durch Institutionen zusätzliche Gewinne möglich seien und Unsicherheit wie auch Transaktionskosten reduziert werden könnten. Nach Beate Kohler-Koch schaffen Regime Verhaltensrichtlinien, bieten einen Rahmen für Vereinbarungen und stellen Informationen zur Verfügung.[87] Harald Müller benennt fünf Wirkmechanismen von Institutionen: Sie verminderten Ungewissheit, legten verbindliche Urteilsmaßstäbe für richtiges und falsches Verhalten fest, reduzierten Transaktionskosten, entwickelten Regelungen für Informationsaustausch und stellten Entscheidungsregeln für Situationen auf, in denen rationales Reflektieren nicht möglich ist.[88]

Der rationalistische Institutionalismus teilt aber – neben der Annahme rationalistischer Akteure – noch eine weitere Grundannahme des Neorealismus, nämlich jene der grundsätzlichen Anarchie des Staatensystems. Die Abwesenheit einer zentralen Autorität bildet die wichtigste Umweltbedingung, unter der sich Kooperation entwickeln bzw. erhalten soll. Wie auch dem Neorealismus gilt dem rationalen Institutionalismus die Abwesenheit einer übergeordneten Instanz, die reglementierend und sanktionierend einzugreifen in der Lage wäre, als primäres Kooperationshindernis:

»Nations dwell in perpetual anarchy, for no central authority imposes limits on the pursuit of sovereign interests. [...] The possibility of a breach of promise can impede cooperation even when cooperation would leave all better off. Yet, at other times, states do realize common goals through cooperation under anarchy. Despite the absence of any ultimate international authority, governments often bind themselves to mutually advantageous courses of action. And, though no international sovereign stands ready to enforce the terms of agreement, states can realize common interests through tacit cooperation, formal bilateral and multilateral negotiation, and the creation of international regimes.« [89]

Trotzdem hält er die Kongruenz von Staateninteressen – in begrenztem Umfang und von relativer Dauerhaftigkeit – grundsätzlich, wenngleich nicht bedingungslos für möglich. Staaten nämlich, so die Annahme, strebten neben der Sicherung ihres nackten Überlebens auch andere Ziele – wie beispielsweise Wohlstand – an, zudem seien sie durch Interdependenz miteinander verbunden und könnten deshalb kollektive Güter nur kollektiv produzieren.[90]

---

87 Axelrod/Keohane 1993, S. 109; Keohane 1988, S. 386; Kohler-Koch 1989, S. 23. Vgl. dazu auch Hellmann/Wolf 1993, S. 158.

88 Müller 1993, S. 37.

89 Oye 1986, S. 1.

90 Axelrod/Keohane 1993, S. 87-91; Hellmann/Wolf 1993, S. 159; Keohane 1989a, S. 2; Keohane/Nye 2001, S. 26; Kohler-Koch 1989, S. 22; Milner 1993, S. 162-

In den Internationalen Beziehungen dienen spieltheoretische und andere akteurszentrierte Modelle methodologisch dazu, auf der kleinsten denkbaren Ebene und unter Reduktion kontextueller Komplexität Akteursverhalten (zwei Akteure und eine Entscheidungssituation, diese möglicherweise in mehrfacher Wiederholung) unter gegebenen Prämissen zu untersuchen. Mit ihnen wird versucht, unter Festlegung spezifischer Annahmen über Akteure und Kontexte situationsgebundenes menschliches Verhalten als Nukleus einer daraus ableitbaren sozialen Ordnung zu bestimmen. Dieser Versuch ist allerdings argumentativ nicht zwingend notwendig, als Alternative dazu wird in den institutionalistischen Arbeiten häufig einfach nur auf die bloße Existenz von Institutionen verwiesen – als Nachweis für die grundsätzliche Kooperationsfähigkeit menschlicher Akteure.[91] Wohl implizit mitgedacht wird dies, wenn – als dritte Argumentationsstrategie – mehr oder weniger direkt von gemeinsamen Interessen der Akteure auf das Entstehen von Institutionen geschlossen wird.[92]

In kritischer Distanz zum rationalistischen Institutionalismus hat sich mit dem soziologischen Institutionalismus ein alternatives institutionalistisches Theorieparadigma entwickelt, das die theoretischen Grundlagen der beiden bisher skizzierten Theorien der Internationalen Beziehungen fundamental in Frage stellt. Ihm gelten Akteure als immer schon in institutionelle Zusammenhänge eingebunden, der letztlich kausalen Abhängigkeit sozialer Ordnung von rationalistischen Akteuren stellen sie die umgekehrte Abhängigkeit der Akteure von institutionellen Strukturen zur Seite. Präferenzen, Interessen, Werte, Normen, Weltbilder, strategische Denkweisen und Wahrnehmungsweisen gründen aus Sicht des soziologischen Institutionalismus in der sozialen und institutionellen Umwelt, in die die Akteure eingebunden sind.[93] Präferenzen und Interessen können damit weder exogen bzw. apriorisch noch stabil sein:

163; Müller 1993, S. 31 und 34; Snidal 1991a; Snidal 1991b, S.722; Stein 1993, S. 31-35; Grieco 1993, S. 127-128. Kritisch zur Interdependenz Spindler 2003, S. 107. – Von dem hier beschriebenen Ansatz zu unterscheiden sind stärker am Neorealismus orientierte Regimetheoretiker wie Stephen Krasner, für den dominante Staaten Regime primär aus Eigeninteresse errichten; allerdings räumt auch Krasner ein, dass Regime eine gewisse Autonomie entwickeln und Akteure prägen, Krasner 1989a, S. 356-357; Krasner 1988, S. 76.

91 Keohane 1989b, S. 141; Kohler-Koch 1989, S. 29.

92 So beispielsweise bei Stein 1993, S. 35 und 45-48. Kohler-Koch bezeichnet dies kritisch als »funktionalistischen Fehlschluß«; Kohler-Koch 1989, S. 29. Ähnlich aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht auch bei Hegmann/Reckling unter Berufung auf Jon Elster; Hegmann/Reckling 2004, S. 67.

93 Finnemore 1996b, S. 326 und 333; Hall/Taylor 1996, S. 948-949; Taylor 1975, S. 189-191.

»The new institutionalism, in company with most research on preferences, argues that preferences and meanings develop in politics, as in the rest of life, through a combination of education, indoctrination, and experience. They are neither stable nor exogenous. If political preferences are molded through political experiences, or by political institutions, it is akward to have a theory that presumes preferences are exogenous to the political process.« [94]

Der soziologische Institutionalismus betrachtet Kooperationen und Institutionen vor diesem Hintergrund nicht einfach als Derivate der Interaktion rationaler Akteure. Ihre Autonomie und relative Dauerhaftigkeit beruhen für ihn nicht auf einer exogen und apriorisch begründeten Übereinkunft distinkter Akteure, sondern auf der reflexiven Konstitution und kognitiven Alternativlosigkeit solcher Kooperation und Institutionalisierung. Institutionen bilden aus dieser Perspektive die Welt, in der sich Akteure bewegen, sie sind damit für die Akteure selbst konstitutiv. Diese können damit keine andere Welt kennen, sie beziehen sich alle notwendig auf die gleiche, sozial konstituierte und institutionell verfasste.[95]

James March/Johan Olsen beschreiben in diesem Zusammenhang eine »Logik der Angemessenheit« als Gegenmodell zur »Logik der Konsequenz« realistischer und rationalistischer Theorien. Während letztere Faktoren wie Identitäten, Regeln, Institutionen und Normen vernachlässige, beziehe die Logik der Angemessenheit kognitive, reflexive und ethische Faktoren ein. Ihr zufolge agieren Akteure gemäß bestimmter Regeln und Routinen, die sozial konstruiert, allgemein anerkannt und antizipiert werden.[96]

Eine solche Handlungslogik ist eine notwendige Schlussfolgerung, konzipiert man Institutionen als für Akteure konstitutiv: Wenn letztere bestimmte institutionelle Regeln, Normen, Routinen und Werte als einzig gegebene wahrnehmen, so ist kein anderes Handeln möglich als das, welches sich auf eben diese institutionelle Welt bezieht. Die Logik der Angemessenheit ist also sehr viel mehr eine kognitive Logik denn eine psychologische. Rationales Handeln ist aus diesem Blickwinkel nicht mehr als eine spezifische Form angemessenen Handelns in einer Welt, die Rationalität als dominierende Handlungsmaxime für bestimmte Situationen vorsieht.[97]

---

94 March/Olsen 1984, S. 739. Ähnlich auch March/Olsen 1989, S. 40.

95 Zucker 1991, S. 85-87. Ähnlich auch Rehberg 2002, S. 50; Hall/Taylor 1996, S. 948-949; Finnemore 1996b, S. 326. Der Gedanke findet sich zudem indirekt bei Baltzer 2001, wenn er unter Berufung auf Charles S. Peirces Zeichenmodell betont, dass institutionelle Handlungen institutionell werden, indem sie sich aufeinander beziehen (S. 120-121). Gleichfalls indirekt bei Möllering, der Internalisierung als Vertrauensfestigung in Institutionen beschreibt; Möllering 2005, S. 17-18.

96 March/Olsen 1989, S. 23-25 und 160-162; March/Olsen 1998, S. 949-952.

97 Vgl. dazu aus organisationssoziologischer Sicht Meyer/Rowan 1977; aus IB-Sicht Ulbert 2005, S. 18; allgemein bei Gibbons 1987, S. 141. In allgemeinerer

Die im rationalistischen Institutionalismus vorgesehene Möglichkeit von Kooperation und Institutionalisierung wird von soziologisch-institutionalistischen Ansätzen also überführt in eine immer schon vorhandene soziale und institutionelle Konstitution von Akteuren und Institutionen. Letztere stellen aus dieser Perspektive mehr dar als bloße Regulatoren zur Verteilung von Informationen oder Ressourcen, sie sind mehr als bloße Prozeduren, Regeln und Routinen. Sie sind mehr als bloße rationalistische Institutionen, die um Skripte, Wahrnehmungsmuster, Normen oder Interpretationsschemata ergänzt würden. Institutionen sind im soziologischen Institutionalismus Fluchtpunkte menschlicher Interpretationsleistung, soziale Konventionen mit konsensualer Wirkung, interpretative Bausteine des sozialen Lebens und sozialer Interaktion. Eine gute, wenngleich gemäßigt formulierte Umschreibung eines soziologisch-institutionalistischen Institutionenbegriffs findet sich bei Peter Hall/Rosemary Taylor:

»[...] the sociological institutionalists tend to define institutions much more broadly than political scientists do to include, not just formal rules, procedures or norms, but the symbol systems, cognitive scripts, and moral templates that provide the ›frames of meaning‹ guiding human action. Such a definition breaks down the conceptual divide between ›institutions‹ and ›culture‹. The two shade into each other. This has two important implications. First, it challenges the distinction that many political scientists like to draw between ›institutional explanations‹ based on organizational structures and ›cultural explanations‹ based on an understanding of culture as shared attitudes or values. Second, this approach tends to redefine ›culture‹ itself as ›institutions‹.« [98]

Die beiden bislang genannten Aspekte, die sich simplifizierend als Gegensatz von sozialer Konstitution der Akteure durch Institutionen und sozialer Konstitution der Institutionen durch Akteure beschreiben lassen, stehen nun allerdings offensichtlich in einem gewissen Widerspruch zueinander. Es handelt sich dabei um ein grundsätzliches sozialwissenschaftliches Problem, das sich immer dann ergibt, wenn man die soziale Welt als immer schon sozial und historisch kontingent konzipieren möchte: das so genannte Akteur-Struktur-Problem als die komplexe Frage nach dem Verhältnis von individueller Akteursqualität und Handlung einerseits und überindividuellen Aspekten des Sozialen andererseits.

Betrachtung spricht Reckwitz davon, dass »die kulturwissenschaftliche Perspektive gegenüber der dominierenden liberal-rationalitätstheoretischen Sichtweise nur scheinbar parasitär, vielmehr das eigentliche Wirtstier ist«; Reckwitz 2004, S. 54. Für den Konstruktivismus in den Internationalen Beziehungen beschreibt Adler vier gemäßigtere Formen des Sich-Verhaltens gegenüber dem Rationalismus, Adler 2002, S. 108.

98 Hall/Taylor 1996, S. 947-948. Vgl. dazu auch Schaber 1994, S. 49-50.

Eine Lösung dieses Problems bestünde darin, vom Konzept einer strikten gegenseitigen Konstitution von Institution und Akteur abzuweichen und einer dieser beiden Seiten analytisch oder ontologisch Priorität einzuräumen. Diese Variante wählt in den Internationalen Beziehungen Martha Finnemore, nach deren Auffassung sich der soziologische Institutionalismus gerade dadurch vom Konstruktivismus unterscheidet, dass ersterer am Begriff der Struktur festhalte.[99] Auch in der organisationstheoretisch interessierten »Meyer-Schule« genießt Kultur als Makrophänomen analytischen Vorrang vor dem Handeln der Akteure.[100] Eine andere Variante wäre, an der gegenseitigen Konstitution von Akteur und Institution festzuhalten und keiner Seite analytische oder ontologische Priorität einzuräumen – dies ist die tendenziell zumindest im Grundsatz von sozialkonstruktivistischen Theorien der Internationalen Beziehungen vertretene Position. Damit wäre, schließt man sich Finnemores Unterscheidung an, das Theorieparadigma des soziologischen Institutionalismus verlassen.

Der Sozialkonstruktivismus[101] entwickelte sich insbesondere im Laufe der 1980er Jahre und setzte sich spätestens im Laufe der 1990er Jahre, bei allen Unterschieden im Detail, als ernstzunehmendes Konglomerat einander ähnlicher wissenschaftlicher Positionierungen durch.[102] Grundlegend für die konstruktivistischen Ansätze sind zweierlei Annahmen über die soziale Welt: Zum Ersten gehen sie davon aus, dass diese als eine interpretative, durch soziale Interaktion und Bedeutungszuschreibung konstruierte verstanden werden müsse. Zum Zweiten verstehen konstruktivistische Ansätze die soziale Welt gerade in ihrer Interpretativität zugleich als historisch kontingent: Die Welt unterliege einem permanenten Wandel, den es theoretisch zu

---

99 Finnemore 1996b, S. 327; Finnemore 1996a, S. 19-20. Im letztgenannten Text ordnet sie zwar auf S. 15 den Konstruktivismus als strukturell orientierte Theorie ein, scheint dabei aber von einem weiteren Strukturbegriff auszugehen als im erstgenannten Text.

100 Roscher 2004, S. 246; Jepperson/Meyer 1991, S. 205; Meyer/Rowan 1977, S. 343-346.

101 Ich benutze in dieser Untersuchung die Begriffe »Konstruktivismus« und »Sozialkonstruktivismus« in Übereinstimmung mit weiten Teilen der Forschungsliteratur zu Theorien Internationaler Beziehungen als Synonyme.

102 Knud Jørgensen unterscheidet vier Ebenen, auf denen der Konstruktivismus angesiedelt ist; jede dieser Ebenen werde als Konstruktivismus bezeichnet: Auf der Ebene des »philosophischen Konstruktivismus« stehen abstrakte epistemologische und ontologische Fragen im Mittelpunkt; die Ebene des »metatheoretischen Konstruktivismus« umfasst das Disziplinen übergreifende Reflektieren über Theorien des Sozialen; die Ebene der »konstruktivistischen Theoriebildung« fasst IB-Paradigmen in konstruktivistischen Begriffen und Konzepten; auf der Ebene »empirischer konstruktivistischer Forschung« werden diese Theorien schließlich auf den Untersuchungsgegenstand angewendet; Jørgensen 2001.

fassen und zu konzeptionalisieren gelte. Beide Annahmen haben wesentliche ontologische, epistemologische und methodologische Konsequenzen.

Interpretation, Bedeutungszuschreibung und Interaktion sind in den Augen des Sozialkonstruktivismus konstitutiv für das, was die Menschen als ihre soziale Welt erleben. Gesellschaft habe eine duale Bedeutung, sie sei sowohl objektivierte Faktizität als auch Trägerin subjektiver Bedeutung: Wenn Menschen miteinander interagieren, schrieben sie sich selbst, anderen Menschen sowie Materiellem und Nichtmateriellem Bedeutung zu.[103] Außerhalb dieser Bedeutungszuschreibungen sei eine soziale Welt nicht denkbar, vielmehr bekomme sie gerade aufgrund dieses verabsolutierenden Bedeutungshorizonts eine sinnhafte Notwendigkeit zugeschrieben; sie wird in Peter Bergers/Thomas Luckmanns Worten »objektive Wirklichkeit«:

»Ich erfahre die Wirklichkeit der Alltagswelt als eine Wirklichkeitsordnung. Ihre Phänomene sind vor-arrangiert nach Mustern, die unabhängig davon zu sein scheinen, wie ich sie erfahre, und die sich gewissermaßen über meine Erfahrung von ihnen legen. Die Wirklichkeit der Alltagswelt erscheint bereits objektiviert, das heißt konstituiert durch die Anordnung der Objekte, die schon zu Objekten deklariert worden waren, längst bevor ich auf der Bühne erschien.« [104]

Die interpretative Konstitution und Objektivierung der sozialen Welt versteht der Konstruktivismus nun aber – gerade entgegen dem Empfinden der Akteure selbst – als historisch kontingent.[105] Gesellschaft wandelt sich, Akteure interagieren und wandeln sich, sie entwickeln sich und ihre soziale Welt. Die internationalen Beziehungen unterscheiden sich in dieser Hinsicht in nichts von anderen Sphären der sozialen Welt. Jeffrey Checkel beschreibt vor diesem Hintergrund das Verhältnis von Akteuren und sozialer Welt im Konstruktivismus der Internationalen Beziehungen wie folgt:

»[Constructivism] is not a theory but an approach to social inquiry based on two assumptions: (1) the environment in which agents/states take action is social as well as material; and (2) this setting can provide agents/states with understandings of their interests (it can ›constitute‹ them).« [106]

---

103 Berger/Luckmann 2003, S. 25; Taylor 1975, S. 171-172 und 189-191. Für die Internationalen Beziehungen beispielhaft bei Onuf 1998, S. 59; Ulbert 2005, S. 13-15; Adler 2002, S. 100; Wendt 1999, S. 171-172; Neufeld 1993.

104 Berger/Luckmann 2003, S. 21-98, Zitat S. 24.

105 Explizit bei Ashley 1989; Milliken 1999; Shapiro 1989; Ruggie 1998, S. 25-27. Implizit in Arbeiten, die historischen Wandel einer interpretativ konstituierten sozialen Welt untersuchen, zum Beispiel bei Klotz 1995; Kratochwil 1986; Weber 1995.

106 Checkel 1998, S. 325-326.

Forschungen zu internationalen Beziehungen fragen dabei sowohl empirisch als auch theoretisch nach vielfältigen sozialen und historischen Phänomenen. Seien es etwa geteilte Identitäten, Werte und Bedeutungen wie in Emanuel Adlers/Michael Barnetts Konzeption von Sicherheitsgemeinschaften,[107] Normen als ein geteiltes Verständnis von Verhaltensstandards bei Audie Klotz,[108] Diskurse oder Wortbedeutungen wie in der Diskursforschung,[109] Regeln wie im Konstruktivismus nach Nicholas Onuf[110], Sprache und Regeln wie bei Friedrich Kratochwil[111] oder Ideen, Identitäten und Interessen, die Alexander Wendt in den Vordergrund rückt[112] – verbindender Gedanke dieser und weiterer, im Detail sehr verschiedener Ansätze ist immer der intersubjektive, auf Interaktion und Interpretation beruhende Charakter der jeweils untersuchten sozialen Phänomene.

Ein solches Akteurskonzept geht über die quasi-mechanistischen Vorstellungen des Rationalismus, aber auch die Priorisierung der institutionellen Strukturen im soziologischen Institutionalismus hinaus. Wurden Interessen und Identitäten im Neorealismus und im rationalistischen Institutionalismus noch als der sozialen Interaktion exogen behauptet, so versteht sie der Konstruktivismus als durch Bedeutungen konstituierte, aus der sozialen Welt selbst und der Interaktion mit anderen entstammende Akteursqualitäten.[113] Interessen, Identitäten und Handeln hängen nicht nur (wie auch im Rationalismus) auf das Engste zusammen, sondern sind (anders als im Rationalismus) stets rückgekoppelt an die soziale Welt als konstruiertem Bedeutungsrahmen. Zugleich ist die soziale Welt an die Interpretation sozialer Akteure gebunden. Anders als für individualistische Ansätze und Theorien wie dem Rationalismus oder dem Behaviourismus und anders als für holistische Ansätze und Theorien wie dem Strukturalismus oder dem Institutionalismus ist es für den Konstruktivismus deshalb nicht mehr möglich, einer der beiden Seiten – Akteur oder Struktur – ontologische Priorität einzuräumen. Das Akteur-Struktur-Problem besteht vielmehr gerade in der Frage, wie Akteure und Strukturen sozialwissenschaftlich in einer Weise konzeptioniert werden

107 Adler/Barnett 1999, S. 31.

108 Klotz 1995, S. 14.

109 Vgl. beispielhaft Milliken 1999; R. Baumann 2005; Hellmann/Weber/Sauer 2008.

110 Onuf 1998, S. 59; Onuf 1989.

111 Kratochwil 2001, S. 16-20; Kratochwil 1993, S. 75-77; Kratochwil 1989; Kratochwil 1988, S. 272-277.

112 Wendt 1992, S. 397-398; Wendt 1998, S. 386-388; Wendt 1999, S. 92-139. Ideen scheinen gerade auch im deutschsprachigen Raum einige Beachtung zu finden; vgl. Roscher 2004; Ulbert 1997, S. 15-16.

113 Campbell 1998, S. 9-10; Wendt 1999, S. 113-133; Wendt 1992, S. 399; Weldes/Laffey 1999, S. 14. Allgemeiner bei Ulbert 2005, S. 18.

können, die beide Seiten mit gleichem ontologischem Status sich aufeinander beziehen lässt.[114]

Dem Begriff der »Institution« kann im Rahmen einer solchen Konzeption nur mehr nachgeordnete Bedeutung zukommen. Der soziologische Institutionalismus ordnet, durchaus in institutionalistischer Tradition, soziale Phänomene wie Regeln, Prinzipien, Symbole und Bedeutungen dem Begriff der Institution unter.[115] Auf den ersten Blick durchaus ähnlich verfahren auch konstruktivistische Autor(inn)en. Berger/Luckmann, als einflussreiche Ideengeber des Konstruktivismus in den Internationalen Beziehungen, definierten Institutionen als reziproke Typisierung habitualisierter Handlungen.[116] Für Nicholas Onuf sind Institutionen stabile, wiederholbare Muster an Regeln und Handlungen.[117] Wendt schließlich definiert eine Institution als »relatively stable set or ›structure‹ of identities and interests«.[118] Für Erik Ringmar tragen und festigen Institutionen die Narrative einer Gesellschaft.[119] Anders als für den soziologischen Institutionalismus stehen für den Konstruktivismus allerdings nicht so sehr einseitig die kausalen und konstitutiven Prägungen und Einflüsse im Vordergrund, die Institutionen auf Akteure ausüben. Sie betonen vielmehr die gegenseitige Konstitution von sozialer Welt, die sich von diesem Standpunkt aus in Institutionen eben gerade nicht erschöpfen kann, und sozialen Akteuren.

Der Konstruktivismus stellt durchaus insofern einen Fortschritt gegenüber anderen Theorien der Internationalen Beziehungen dar, als er sich der Komplexität des Sozialen nicht durch eine Reduktion auf rationale Akteure oder institutionalistische Determinanten verschließt. Gleichwohl scheint es deutliche Tendenzen zu geben, insbesondere wenn er für empirische Arbeiten fruchtbar gemacht werden soll, von den konstruktivistischen Grundannahmen abzuweichen.[120] Historische Kontingenz und damit das historische, soziale und interpretative Gewordensein sozialer Entitäten werden in durchaus entscheidenden Teilbereichen analytisch häufig ebenso vernachlässigt wie die Kreativität sozialer Konstitutionsleistungen. Der Gedanke einer interpretativen Konstitution der sozialen Welt wird häufig aufgeweicht zu Gunsten einer vermeintlich leichteren oder treffsichereren Analysierbarkeit

114 Adler 2002, S. 104; Carlsnaes 1992, S. 246; Dessler 1989, S. 451-452; Ulbert 2005, S. 17; Wendt 1987, S. 338-339.

115 Zucker bestimmt Persistenz als gemeinsamen Nenner aller Institutionalismen; Zucker 1991, S. 83. Dies würde eine mögliche holistische Tendenz auch des soziologischen Institutionalismus erklären.

116 Berger/Luckmann 2003, S. 56-72.

117 Onuf 1998, S. 61.

118 Wendt 1992, S. 399.

119 Ringmar 1996, S. 455.

120 Vgl. zu den folgenden Ausführungen die Unterscheidung von starken und schwachen Formen des Konstruktivismus bei Harnisch 2003, S. 330-331. Vgl. auch Roscher 2004, S. 235; Jetschke/Liese 1998, S. 166-173.

der Welt. Aus methodologischen oder wissenschaftstheoretischen Überlegungen werden durch die Hintertür quasi-ontologische Annahmen. Dies lässt sich an zwei zentralen Aspekten verdeutlichen: Der konstruktivistischen Konzeption des Staates und der Rolle von Ideen und Normen in konstruktivistischer Forschung.

Traditionell gelten den Theorien Internationaler Beziehungen Staaten als die wichtigsten (und im Falle des Neorealismus einzig relevanten) Akteure des internationalen Systems.[121] Interessanterweise lösen sich in ihrer großen Mehrheit konstruktivistische Ansätze in diesem Punkt nicht von traditionellen Denkschemata, obwohl sie die Welt – und damit auch Staaten – als sozial und interpretativ konstituiert verstehen. Wie diese behandeln sie Staaten als in sich geschlossene, einheitliche Hauptakteure der internationalen Politik. Am prominentesten vertritt Wendt die These, dass Staaten wie einheitliche und geschlossene Akteure verstanden und untersucht werden könnten. Sie seien zwar durchaus durch soziale Interaktion konstituiert, wiesen aber aufgrund einer Idee kollektiver Akteurschaft und einer kollektives Handeln institutionalisierenden Entscheidungsstruktur einen einheitlichen Charakter auf. Dieser erlaube, die Staaten modellhaft als geschlossene Einheiten zu behandeln, die auf einer institutionell-gesellschaftlichen Ordnung, einem Anspruch auf das Gewaltmonopol, Souveränität, einer Gesellschaft sowie einem Territorium beruhten.[122]

Ein solches Staatskonzept macht den Konstruktivismus gewiss anschlussfähiger gegenüber traditionellen Theorien der Internationalen Beziehungen wie auch gegenüber traditionellen Theorien des modernen Staates.[123] Darüber hinaus mag es so erscheinen, als ob dieser Begriff vom »Staat« der empirischen Forschung zu internationalen Beziehungen angemessen sei – schließlich entspricht er jenem Staatskonzept, das im Alltagsverständnis von binnenstaatlicher und internationaler Politik vorherrscht. Dennoch zeitigt ein solches Verständnis auf theoretischer Ebene zahlreiche gravierende Probleme:

---

121 Jackson/Nexon 1999, S. 293; Biersteker 2002, S. 158; für Neorealismus und Neoliberalismus Hellmann/Wolf 1993, S. 156; für Neorealismus Ashley 1984, S. 238-241.

122 Wendt 1999, S. 198-223; indirekt auch Wendt 1995, S. 72. Vgl. dazu auch Weber 2001, S. 67; sowie die Kritik bei Inayatullah/Blaney 1996, S. 73. Auch andere konstruktivistische Autor(inn)en gehen (implizit oder explizit) von einer eigenen, wenngleich sozial konstituierten Akteursqualität der Staaten aus, beispielsweise Shannon 2000; Ulbert 1997; Risse 2000; Klotz 1995; Adler/Barnett 1999.

123 Vgl. beispielhaft für traditionelle Auffassungen von Staat und Souveränität Poggi 1990; Jahrreiß 1967; Roth 2003; Mann 1998; beispielhaft für einen traditionellen Staatsbegriff in den IB Waltz 1959; Waltz 1979; Keohane/Nye 2001; Bull 1995. Vgl. allgemein zum traditionellen Staatsbegriff in den IB Halliday 1991; Ringmar 1996, S. 441-443; Biersteker 2002, S. 158.

»[...] der [in ideellen internationalen Strukturen] handelnde Akteur bleibt in den meisten Fällen der Staat, dem jedoch genau besehen alle Anlagen dazu fehlen, Ideen zu verarbeiten, Normen zu erkennen, Werte zu besitzen, sich einer Kultur anzuschließen, eine Identität auszubilden, Wissen zu generieren, Argumentationen vorzutragen, kurz: sich in seiner sozialen Umwelt wahrzunehmen. [...] an dieser Stelle [klafft] eine große theoretische Lücke. Sie kann bei theoretischen Erwägungen leicht übersprungen werden, doch spätestens bei den methodischen Entscheidungen für die empirische Analyse all dieser ›konstruktivistischen‹ Faktoren kommt sie unweigerlich in den Blick: Wo lassen sich Ideen, Normen, Werte, Leitbilder, Kultur, Identität, Wissen und Argumentationen empirisch auffinden, wenn nicht in sprachlichen Äußerungen? Und wer hat schon einen Staat reden gehört oder schreiben gesehen?« [124]

Entzieht man dem Staat nun konsequenterweise seinen ontologischen (oder, vorsichtiger formuliert, seinen analytisch-apriorischen) Status, so stellt sich unweigerlich die Frage nach der Konstitution des Staates selbst. Er wäre dann nicht als Akteur in einer interpretativ konstruierten sozialen Welt, sondern als Produkt derselben zu analysieren – als »geschriebener« Staat in den Worten Cynthia Webers.[125] Wenn genau diese Konsequenz aber unterbleibt, so wird mit dem Staat ausgerechnet einer der wichtigsten politikwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstände als Objekt aus einer genuin konstruktivistischen Analyse ausgeschlossen.

Ähnliches gilt für Ideen und Normen, die zwar in den traditionellen Theorien der Internationalen Beziehungen keine dem Staat vergleichbare Wichtigkeit haben, im Konstruktivismus aber eine große Rolle spielen. In vielen konstruktivistischen Arbeiten – gleich ob theoretischer oder empirischer Natur – stehen Normen oder Ideen im Vordergrund. Wenngleich, wie es von konstruktivistischen Ansätzen nicht anders zu erwarten ist, die Entstehung von Normen und Ideen fast immer diffus auf Akteure oder Interaktion zurückgeführt und der Begriff der Kausalanalyse abgelehnt wird, so handelt es sich hierbei häufig doch eher um eine Art Begründungskonstruktivismus: Normen und/oder Ideen werden konstruktivistisch begründet bzw. abgeleitet, weil dies im Lichte der fundamentalen Kritik des Konstruktivismus an rationalistischen Norm- oder Ideenkonzepten für plausibler gehalten wird. Ist diese Begründung aber einmal geliefert, so wird der apriorische Charakter von Normen bzw. Ideen für die eigene Analyse durch die Hintertür wieder eingeführt. Ideen bzw. Normen werden so untersucht, als ob sie apriorisch gegeben wären und kausalen Einfluss auf das Verhalten von Akteuren hätten. Internationale Politik wird damit gerade nicht als komplexes

124 Weller 2005, S. 51. Schriftauszeichnungen entfernt. Vgl. dazu auch Wight 1999, S. 128; Ringmar 1996.

125 Weber 1995, S. 1-7. Vgl. dazu auch Suganami, der von der narrativen Konstitution von Akteuren spricht, Suganami 1999, S. 379; sowie Weldes/Laffey, die von der Produktion und Reproduktion von Staaten als Akteuren sprechen; Weldes/Laffey 1999, S. 14-16.

interpretatives Phänomen in den Blick genommen, als interpretativer Kampf um Bedeutungen und Ordnungen, denen Normen bzw. Ideen als Teilaspekt zugerechnet werden müssten.[126] Das primäre Erkenntnisinteresse gilt vielmehr einer vergleichsweise direkten Wirkung von Normen bzw. Ideen auf Akteursverhalten.[127]

Häufig wird in diesem Zusammenhang auch auf die Logik der Angemessenheit nach March/Olsen verwiesen, die ich als wichtigen Bestandteil des soziologischen Institutionalismus schon kurz skizziert hatte.[128] Staaten oder auch nichtstaatliche Akteure handelten, so die Annahme, indem sie sich nach binnenstaatlichen oder internationalen Regeln und Normen richteten. Wie Ole Sending überzeugend nachgewiesen hat, kann die Logik der Angemessenheit ihre Herkunft aus der Organisationsforschung allerdings nicht verleugnen: Gerade weil bei March/Olsen die kontextuellen Zwänge und Verpflichtungen in die Identität einer Person eingingen, handelten diese nicht im Rahmen eigener Entscheidungsfreiheit, sondern gemäß einer quasi überpersonalen Macht mit präskriptiver Autorität. Im Kern entpuppe sich die Logik der Angemessenheit damit als eine holistische Position.[129]

Dabei ist es letztlich unerheblich, ob ein solches Vorgehen ontologisch oder heuristisch begründet wird: In jedem Fall werden soziale Phänomene – Staaten, Analyseebenen, Normen oder Handlungslogiken – als letztlich in der realen Welt objektiv verankert postuliert oder aber so behandelt, »als ob« sie es wären. Obgleich »eigentlich« als sozial und interpretativ konstruiert verstanden, werden sie so der wissenschaftlichen Analyse enthoben und vorausgesetzt. Die soziale Welt als interpretativ konstruierte gerät in diesen Fällen zumindest teilweise aus dem Blick; der Konstruktionscharakter und die historische Kontingenz von Konzepten wie Staaten, Analyseebenen, Normen oder Ideen kann so nicht mehr angemessen berücksichtigt werden.

Aus konstruktivistischer Sicht konsequent wäre hingegen, die genannten Konzepte als konstruierte Bestandteile einer sozialen Ordnung zu verstehen, die interpretativ geschaffen wurde und beständig geschaffen wird. Im Mittelpunkt entsprechender Ansätze sollte also beispielsweise nicht das »Han-

126 Vgl. Kratochwil 1988, S. 265.

127 Zahlreiche Autor(inn)en vertreten implizit oder explizit eine solche Vorstellung von Normen und normorientiertem Konstruktivismus bzw. von Ideen. Als Beispiele seien genannt: Boekle/Rittberger/Wagner 2001; Börzel/Risse 2002, S. 149-152; Finnemore/Sikkink 1998; Florini 1996; Klotz 1995; Andrei 2008; Rittberger/Andrei 2005; Laffey/Weldes 1997 (kritisch zum Begriff der Idee); Shannon 2000; Ulbert 1997; Yee 1996 (die beiden Letztgenannten auf den Begriff der Ideen bezogen).

128 Vgl. dazu S. 57 dieser Untersuchung.

129 Sending 2002. Sending geht sogar noch weiter: Da die Ko-Konstitution von Akteur und Struktur die Fähigkeit der Akteure zur Selbstreflektion beinhalte, seien Logik der Angemessenheit und Konstruktivismus unvereinbar.

deln« von Staaten stehen, sondern vielmehr deren Konstitution unter anderem durch dieses Handeln. Es gilt, Staaten (und auch das Staatensystem) als historisch kontingente, permanent interpretativ konstruierte und reproduzierte Gebilde zu verstehen und diesen Konstruktionsvorgang selbst zu analysieren. Gleiches gilt für Normen und Ideen sowie alle weiteren Abstrakta, die für den Konstruktivismus aus den genannten Gründen eine große Rolle spielen.

In den Internationalen Beziehungen haben sich ein solches Vorhaben insbesondere diejenigen Ansätze auf die Fahnen geschrieben, die sich etwa an Jacques Derrida, Michael Foucault und vereinzelt auch an Pierre Bourdieu orientieren. Sie verstehen das Soziale in durchaus nicht nur metaphorischem Sinne als Text oder Idee; den Staat interpretieren sie entsprechend als eine textlich, diskursiv oder semiotisch konstruierte Entität. Menschen leben, so die Annahme, in einer interpretativ konstruierten Welt aus Texten oder Bedeutungen, die sie unter Rückgriff auf veränderliche konventionalisierte Verweisungssysteme beständig reproduzieren.[130] Richard Ashley fasst diesen Ansatz, den er und andere als poststrukturalistisch oder als postmodern bezeichnen, wie folgt zusammen:

»[...] poststructuralism understands history in its intrinsic pluralness, as a boundless text of countless texts, as le texte général. [...] It is a text that has no boundaries, that consists of innumerable texts, that is always in the process of being written and transformed even as it is being read or misread, and whose ›sovereign‹ writers and readers are themselves problematic texts in the process of being interpreted and inscribed.«[131]

Ashley interpretiert den Staat in poststrukturalistischer Tradition als diskursiv konstruierte Grenze zwischen dem Menschen und der internationalen, als anarchisch konstruierten Sphäre. Dies impliziert einerseits die Abgrenzung jedes einzelnen Staates vom Internationalen, andererseits aber auch der Staaten gegeneinander. Ein solcher Ansatz ermöglicht es, dies sei hier in Kürze vermerkt, die Unterscheidung zwischen Staatlichkeit und Internationalem als Ideologie der Partikularismen und Universalismen zu verstehen: Das Einzelstaatliche erscheint als das Partikulare, Fassbare, Eindeutige, dem das diffuse Internationale als Resultat eines universalistischen Prinzips multipler Partikularitäten dichotomisch gegenüber zu stehen scheint.[132] Dieses Verhältnis von Partikularismus und Univeralismus interpretiert Ashley als

130 »Writing the State« nach Weber 1995, S. 1; Ruggie 1998, S. 35; Debrix 2003; Der Derian 1989, S. 6; George 1994, S. 191-197; Weldes/Laffey 1999, S. 16. Vgl. allgemein sozialwissenschaftlich dazu Reckwitz 1999, S. 36-40.

131 Ashley 1989, S. 280-281. Vgl. dazu auch Ashley 1988, S. 233. Vgl. zur Postmoderne in den Internationalen Beziehungen Diez 2003.

132 Ashley 1989, 298-308; Ashley 1988, S. 230-244. Vgl. dazu auch Ashley/Walker 1990; Walker 1993, S. 60-73; Walker 1990; sowie Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

wirkmächtigen Diskurs und eben gerade nicht als objektive Begebenheit: Es handelt sich um ein auf Differenzierung beruhendes Konstrukt, das die Existenz souveräner Staaten als natürlich, selbstverständlich und objektiv erscheinen lässt.

Unter Berufung auf Derridas Begriff des Logozentrismus konstatiert Ashley, das wesentlichste Merkmal der Moderne sei, dass sie die Welt in solcherlei Dichotomien presse: Es scheine, als bestünde die Welt aus binären Oppositionen, die normativ zu Gunsten einer Seite aufgelöst würden. Die Frage nach der Differenz selbst bleibe dabei notwendig ausgeblendet; dass und wie diese »antihistorische Schließung« im Diskurs bzw. des Diskurses zu Stande komme, dürfe nicht hinterfragt werden, um die absolute Position des sich als rational verstehenden Menschen als entscheidende Instanz beim Setzen von Differenzen nicht zu unterminieren.[133]

Eine Kritik an dichotomisierender und normativ wertender Differenzierung als dem Grundmechanismus der Konstruktion von Bedeutung ist auch über Ashley hinaus ein in poststrukturalistischen Theorien der Internationalen Beziehungen häufig vorzufindendes Argument. In der darauf aufbauenden empirischen Forschung scheint es einen Hang zu geben, besonders negative Momente solcher Abgrenzungen zu betonen, was sich in Begriffen wie »War«, »Enemy« oder »Danger« niederschlägt.[134] So beschreibt David Campbell die Konstruktion US-amerikanischer Identität als ausgrenzende, »Gefahren« konstruierende Perzeption außerstaatlicher Vorgänge. Nach Cynthia Weber haben Diskurse um Interventionen Teil an der Produktion und Stabilisierung von Begriffen wie Staat und Souveränität, indem sie eine internationale Gemeinschaft zum Urteilen nötigen, eine souveräne Autorität im Zielstaat schaffen und die Grenze zwischen Souveränität und Intervention – und damit den Staat – festigen. Roxanne Doty beschreibt an den Beispielen USA/Philippinen und Großbritannien/Kenia die Konstruktion westlicher bzw. industriestaatlicher Identität durch abwertende und ausgrenzende Repräsentationen nichtwestlicher bzw. südlicher Staaten, Regionen und Menschen. Bei Vivienne Jabri schließlich wird Gewalt zum konstitutiven Element kollektiver Identität und zur Grundlage moderner Staatlichkeit.[135] Ob Differenzierung tatsächlich in allen Fällen, wie es poststrukturalistische Ansätze häufig suggerieren, in einer Art Gut-Böse-Schema enden muss, sei hier zunächst noch dahingestellt. Dass sich Differenzierung allerdings als ein zentraler Modus der Konstruktion von Bedeutung verstehen lässt, mit der nicht zuletzt auch gängige politische und soziale Ordnungsschemata wie Staaten und Staatensysteme konstruiert werden, soll gleichwohl festgehalten werden.

Poststrukturalistische Ansätze unterscheiden sich, dies sei abschließend angemerkt, auch in ihrer wissenschaftstheoretischen Grundhaltung von zu-

133 Ashley 1989, S. 261-262, 268-271, 298-308.

134 Ashley 1989, S. 305; Campbell 1998, S. 8 und 13.

135 Campbell 1998; Weber 1995; Doty 1996; Jabri 1996.

mindest gemäßigten konstruktivistischen Ansätzen. Letztere halten eine wie auch immer geartete, feste Grundierung wissenschaftlichen Wissens trotz der interpretativen Konstitution der sozialen Welt für möglich.[136] Radikalere konstruktivistische und poststrukturalistische Ansätze hingegen halten menschliche Erkenntnis nur innerhalb des sozialen Rahmens einer diskursiv oder sozial konstruierten Welt für denkbar, Erkenntnis unterliegt hier vollständig sozialen und historischen Prozessen und Bedingungen. Ashley hat in diesem Zusammenhang mit seiner Kritik am modernen Vernunftmenschen, der sich als Quelle von Wahrheit und Bedeutung in den Mittelpunkt der Welt setze und damit seine eigene Sozialität und Historizität ignoriere, exemplarische Überlegungen angestellt.[137]

Wissenschaftlicher Erkenntnis bleibt von einem solchen Standpunkt aus keinerlei Raum außerhalb sozialer und historischer Verhältnisse und Gegebenheiten. Diese Annahme macht es einerseits schwer, empirische Forschung zu betreiben, ist andererseits aber eine logische Konsequenz der Annahme, die Welt sei ein vom Menschen konstruiertes und den Menschen konstruierendes Bedeutungskontinuum. Wissenschaft kann aus dieser Sicht keinen übergeordneten Standpunkt einnehmen, sondern sie ist selbst Konstrukt und Teil beständiger Konstruktionsprozesse. Dies gilt in letzter Konsequenz und in aller Bescheidenheit auch für meine eigene Untersuchung.

1.2.2 Theorien internationaler Beziehungen und Kultur

Will man Außenkulturpolitik analysieren, so sind nichtrationalistische Ansätze dank ihrer Offenheit gegenüber kulturellen Faktoren zielführender. Insbesondere poststrukturalistische Ansätze versprechen darüber hinaus, aufgrund ihrer Betonung von Differenzierungsprozessen den Zusammenhang von Nationalstaatlichkeit und Kultur genauer beleuchten zu können, als dies für die anderen Theoriegruppen gilt. Beide Vermutungen wären genauer zu untersuchen. Die Ausführungen des vorangegangenen Unterkapitels enthalten allerdings noch keinerlei Aussagen zu Außenkulturpolitik und Kultur in den internationalen Beziehungen. Es gilt deshalb in diesem Unterkapitel, jene beiden Themenfelder genauer in den Blick zu nehmen und alle fünf beschriebenen Theorien hinsichtlich ihrer Erklärungskraft für diese besondere Form der Außenpolitik und der internationalen Politik zu befragen.

Außenkulturpolitik wurde in der politikwissenschaftlichen Disziplin der Internationalen Beziehungen bislang nur in geringem Umfang empirisch und fast überhaupt nicht theoretisch erfasst. Es bleibt deshalb lediglich ein Weg, einen möglichen Erkenntnisforschritt aus den Theorien der Internationalen Beziehungen zumindest indirekt abzuleiten: Es kann nach der grundsätzlichen Möglichkeit gefragt werden, Außenkulturpolitik mit der Hilfe be-

136 Checkel 1998, S. 327. Vgl. dazu auch Debrix 2003; Wendt 1995, S. 75; Wendt 1999, S. 90.

137 Ashley 1989.

stimmter Grundannahmen der wichtigsten Theorieansätze zu analysieren. Insbesondere lässt sich nach der Rolle und den Bedeutungen fragen, die der Kulturbegriff fernab seines außenpolitischen und außenkulturpolitischen Gebrauchs in bestimmten Theoriekontexten hat. Ich werde im Folgenden beides tun und mich dabei an den Ausführungen des vorangehenden Unterkapitels orientieren.

Als problematisch erweist sich der Versuch, Außenkulturpolitik mit neorealistischem Instrumentarium erklären zu wollen. Dies ist in allererster Linie auf dessen Auffassung von Relevanz und relevanten Faktoren zurückzuführen. So wird Kultur hier, übereinstimmend mit einer breiten Tradition westlichen Denkens, innerhalb der Staaten verortet – ein Ort, der aber aufgrund des neorealistischen Interesses an übergeordneten, strukturellen Prozessen keine systematische Berücksichtigung findet.[138] Gerade weil es dem Neorealismus darum geht, das große Ganze zu erklären, konzentriert sich er sich notwendig auf Faktoren, denen eine große Wirkmächtigkeit zugeschrieben werden kann: Große Staaten hält er für wichtiger als kleine und die Zwänge des Systems für wichtiger als nichtstrukturelle Handlungsspielräume einzelstaatlicher Außenpolitik. Daraus folgt notwendigerweise eine Konzentration auf diejenigen Politikbereiche und Aspekte, die vorrangig oder ausschließlich für die Struktur des internationalen Systems als prägend erachtet werden: Dies ist für wohl alle Neorealisten militärische Macht,[139] daneben werden auch Faktoren wie Größe der Bevölkerung und des Territoriums,[140] Ressourcen, politische Stabilität und Kompetenz,[141] auf Macht basierendes Prestige[142] oder sehr häufig auch ökonomische Macht[143] genannt. Außenkulturpolitik hat, vom besonderen Problem der schwierigen Evaluierbarkeit ihrer Ergebnisse ganz abgesehen, für Neorealisten nicht annähernd die Wirkmächtigkeit, die den oben genannten Aspekten auf der anderen Seite gemeinhin zugeschrieben wird.

Eng mit der Relevanzfrage hängt die strikte Trennung von Außenpolitikanalyse und Analyse des internationalen Systems zusammen. Der Neorealismus unterscheidet das internationale System auf der einen Seite, das beschrieben und erklärt werden könne, von Außenpolitik auf der anderen Seite als die je einzelstaatliche Reaktion auf Zwänge und Einflüsse des internatio-

138 Fischer 2006, S. 45-46; Jepperson/Wendt/Katzenstein 1996, S. 43. Vgl. dazu auch Jahn 2000; Jahn 2003; Walker 1990, S. 9-10; Walker 1984; Walker 1993, S. 61-64.

139 Waltz 1979, S. 131; Gilpin 1981, S. 9; Mearsheimer 2001, S. 30; Layne 1993, S. 15; indirekt wohl auch bei Walt 1987, S. 21.

140 Waltz 1979, S. 131; Gilpin 1981, S. 9-10.

141 Alle drei bei Waltz 1979, S. 131.

142 Gilpin 1981, S. 29.

143 Waltz 1979, S. 131; Krasner 1976, S. 317; Gilpin 1986, S. 308-312.

nalen Systems.[144] Diese Unterscheidung verschiedener Analyseebenen hat Folgen für die Aussagereichweite neorealistischer Analysen: Nicht nur für Waltz liegen Außenpolitik und das konkrete, einzelfallbezogene Handeln von Staaten außerhalb dessen, was von einer Theorie der internationalen Politik erfasst werden kann.[145] Für eine Analyse von Außenkulturpolitik bringt dies beträchtliche Schwierigkeiten mit sich. Dieses Politikfeld ist einerseits der Außenpolitik zuzuordnen und kann aus neorealistischer Perspektive aufgrund seiner verschwindend geringen systemischen Relevanz nicht im Hinblick auf mögliche strukturelle Auswirkungen untersucht werden. Zugleich aber lässt sich Außenkulturpolitik kaum auf bloße Außenpolitik beschränken, will man ihre konstitutive Performanz gerade auch für die zwischenstaatlichen und internationalen Beziehungen explizieren und analysieren. Ohne eine Vorstellung staatenübergreifender Relevanz und Funktion von Kultur fände kultureller Austausch nicht statt. Hier erweist sich die strikte Trennung von Außenpolitikanalyse und Analyse des internationalen Systems als unhaltbar, der damit zusammenhängende reduzierte Theoriebegriff als unbrauchbar.

Nicht zuletzt findet die Interpretationsbedürftigkeit der sozialen und damit der internationalen Wirklichkeit in der realistischen Theorie keinen Platz. Obgleich etwa Waltz seine eigene Theorie bewusst als abstrakte Konstruktion konzipiert, sie also als Interpretation verstanden werden könnte, bleiben Kommunikation zwischen Akteuren und gegenseitige Interpretationsnotwendigkeiten weitgehend ausgeblendet – und wenn er sie berücksichtigt, erfahren sie lediglich eine negative Wertung als intervenierende Variablen mit möglicherweise verfälschender Wirkung.[146] Da Außenkulturpolitik aber eine bestimmte Rezeption der gesendeten Kultur beim Empfängerstaat und der Empfängergesellschaft voraussetzt, muss Forschung zu dieser Form von Politik ein Konzept zum Verständnis zwischenstaatlicher und zwischengesellschaftlicher Interpretation und Kommunikation und insbesondere zum Verständnis der konstitutiven Wirkung beider entwickeln. Dies ist mit dem neorealistischen Begriffsinstrumentarium nicht möglich.

Darüber hinaus ist es für eine Analyse von Außenkulturpolitik banalerweise überhaupt unabdingbar, einen Begriff von Kultur zu haben. Kultur als Mittel und Gegenstand ist ein etablierter Aspekt der internationalen Beziehungen, der als solcher verstanden werden muss – und mit ihm die Konstitutionsbedingungen, die ihn hervorbringen. Ein in diesem Sinne enger Kultur-

144 Vgl. zu Analyseebenen in der traditionellen IB-Forschung Waltz 1959; Singer 1961.

145 Waltz 1979, S. 71.

146 Vgl. beispielhaft Waltz 1979, S. 138 und 168. Auch Stephen Walt, der in seinem Konzept des Balance of Threat Kommunikation und Interpretation vergleichsweise stark zu berücksichtigen scheint, kennt Kommunikation letztlich doch nur als gelungene oder gescheiterte, Interpretation nur als richtige oder falsche im Hinblick auf die Wahl der richtigen Strategie; Walt 1987, S. 28.

begriff muss seine Konstitutionsbedingungen mit erfassen. Der Neorealismus allerdings verfügt nicht über einen solchen. Zwar findet sich mit Waltz' Sozialisationsbegriff ein Konzept, das durchaus als vermittelnde Instanz zwischen Units und Struktur und damit als gesellschaftlicher und kontingenter Faktor verstanden werden könnte.[147] Gegen eine solche Interpretation spricht allerdings die recht rigide Relevanzauffassung, auf die ich schon eingegangen bin. Und selbst wenn man dies außer Acht ließe, wäre der Nutzen, würde man Waltz' Sozialisation als kulturell interpretieren wollen, beschränkt: Allenfalls ein sehr weiter Kulturbegriff (Kultur als jeglicher Ausdruck von Gesellschaftlichkeit) ließe sich auf diese Weise gewinnen, keinesfalls aber ein enger Kulturbegriff, der Kultur als Mittel und Gegenstand von Außenpolitik zu verstehen erlaubte. Dies gilt auch für offensichtlichere Versuche, neorealistische Annahmen für gesellschaftliche Faktoren zu öffnen, wie sie beispielsweise von Barry Buzan/Charles Jones/Richard Little oder in gewisser Weise auch von Stephen Walt unternommen wurden.[148]

Den Neorealismus im Rahmen einer Außenkulturpolitik-Analyse heranzuziehen, ist folglich angesichts seiner Grundannahmen nur unter Inkaufnahme umfangreicher Anpassungen und Modifikationen denkbar. Einen solchen kreativen Versuch haben Volker Rittberger/Verena Andrei unternommen. Sie argumentieren, dass Außenkulturpolitik aus neorealistischer Sicht dann attraktiv sein könne, wenn Staaten in bestimmten Konstellationen an einer Steigerung des eigenen Einflusses bei gleichzeitiger Akzeptanz von Autonomieverlusten interessiert seien.[149] Allerdings muss ein solcher Versuch notwendig offenlassen, weshalb gerade Kultur sich als Mittel zur Einfluss-Steigerung eignen soll. Dies scheint mir eine grundlegende Vorannahme ihres Modells zu sein, die sich aus neorealistischen Überlegungen nicht ableiten lässt und diesen darüber hinaus sogar fundamental widerspricht: Kultur spielt im Neorealismus nicht nur keine Rolle, sondern wird als außenpolitisches Instrument in keiner Weise mit politischen Prozessen verknüpft.

Der rationalistische Institutionalismus offenbart vergleichbar gravierende Schwächen wie der Neorealismus. Abgesehen davon, dass er aufgrund seiner rationalistischen Grundhaltung entweder keinen Begriff von Kultur haben oder aber dieser keine unabhängige Relevanz zukommen lassen kann,[150] vermag er auch zum Verständnis von Außenkulturpolitik keinen substantiellen Beitrag zu leisten. Zwar wäre es im Grundsatz durchaus denkbar, Außenkulturpolitik als eine Vielzahl an Institutionen oder Regimen

147 Waltz 1979, S. 75-77.

148 Buzan/Jones/Little 1993. Stephen Walts Konzept der Balance of Threat wirft notwendig die Frage nach der Perzeption von Bedrohungen auf, weshalb er konsequenterweise auch Aspekte wie Ideologie, Solidarität, inhaltliche Einflussnahme analysiert; Walt 1987, insbesondere S. 33-49.

149 Rittberger/Andrei 2005, S. 32-37. Vgl. dazu auch Andrei 2008, S. 34-36.

150 Fischer 2006, S. 40-41.

zu konzipieren, mit deren Hilfe Staaten ihre Interaktionen koordinieren und einen kollektiven Nutzen erzielen, der durch individuelles Handeln nicht zu erzielen wäre. Auch könnte diese Vielzahl an Institutionen und Regimen als Konglomerat kultureller Gegebenheiten verstanden und als Kultur bezeichnet werden. Die Annahme rationaler Akteure setzt dabei allerdings zweierlei voraus: Zum Ersten müsste aus der Kooperation im Kulturbereich ein tatsächlicher Nutzen resultieren, die bloße Hoffnung auf eine aus ihr folgende profitable Kooperation in einem außerkulturellen Bereich im Sinne eines »shadow of the future« oder eines »issue linkage« genügt nicht. Würde eine solche Hoffnung auf eine zukünftige Kooperation alleine nämlich genügen, so wäre jede beliebige Kooperation möglich; Kultur hätte dann keinerlei spezifische Bedeutung mehr. Zum Zweiten ist es notwendig, dass die beteiligten Akteure einen gemeinsamen Kulturbegriff und eine gemeinsame Idee seiner Relevanz haben, da andernfalls eine Seite die kulturelle Kooperation verweigern würde. Folgte man aber beiden Voraussetzungen, so würde der Kulturbegriff entweder sehr stark eingeschränkt auf jene Bereiche, die tatsächlich im nichtkulturellen Sinne profitabel nutzbar sind, was der Empirie widerspräche, oder aber die Relevanz von Kultur müsste als apriorisch gegenüber der Kooperation behauptet werden. Ihre Genese würde dann ebenso wenig hinterfragt wie ihre Eignung als politisches Instrument; Kultur würde als außenpolitisch relevant konstatiert, ohne dies zu begründen oder zu belegen. Dies entspricht durchaus einer rationalistischen Konzeption, die notwendig interpretative Prozesse sozialer Gruppenbildung durch Kultur als irrational und irrelevant ausblenden muss. Der rationalistisch-institutionalistische Versuch, Kultur als Mittel von Außenpolitik oder von internationaler Politik zu erklären, erweist sich damit allerdings als wenig überzeugend.

Unterlässt man es aber, Kultur unhinterfragt als relevant zu behaupten, so verbliebe als denkbares Motiv für internationale kulturelle Kooperation lediglich noch die Steigerung des eigenen Einflusses im Ausland. Dies wäre auf den ersten Blick durchaus mit rationalistischen Annahmen vereinbar – und zwar nicht nur mit jenen des rationalistischen Institutionalismus, sondern in einem gewissen Umfang durchaus auch mit jenen des Neorealismus. Gleichwohl ist auch eine solche Annahme höchst problematisch, wie ich oben am Beispiel des Versuchs Rittbergers/Andreis aufgezeigt habe, den Neorealismus für eine Außenkulturpolitik-Analyse fruchtbar zu machen. Ich will dies im Folgenden an einem in der jüngeren Debatte um Außenkulturpolitik und Public Diplomacy vergleichsweise breit diskutierten, theoretisch eher in institutionalistischem und rationalistischem Kontext zu verortenden Beispiel noch vertiefen: Gemeint ist Joseph Nyes halb programmatischer, halb analytischer Vorschlag einer stärkeren Berücksichtigung von außenpolitischer »Soft Power«.

Nye empfiehlt der US-Außenpolitik, »Soft Power« stärker als Mittel einzusetzen, um außenpolitische Ziele zu erreichen. Diejenigen politischen Maßnahmen, die ich als Außenkulturpolitik bezeichne, lassen sich ohne

weiteres als Teilbereich von »Public Diplomacy« dieser Soft Power zuordnen:

»But sometimes you can get the outcomes you want without tangible threats or payoffs. The indirect way to get what you want has sometimes been called ›the second face of power.‹ A country may obtain the outcomes it wants in world politics because other countries – admiring its values, emulating its example, aspiring to its level of prosperity and openness – want to follow it. In this sense, it is also important to set the agenda and attract others in world politics, and not only to force them to change by threatening military force or economic sanctions. This soft power – getting others to want the outcomes that you want – co-opts people rather than coerces them.« [151]

Nyes grundlegende Annahme ist, dass sich andere Staaten aufgrund kultureller und sozialer Wertschätzung des Soft Power nutzenden Staates zu gewünschten Verhaltensweisen animieren lassen. Er stellt dabei der »Hard Power«, etwa militärischem Handeln, weiche Machtfaktoren als Mittel zur Durchsetzung eigener Interessen gegenüber. Dabei konzipiert Nye Soft Power einsetzende Staaten, hier die USA, als rationale Akteure: Exogen gegebene Interessen werden rational verfolgt – nur eben mit einem politischen Maßnahmenbündel, das sich in Militär und Ökonomie nicht erschöpft. Dies entspricht einer außenpolitischen Instrumentalisierung nicht nur, aber eben auch kultureller Ressourcen.[152]

Eine solche Sichtweise verstrickt sich jedoch notwendig in Aporien. Soft Power einzusetzen, wie es Nye vorschlägt, setzt einen strategisch und rational handelnden Staat voraus, der erkennt, dass sich über Soft Power indirekt politische Ziele erreichen lassen. Nun wäre freilich konsequenterweise davon auszugehen, dass andere Staaten, auf die Soft Power zielt, gleichfalls rationale, nutzenmaximierende Akteure sind. Es ist deshalb nicht schlüssig anzunehmen, dass diese nicht in der Lage wären, den strategischen Einsatz von Soft Power zu durchschauen und sich ihm zu widersetzen, so wie sie sich höchstwahrscheinlich auch dem Einsatz von Hard Power widersetzen würden. Zudem wäre davon auszugehen, dass diese auch umgekehrt Soft Power einsetzten, um eigene Ziele gegenüber den USA zu verfolgen – die sich als rational und strategisch handelnder Staat dank der Einsicht in die Wirkung von Soft Power gleichfalls zu wehren wüssten. Soft Power als In-

151 Nye 2004, S. 5.

152 Diese Sichtweise unterscheidet sich nicht von den gängigen Formulierungen, mit denen man zumindest in westlichen Staaten Außenkulturpolitik begründet und rechtfertigt. So wird in der Wissenschaft wie auch in der tagespolitischen »Praxis« oft davon ausgegangen, dass Außenkulturpolitik einen Beitrag zur internationalen Verständigung, zum Frieden oder zum internationalen Handel leiste, also den hinter diesen Zielen stehenden Interessen diene. Vgl. beispielhaft Emge 1967, S. 50-52, 110, 124-125; Mitchell 1986, S. 12-21; Bauer 2003, S. 139-140; Ruf 1973, S. 16; Wyszomirski 2003; Ehrhart 2006; Iriye 1997.

strument der Einflussnahme müsste folglich wirkungslos verpuffen, sobald sie von zwei rationalen Akteuren mit exogen festgelegten Interessen strategisch gegeneinander eingesetzt wird.

Dieser Widerspruch lässt sich nur auf zweierlei Weisen auflösen: Entweder man konzipiert alle Staaten mit Ausnahme der Nyeschen Soft-Power-Macht USA als irrational, dumm oder hoffnungslos altruistisch. Oder aber, und dies scheint mir die weitaus plausiblere Lösung zu sein, man anerkennt die konstitutive und soziale Bedeutung, die Soft Power (und damit auch Außenkulturpolitik) ganz offensichtlich gerade auch für die Konstitution von Interessen und Identitäten wie auch für das außenkulturpolitische Kulturverständnis hat. Die Konsequenz dessen wäre allerdings, dass sich Soft Power nicht einfach theoretisch behaupten ließe, sondern vielmehr die spezifische, interpretativ konstruierte Bedeutung etwa von Kultur hinterfragt und analysiert werden müsste. Dies aber ist mit einem rationalen Akteurskonzept à la Nye nicht mehr zu vereinbaren, sondern setzt komplexere Akteursmodelle voraus, die Identitäten und Interessen nicht als der sozialen Interaktion exogen verstehen und die es erlauben, den interpretativen Charakter von Kultur zu erfassen.[153]

Doch auch über bloße Akteursmodelle hinaus sind nichtrationalistische Theorieansätze der Internationalen Beziehungen vielversprechender als rationalistische, wenn es darum geht, Außenkulturpolitik als Teilbereich von Außenpolitik zu verstehen. Dafür lassen sich drei wesentliche Gründe benennen, die zugleich notwendige Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse darstellen. Zum Ersten geht Außenkulturpolitik binnenstaatlich stets mit der Frage einher, was unter Kultur zu verstehen und zu vermitteln ist, warum dies überhaupt politische und soziale Relevanz hat und – damit zusammenhängend – welches kulturelle Selbstverständnis ein Staat entwickelt und vermittelt. Das Bedürfnis der Staaten nach kultureller Repräsentation gegenüber anderen Staaten und Gesellschaften bedingt ein solches inneres Kultur- und Selbstverständnis; zugleich ist dieses eng mit der Frage verbunden, was im Internationalen überhaupt als Kultur interpretierbar ist. Hier liegt eine komplexe Gemengelage aus sozial relativ abgesicherten Bedeutungszuschreibungen und Interpretationen vor, die sich nicht auf die bloße außenpolitische Instrumentalisierung einer mit rationalistischen Ansätzen nur unzureichend erfassbaren, abstrakten Kultur reduzieren lässt.

Zum Zweiten gilt es, das Bedürfnis der modernen Staaten zu erfassen, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. Dieses Bedürfnis ist Grundbedingung dafür, dass es überhaupt Außenkulturpolitik geben kann. Zugleich ist es ohne die Existenz anderer Staaten nicht denkbar, denen gegenüber sich ein Staat repräsentiert. Repräsentation setzt dabei nicht nur zu Repräsentierendes, sondern auch eine Zielgruppe sowie intersubjektive Modi der Repräsentation voraus.

153 Zumindest indirekt scheint Nye die genannten Widersprüche auf diese Weise auflösen zu wollen, wenn er betont, dass »Public Diplomacy« sowohl reden als auch zuhören verlange. Nye 2004, S. 111.

sentation voraus. Alle drei Aspekte – Repräsentiertes, Publikum und Repräsentationsmodi – entspringen sozialen Situationen, in denen staatliche Akteure sich selbst und andere wahrnehmen, interpretieren, Bedeutungen zuschreiben, aufeinander reagieren. Ein kulturelles Repräsentationsbedürfnis kann der interpretativen Wahrnehmung von anderen und durch andere also nicht exogen sein bzw. vorausgehen. Sehr viel mehr, als dass im Akt der Repräsentation durch Außenkulturpolitik im rational-neoinstitutionalistischen Sinne Institutionen geschaffen werden, konstituieren sich außenkulturpolitische Institutionen und staatliche Akteure in diesem Akt gegenseitig und selbst.

Zum Dritten schließlich spielt in diesem Prozess wechselseitiger Konstitution ein spezifisches Verständnis von Kultur eine zentrale Rolle. Es hat sich, und hier sei es mir erlaubt, späteren Ausführungen in simplifizierender Weise vorzugreifen, spätestens im 20. Jahrhundert eine gewisse Tendenz entwickelt, außenkulturpolitische Maßnahmen als freundliche oder zumindest nicht aggressive Akte zu interpretieren.[154] Diese Tendenz ist selbstredend keine absolute. Gleichwohl wäre über eine rein funktionalistische oder rationalistische Analyse von Außenkulturpolitik hinaus zu klären, warum dies gerade für diejenigen außenpolitischen Maßnahmen gilt, die nicht nur im deutschen Sprachraum als »kulturell« bezeichnet werden. Im Detail wäre aufzuzeigen, worin genau der Unterschied beispielsweise zwischen einer Kunstausstellung, einem Jugendaustauschprogramm oder von Sprachkursangeboten einerseits und Handelsabkommen oder dem Austausch von Militärtechnologie andererseits besteht.

Es ist angesichts der Schwächen neorealistischer und rationalistischer Theorien zu prüfen, ob auf der anderen Seite soziologisch-institutionalistische oder konstruktivistische Theorien die Forschung zu Außenkulturpolitik gerade im Hinblick auf die drei genannten Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse weiterführen können. Hierzu liegt ein genauerer Blick auf den Kulturbegriff dieser beiden Denkschulen nahe. Wie in den Sozial- und Geisteswissenschaften überhaupt, so wird Kultur auch in denjenigen Theorien der Internationalen Beziehungen, die sich diesem Begriff öffnen, sehr uneinheitlich gefasst. Gleichwohl lassen sich in der jüngeren Forschung grundsätzlich drei Verständnisse unterscheiden:

- Kultur wird erstens häufig als ein Universum an Bedeutungen aufgefasst, das Handlungen und Objekte überhaupt erst verstehbar macht. Diese Bedeutungen unterliegen einem beständigen kollektiven Aushandlungsprozess, der in letzter Konsequenz das Soziale überhaupt erst konstituiert.
- Zweitens wird Kultur oft verstanden als Komplex aus Werten, Normen und Präferenzen. Aus dieser Perspektive stellt sie den Menschen Leitlinien des Handelns und des Bewertens zur Verfügung; dieses Verständnis

154 Vgl. die Kapitel in Teil III dieser Untersuchung.

ist wohl das in der neueren Forschung zu Außenpolitik und internationaler Politik am häufigsten vorzufindende.

- Zum Dritten schließlich wird Kultur in den Internationalen Beziehungen häufig als Repertoire an Handlungsstilen und Strategien verstanden, das den Akteuren Möglichkeiten des Handelns und des Zieleverfolgens zur Verfügung stellt.[155] Diese dritte Auffassung dürfte noch am ehesten in der Tradition älterer Forschungsansätze stehen, die außenpolitische Handlungsmuster, Überzeugungssysteme oder Rollenkonzepte untersuchten.[156]

Allen diesen Ansätzen ist gemein, dass der Kulturbegriff in irgendeiner Form zwischen den Akteuren und einer akteursübergreifenden Ebene vermitteln soll. Der Unterschied zwischen konstruktivistischen Herangehensweisen einerseits, soziologisch-institutionalistischen Herangehensweisen andererseits mag hierbei graduell sein: Letztere betonen stärker als erstere den Konstitutionscharakter, den Kultur für Akteure hat, zugleich unterstreichen sie ihren strukturellen Charakter. Damit fallen Institution, Struktur und Kultur weitgehend zusammen; durch einen sehr weiten, eben kulturellen Institutionenbegriff wird bestimmt, was Struktur ausmacht.[157]

Der Konstruktivismus hingegen betont stärker die wechselseitige Konstitution von Strukturen und Akteuren, wie ich schon im vorhergehenden Unterkapitel ausgeführt habe. Kultur rückt damit als mögliches Analysekonzept oder Erklärungsmuster für je spezifische Akteur-Struktur-Konstellationen in den Blick. Gleichwohl liegt ein einheitliches Kulturkonzept nicht vor. Führt man sich vor Augen, dass dieser Begriff in allen Geistes- und Sozialwissenschaften wie auch überhaupt im westlichen Denken vieldeutig und unklar ist, so überrascht dies nicht. Die Uneinheitlichkeit des Kulturbegriffs spricht nun zwar nicht notwendig dagegen, ihn in der Analyse von Außenpolitik und internationaler Politik zu berücksichtigen.[158] Allerdings scheint er besonders in den konstruktivistischen Theorien internationaler Beziehungen eine Art »Passepartout«-Funktion zu erfüllen, die hochgradig fragwürdig ist.[159] Beispielhaft sei dies an den folgenden Ausführungen Wendts aufgezeigt:

»Culture takes many specific forms, including norms, rules, institutions, ideologies, organizations, threat-systems, and so on, but the discussion below concentrates on what they have in common as cultural forms.« [160]

155 Zu allen drei Punkten Hudson 1997, S. 6-9; Jetschke/Liese 1998, S. 151-152; Jetschke/Liese 1999, S. 290-291.

156 Zu diesen traditionellen Ansätzen allgemein Hudson 1999, S. 768-770.

157 Finnemore 1996b, S. 327; Hall/Taylor 1996, S. 948.

158 Walker 1990, S. 4-5.

159 Jetschke/Liese 1998, S. 151; Hudson 1997, S. 2; Walker 1990, S. 8.

160 Wendt 1999, S. 141.

Diese Aufzählung wäre fast beliebig erweiterbar, häufig werden etwa auch Ideen, Interessen oder Werte als kulturelle Bestandteile genannt.[161] Doch was genau nun unter Kultur subsumiert wird, ist an dieser Stelle weniger wichtig als die Tatsache, dass Kultur überhaupt in dieser Weise konzipiert wird und dabei die Vorstellung intersubjektiver Verbindlichkeit transportiert. Hier scheinen ansonsten sehr heterogene Ansätze eine Art kleinsten gemeinsamen begrifflichen Nenner gefunden zu haben. Theoriegeschichtlich wurde der Kulturbegriff damit zum wichtigsten Bezugspunkt nicht nur, aber eben auch und gerade der sehr breit angelegten konstruktivistischen und soziologisch-institutionalistischen Ansätze in den Internationalen Beziehungen.[162]

Problematisch ist an dieser subsumierenden Definition zahlreicher Phänomene als Kultur, dass die umfassenden, fast unbegrenzten und nicht systematisierten Verwendungsweisen des Begriffs diesen für eine Analyse von Außenkulturpolitik weitgehend unbrauchbar machen. Dabei ist die Feststellung zunächst banal, dass es eines sehr viel engeren Kulturbegriffes bedarf, als diese Ansätze zur Verfügung stellen. Außenkulturpolitikforschung muss verstehen können, weshalb beispielsweise Ballettgruppen, Fußballmannschaften, Wissenschaftler(innen) oder Schüler(innen) zwischen Staaten ausgetauscht werden. Da konstruktivistische und soziologisch-institutionalistische Kulturbegriffe nun aber vorwiegend daran interessiert sind, politisches Handeln zu verstehen, eignen sie sich kaum, auch die Objekte dieses Handelns adäquat zu erfassen. Zwar sind beide derart breit angelegt, dass sie eigentlich auch die genannten außenkulturpolitischen Objekte umfassen können, ihre Erklärungskraft ist damit aber gering. Was genau die Relevanz und die spezifische Bedeutung dessen ausmacht, was im Rahmen von Außenkulturpolitik als Kultur bezeichnet wird, vermögen sie nicht zu klären.

Außenkulturpolitik gerät damit fast notwendig aus dem Blickfeld. Problematisch ist allerdings nicht nur, dass der Kulturbegriff in den neueren Theorien der Internationalen Beziehungen für eine Außenkulturpolitik-Analyse viel zu breit angelegt und durch ein völlig anderes Erkenntnisinteresse geprägt ist, sondern auch, dass mit ihm traditionelle Unterscheidungen des Objektbereichs in verschiedene Analyseebenen reproduziert werden, die man doch eigentlich zu überwinden angetreten war.[163] Gemeint ist die recht strikte, insbesondere für den Neorealismus wichtige und typische Unterscheidung in Staatenebene und Systemebene bzw. in Außenpolitik und internationale Politik, die die Zusammenhänge und wechselseitigen Konstitutionsverhältnisse zwischen beiden ignoriert.

---

161 Wendt 1992, S. 397-398; Wendt 1999, S. 92-139; Roscher 2004; Ulbert 1997, S. 15-16. Vgl. dazu auch S. 60 dieser Untersuchung.

162 Vgl. Roscher 2004, S. 234-235.

163 Vgl. zu Analyseebenen in der traditionellen IB-Forschung Waltz 1959; Singer 1961. Vgl. zur Ontologisierung der Analyseebenen bei Waltz und Singer Bartelson 1998, S. 300-301.

In der neueren konstruktivistischen Forschung reproduziert sich diese Denkweise, indem ein Teil der Arbeiten explizit auf Einzelstaaten zielt; Kultur wird hier im Sinne eines Kollektivs als Kultur des jeweils untersuchten Staates verstanden. Das Erkenntnisinteresse liegt damit auf der Heterogenität zwischen Staaten, ohne dass die vermeintliche Homogenität innerhalb der Staaten kritisch hinterfragt würde. Andere Arbeiten setzen auf der Ebene des internationalen Systems an. Insbesondere der soziologische Institutionalismus, aber auch Teile des Konstruktivismus interessieren sich hier vorwiegend für die Isomorphie von Staaten und für deren gleichförmige Handlungsweisen und Institutionalisierungen, die auf eine mehr oder weniger einheitliche globale Kultur, etwa in Form von Normen oder Regeln, zurückgeführt werden. Solche Ansätze, die Kultur eher als Lebensweise in den Blick nehmen, sie allerdings auf globaler Ebene verorten, betonen damit die Homogenität zwischen Staaten.[164]

Die Frage, ob und auf welche Weise sich Staaten und Staatensystem wechselseitig konstituieren, bleibt bei solchen Vorannahmen völlig ausgeblendet. Genau dies war aber, wie ich im vorangegangenen Kapitel dargestellt habe, ursprüngliches Erkenntnisziel zumindest der konstruktivistischen Ansätze gewesen. Hier zeigt sich, dass das, was ich oben im Hinblick auf Normen und Ideen ausgeführt habe, auch und gerade für Kultur gilt: Sie wird zwar grundsätzlich als sozial konstruiert behauptet, in der Analyse selbst aber wieder als gegeben und nicht hinterfragbar behandelt. Sie wird in einer Weise untersucht, die es verunmöglicht, internationale Politik als komplexes interpretatives Phänomen in den Blick zu nehmen. Das primäre Erkenntnisinteresse gilt hier vielmehr der vergleichsweise direkten Wirkung von Kultur auf das Verhalten oder das Interpretieren von Akteuren, sei es auf nationaler oder auf internationaler Ebene. Soziale Phänomene – Staaten, Staatensystem, Analyseebenen oder Kultur – werden auch hier als letztlich in der realen Welt objektiv verankert postuliert oder aber so behandelt, »als ob« sie es wären. Obgleich »eigentlich« als sozial und interpretativ konstruiert verstanden, werden sie so der wissenschaftlichen Analyse enthoben und vorausgesetzt. Die soziale Welt als interpretativ konstruierte gerät zumindest teilweise aus dem Blick; der Konstruktionscharakter und die historische Kontingenz von Konzepten wie Staaten, Staatensystem oder Kultur kann so nicht mehr angemessen berücksichtigt werden.

Damit zeigt sich, dass nicht nur der Neorealismus und der rationalistische Institutionalismus, sondern auch der soziologische Institutionalismus und der Konstruktivismus für eine Analyse von Außenkulturpolitik ungeeignet sind. Die Analyse von Außenkulturpolitik setzt nicht nur einen sehr viel engeren Kulturbegriff voraus, als es der Passepartout-Kulturbegriff der

164 Jetschke/Liese 1999, S. 288-290. Vgl. beispielhaft für Arbeiten des ersten Typs Ulbert 1997; Fischer 2006; für Arbeiten des zweiten Typs Finnemore 1996a, S. 3-5; Klotz 1995. Vgl. theoretisch und ideengeschichtlich dazu Walker 1984, S. 196-202.

beiden letztgenannten Theoriegruppen darstellt. Sie benötigt vielmehr auch einen Kulturbegriff, der die spezifische Situierung von Außenkulturpolitik jenseits der Dichotomie von einzelstaatlicher und internationaler Ebene zu erfassen vermag. Die beiden oben beschriebenen Forschungsstrategien, entweder nach Homogenität auf der internationalen Ebene oder nach Heterogenität zwischen den Einzelstaaten zu suchen, führen hierbei nicht weiter: Außenkulturpolitik lässt sich auf keiner der beiden Ebenen vollständig erfassen. Versuchte man etwa, eine internationale »Kultur« des gegenseitigen kulturellen Austauschs zu beschreiben, so bliebe notwendig die Frage offen, was das auszutauschende Kulturelle denn nun sei und in welchem Zusammenhang es mit der internationalen Kultur des Austauschs stehe. Versuchte man aber umgekehrt, das Kulturelle nur auf einzelstaatlicher Ebene zu bestimmen, so bliebe dessen Relevanz für die internationale Politik ebenso notwendig unverstanden. Eine Analyse von Außenkulturpolitik muss deshalb nicht nur einfach beide Ebenen in den Blick nehmen, sondern diese Ebenen selbst als Konstrukte auffassen, die erklärungsbedürftig sind – politische Konstrukte, zu deren Genese nicht zuletzt Außenkulturpolitik beiträgt.

Um die theoretische Aufgabe, die reziproke Konstitution von Staat und Staatensystem zu verstehen, kommt deshalb auch eine Analyse von Außenkulturpolitik nicht herum. Gerade für sie stellt sich die Frage, wie »Kultur« in einer Weise theoretisch und methodisch konzipiert werden kann, die es erlaubt, sowohl die Konstruktion von Nationalstaaten als auch deren wechselseitige Anerkennungs- und Bedingungsverhältnisse zu erfassen. Es gilt, gerade den Beitrag zu analysieren, den Kultur (in einem spezifischen, vergleichsweise eng gefassten Verständnis) zu diesen Konstruktions- und Konstitutionsprozessen zu leisten vermag.

In diesem Zusammenhang lohnt sich ein genauerer Blick auf die poststrukturalistischen Ansätze der Internationalen Beziehungen, auf die ich am Ende des vorangegangenen Unterkapitels eingegangen bin.[165] Gerade dadurch, dass sie den Konstruktionscharakter etwa von Ordnungsschemata wie Staat und Staatensystem in theoretischen wie auch in empirischen Analysen betonen, können sie für eine Außenkulturpolitik-Analyse zumindest im Grundsatz fruchtbar gemacht werden. Menschen bewegen sich aus poststrukturalistischer Perspektive in einer interpretativ konstruierten Welt aus Zeichen, Texten oder Bedeutungen, die sie unter Rückgriff auf veränderliche konventionalisierte Verweisungssysteme beständig reproduzieren und durch die Menschen und Staaten auch überhaupt erst zu Akteuren werden können.[166]

---

165 Vgl. dazu auch die Überlegungen zum Poststrukturalismus in den IB ab S. 65 dieser Untersuchung.

166 »Writing the State« nach Weber 1995, S. 1; Ruggie 1998, S. 35; Debrix 2003; Der Derian 1989, S. 6; George 1994, S. 191-197; Weldes/Laffey 1999, S. 16. Vgl. allgemein sozialwissenschaftlich dazu Reckwitz 1999, S. 36-40.

Der wesentlichste Vorteil dieser Ansätze resultiert daraus, dass sie die Richtung weisen, in der mögliche Ausgangspunkte für eine Analyse dessen zu finden sind, was im Rahmen von Außenkulturpolitik materiell als deren Objekt dient. Gerade indem der Poststrukturalismus die Konstitution von Bedeutung auf Prozesse der Differenzierung zurückführt, vermag er genauer zu bestimmen, was Kultur im engeren Sinne als das zwischen Staaten Ausgetauschte ausmacht: Kultur wäre in sehr allgemeiner Form als dasjenige zu bestimmen, durch das sich Staaten interpretativ voneinander differenzieren und das sie nicht zuletzt im Sinne einer solchen Differenzierung zu einem Bestandteil ihrer Außenpolitik machen. Vor diesem Hintergrund lässt sich die wechselseitige Konstitution von Staaten und Staatensystem, auf Außenkulturpolitik bezogen, verstehen als wechselseitige Konstitution durch Differenzierung zwischen verschiedenen Staaten und ihren Kulturen.

Kritisch wäre allerdings zu vermerken, dass bestehende poststrukturalistische Überlegungen Differenzierung möglicherweise zu sehr auf dichotome Gut-Böse-Schemata verengen: Staaten treten empirisch zwar nicht notwendig, aber doch potentiell dem, was als Kultur anderer Staaten konstruiert wird, mit einer durchaus positiven, anerkennenden Haltung entgegen. Eine tendenziell negative Haltung gegenüber dem als anders Differenzierten, wie sie viele poststrukturalistische Ansätze unterstellen, scheint mir keine notwendige Schlussfolgerung aus der Erkenntnis zu sein, dass sich Staaten durch Differenzierung voneinander und gegenüber dem Internationalen konstituieren. Ich habe auf diesen Umstand schon im vorigen Unterkapitel hingewiesen. Es gilt, im weiteren Verlauf meiner Untersuchung einen sehr genauen Blick auf die Art und Weise zu richten, in der Staaten die Kultur anderer Staaten interpretieren.

Poststrukturalistische Ansätze können gleichwohl aufgrund ihres konsequenten Festhaltens an der Konstruiertheit von Wirklichkeit wie auch aufgrund ihrer Konzeption dieses Konstruierens als Differenzierung zumindest im Grundsatz den drei oben genannten Anforderungen einer Außenkulturpolitik-Analyse an eine Theorie Internationaler Beziehungen gerecht werden. Sie haben das Potential, verstehen zu lassen, wie und weshalb sich innerhalb von Staaten und zwischen Staaten spezifische, vergleichsweise eng begrenzte und historisch kontingente Vorstellungen dessen entwickeln, was Kultur ist. Sie haben ferner das Potential, das Bedürfnis von Staaten zu erfassen, sich außenkulturpolitisch zu repräsentieren; damit zusammenhängend versprechen sie auch, die wechselseitige Konstitution von Außenkulturpolitik und Staatlichkeit beleuchten zu können. Nicht zuletzt kann von ihnen erwartet werden, mit dem Problem zurechtzukommen, dass außenkulturpolitische Maßnahmen als freundliche oder zumindest nicht aggressive Akte interpretiert werden können, dies aber nicht müssen.

Gegenüber den rationalistischen Ansätzen der Internationalen Beziehungen, aber auch gegenüber weiten Teilen des soziologischen Institutionalismus und des Konstruktivismus haben poststrukturalistische Ansätze den Vorteil, dass sie Kultur nicht einfach voraussetzen. Sie erlauben vielmehr,

Kultur in einer Weise als Bestandteil von Staaten und Staatensystem zu kontextualisieren, die diese als vieldeutiges, unsicheres und umstrittenes Phänomen denken lässt. Kultur wird verstehbar als dasjenige, durch das und in dem sich konstitutive Differenzierungen vollziehen lassen; sie wird hierdurch der gängigen wissenschaftlichen Immunisierung und Apriorisierung entzogen. Gleichwohl kann diese Feststellung nicht mehr als ein erster Ausgangspunkt für eine detailliertere Analyse von Außenkulturpolitik sein: Zwar mag die Behauptung auf den ersten Blick als schlüssig erscheinen, Staaten differenzierten sich durch die Konstruktion von Kultur sowie durch deren außenkulturpolitischen Austausch. Dennoch ist sie zunächst einmal lediglich eine Behauptung, die einer genaueren theoretischen und methodischen Fundierung bedarf.

Um eine solche zu finden, wäre der Zusammenhang von Staat und Kultur genauer zu untersuchen. Der moderne Staat ist eben nicht nur Staat im Sinne eines administrativen Apparates, der nach innen und außen souverän auftritt und dabei das Gewaltmonopol über ein Territorium und eine Bevölkerung beansprucht. Er ist vielmehr immer auch Nationalstaat, dessen Kohäsion auf der Überzeugung einer großen Zahl an Menschen beruht, in irgendeiner Form zusammenzugehören. Dabei spielt die Überzeugung, eine gemeinsame Kultur zu haben, eine zentrale Rolle. Ein solcher Begriff der Kultur ist von der Vorstellung, eine Nation zu bilden, ebenso wenig zu trennen, wie dieser Glaube an die Nation von dem dazugehörenden Staat separiert werden kann. Auch ist er nicht zu trennen von der dichotomen Unterscheidung zwischen den Partikularismen der Nationalstaaten und dem Universalismus der Nationalstaatlichkeit, die Teile der poststrukturalistischen Forschung wiederholt kritisch hinterfragt haben, ohne allerdings tatsächlich Kultur in diesem Sinne zu analysieren.

Eine Außenkulturpolitik-Analyse, die verstehen möchte, auf welche Weise Staaten sich mittels Kultur voneinander differenzieren, kommt deshalb nicht umhin, sich denjenigen sozialwissenschaftlichen Ansätzen zuzuwenden, die genau dies in den Blick nehmen: Gemeint sind Theorien des Nationalismus und des Nationalstaats. Sie versprechen ein besseres Verständnis derjenigen interpretativen Prozesse, durch die Staaten, Nationen und Kultur in Abgrenzung zueinander konstruiert werden. Damit lässt sich mit ihrer Hilfe eine Außenkulturpolitik-Analyse genau an der Stelle weiterdenken und präzisieren, an der poststrukturalistische Theorien der Internationalen Beziehungen Fragen offen lassen.

1.2.3 Resümee

Ich habe in diesem Kapitel fünf Theorien und Ansätze der Internationalen Beziehungen analysiert, Bezug nehmend auf ihre Grundannahmen sowie die wichtigsten Theoretiker(innen). Es lassen sich grob zwei einander gegenüberstehende Theoriegruppen unterscheiden: Auf der einen Seite stehen der Neorealismus und der rationalistische Institutionalismus als Theorien mit

einem rationalistischen Akteurskonzept, auf der anderen Seite der soziologische Institutionalismus, der Sozialkonstruktivismus sowie der Poststrukturalismus als Theorien mit einem nichtrationalistischen Akteurskonzept.

Meine Fragestellung war, welchen Beitrag die fünf genannten Theorien und Ansätze für die Forschung zur Außenkulturpolitik bzw. zur Frage nach Kultur in Außenpolitik und internationaler Politik zu leisten vermögen. Dabei erwies es sich zunächst als unmöglich, eine von ihnen direkt zur Analyse heranzuziehen. Rationalistischen Theorien und Ansätzen fällt es schwer, den spezifischen Beitrag von Kultur im Rahmen von Außenkulturpolitik zu erfassen. Zwar gibt es durchaus vereinzelte neorealistische oder rationalistisch-institutionalistische Versuche, sich der Thematik zu nähern. Sie gehen aber stets entweder mit einer gravierenden Abweichung von ihren eigenen theoretischen Grundannahmen einher, was zu Widersprüchlichkeiten führt, oder aber ihre tatsächliche Aussagekraft ist gering. Da weder Kultur noch Außenkulturpolitik einen systematischen Platz im Neorealismus oder im rationalistischen Institutionalismus haben, kann die Relevanz und Eindeutigkeit des Kulturellen aus der Theorie selbst heraus nicht hergeleitet, sondern allenfalls vorausgesetzt werden. So nimmt beispielsweise Nye in seinem Soft-Power-Konzept Kultur als relevant und eindeutig an, genau wie es auch Rittberger/Andrei in ihrer Anwendung neorealistischer Überlegungen auf Außenkulturpolitik tun. Da diese Relevanz und Eindeutigkeit aber nicht außerhalb politischer und sozialer Prozesse stehen und entstehen können, sondern in diesen überhaupt erst möglich werden, sind sie erklärungsbedürftig.

Damit rückt für jede Analyse von Außenkulturpolitik eine Frage in den Mittelpunkt, die sich rationalistische Theorien der Internationalen Beziehungen nicht stellen: Die Frage nach der interpretativen Konstitution des Kulturellen. Kultur ist nicht einfach ein Gegebenes, das wahlweise als eine Art Spielwiese oder Kampfplatz rationaler Akteure unter den Bedingungen systemischer Anarchie dient. Die zentrale Frage der Außenkulturpolitikforschung kann deshalb nicht die nach irgendwelchen »Funktionen«, »Zielen« oder »Resultaten« sein. Es ist vielmehr zu problematisieren, weshalb und vor welchem Hintergrund gerade Kultur in der Moderne zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher und internationaler Politik werden konnte. Es lassen sich in diesem Zusammenhang drei Dimensionen einer solchen Analyse der Kultur in der Außenpolitik bestimmen:

- Das Bedürfnis der Staaten nach kultureller Repräsentation gegenüber anderen Staaten und Gesellschaften bedingt ein inneres Kultur- und Selbstverständnis, das eng mit der Frage verbunden ist, was im Internationalen überhaupt als Kultur interpretierbar ist. Es gilt zum Ersten, diese spezifisch nationalistische Genese von Kultur vor dem Hintergrund ihrer relativen strukturellen Ähnlichkeit in verschiedenen Staaten zu rekonstruieren.

- Zum Zweiten gilt es, das Bedürfnis der modernen Staaten zu verstehen, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. Dieses Bedürfnis setzt einerseits das genannte innere Kultur- und Selbstverständnis voraus, ist andererseits aber ohne die Existenz anderer Nationalstaaten nicht denkbar, denen seitens des sich präsentierenden Staates unterstellt wird, dass für sie Kultur in ähnlicher Weise relevant ist.
- Zum Dritten schließlich spielt in diesem Prozess wechselseitiger Konstitution ein spezifisches Verständnis von Kultur eine zentrale Rolle, das diese im weitesten Sinne als freundlich oder verbindend ansehen lassen kann, allerdings keineswegs muss. Dieses Verständnis steht in einem konstitutiven Zusammenhang sowohl mit dem inneren Kultur- und Selbstverständnis der Staaten wie auch mit dem Bedürfnis, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. In gewisser Weise bildet es deshalb die folgerichtige Konsequenz aus den beiden zuerst genannten Dimensionen.

Neorealistische und rationalistisch-institutionelle Theorien der Internationalen Beziehungen führen an dieser Stelle nicht weiter, blenden sie doch die interpretative Grundlegung des Sozialen aus. Kultur als gegeben vorauszusetzen verunmöglicht es, ihre spezifischen Konstitutionsbedingungen in Prozessen sozialer und politischer, mithin zwischenstaatlicher Kommunikationen zu hinterfragen. Dies gilt völlig unabhängig davon, ob man sie nun für irrelevant hält, wie es zumindest radikalere Varianten des Neorealismus tun, oder ob man ihr eine mögliche Relevanz zubilligt, wie es für weniger radikale Varianten beider Theoriegruppen denkbar wäre.

Vielversprechender scheinen, zumindest auf den ersten Blick, diejenigen Ansätze der Internationalen Beziehungen zu sein, die sich in Abgrenzung zu Neorealismus und rationalistischem Institutionalismus entwickelt haben und die ein nichtrationalistisches Grundverständnis teilen. Der soziologische Institutionalismus und der Sozialkonstruktivismus unterstreichen zumindest im Grundsatz die interpretative Konstitution des Sozialen, wobei ersterer die strukturelle Wirkung von Institutionen in den Vordergrund rückt, während letzterer eine wechselseitige Konstitution von Akteuren und Strukturen zu denken versucht. Für beide spielt vor diesem Hintergrund der Begriff der Kultur eine größere Rolle, als dies im Neorealismus oder im rationalistischen Institutionalismus der Fall ist.

Gleichwohl erweist sich der Nutzen, den eine Analyse von Außenkulturpolitik aus beiden Ansätzen zu ziehen vermag, als vergleichsweise gering. Dafür lassen sich im Wesentlichen zwei Gründe nennen: Zum einen erfüllt der Kulturbegriff in soziologisch-institutionalistischen wie auch in konstruktivistischen Ansätzen eine Art Passepartout-Funktion; er scheint eine Art metaphorisches Dach zu bilden, unter das vergleichsweise undifferenziert sämtliche nichtrationalistischen Konzepte wie etwa Ideen, Weltbilder, Normen oder Regeln gestellt werden. Als Konsequenz hieraus gibt es in beiden Ansätzen neben diesem sehr breiten Kulturbegriff keinen engeren Kultur-

begriff, der sich auf das konzentrierte, was zwischen Nationalstaaten tatsächlich materiell ausgetauscht wird.

Zum anderen wird Kultur insbesondere in empirisch orientierten Arbeiten zu einer Art Ressource, von der aus man kausale oder quasi-kausale Wirungen identifiziert oder die umgekehrt selbst kausalen oder quasi-kausalen Wirkungen von außen unterliegt. Hier werden soziale Phänomene – wie beispielsweise Staaten, Analyseebenen, Normen oder Handlungslogiken – als letztlich objektiv existent postuliert oder aber so behandelt, »als ob« sie es wären. Wenngleich auf einem abstrakten Argumentationslevel als sozial und interpretativ konstruiert verstanden, werden sie so der wissenschaftlichen Analyse enthoben und vorausgesetzt, oder aber es werden der Kultur fixe externe Prägungen unterstellt. Der wechselseitige Konstruktionscharakter und die historische Kontingenz von Konzepten wie Staaten, Analyseebenen, Normen oder Ideen kann so nicht mehr angemessen berücksichtigt werden. Die reziproke Konstitution von Nationalstaaten und internationaler Ebene gerät hierdurch ebenso aus dem Blick wie die beständige Unschärfe, die solche Abgrenzungen notwendig kennzeichnet. Die kulturellen Prozesse, die all dem zu Grunde liegen, bleiben zumindest in Teilen ausgeblendet; die historische Kontingenz und das historische, soziale und interpretative Gewordensein sozialer Entitäten werden ebenso vernachlässigt wie die interpretative Kreativität sozialer Konstitutionsleistungen.

Sowohl der zu breite Kulturbegriff als auch die a priori als gegeben angenommene Existenz sozialer Phänomene – wie etwa Nationalstaaten, Kultur, Normen oder die internationale Ebene – machen den soziologischen Institutionalismus und den Konstruktivismus für eine Außenkulturpolitik-Analyse ungeeignet. Letztlich müsste man, wollte man von ihnen ausgehend einen adäquateren, engeren Kulturbegriff entwickeln, dessen Eindeutigkeit und Relevanz in ähnlicher Weise behaupten, wie ich dies oben auch für die rationalistischen Theorien der Internationalen Beziehungen geschildert habe. Dies ist die notwendige Konsequenz, wenn Staaten und Staatensystem als voranalytisch existent konzipiert werden – und zwar selbst dann, wenn man deren Existenz im Grundsatz durchaus als wechselseitig konstitutiv auffasst, wie es der Konstruktivismus macht.

Eine Alternative bestünde darin, die Existenz von Nationalstaaten bzw. Staatensystem und die Vorstellung staatsbezogener oder nationenbezogener Kultur systematisch aufeinander zu beziehen. Genau dies würde auch den drei Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse gerecht, die ich oben aufgelistet habe. Die Existenz von Nationalstaaten ist nämlich ohne die Vorstellung nicht zu denken, solche Nationalstaaten beruhten im Kern auf der Vorstellung zumindest relativer kultureller Geschlossenheit. Umgekehrt ist die Vorstellung von Kultur, die zwischen Staaten ausgetauscht werden könnte, ohne deren Bezug auf den jeweiligen Nationalstaat sinnlos. Das außenpolitisch als Kultur Interpretierbare wäre an die Konstitution der Staaten ebenso gebunden wie das Bedürfnis, sich außenkulturpolitisch zu repräsentieren. Die mögliche, wenngleich nicht zwingend wohlwollende Interpreta-

tion dessen, was als Kultur ausgetauscht oder nach außen präsentiert wird, würde vor diesem Hintergrund verstehbar als Konsequenz der wechselseitigen interpretativen Konstruktion von Nationalstaaten und Kultur.

Poststrukturalistische Ansätze der Internationalen Beziehungen bieten mit ihrer Annahme, dass sich die Konstitution von Identitärem stets über die differenzierende Abgrenzung von anderem vollzieht, einen vielversprechenden Zugang zu einer solchen Analyse. Sie ermöglichen es, die wechselseitige Differenzierung zwischen Nationalstaaten mittels Kultur ins Zentrum einer Außenkulturpolitik-Analyse zu stellen, ohne dass damit Kultur, Nationalstaat oder Staatensystem als a priori Gegebenes konzipiert werden müssten. Wenngleich diese Ansätze keinen engeren Kulturbegriff zur Verfügung stellen, mit dem das außenkulturpolitisch Ausgetauschte oder Repräsentierte direkt erfasst werden könnte, so bieten sie doch zumindest das Instrumentarium, um es als dasjenige zu bestimmen, durch das sich Staaten voneinander differenzieren. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass Kultur in diesem engeren Sinne das einzige sei, das Differenzierung ermöglicht. Ganz im Gegenteil weist die geringe Zahl an politikwissenschaftlichen Forschungsarbeiten zur Außenkulturpolitik deutlich darauf hin, dass diese üblicherweise als ein Nebenaspekt zwischenstaatlicher und internationaler Beziehungen verstanden wird. Gleichwohl sollte eine Außenkulturpolitik-Analyse, die die interpretative Konstruktion von Staaten und Staatensystem ernst nehmen möchte, Kultur als die für sie relevante Möglichkeit zwischenstaatlicher Differenzierung ins Zentrum stellen.

Die Frage, wie genau sich diese Differenzierung durch oder mit Kultur nun vollzieht, überschreitet allerdings die disziplinären Grenzen der Internationalen Beziehungen. Es war die anthropologische, soziologische, politikwissenschaftliche und geschichtswissenschaftliche Nationalismusforschung, die in den vergangenen Jahrzehnten zur Problematik der kulturellen Abgrenzung einige wichtige Erkenntnisse erbringen konnte. Ich werde deshalb die Suche nach einer angemessenen theoretischen und methodischen Konzeption dessen, was als »Kultur« Bestandteil der Außenpolitik vieler Staaten wie auch der internationalen Politik im Allgemeinen ist, unter Rückgriff auf solche Arbeiten fortsetzen. Ganz offensichtlich kommt eine Außenkulturpolitik-Analyse nicht umhin, zu verstehen, auf welche Weise und in welcher Form sich Nationalismus, Nationalstaat und Kultur wechselseitig aufeinander beziehen – und genau dies ist eine der zentralen Fragestellungen in der Nationalismus-Forschung.

1.3 NATIONALISMUS, STAAT UND KULTUR

Meine Ausführungen zu Theorien der Internationalen Beziehungen konnten zwar auf einige vielversprechende neuere Entwicklungen in dieser politikwissenschaftlichen Disziplin hinweisen, mussten aber doch auch zahlreiche Defizite konstatieren. Dabei deutete sich die Notwendigkeit an, Außenkul-

turpolitik auch vor dem Hintergrund des modernen Nationalstaates, nationalistischer Ideologien sowie der enormen Wichtigkeit national gedachter Kultur für solche Ideologien zu analysieren. Genau dies werde ich im Folgenden tun, indem ich zunächst gängige Theorien zur Analyse von Nation und Nationalismus reflektiere und in einem zweiten Schritt einen möglichst adäquaten Begriff der Kultur aus nationalismustheoretischer Sicht entwickle. Wenngleich damit Kultur und Außenkulturpolitik an sich noch nicht einmal annähernd erfasst sein werden, also zusätzliche Überlegungen notwendig bleiben, so sind diese Vorüberlegungen für den Entwurf eines Analysekonzeptes doch unabdingbar.

Ich gehe dabei in drei Schritten vor: In einem ersten Unterkapitel stelle ich die wichtigsten Entwicklungen der jüngeren Nationalismusforschung vor, um einige zentrale Begriffe und Problemstellungen einzuführen. In einem zweiten Unterkapitel untersuche ich detaillierter, welchen Beitrag gerade post-klassische Nationalismustheorien zur Analyse von Kultur im Nationalstaat leisten können. In einem dritten Unterkapitel fasse ich die bis dahin angestellten Überlegungen zusammen und beziehe sie systematisch auf Außenkulturpolitik.

1.3.1 Theorien zur Konstitution des Nationalstaats

Die Nationalismusforschung ist ungefähr so alt wie auch ihre Objekte Nation, Nationalismus und Nationalstaat. Die modernen, im 19. Jahrhundert entstandenen Geschichtswissenschaften und Philologien waren dabei in ihren Ursprüngen als affirmative Wissenschaften zunächst Instrumente des Nationalismus selbst. Durch eine idealisierte Nationalgeschichtsschreibung, durch die Konstruktion hierzu passender Interpretationen kultureller und historischer Gegebenheiten und Artefakte sowie durch philologische und sprachwissenschaftliche Kartografien entstand das wissenschaftlich verbrämte Bild einer Welt voller Nationen, in deren Zentrum die jeweils eigene verortet wurde.[167]

Insbesondere zur Zwischenkriegszeit traten neben diese individuellen Nationalgeschichtsschreibungen in größerem Umfang vergleichende Arbeiten, die ein länderübergreifendes Verständnis des Nationalismus zum Ziel hatten. Vor allem zur Mitte des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt angesichts der Erfahrungen mit den Exzessen des nazistischen Deutschen Reiches, nahm diese Art der Forschung an Bedeutung zu. In zunehmendem Maße ging damit auch zumindest in Teilen der Forschung eine kritischere oder zumindest distanziertere Sicht auf jegliche Formen des Nationalismus einher, die den großen Werken der Nationalgeschichtsschreibung noch kaum zu eigen war.[168]

---

167 Geary 2002, S. 25-52; Breuilly 1985, S. 65; Kramer 1997, bes. S. 525. Vgl. dazu auch Schreiner 2006, S. 135-140; Passmore/Berger/Donovan 1999.

168 Breuilly 1985, S. 65-66; Lawrence 2005, S. 126-128.

Obgleich die Wurzeln der heutigen Nationalismusforschung in jener Zeit zu finden sind und einige damals aktuelle Streitpunkte und Probleme noch immer diskutiert werden, lässt sich seit den 1980er Jahren doch ein gewisser Bruch in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Nation und Nationalismus feststellen. Dieser Bruch reicht so tief, dass neuere Übersichtswerke zum Thema schon die wichtigsten Forschungsbeiträge aus den späten 1970er und den 1980er Jahren als »klassisch« bezeichnen.[169] Ich werde mich dieser Periodisierung insofern anschließen, als ich im Folgenden zwischen einer vor-klassischen, einer klassischen und einer post-klassischen Phase unterscheide und dieses Übersichtskapitel analog hierzu gliedere. Dass die Übergänge zwischen diesen Phasen fließend und diese selbst keineswegs durch Einheitlichkeit geprägt sind, ist dabei evident – wie jede Periodisierung, so ist auch diese heuristisch und, wenn man so möchte, didaktisch motiviert.

Jede dieser drei Phasen war von mehreren phasenübergreifenden Streitpunkten und Problemstellungen geprägt, anhand derer sich die nationalismustheoretischen Diskussionen gut nachzeichnen lassen. Ich werde mich in meiner Darstellung auf zwei von ihnen beschränken, die ich im Hinblick auf die Frage nach der außenkulturpolitischen Bedeutung des Nationalismus für die wichtigsten halte. Vergleicht man meine Auswahl allerdings mit den Problemstellungen, die in älteren und neueren Übersichten über die Nationalismusforschung als bedeutsam beschrieben werden, so lässt sich dabei durchaus eine gewisse Übereinstimmung feststellen. Gemeint ist zum einen die Frage, ob Nation, Nationalstaat und Nationalismus moderne Phänomene sind, wie der Modernismus annimmt, oder aber ob sie vormoderne, wenn nicht gar primordiale Wurzeln haben, die noch heute nachwirken. Die zweite, schon für die ältere Nationalismusforschung wichtige Frage ist die, ob eine Nation als subjektive Kreationsleistung ihrer individuellen Mitglieder oder aber als objektives, auf empirisch feststellbaren Merkmalen wie Sprache, Institutionen oder Kultur beruhendes Phänomen verstanden werden sollte.[170]

Die vor-klassische Phase neuerer Nationalismusforschung lässt sich etwa auf den Zeitraum zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und den frühen 1970er Jahren verorten. Sie zeichnet sich durch einen zunehmenden sozialwissenschaftlichen Einfluss auf die bis dahin weitgehend geschichtswissenschaftlich betriebene Forschung zu Nation und Nationalstaat aus, wodurch diese einen deutlich analytischeren und systematischeren Charakter erhielt. Geradezu beispielhaft für diesen Zugriff steht die 1953 erstmals erschienene Dissertation Karl Deutschs, die als methodologischer Vorschlag gedacht war und stark empirisch-quantitativ, funktionalistisch und behavi-

169 Day/Thompson 2004; Lawrence 2005. Vgl. dazu auch Schirmer 2002, S. 389.

170 Vgl. Day/Thompson 2004, S. 9-10; Haas 1986, S. 712-713; Smith 1998, bes. S. 223-224; Smutny 2004, S. 10-15; zum Modernismus in der Nationalismusforschung McCrone 1998, S. 10-16.

ouristisch geprägt ist. Deutsch konzipiert Kommunikation als diejenige menschliche Tätigkeit, die eine bestimmte Gesellschaft von anderen Gesellschaften relativ unterscheidbar mache. Eine Kultur bzw. eine Gemeinschaft werde im Kern durch das bestimmt, was kommunikativ in ihr ausgetauscht wird. Die Zugehörigkeit eines Individuums zu einer bestimmten Gesellschaft macht Deutsch an der Komplementarität seiner Kommunikationsweisen bzw. an der Möglichkeit zu einer effektiven Kommunikation innerhalb dieser Gesellschaft fest.[171]

Wenn auch nicht explizit, so scheint Deutsch doch implizit eine gewisse Kontinuität zwischen vormodernen Gruppenbildungsprozessen und modernen Nationalstaaten zu unterstellen. Da er seine kommunikationstheoretische Konzeption des Nationalismus allerdings an moderne Entwicklungen, insbesondere an funktionale Differenzierungsprozesse in modernen Gesellschaften bindet, stellte er einen wichtigen, wenngleich heute bisweilen etwas aus dem Blickfeld geratenen Vorläufer der klassisch-modernistischen Nationalismusforschung dar. Seine besondere Bedeutung resultiert überdies aus seinem stark sozialwissenschaftlich geprägten, dabei aber interdisziplinär angelegten Forschungsansatz, der zwar in der Folgezeit nicht in nennenswerter Weise aufgegriffen wurde, aber gleichsam beispielhaft für die damalige Befreiung der Nationalismusforschung von eingefahrenen methodologischen und inhaltlichen Denkmustern steht.

In radikalerer Weise als Deutsch entwirft Elie Kedourie ein modernistisches Programm der Nationalismusanalyse.[172] Schon der erste Abschnitt in seiner wirkmächtigen, 1960 erstmals erschienenen »Nationalism«-Studie macht dies deutlich:

»Nationalism is a doctrine invented in Europe at the beginning of the nineteenth century. […] Briefly, the doctrine holds that humanity is naturally divided into nations, that nations are known by certain characteristics which can be ascertained, and that the only legitimate type of government is national self-government.« [173]

In diesem Zitat findet sich das unscheinbare Wörtchen »invented«, das später in Eric Hobsbawms Nationalismusforschung programmatisch werden und von primordialistischer Seite scharfe Kritik ernten sollte.[174] Gerade in diesem provokanten, für die spätere modernistische Nationalismusforschung wichtigen Begriff kommt der spezifisch moderne und kreative Charakter von Nation und Nationalismus zum Ausdruck. Insbesondere Ernest Gellner war diesbezüglich stark von Kedouries Modernismus beeinflusst, wenngleich er sich fundamental – wie ich gleich zeigen werde – gegen Kedouries Annahme wendete, den Ideen (»doctrine«) des Nationalismus komme pri-

171 Deutsch 1966. Vgl. dazu auch Jansen/Borggräfe 2007, S. 82-86.

172 Smith 1998, S. 24.

173 Kedourie 1993, S. 1.

174 Vgl. dazu auch Fn. 198 auf S. 94 dieser Untersuchung.

märe Erklärungskraft zu.[175] In dem Wort »invented« deutet sich, darauf sei kurz verwiesen, zugleich auch die Frage nach der Rolle nationalistischer Eliten für die Entwicklung und Durchsetzung nationalistischer Denkmuster innerhalb einer bestimmten, sich im Erfolgsfalle als »Nation« bezeichnenden Gruppe an. Sie wurde später von Miroslav Hroch[176] aufgegriffen und war insbesondere für die Nationalismustheorie Benedict Andersons zentral.[177]

Unterschwellig war diese vor-klassische Phase der Nationalismusforschung von zweierlei konkreten politischen Problemstellungen geprägt. Zum einen ließen die Erfahrungen mit dem deutschen Nazismus die Frage aufkommen, wie ein solches Phänomen erklärt werden könne und welcher Zusammenhang zwischen vermeintlich gemäßigten Nationalismen auf der einen und exzessiven Nationalismen auf der anderen Seite bestehe. Es verwundert vor diesem Hintergrund nicht, dass nicht wenige der später wichtigsten vor-klassischen Nationalismusforscher aus Mitteleuropa stammten und nach Großbritannien oder in die USA fliehen mussten.[178] Der in dieser Zeit innerhalb der Nationalismusforschung sich entwickelnde Modernismus wendet sich nicht zuletzt deshalb gegen essentialistische oder primordialistische Vorstellungen, weil er diese – explizit oder implizit – für die Exzesse des Nationalismus im Allgemeinen und jene des deutschen Nazismus im Besonderen mitverantwortlich macht.[179]

Im Zuge der Dekolonialisierung und der Gründung zahlreicher neuer Staaten in Afrika und Asien trat zudem das Problem der innerstaatlichen Stabilität bzw. Instabilität in den Vordergrund. Die Frage, wie ein unter Umständen als kulturell und ethnisch vielfältig wahrgenommener Staat ideologische, institutionelle und politische Stabilität erlangen könne, scheint gerade diejenigen Arbeiten mehr oder weniger offen angeleitet zu haben, die nach der Genese solcher Stabilität in den großen europäischen oder auch amerikanischen Nationalstaaten fragen.[180] Dass letztere dabei im Laufe der Zeit zu einer Art Modell erhoben wurden, kann man angesichts der zeitgenössischen Debatten kaum der Nationalismusforschung alleine anlasten, man wird sie von diesem Vorwurf aber auch nicht freisprechen können.

Eine der wichtigsten Figuren der klassischen Nationalismusforschung hatte ihre ersten Schriften schon in den 1960ern publiziert und schon seit jener Zeit eine exponierte Stellung eingenommen – gemeint ist Ernest Gell-

175 Lawrence 2005, S. 131-132.

176 Hroch 2000.

177 Vgl. dazu auch die Ausführungen ab S. 94 dieser Untersuchung.

178 Lawrence 2005, S. 148-149.

179 Smith 1998, S. 19.

180 Haas 1986, S. 713; Smith 1998, S. 19-20. In diesem Zusammenhang wäre auch auf Forschungen zum Nationalstaat im Allgemeinen zu verweisen, die über Nationalismusforschung im engeren Sinne hinausgehen; beispielhaft etwa Tilly 1975 oder Giddens 1985.

ner. Sein Werk »Nations and Nationalism« erschien 1983 und stellt die bis heute systematischste und expliziteste Ausarbeitung eines modernistischen Modells des Nationalismus dar, die sowohl sozioökonomische als auch kulturelle Faktoren einzubeziehen und damit den alten Gegensatz von objektivistischer und subjektivistischer Genese des Nationalen zu überwinden beansprucht.[181] Gellner entwirft eine historisierende Soziologie der modernen Nationen als großen Entwurf, der Kapitalismus und Industrialisierung als Ausgangspunkt und Ursache einer vollständigen sozialen und ökonomischen Umwälzung dann moderner Gesellschaften interpretiert. Durch eine weit reichende industrielle Arbeitsteilung entstehe für die Menschen die Notwendigkeit umfassender sozialer und räumlicher Mobilität, grundsätzlicher Austauschbarkeit und Komplementarität. Während die soziale Stratifizierung vormoderner Gesellschaften zugleich eine kulturelle Stratifizierung gewesen sei, zeichne sich die soziale Stratifizierung moderner Gesellschaften durch funktionale Differenzierung bei kultureller Homogenisierung aus. Es seien moderne Hochkulturen entstanden, die innerhalb bestimmter Gesellschaften weite Verbreitung fanden und durch zentrale staatliche Institutionen reproduziert wurden. Nationalismus sei nun eine Denkform, die sich historisch durchgesetzt habe, um die objektiv notwendige kulturelle Homogenisierung durchzusetzen und ideologisch tragbar zu machen.[182] Er postuliere folgerichtig eine Übereinstimmung zwischen politischen und nationalen, mithin kulturellen Gegebenheiten:

»Nationalismus ist vor allem ein politisches Prinzip, das besagt, politische und nationale Einheiten sollten deckungsgleich sein.« [183]

Erst wenn eine in nationalen Kategorien gedachte Hochkultur zum zentralen Bezugspunkt eines Nationalstaats geworden ist, sieht Gellner die Möglichkeit, Nationen über einen gemeinsamen Willen und eine gemeinsame Kultur zu definieren. Die seit dem 19. Jahrhundert immer wieder diskutierte Frage,[184] ob Nationen nun auf subjektiven Identifikationen oder auf objektiven (kulturellen oder anthropologischen) Gegebenheiten basieren, beantwortet er also mit einem Sowohl-Als-Auch: Unter den Bedingungen der Moderne werde die Kultur einer bestimmten Gruppe zur Quelle politischer Legitimation. Es ist deshalb bei Gellner der Nationalismus, der Nationen hervorbringt, und nicht umgekehrt – ein Nationalismus, der sich zur subjektiv-identitären Konstruktion eines gemeinsamen politischen Willens auf objek-

181 Gellner 1991, S. 16-17 und 83-89. Vgl. dazu auch Smutny 2004, S. 39.

182 Gellner 1991, bes. S. 8-97. Vgl. dazu auch Breuilly 1985, S. 67-70; Breuilly 1999, S. 256-258; Day/Thompson 2004, S. 44-48; Jansen/Borggräfe 2007, S. 86-92; Lawrence 2005, S. 138-144; Smutny 2004, S. 36-44; Waldron 1985, S. 420-424.

183 Gellner 1991, S. 8.

184 Vgl. Smutny 2004, S. 10-15; beispielhaft Renan 1967.

tive und beobachtbare kulturelle Begebenheiten (wie etwa Sprachen, Traditionen und Mythen) beruft, diese grundlegend anpasst oder gar selbst erst erfindet. Die Konstruktion bestimmter Nationen sei dabei willkürlich, nicht jedoch die Konstruktion von Nationen an sich, letztere erfüllt in Gellners Augen vielmehr einen sozialen und historischen Imperativ mit allen bekannten Konsequenzen.[185]

Der Gellner-Schüler Anthony D. Smith bezieht seit vielen Jahren energisch Position gegen die modernistische Nationalismusforschung im Allgemeinen und Ernest Gellner im Besonderen. Er stellt damit die wichtigste Figur einer kritischen, anti-modernistischen Denkschule der Nationalismusforschung dar:

»Very broadly, the perennialists take issue with the modernists' restrictive use of the term ›nation‹ as a category exclusive to modernity, and stress the continuities between modern nations and their pre-modern progenitors.« [186]

Als gemäßigter Primordialist, der sich selbst als »Perennialist« bezeichnet, räumt auch Smith zwar den grundsätzlich modernen Charakter und die interpretative Genese von Nationen und Nationalismen ein, betont aber dennoch deren vormoderne Wurzeln.[187] Der Modernismus übertreibe die Unterschiede und Gegensätze zwischen Moderne und Vergangenheit. Smiths antimodernistisches Argument beruht dabei im Kern auf zwei Annahmen: Zum Ersten geht er davon aus, dass die Wahrscheinlichkeit, dass aus einem vornationalen ethnischen Identitätszusammenhang eine Nation entsteht, um so größer ist, je stärker und dauerhafter diese ethnischen Bindungen sind. Zwischen Ethnizität und Nationalität bestehe folglich eine Verbindung, wenngleich keine direkte. Zum Zweiten, und hier subjektiviert er objektive ethnische Bindungen, sei ohne eine solche Annahme vor-nationaler ethnischer Bindungen nicht erklärbar, weshalb Millionen Menschen bereit sind, sich für nationalistische Vorstellungen und Ziele opfern zu lassen.[188]

Smith hält folgerichtig an der klassischen Unterscheidung von Staatsnation und Kulturnation fest, die selbst wiederum auf der Unterscheidung von subjektiven Identifikationen und objektiven Gegebenheiten beruht.[189] Gerade die – in Smiths Augen objektiven – Faktoren wie etwa ein kollektiver Eigenname, ein Mythos gemeinsamer Herkunft, geteilte historische Erfah-

185 Gellner 1991, S. 83-89.

186 Özkirimli/Grosby 2007, S. 524.

187 Smith selbst bezeichnet seinen eigenen Theorieentwurf als »Ethno-Symbolismus«. Weitere Autoren, die primordialistische Positionen vertreten, sind insbesondere John Armstrong und Steven Grosby; gemeinhin wird häufig auch Clifford Geertz dieser Denkrichtung zugeordnet. Vgl. Armstrong 1982; Özkirimli/Grosby 2007; Smith 1998, S. 222-224.

188 Smith 1993, S. 71; Smith 1999, S. 99-100.

189 Vgl. zur Verbundenheit beider Begriffspaare Alter 1985, S. 21.

rungen, Elemente kollektiver Kultur, eine Verbindung mit einem spezifischen Heimatland oder ein Sinn für Solidarität in bestimmten Bereichen hält er für zentral. Zwar sei die aus diesen Faktoren resultierende ethnische Bindung nicht primordial, aber durchaus über sehr lange historische Zeiträume wirkmächtig und nicht zuletzt deshalb eine zentrale Grundlage für die Entstehung von Nationen. Mit dieser Position wendet er sich direkt gegen das Gellnersche und modernistische Diktum, dass Nationen aus dem Nationalismus abzuleiten seien. Sowohl ethnische Bindungen als auch der Nationalismus erleichtern oder ermöglichen nach Smith die Entstehung nationaler Identität, der Nationalismus sei dabei aber auf überlieferte Bilder und Ideale angewiesen:[190]

»Generally speaking, the stronger and more persistent the pre-existing ethnic identity, the more likely was any nation that might emerge to be based on that identity.« [191]

Dass neuere primordialistische Positionen der Nationalismusforschung, die sich ja direkt gegen modernistische Positionen wenden, sich umgekehrt scharfer Kritik durch diese ausgesetzt sehen, sollte nicht weiter überraschen.[192] Der Vorwurf, dass es in nicht geringer Zahl empirische Fälle gebe, die sich nicht primordial erklären lassen, ist dabei vermutlich der unmittelbar greifbarste und einleuchtendste, zugleich aber auch der theoretisch unspannendste.[193] Im Wesentlichen lassen sich über dieses Argument hinaus zwei Formen theoretischer Kritik unterscheiden, die eine genauere Betrachtung verdienen. Klassisch-modernistische Positionen stärken tendenziell den spezifisch modernen Charakter des Nationalismus, ohne aber fundamental divergierende Begriffe von Nationalismus und Nation zu haben; diese Kritik geht etwa über Gellners Positionen nicht wesentlich hinaus. Für sie macht die Besonderheit der Moderne Nation und Nationalismus zu Formen der Vergesellschaftung und Kollektivbildung, die mit historisch vorgängigen Formen nur sehr begrenzt oder überhaupt nicht verglichen werden können.[194] So betonen sie etwa die Veränderlichkeit und Konstruiertheit vermeintlich objektiver Kriterien wie Sprache, Kultur oder Mythen, auf die sich Nationen und Nationalismen berufen. Geschichtsschreibung über Jahrtausende bedeutet ihnen nicht, dass über Jahrtausende Kontinuität herrschte;

190 Smith 1993, S. 8-42 und 71-72; Smith 1999, S. 101-104; zu Primordialismus und Perennialismus Smith 1998, S. 23. Vgl. dazu auch Breuilly 1999, S. 241-247; Lawrence 2005, S. 180-197; Day/Thompson 2004, S. 9-10 und 82-83; Jansen/Borggräfe 2007, S. 99-104.

191 Smith 1993, S. 71.

192 Vgl. etwa Breuillys Kritik an Smith, dieser blende mit Wirtschaft, Recht und Politik drei zentrale Bereiche des Nationalismus aus und habe folglich nur einen sehr begrenzten Begriff der Nation; Breuilly 1999, S. 243.

193 Jansen/Borggräfe 2007, S. 103; Özkirimli/Grosby 2007, S. 525.

194 Vgl. beispielhaft Breuilly 1999, S. 244; Geary 2002, bes. S. 51-52.

die kontinuierliche Unterscheidung zwischen einem Wir und einem Sie wiederum lässt sie nicht auf ein kontinuierlich identisches Wir schließen; die Vielfalt individueller und kollektiver Handlungsmotive und Vorstellungen ist ihnen wichtiger als Identisches oder Ähnliches auf einer bloßen Phänomenebene. Der Nationalismus gilt ihnen als diejenige politische Ideologie, die präexistente Faktoren aufgreift und mit Bedeutung versieht – Faktoren, die hingegen aus primordialistischer Sicht Bedeutung erst vor einem gänzlich anderen, nämlich primordial-ethnischen Hintergrund erhalten.

»It is nationalism which takes pre-existing traditions, memories and symbols and gives them political significance. The perennialist account never asks which memories, traditions and symbols are selected from the antique shop of history and which ones are left out, which interests are secured in and through that selection or how the outcome of the selection process is imposed on the populations ›designated‹ as the would-be nation; it simply assumes that the memories, traditions and symbols that are selected are the ones that matter, that resonate among the members of what, with hindsight, they perceive as a particular ›nation‹. It never engages with issues of power, or more generally, with politics; it does not take account of or downplays the role of contingency, plurality, heterogeneity, ambivalence in the formation of nations; it turns a blind eye to struggles for hegemony, to resistance and subversion, to accommodation and compromises, to failed projects of nation-building.« [195]

Schärfer und radikaler noch als diese Kritik fällt jene aus, die von Autorinnen und Autoren geäußert wird, die Smith als »postmodern« und Graham Day/Andrew Thompson als »post-klassisch« bezeichnen.[196] Sie sind der dritten Phase der jüngeren Nationalismusforschung zuzurechnen. Im Kern steht hier der Vorwurf, dass sowohl klassisch-modernistische als auch primordiale Nationalismustheorien unhinterfragt von der Existenz und genauen Unterscheidbarkeit bestimmter Phänomene wie etwa der Nationen und Nationalstaaten ausgingen. Damit reproduzierten sie gängige Interpretations- und Diskursmuster, ohne deren Genese selbst zu analysieren. Postklassische Positionen radikalisieren in gewisser Weise das modernistische Diktum, dass Nationen durch Nationalismen geschaffen werden: Sie verstehen diesen Konstruktionsprozess nicht als einmaligen Akt oder historische Phase, sondern als beständiges Reproduzieren und Grenzen-Ziehen. Diese Beständigkeit des Unbeständigen sei nicht etwa ein peripheres Charakteristikum von Nation und Nationalismus, sondern deren konstitutive Existenzbedingung. So seien etwa die Fragen nach den interpretativen Grundlagen des Nationalismus nicht objektiv und unabhängig von politischen Interpretationsprozessen zu beantworten; Nation gilt aus post-klassischer Perspektive nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas permanent interpretativ Kon-

195 Özkirimli/Grosby 2007, S. 527.

196 Smith 1998, S. 222; Day/Thompson 2004, S. 12-16. Vgl. dazu auch Schirmer 2002, S. 389.

struiertes mit beständig prekärem Charakter. Mit modernistischen Positionen teilen sie die Abneigung gegen historisierende Teleologismen, die zumindest unterschwellig bei primordialistischen Autorinnen und Autoren vorzufinden sind; anders als der Modernismus aber verwerfen post-klassische Positionen auch sonstige große Erzählungen wie etwa jene der »Moderne« oder jene der Entwicklung eines relativ eindeutig bestimmbaren Nationalismus.[197]

Bevor ich genauer auf einige post-klassische Kritikpunkte und Positionen eingehe, ist es angemessen, einen Autor zu würdigen, der zwar meist zur modernistischen Nationalismusforschung gerechnet wird, faktisch aber eine Zwischenposition zwischen dem klassischen Modernismus und post-klassischen Autoren einnimmt: Benedict Anderson. Seine 1983 erschienene Arbeit »Imagined Communities« hat die Nationalismusforschung grundlegend verändert und dürfte das in den letzten drei Jahrzehnten wohl meistzitierte Buch aus diesem Forschungsbereich darstellen. Es wurde insbesondere für die Definition der Nation als »vorgestellter Gemeinschaft« (»imagined community«) bekannt.[198] Sie bringt den im Grundsatz interpretativen Ansatz Andersons zum Ausdruck, der in den frühen 1980er Jahren in dieser radikalen Form neu war und in gewisser Weise die späteren post-klassischen Positionen vorbereitete. Für Anderson sind Nationen kulturelle Konstrukte und als solche Produkte des Nationalismus:

»Ich gehe davon aus, daß Nationalität – oder, wie man angesichts der vielfältigen Bedeutungen des Wortes auch sagen könnte, Nation-Sein – und gleichermaßen Nationalismus kulturelle Produkte einer besonderen Art sind. Um sie richtig zu verstehen, müssen wir klären, wie sie historisch entstanden sind, wie sich ihre Bedeutungen im Laufe der Zeit verändert haben und warum sie heute eine so starke innere Legitimität genießen.« [199]

Nationen entstehen nach Anderson durch beständige Imaginationsakte von Individuen, die diese sich miteinander identifizieren lassen, ohne sich jemals persönlich begegnen zu können. Als ideologische Voraussetzung hierfür nennt Anderson eine spezifisch moderne Wahrnehmung der Zeit: Während die mittelalterliche Zeitvorstellung von überzeitlicher Simultaneität geprägt

197 Day/Thompson 2004, S. 84-104.

198 In gewisser Nähe zu Andersons »imagined«-Begriff stehen Eric Hobsbawms »invented traditions«. Indem Hobsbawm darauf verweist, dass nationalistische Traditionen häufig erfunden werden, um Nationalisierungsprozesse durch vermeintlich objektive kulturelle Gemeinsamkeiten zu untermauern, unterstreicht auch er die Bedeutung interpretativer Konstruktionen. Vgl. Hobsbawm 1989a. Der Topos der Erfindung lässt sich allerdings auch bei Gellner nachweisen; vgl. beispielhaft Gellner 1991, S. 59-61 und 78-82. Insofern ließe sich der gesamte Modernismus als Vorläufer post-klassischer Nationalismustheorien verstehen.

199 Anderson 1993, S. 14.

gewesen sei, wie sie etwa in der transzendenten Verbindung von Präfiguration und Erfüllung im Christentum zum Ausdruck komme, sei Gleichzeitigkeit in der Moderne säkularisiert und quantifizierbar. Diese Zeitvorstellung werde etwa im modernen Roman greifbar, der als vergleichsweise junge Form literarischer Darstellung Personen durch gleichzeitiges Denken, Handeln und Fühlen miteinander verbindet, die sich doch niemals begegnen werden. Moderne Zeitungen – und, so könnte man ergänzen, später entstandene Massenmedien – verknüpften unabhängig voneinander ablaufende Ereignisse ebenso miteinander wie Akte der Konsumtion identischer, aber zeitgebundener Inhalte. Diese Verknüpfung erfolge unter der Annahme zeitlicher Übereinstimmung, die durch das Datum der Zeitungsausgabe, aber auch durch die Vorstellung gleichzeitiger Konsumtion (relativ) identischer Berichte über identische und (relativ) gleichzeitige Ereignisse gestützt werde. Ohne einander je persönlich zu kennen, führten gemeinsame und gleichzeitige Akte der Konsumtion zu einer Idee der Gemeinsamkeit ansonsten einander kaum relevanter Individuen. Es verwundert angesichts dieser Ausgangsannahmen nicht, dass Anderson das Druckwesen für die entscheidende technische Neuerung hält, die für die Entwicklung des modernen Nationalismus verantwortlich zeichnet; ergänzt um den Kapitalismus als die entscheidende ökonomische Neuerung sowie um Volkssprachen als die entscheidenden kommunikativen Neuerungen, die beide zu einer weiten Verbreitung von Druckerzeugnissen beitrugen.[200]

Anderson teilt damit die modernistische Grundannahme, dass sich die modernen Nationalismen nicht aus vormodernen Formen ethnischer oder religiöser Identifikationen ableiten lassen. Auch teilt er, wie seine Betonung der Rolle von Druckerzeugnissen und Volkssprachen zeigt, die kommunikations- und kulturtheoretische Ausrichtung modernistischer Nationalismustheorien. Diese Annahmen bilden den weiteren theoretischen Hintergrund für die genaue Definition des Begriffs der Nation, die Anderson entwickelt:

»In einem solchermaßen anthropologischen Sinne schlage ich folgende Definition von Nation vor: Sie ist eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän.« [201]

Die Nation als vorgestellte Gemeinschaft meint eine große, umfassende Gruppe von Menschen, die einander in den allermeisten Fällen nicht bekannt sind. Die Gruppe wird durch das Vorstellen selbst überhaupt erst geschaffen, Imagination nach Anderson ist ein kreativer Akt. Begrenzt ist die Nation, weil sie Grenzen hat, hinter denen sich andere Nationen befinden. Andersons Interpretation der Grenze einer Nation enthält damit implizit den Gegensatz von Partikularismus und Universalismus, der für die Nationalismusforschung eine zentrale Rolle spielt: Als besonders, weil abgegrenzt,

200 Anderson 1993, S. 30-54. Vgl. dazu auch Smutny 2004, S. 69-70.

201 Anderson 1993, S. 30-54. Vgl. dazu auch Smutny 2004, S. 15.

will sich jede einzelne Nation sehen – universal aber sollen das Interpretationsmuster des Nationalen schlechthin ebenso wie die Organisation der Welt in Nationen sein. Souveränität beanspruchen diese Nationen, weil sie den imaginierenden, interpretativ konstruierenden Individuen als Verkörperung und Symbol für Freiheit gelten. Die Souveränität des Staates steht nach Anderson in einem unmittelbaren ideologischen Zusammenhang mit Vorstellungen einer Freiheit der Nation.[202]

Kreatives Imaginieren als theoretische Vorbedingung eines Verständnisses der Nation als kulturelles Konstrukt wird bei Anderson stärker betont als bei anderen modernistischen Nationalismustheoretiker(inne)n. So folgt seine Analyse zu Recht der Frage, wie genau dieser Imaginationsakt zu verstehen ist – ein Imaginationsakt, der etwa von Gellner durchaus gesehen, aber dort als soziohistorische Notwendigkeit behauptet wird und deshalb keiner genaueren Betrachtung zu bedürfen scheint. Gleichwohl ist auch Andersons Analyse in einigen Punkten verkürzt, und genau hier setzt die Kritik der post-klassischen Nationalismusforschung an. Ich möchte im Folgenden zwei solcher Kritikpunkte genauer darstellen, da sich von ihnen entscheidende Gedanken für eine Analyse der Außenkulturpolitik ableiten lassen.

Problematisch an Andersons Analyse ist zum einen, dass der Prozess des alltäglichen Imaginierens selbst im Kern unerklärt bleibt; das Verständnis dessen, was eine Nation zur Nation macht, bleibt damit bruchstückhaft. Ein im historischen Zeitverlauf der vergangenen Jahrhunderte gewachsener, kollektiv geteilter kultureller Hintergrund vermag die enorme soziale und emotionale Verbindlichkeit der Nationsimaginationen einerseits, deren Brüche und Prekaritäten andererseits letztlich nicht angemessen zu erklären. Da Anderson den Inhalt des Nationalismus weitgehend ausblendet und sich stärker für dessen gemeinschaftsstiftende Funktion interessiert, bleibt unklar, wie und warum – in historischer Nachfolge der kulturellen Systeme »dynastisches Reich« und »Religion« – gerade das imaginiert wird, was wir heute als »Nationen« bezeichnen. Die spezifischen Interpretationsprozesse, die nationalistisches Denken ausmachen und dieses zur wohl wirkmächtigsten Doktrin der Moderne werden lassen, bleiben unerklärt.[203]

Zum anderen, und dies hängt mit dem ersten Punkt eng zusammen, erscheinen die starken Kohäsionskräfte der imaginierten Nationen fragwürdig und idealisierend. Zwar denkt Anderson implizit die Notwendigkeit einer beständigen Wiederholung kultureller und kommunikativer Akte, um die Imagination einer Nation auf Dauer zu stellen; dies würde es grundsätzlich möglich machen, hiervon ausgehend einen fundamental unsicheren Status der Nation abzuleiten und diesem einen angemessenen theoretischen Stellenwert zuzuweisen. Genau dies unterbleibt aber weitgehend. Der Nationalismus erscheint bei Anderson, wie überhaupt in der klassisch-modernisti-

202 Anderson 1993, S. 15-16. Vgl. dazu auch McCrone 1998, S. 6. Vgl. zu Universalismus und Partikularismus auch Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

203 Vgl. Day/Thompson 2004, S. 92-93.

schen Nationalismusforschung, als bruchloses und gefestigtes Erfolgsmodell: Ambiguitäten und Unsicherheiten, wie sie aller interpretativen Konstruktion zu eigen ist, finden in seiner Nationskonzeption keinen Platz.[204]

Die wohl elaborierteste post-klassische Kritik eines solchen modernistischen Nationskonzeptes hat Rogers Brubaker formuliert. Sie verdient im Folgenden eine genauere Betrachtung, da sie den zweiten der eben genannten Kritikpunkte direkt aufgreift und sich aus ihr anschließend Überlegungen zum ersten Kritikpunkt ableiten lassen.

Brubaker hält es für grundsätzlich problematisch, dass bei der sozialwissenschaftlichen Untersuchung ethnischer, rassischer und nationaler Konflikte von der tatsächlichen Existenz ethnischer, rassischer oder nationaler Gruppen ausgegangen wird. In der klassisch-modernistischen Nationalismusforschung resultiere hieraus ein problematisches Verständnis der Nationen als real existierenden sozialen Einheiten, bei denen lediglich das Wodurch und das Wie ihres Seins, nicht aber ihre Existenz selbst sozialwissenschaftlich interessant erscheint:

»Most discussions of nationhood are discussions of nations. Nations are understood as real entities, as communities, as substantial, enduring collectivities. That they exist is taken for granted, although how they exist – and how they came to exist – is much disputed.« [205]

Brubaker formuliert zunächst eine Methodenkritik: Der klassischen Nationalismusforschung wirft er vor, regelmäßig Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse zu verwechseln. Nation sei eine Kategorie der Praxis; sie sei ein interpretativer Bestandteil der Konstruktion und Reproduktion von Nation und Nationalismus.[206] Wissenschaftliche Analyse solle zwar mit dieser Praxis zurecht kommen und sie sich erschließen, sie aber nicht selbst vollziehen, indem sie etwa auch selbst von der Existenz diverser Nationen ausgeht.[207]

Diese Methodenkritik hat aber zugleich eine inhaltliche Seite, mit der Brubaker auf das Nationsverständnis der gängigen Nationalismusforschung zielt. Den Versuch, Nation zu definieren, hält er für von vornherein zum Scheitern verurteilt; die Nation als kulturelles und interpretatives Konstrukt – etwa im Sinne Andersons – ernst zu nehmen, bedeutet ihm, diese interpretativen Prozesse der Konstruktion in den Fokus der Analyse zu rücken:

---

204 Vgl. Day/Thompson 2004, S. 92-93; McCrone 1998, S. 6; Kramer 1997, S. 536.

205 Brubaker 1996, S. 13. Vgl. dazu auch Brubaker 2007, S. 16-19.

206 In gewisser Weise führt Brubaker hier die Kritik fort, die schon die vorklassische und die klassische Nationalismusforschung an den Nationalgeschichtsschreibungen des 19. Jahrhunderts geübt hat. Vgl. zu dieser Geary 2002, S. 25-52.

207 Brubaker 1996, S. 15-16; Brubaker 2007, S. 19-20.

»We should not ask ›what is a nation‹ but rather: how is nationhood as a political and cultural form institutionalized within and among states? How does nation work as practical category, as classificatory scheme, as cognitive frame?« [208]

Die Annahme, dass Nation und Nationalität nicht nur einfach interpretativ konstruiert sind, sondern sich gerade als Konsequenz dessen ihres prekären, unbestimmten und vorläufigen Inhalts nicht entledigen können, ermöglicht es, an den beiden problematischsten Stellen über Anderson im Besonderen, aber auch die klassisch-modernistische Nationalismusforschung im Allgemeinen produktiv hinauszudenken. Nation und Nationalität sind – etwa mit Brubaker – nicht als essentialistische Kollektivbegriffe oder als reale Wesen, sondern als dynamische Prozesse, unsichere Institutionalisierungen und interpretative Sichtweisen zu begreifen. Dies hat zur Folge, dass ihr Konstruktionscharakter nicht einfach nur behauptet, sondern der zugrunde liegende interpretative Konstruktionsprozess aufgezeigt und analysiert werden muss. Damit kann zwischen dem Inhalt des Nationalismus und dessen gemeinschaftsstiftenden Funktionen nicht getrennt werden, wie Anderson dies versucht. Nation ist zu verstehen als beständiger Versuch, eine Nation interpretativ zu konstruieren – und Nationalismus als die Ideologie, die diesen Versuch im Denken und Handeln der Menschen verankern möchte. Dieser Versuch führt zu einer gewissen Stabilität, ist aber notwendig von Scheitern, Brüchen und Ambiguitäten begleitet. Damit aber ist der fundamental unsichere Status des Nationalen nicht, wie bei Anderson, allenfalls implizit mitzudenken. Schon gar nicht sollten Scheitern, Brüche und Ambiguitäten als empirische Sonderfälle oder als Abweichung vom Idealfall theoretisch ausgeblendet werden, sondern sie müssen vielmehr als konstitutiv ins Zentrum der Nationalismusanalyse rücken. Für die Forschung zur Außenkulturpolitik folgt hieraus, dass sie die Frage nach der interpretativen Konstruktion wie auch der grundsätzlichen Unsicherheit und Unabgeschlossenheit von Nation und Nationalität gerade im Kontext der zwischenstaatlichen Interaktion berücksichtigen muss.

Post-klassische Nationalismustheorien betonen in diesem Zusammenhang, hier theoriegeschichtlich an den Poststrukturalismus anschließend, insbesondere die Bedeutung von Grenzen. Brubaker hat hierzu etwa »Staatsbürgerschaft als soziale Schließung« untersucht und dabei sowohl territoriale als auch rechtlich-individuelle Ein- und Ausschließungsmechanismen beschrieben.[209] Der Begriff »Grenze« ist dabei nicht in erster Linie

208 Brubaker 1996, S. 16.

209 Brubaker 2000. Vgl. zu Ausschlussmechanismen innerhalb moderner Nationalstaaten auch Marx 2002; zu solchen nach der Französischen Revolution Brubaker 1994, S. 75-76.

materiell-territorial als Grenzlinie zwischen zwei Staaten zu verstehen.[210] Gemeint ist vielmehr jeglicher Versuch, Nationen durch interpretative Differenzierungsprozesse als einander verschieden, in sich aber geschlossen zu behaupten und – gerade hierin liegt die theoretische Neuerung post-klassischer Nationalismustheorien – hierdurch überhaupt erst zu konstituieren.[211]

Wenn nun allerdings der interpretativen Unbestimmtheit im Allgemeinen und gegenseitiger Abgrenzung im Besonderen für die Konstruktion von Nationen eine derart zentrale Bedeutung zukommt, Nationen aber als kulturelle Konstrukte verstanden werden sollen, so rückt die Frage nach dem exakten theoretischen Stellenwert von Kultur unweigerlich ins Zentrum der Analyse von Nationalismus und Nationalstaat. Kultur wird zum Spiel- oder zum Schlachtfeld der Konstruktion und Differenzierung von Nationen.[212] Die von Anderson weitgehend ausgeblendete Frage nach dem genauen Inhalt des Nationalismus und der Nation ließe sich aus einer Art theoretischen Binnenperspektive in diesem Sinne beantworten: Nation ist ein interpretatives und kulturelles Konstrukt, das als solches einer beständigen existentiellen Unbestimmtheit unterliegt und zur (allerdings aufgrund seines interpretativen Charakters niemals gelingenden) Überwindung dieser Unbestimmtheit auf weitere kulturelle Konstrukte angewiesen ist, die es von anderen Nationen unterscheiden und abgrenzen sollen.

Eine solche Definition ist, wie jede Definition, vorläufig und ungenau – und deshalb unbefriedigend. Insbesondere bleibt unklar, was mit »kulturell« oder »Kultur« gemeint sein soll, gerade von einer solchen Bestimmung aber scheint ein adäquates Verständnis des Nationsbegriffs abhängig zu sein. Die Frage, was Kultur ist und welche Rolle ihr im Zusammenhang mit einer Analyse von Nationen und Nationalismen zukommt, möchte ich im folgenden Unterkapitel genauer untersuchen. Eine umfassende Analyse des Kulturbegriffs ist dabei allerdings nicht intendiert, eine solche soll vielmehr lediglich vorbereitet werden. Dies bedeutet insbesondere, ihre Relevanz für die Analyse von Nationalismus und Nationalstaat im Allgemeinen wie auch für eine Außenkulturpolitik-Analyse im Besonderen zu belegen.

1.3.2 Nationalstaat und Kultur

Nationen sind, so ließe sich die Definition des vorhergehenden Unterkapitels verkürzt wiedergeben, interpretative und kulturelle Konstrukte, die selbst wieder mit weiteren kulturellen Konstrukten verknüpft sind. Das theo-

---

210 Vgl. Eriksen 2002, S. 39. Gleichwohl fungieren auch materielle Grenzen konstruktiv, vgl. Brown 2001.

211 Um den aktiv-interpretativen Praxischarakter dieser Konstruktion von Nationen zu unterstreichen, werde ich im Folgenden bevorzugt von Abgrenzung sprechen.

212 Vgl. dazu auch Abu-Lughod 1991, S. 143: »Culture is the essential tool for making other.«

retische Problem liegt exakt in dieser Dopplung begründet: Nationen stellen einerseits insofern kulturelle Phänomene dar, als sie interpretativ konstruiert werden. Hier liegt ein sehr weites, methodologisch motiviertes Verständnis von Kultur zu Grunde, das im Sinne meiner Ausführungen zum Kulturbegriff als »anthropologisch« bezeichnet werden könnte. Andererseits berufen sich Nationen mit legitimierender Intention auch selbst auf eine je eigene »Kultur« im engeren Sinne als vermeintlichen Kern ihrer Existenz. Offenbar liegen hier verschiedene Kulturbegriffe vor, die analytisch zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen. Zu diesem frühen Zeitpunkt meiner Untersuchung werde ich dies allerdings nicht versuchen. Ziel der nun folgenden Ausführungen soll es vielmehr lediglich sein, weiterführende Überlegungen zum Kulturbegriff einer Außenkulturpolitik-Analyse vorzubereiten. Dabei wird sich allerdings durchaus zeigen, dass gerade ein interpretativer Kulturbegriff, der sich an post-klassische Nationalismusanalysen wie auch an poststrukturalistische Ansätze der Internationalen Beziehungen anschließt und Abgrenzungsprozesse in den Mittelpunkt stellt, verschiedene kulturrelevante Aspekte der Nationalismusforschung zusammenzuführen vermag.

Nationalismustheorien haben bislang häufig versucht, explizit oder implizit Kultur und Nation kausal zueinander ins Verhältnis zu setzen. Bei Deutsch etwa stellt kommunikative Effizienz dasjenige Kriterium dar, auf dem aufbauend Nationen entstehen können. Häufig aber wird gerade in der jüngeren Nationalismusforschung aus dieser Kausalität eine Art Wechselkausalität. Bei Gellner beruht die Existenz von Nationen auf der Notwendigkeit, Kultur zu homogenisieren, hervorgerufen durch Industrialisierung und Kapitalismus. Bei Smith geht der Existenz einer Nation nicht nur eine gemeinsame Kultur, sondern auch eine gemeinsame Ethnizität mit zumindest potentiell vornationalen Wurzeln voraus.[213] In diesen Fällen wird der Nation ein Charakter des interpretativen Konstruktes keineswegs abgesprochen, er wird allerdings auf kulturelle Gegebenheiten zurückgeführt. Umgekehrt aber konzipieren nicht nur Anderson, Gellner und Smith Kultur auch selbst in gleich zweierlei Weisen als ein Konstrukt. Zum einen verstehen sie die Vorstellung von Kultur als ein solches; die Idee kultureller Gemeinsamkeiten gilt ihnen weder als naturgegeben noch als objektiv oder als sozial apriorisch.[214] Zum anderen wird dieses Konstrukt durch Nationalismus oder Nationalstaat überhaupt erst geschaffen und permanent reproduziert, etwa durch eine entsprechende Sprach-, Kultur-, Wissenschafts- und Bildungspolitik. Es sind gerade die modernistischen Nationalismustheorien, die diesen

213 Deutsch 1966, S. 166-168; Gellner 1991, S. 69-89; Smith 1993, S. 8-42.

214 Hier wäre bei Smith zu unterscheiden zwischen sozial apriorisch und primordial. Zwar geht er von der primordialen, vor-nationalen Existenz kultureller Faktoren aus, versteht diese aber durchaus als interpretative Konstrukte. Vgl. Smith 1999, S. 59-61; Smith 1993, S. 19-23.

Punkt als eine ganz wesentliche Grundlage ihrer Argumentation starkmachen.[215]

Tatsächlich gilt es jedoch, nicht einfach nur von einer wechselseitigen Konstitution von Nation und Kultur auszugehen und diese als prozesshaft zu konzeptionalisieren, sondern die Unterscheidung zwischen Nation und Kultur selbst zu hinterfragen. Da beide, Kultur und Nation, kulturelle und interpretative Konstrukte sind, ist auch beider Unterscheidung von einer nichtessentialistischen Sozialwissenschaft als interpretativ konstruiert zu verstehen.[216] Der legitimatorische Sinn, der Kultur im Rahmen von Nationenbildungsprozessen zukommt, ist damit nicht nur einfach Ergebnis, sondern immer zugleich auch Bedingung dieser Unterscheidung. Nur weil und indem Nationalismen zwischen Nation und Kultur in einer bestimmten Weise interpretativ unterscheiden möchten, vermögen sie sich auf Kultur als der gemeinsamen Grundlage der eigenen Nation zu berufen. Zugleich ist es ihnen nur auf diese Weise möglich, die offensichtliche Veränderbarkeit des Kulturellen mit dem Gedanken einer diesem essentiell zu Grunde liegenden überzeitlichen Dauerhaftigkeit – im Begriff der Nation verortet – zu versöhnen.[217] Die Nation kann vor diesem Hintergrund als universales Prinzip erscheinen, dem die Partikularismen des Kulturellen gegenüber stehen. Dieses Prinzip findet seinen Ausdruck in einer Welt, die in Nationen und Staaten aufgeteilt wird und in der das Partikulare seinen Platz in eben diesen Nationen und Staaten findet.[218]

Die Unterscheidung zwischen einer vermeintlich überzeitlichen und übersozialen Nationalität und einer Kultur als veränderlichem Ausdruck der-

---

215 Gellner 1991, S. 69-89; Anderson 1993, S. 44-53; Hobsbawm 2005, S. 67-76 und 97-117; Billig 1995, S. 29-33; in einem gewissen Sinne auch Breuilly 1982, S. 334-349; aber eben auch Smith 1993, S. 91-95. Auch in der für die jüngere Nationalismusforschung einflussreichen Kulturanthropologie Fredrik Barths wird dieser Punkt betont, vgl. etwa Barth 1998, S. 11-15. Bei Luhmann ist die Konstitution von Nation durch den Staat die eine Hälfte einer wechselseitigen Konstitution, vgl. Luhmann 1998, S. 365-366; ähnlich Bauman 1999, S. xxx-xlv.

216 Vgl. erkenntnistheoretisch dazu die Überlegung Umberto Ecos, das Sein sei etwas, was einen Teil von sich selbst abtrenne, der wiederum dazu neige, das Sein selbst zu interpretieren; Eco 2003, S. 51. Die Analogie von Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie, die ich an dieser Stelle mit meinem Verweis auf Eco behaupte, wird nicht zuletzt im Rahmen einer Selbstreflexivität interpretativer Wissenschaft gefordert, vgl. dazu Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

217 Vgl. zu diesem Widerspruch Bhabha 1990b, S. 294-297.

218 Vgl. zu Universalismus und Partikularismus in Nation und Nationalismus Billig 1995, S. 83-87; Breuilly 1982, S. 355-356; Anderson 1993, S. 14-15; mit Blick auf Staatensouveränität und internationale Beziehungen Walker 1993; Walker 1990, S. 6 (hier mit umgekehrtem Begriffsgebrauch). Vgl. dazu auch Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

selben ist, nebenbei bemerkt, auch Voraussetzung dafür, dass Nation, Nationalismus und Nationalstaat als quasi-natürlich erscheinen können; ein Schein, auf den gerade Gellner und Anderson wiederholt verwiesen haben, um deren spezifisch modernen Charakter zu betonen.[219] Der Versuch, auf diese Weise die Nation der prekären Wechselhaftigkeit, der kreativen Vielfalt und der Ambivalenz des Kulturellen zu entziehen, ist allerdings selbst prekär und ambivalent, weil er selbst interpretativer Bestandteil des Kulturellen ist und bleibt.[220] Die Zirkularität, die hier erkennbar wird, ist letztlich nicht auflösbar. Sie soll zu diesem Zeitpunkt meiner Untersuchung noch keine weitere Erläuterung erhalten, ich verweise aber auf meine semiotischen Überlegungen an späterer Stelle dieser Untersuchung.[221]

Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, wollte man bei der Unterscheidung von Nation und Kultur stehen bleiben. Letztlich ist diese nämlich lediglich eine Seite der Medaille, deren andere die schon im vorherigen Kapitel angesprochene Abgrenzung der Nationen von ihresgleichen bildet. Die Unterscheidung von Nation und Kultur sowie die Unterscheidung verschiedener Nationen bedingen sich gegenseitig: Nur weil eine Nation von »ihrer« Kultur geschieden wird, werden national vorgestellte Kulturen miteinander vergleichbar. Diese Vergleichbarkeit wiederum stützt den Nationsbegriff als von Kultur getrenntem, da eben gerade nicht abstrakte Nationen, sondern mit legitimatorischer Intention vermeintlich konkrete und objektivierte, national vorgestellte Kulturen einander gegenübergestellt werden. Thomas Hylland Eriksen spricht in diesem Zusammenhang von einer »Verdinglichung« des Kulturellen, die es ermögliche, über Kultur zu reden, als ob sie eine Konstante wäre.[222] Offenbar wird aber, hierüber hinausgehend, Kultur als ganze in einer Weise »verdinglicht«, die es ermöglicht, über Nationen zu reden und diese miteinander zu vergleichen, als ob sie präexistente und konstante Gruppen wären.

Wenn nun aber ein national begrenztes Konzept von Kultur konstruiert oder, mit Eriksen gesprochen, verdinglicht wird, so geschieht dies faktisch durch Reduktion auf einen eingeschränkten Phänomenbereich. Die interpretative Konstruktion nationaler Kultur basiert auf dem Ausschluss dessen, was ihr nicht zugerechnet werden soll: Das, was nationalistisch als Kultur verstanden wird, blendet nicht nur – wie eben beschrieben – den eigenen Konstruktionsakt sowie die eigene Nationsvorstellung aus, sondern ist auch

---

219 Vgl. beispielhaft Gellner 1991, S. 16; Anderson 1993, S. 14; vgl. zur modernistischen Nationalismusforschung allgemein Smutny 2004.

220 Homi Bhabha verweist in diesem Zusammenhang auf die problematische Schließung aller Zeichenprozesse, mithin die mangelnde Eindeutigkeit des Interpretierens. Eine solche Überlegung wäre zu diesem Zeitpunkt meiner Untersuchung verfrüht, stellt aber die konsequente interpretative und semiotische Begründung dieses Sachverhalts dar. Vgl. Bhabha 1990a, S. 2-3.

221 Vgl. Kap. 2.1 dieser Untersuchung.

222 Eriksen 2002, S. 102.

darüber hinaus sowohl äußerst selektiv als auch innovativ. Innovativ ist der Nationalismus, weil er sich nicht damit bescheidet, Vorgefundenes weiterzuentwickeln, sondern Elemente nationaler Kultur durchaus auch selbst erfindet. So hat beispielsweise Eric Hobsbawm darauf hingewiesen, dass seit Beginn der Industriellen Revolution, verstärkt in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg, Traditionen in zahlreichen, wenn nicht allen damals existenten Staaten erfunden wurden.[223] Selektiv ist der Nationalismus, weil er nur bestimmte kulturelle Elemente zu Teilen dessen werden lässt, was er als seine Kultur versteht. Dies wird etwa von Anthony Smith betont, der diesen Sachverhalt zum Beleg für prämoderne Wurzeln moderner Nationalismen nimmt und sich damit gegen die modernistische Annahme eines Bruchs zwischen Moderne und Vormoderne wendet.[224]

Tatsächlich schließen sich aber Innovation und Selektion keineswegs aus, sie ergänzen sich vielmehr, und die Grenze zwischen ihnen ist fließend.[225] Durch beide werden kulturelle Elemente bestimmt und objektiviert, die nun aggregiert meist im Singular als »eine/die Kultur« bezeichnet werden, während andere kulturelle Elemente ausgeblendet bleiben. Dieser »Kultur« lassen sich nun andere »Kulturen«, hier im Plural, komparativ gegenüberstellen. Dabei geht dieser Vergleich, der immer schon die gegenseitige Abgrenzung in sich trägt, der Konstruktion nationaler Kulturen keineswegs voraus. Genauso, wie die Unterscheidung von Nation und Kultur gerade in ihrer Negation im Kulturellen präsent bleibt, sind das Moment der Abgrenzung und die Konstruktion einer nationalen Kultur nicht voneinander zu trennen. Das kulturell Eigene ist letztlich nur über das kulturell Andere bestimmbar.[226]

Eine solche Annahme wirft Probleme auf. So scheint im permanenten Bezug auf das Andere, das sich ja selbst wieder nur auf Anderes bezieht, erneut ein Zirkelschluss erkennbar zu werden. Dieser verdient eine genauere Betrachtung gerade deshalb, weil es sich tatsächlich gar nicht um einen solchen handelt. Um den vermeintlichen Zirkelschluss aufzulösen, müssen zwei zentrale Punkte berücksichtigt werden: Die Interaktivität der interpretativen Konstruktion nationaler Kultur sowie der interpretative Charakter des »Anderen«.

---

223 Hobsbawm 1989a, S. 4-11; Hobsbawm 1989b, S. 263-300.

224 Smith 1993, S. 42 und 91-95. Da die meisten klassisch-modernistischen Autoren allerdings keineswegs bestreiten, dass Nationalismen auf vormoderne kulturelle Elemente zurückgreifen, geht das Smithsche Argument fehl. Vgl. Jansen/Borggräfe 2007, S. 104. Vgl. zur Selektivität und sozialen Gebundenheit aller kulturellen Überlieferung Williams 1961, S. 50-53.

225 Vgl. Weichlein 1997, S. 194-196.

226 Soziologisch Bauman 1990, 45-46; Bauman 1973, S. 107-123; Hall 1997, S. 234-238; kulturanthropologisch Barth 1998, S. 10; Eriksen 2002, S. 38. Vgl. in der Theorie internationaler Beziehungen aus staatstheoretischer (nicht kulturtheoretischer) Sicht Walker 1993, bes. S. 61-66 und 176-179.

Abgrenzung setzt immer Interaktion voraus, um Kategorien der Differenz und kulturelle Differenzen interpretativ zu bestimmen und damit gegenseitige Differenzierung überhaupt erst möglich zu machen.[227] Nur im direkten Kontakt mit dem, was potentiell oder tatsächlich als »anders« gilt, kann dieses als potentiell Anderes überhaupt behauptet werden. Dass dabei nicht jedes einzelne Individuum notwendig persönlich in Interaktion treten muss, dass dies empirisch sogar nur in seltenen Fällen passiert und selbst dann lediglich der Reproduktion oder Anpassung erlernter Interpretationsmuster dient, sollte zumindest kurz erwähnt sein. Vorstellungen der Existenz eines Anderen sind – wie alle interpretativen Konstruktionen – institutionalisierbar, tradierbar und erlernbar; sie haben als Ganze keinen eindeutigen historischen oder sozialen Ursprung.[228] Gleichwohl lässt die grundlegende Interaktivität der Konstruktion nationaler Kulturen die gleichzeitige Existenz verschiedener »Anderer« verstehen, die sich zur Schaffung einer Vorstellung des Eigenen von Anderen abgrenzen: Hier liegt insofern kein Zirkelschluss vor, als ihrer aller Gleichursprünglichkeit – und damit die Gleichursprünglichkeit von eigener und anderer Kultur – auf der wechselseitigen Interaktion mit dem Anderen fußt, dem das Eigene ja im gleichen Moment ein Anderes ist.[229]

Dies setzt wohlgemerkt voraus, auch das Verhältnis zwischen Interaktion und Konstruktion eines Anderen nicht als kausal, sondern als wechselseitig konstitutiv zu verstehen. Dies ist allerdings auch in meiner Konzeption von Kultur als interpretativem Konstrukt, das im Interaktionsakt überhaupt erst denkbar wird, durchaus schon impliziert. Ginge man hingegen davon aus, dass Interaktion kausale Bedingung für die Differenzierung verschiedener Kulturen ist, so müsste man deren apriorische Existenz annehmen, was nicht nur einen Rückschritt hinter die Kritik post-klassischer Nationalismustheorien bedeutete, sondern auch die Akzeptanz eines wirklichen, aporischen Zirkelschlusses implizierte.

---

227 Barth 1998, S. 15-16; Cohen 1985, S. 13-14. Der Zusammenhang von Interaktion und Kultur bzw. Identität wurde gerade im Nachgang zu Symbolischem Interaktionismus und amerikanischem Pragmatismus starkgemacht. In den Internationalen Beziehungen wurde in jüngerer Zeit insbesondere Alexander Wendts Modell eines »First Encouter« diskutiert. Vgl. Wendt 1992, S. 404-406; Wendt 1999, S. 328-332.

228 Brubaker 2007, S. 24-28. Vgl. dazu auch Andersons häufig diskutierte Feststellung, dass Nation gerade deshalb eine vorgestellte Gemeinschaft sei, weil sich ihre Mitglieder einander nicht kennen: Hier wird das Eigene institutionalisiert, tradiert und erlernt; Anderson 1993, S. 16-15.

229 Interaktion in diesem weiten Sinne, dies sei der Vollständigkeit halber erwähnt, ist dabei weder mit Kooperation gleichzusetzen noch per se als friedlich oder normativ überlegen zu verstehen: Abgrenzung in Interaktion zu vollziehen und Grenzen aufrecht zu erhalten, kann beispielsweise durchaus gewaltsam verlaufen. Vgl. Eriksen 2002, S. 110-111.

Vor diesem Hintergrund sind die wahrgenommenen kulturellen Differenzen und die andere nationale Kultur als ganze weder als objektiv noch als naturgegeben zu verstehen – anders wäre eine solche ontologische Konzeption von Gleichursprünglichkeit ohne Ursprung nicht denkbar. Ihre Bedeutung erhalten Kategorien, Differenzen und Kulturen vielmehr zugeschrieben, etwa durch Selektion und Innovation; sie werden interpretativ konstruiert, wofür Interaktion eine notwendige, keineswegs aber eine hinreichende Voraussetzung ist.[230] Die Frage nach Ähnlichkeit oder Differenz ist daher keine Frage der objektiven Gegebenheiten, sondern der Interpretation: Die schon bestehende und permanent reproduzierte Bedeutung kultureller Grenzen für diejenigen, die sich diesseits oder jenseits ihrer befinden, ist der entscheidende Faktor bei der Konstruktion nationaler Kulturen – und nicht etwaige Kriterien »an sich«.[231] Die Konstruktion des Eigenen und des Anderen ist zwar an Interaktion mit dem als anders Konstruierten gebunden, wird von dieser aber nicht determiniert. Wenn das kulturell Eigene also nur über das kulturell Andere hergestellt werden kann, so liegt hier gerade deshalb kein Zirkelschluss vor, weil das Andere keine objektiv gegebene und genau bestimmbare Entität oder Kollektivität mit eigenen Konstrukten des Anderen sein kann, sondern weil es für die Konstruktion der eigenen nationalen Kultur vielmehr als interpretatives Konstrukt relevant wird. Das Andere ist so gesehen notwendig Teil des Eigenen.[232] In genau diesem Sinne bleibt das Moment der Abgrenzung in der Konstruktion einer nationalen Kultur notwendig enthalten, und aus genau diesem Grund ist die Abgrenzung zwischen verschiedenen nationalen Kulturen stets unsicher und angreifbar.

Das bisher Gesagte sollte dazu dienen, die Kultur einer Nation als ein Konstrukt zu beschreiben, das auf einer doppelten Abgrenzungsbewegung basiert: Zum einen auf dem universalisierenden Ausschluss der Nationsidee sowie der Konstruktion von Nation und Kultur aus dem Kulturellen, zum anderen auf der partikularisierenden, kulturbasierten Abgrenzung von anderen Nationen. Damit reduziert sich das potentiell unendlich Vielfältige, das menschliches Sein und Interpretieren ausmacht, auf einen begrenzten Phänomenbereich. Ausgeschlossen bleibt alles, was als überzeitlich und übersozial der Nation zugerechnet wird, sowie alles, was im Differenzierungsprozess zwischen Nationen – aus Gründen, über die nur detaillierte Einzelanalysen aufklären könnten – keine Berücksichtigung findet.[233] Kulturelle Elemente, die hingegen nicht ausgeschlossen, sondern der eigenen nationalen Kultur zugeordnet werden, erscheinen nun mit großer normativer Verbind-

230 Vgl. Brubaker 2007, S. 31-32.

231 Cohen 1985, S. 19-21, 74, 97-117.

232 Vgl. dazu auch Bauman 1990, S. 42; Derrida 2002, S. 193-196.

233 Man könnte hier die Unterscheidung von Kultur und Natur ergänzen, die allerdings mit der Analyse der Konstruktion nationaler Kulturen nur noch sehr vermittelt zu tun hätte; vgl. hierzu etwa Borsche 2000 oder Nöth 2002a.

lichkeit als vermeintlich feste, eindeutige und essentielle Bezugspunkte einer Vorstellung von Gemeinschaftlichkeit und Gemeinsamkeit.

Es scheint mir an dieser Stelle sinnvoll zu sein, meine Ausführungen an einigen fassbareren Beispielen kultureller Elemente des Nationalismus zu konkretisieren. Das, was in der beschriebenen Weise als nationale Kultur konstruiert wird, umfasst die verschiedensten menschlichen Lebensbereiche, ist in verschiedenem Ausmaß wirkmächtig und den Menschen in unterschiedlichem Ausmaß bewusst. Da jede Konstruktion einer Nation und jeder Nationalismus sich von allen anderen unterscheidet, unterscheiden sich auch ihre jeweiligen kulturellen Elemente. Schon die vor-klassische Nationalismusforschung hat sich deshalb von dem Gedanken verabschiedet, man könne durch die Aufzählung vermeintlich objektiver Elemente Nation und Nationalismus eindeutig bestimmen.[234] Eine Realdefinition »nationaler Kultur« entwickeln zu wollen, der zufolge nationale Kultur eben genau die Gesamtheit der im Folgenden genannten Typen kultureller Elemente sei, verbietet sich aus sozialtheoretischer Sicht aufgrund ihres interpretativen Charakters, aus geschichtstheoretischer Sicht aufgrund ihrer historischen Kontingenz und aus methodologischer Sicht aufgrund ihrer begrifflich nicht fassbaren empirischen Vielfältigkeit.[235] Die folgende Aufzählung und Gliederung von Elementen des Nationalismus beansprucht deshalb weder Vollständigkeit noch gleiche Relevanz zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Nationskonstruktionen. Auch entbehren die Grenzen zwischen den genannten Typen nicht einer gewissen Willkürlichkeit, worauf ich gleich nochmals genauer eingehen werde. Gleichwohl dürfte die Typologie als solche in ihrer Allgemeinheit für die Analyse der verschiedenen Nationalismen durchaus brauchbar sein, und sei es nur aus Gründen der besseren Veranschaulichung.

- Einem ersten von drei Typen kultureller Elemente des Nationalismus sind geschichtliche Mythen der eigenen historischen und, wenn auch nicht notwendig, biologischen Provenienz sowie der eigenen Territorialität zuzuordnen. Nationalismen schaffen sich nicht nur Nationalgeschichten, die von den eigenen Grundlagen, der Entstehung der eigenen Nation sowie deren Entwicklung bis in die Gegenwart erzählen, sondern sie sorgen auch für deren Verbreitung in Bildungssystemen, Wissenschaft und partiell in Medien. Nicht zuletzt spielen hierbei Kontakte und Konflikte mit anderen Nationen eine zentrale Rolle. Solche Nationalgeschichten umfassen keineswegs nur politische Aspekte, sondern durchaus auch jene aus Künsten, Sport, Wissenschaft und anderen Bereichen. Erzählungen über den Ursprung der Nation, je nach den zeitgeschichtlichen Umständen aber durchaus auch Erzählungen über die jüngste Vergangenheit, handeln da-

234 Vgl. beispielhaft Kohn 1950, S. 35-37; Hroch 2000, S. 4. Die klassische und post-klassische Nationalismusforschung hat diese Grundannahme übernommen.

235 Vgl. Chabal/Daloz 2006, S. 21-22.

bei häufig vom eigenen Territorium, dessen Wichtigkeit und seinen physischen Grenzen.[236]

- Ein zweiter Typus kultureller Elemente des Nationalismus wird vom Nationalismus selbst so gut wie nie, in der Wissenschaft nur selten explizit als Kultur bezeichnet. Er umfasst alle Vorstellungen von der eigenen politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Ordnung. Hier wären etwa für die modernen Staaten zentrale Aspekte wie Souveränität, Menschenrechte, Bürgerpflichten, Demokratie oder Diktatur, aber auch Recht, Moral und Ethik anzusiedeln. Auch wenn die Elemente dieses Typus selten als Kultur bezeichnet werden, so können sie doch zumindest insoweit unter diesen Oberbegriff subsumiert werden, als sie der Abgrenzung von anderen Nationen und deren Kulturen dienen, im Inneren eine enorme symbolische Bedeutung genießen und in nationalistischen Ideologien nicht als Wesen, sondern als Ausdruck des nationalistischen Prinzips konzipiert werden.[237]
- Der dritte und letzte Typus umfasst jene kulturellen Elemente, die in der Nationalismusforschung vermutlich am häufigsten analysiert wurden und die auch in der vorliegenden Untersuchung zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend von Interesse sind. Gemeint sind jene kulturellen Elemente, die in einem engeren Sinne als kulturell bzw. massenkulturell bezeichnet werden könnten, also etwa solche aus Sport, Künsten, Wissenschaft und auch Sprache. In diesen Bereich sind auch kulturelle Elemente einzubeziehen, auf die Michael Billig recht prominent hingewiesen hat, die aber auch in Andersons Analyse moderner Zeitwahrnehmung schon implizit mitgedacht sind: Jene kleinen, unscheinbaren Symbole nationalistischer Zugehörigkeit, die den Alltag der Menschen begleiten, ohne bewusst als nationalistisch wahrgenommen zu werden. Zu denken wäre etwa an die Allgegenwart von Flaggen und Münzen, die scheinbar harmlose Rede von »Wir« und »Sie« oder die Darstellung des eigenen Territoriums in TV-Wetterberichten.[238]

Die Aufnahme des zweiten Typus in diese Typologie der Elemente nationaler Kulturen macht einen wesentlichen Vorteil einer Analyse des Nationalismus deutlich, die sich an die post-klassische Nationalismusforschung anlehnt und die interpretative Konstruktion von Nation und Kultur durch Pro-

---

236 Vgl. Smith 1999, S. 57-70; Smith 1993, S. 14; Cohen 1985, S. 14; Eriksen 2002, S. 111; Hall 1994, S. 202-203; McCrone 1998, S. 44-62; Geary 2002, S. 39-47; Giddens 1985, S. 212; Renan 1967; Poole 1999, S. 16-17; Berger 2002; Berger 2008; Deudney 1996, S. 131-133; Albert 1999; Brown 2001.

237 Vgl. Smith 1993, S. 14; Weichlein 1997, S. 194-196; Breuilly 1982, S. 347-348; Brubaker 2000; Eriksen 2002, S. 107-108; Giddens 1985, S. 210-212; Kohn 1950, S. 22-23; Poole 1999, S. 17.

238 Vgl. Smith 1993, S. 14; Cohen 1985, S. 14; Eriksen 2002, S. 100-101; Hall 1994, S. 202; Gellner 1991, S. 58-61; Anderson 1993, S. 30-53; Billig 1995.

zesse der Abgrenzung in den Mittelpunkt rückt. Für eine solche Analyse ist es völlig zweitrangig, wie sehr einzelne Nationalismen auf der politischen, rechtlichen und ökonomischen Ordnung auf der einen bzw. auf massenkulturellen Diskursen, Ritualen und Symboliken auf der anderen Seite fußen. Die empirisch kaum durchzuhaltende, ursprünglich auf Friedrich Meinecke zurückgehende Unterscheidung von Staatsnation und Kulturnation sowie die damit zusammenhängende Unterscheidung von subjektiver und objektiver Grundlage der Nationenbildung ist damit zweitrangig, wenn nicht gar hinfällig: Konzeptionen der Staatsnation und der subjektiven Nationalisierung werden gemeinhin vorwiegend mit wert- und normbasierten kulturellen Elementen des zweiten Typus, jene der Kulturnation und der objektiven Nationalisierung vorwiegend mit kulturellen Elementen des dritten Typus assoziiert. Damit entpuppen sich beide als lediglich besondere historische Ausprägungen der interpretativen Konstruktion von Nation und Kultur, die empirisch kaum unterscheidbar sind.[239]

Die wissenschaftliche Tragfähigkeit meiner Typologie ist allerdings beschränkt, insbesondere durch die notwendige Unschärfe bei der Unterscheidung der drei Typen. So haben beispielsweise der zweite und der dritte Typus stets auch historische Charakteristika. Das Narrativ des fußballerischen, in Deutschland so genannten »Wunders von Bern« etwa könnte man dem ersten, aber auch dem dritten Typus zuordnen; überhaupt sind historische Erzählungen immer auch auf mediale Verbreitung und Tradierung angewiesen. Die Territorialität von Nationalstaaten ist zweifellos für alle drei Typen relevant, für den ersten als Topos historischer Narrative, für den zweiten als Geltungsbereich staatlicher, rechtlicher und ökonomischer Ordnung und für den dritten als symbolischem Bezugspunkt in fiktiven und non-fiktiven Darstellungen und Narrativen.

Wichtiger als eine möglichst klare Unterscheidung zwischen verschiedenen Typen kultureller Elemente des Nationalismus ist allerdings ohnehin deren Beitrag zur interpretativen Konstruktion nationaler Kulturen und der Grenzen zwischen ihnen. Ein solcher lässt sich für kulturelle Elemente aller drei Typen nachweisen, was ich an drei Beispielen verdeutlichen möchte. So erzählen historische Narrative aus dem ersten Typus beispielsweise stets Geschichten von Freundschaften, Bündnissen und Feindschaften der eigenen mit anderen Nationen. Vorstellungen der eigenen politischen, rechtlichen und ökonomischen Ordnung aus dem zweiten Typus reproduzieren sich im Glauben, dass andere Staaten Ordnungen aufweisen, die der eigenen mehr oder weniger ähnlich bzw. unähnlich sind. Eigene künstlerische Pro-

239 Vgl. Kiss 1992, S. 110; Brubaker 2007, S. 186-197. Brubaker macht hier auch auf die normative Aufladung dieser Unterscheidung aufmerksam. Vgl. zu »Staatsnation« und »Kulturnation« allgemein Kramer 1997, S. 541-542; Smutny 2004, S. 10-14; Alter 1985, S. 19-24.

duktionen aus dem dritten Typus wiederum werden denjenigen anderer Nationen mehr oder weniger kompetitiv gegenübergestellt.[240]

Eine strenge Unterscheidung der drei Typen wird zusätzlich dadurch verunmöglicht, dass ihre kulturellen Elemente selbst interpretative Konstrukte verschiedenster Arten darstellen – wobei, dies sei aus erkenntnistheoretischer Warte hinzugefügt, auch diese Arten zu unterscheiden eine interpretative Kreationsleistung darstellt. So ließen sich beispielsweise ohne Anspruch auf Vollständigkeit materielle Artefakte (etwa Bücher und Denkmäler), immaterielle Artefakte (etwa Erzählungen, Organisationen oder literarische Kanones), (immaterielle) Emotionen sowie immaterielle Abstrakta (etwa Normen, Werte, Prozesse) unterscheiden. Diese sind allerdings auf vielfältige Weise, durchaus auch quer zu den genannten drei Typen kultureller Elemente, miteinander verknüpft: So werden Normen und Werte in Büchern und TV-Sendungen diskutiert und hierbei (re-)produziert bzw. gewandelt, es werden Emotionen und Werte in Denkmälern und Erzählungen versinnbildlicht oder Prozesse in Organisationen entwickelt. Die Frage, wie solche Verknüpfungen verstanden werden können, geht über den Zusammenhang von Kultur und Nationalismus weit hinaus. Dieser Problembereich bildet in letzter Konsequenz einen großen Teil dessen, was in den gesamten Geistes- und Sozialwissenschaften erforscht wird. Es wäre deshalb vermessen, von der Nationalismusforschung, über wenige prominente Einzelfälle hinaus, tragfähige Lösungsvorschläge hierzu zu erwarten oder solche an dieser Stelle gar selbst entwickeln zu wollen.[241] Zugleich wäre dies allerdings auch alles andere als zielführend.

Gleichwohl verweisen diese Überlegungen auf einen wichtigen Sachverhalt, der es durchaus verdient, näher betrachtet zu werden: Gemeint ist die Unterscheidung von materiellen und immateriellen Phänomenen. Sie scheint mir zumindest für die Analyse von Außenkulturpolitik relevanter zu sein als die Frage nach einer daran anschließenden Untergliederung beider Phänomengruppen oder die Frage nach Zusammenhängen zwischen ihnen. In der Nationalismusforschung wurde sie bislang eher selten, beiläufig und unter wenig einheitlichen Begriffen thematisiert.[242]

---

240 Zum dritten Punkt verweise ich auf meine umfassenderen Ausführungen in Teil III dieser Untersuchung.

241 Als beispielhaft für Überlegungen in der Nationalismusforschung, die in diese Richtung weisen, lassen sich Benedict Andersons Ausführungen zur in der Moderne veränderten Wahrnehmung von Zeit nennen; vgl. Anderson 1993, S. 30-43.

242 Vgl. beispielhaft die Unterscheidung von Symbol und Kommunikation bei Armstrong 1982, S. 7-8; die Unterscheidung von Personen, Dingen und Institutionen einerseits und sekundären Symbolen andererseits bei Deutsch 1966, S. 173; oder die Beschreibung von Routinen als verkörperter Vergangenheit bei Billig 1995, S. 42; die Bedeutung von Schrift bei Mann 1992, S. 141. In der

Festzuhalten ist zunächst, dass sich sowohl immaterielle als auch materielle kulturelle Phänomene in allen drei Typen der oben genannten Typologie finden lassen: Historische Erzählungen aus dem ersten, Organisationen oder kollektive politische Diskurse aus dem zweiten und national gefärbte literarische Kanones aus dem dritten Typus stellen insofern immaterielle Phänomene oder Abstrakta dar, als sie sinnlich und materiell nicht unmittelbar zugänglich sind. Die Menschen können historische Erzählungen nicht sehen, sondern betrachten Denkmäler, lesen Buchstaben oder hören Worte, die im Gesamtkontext ihres Wissens und ihrer Interpretation eine solche Erzählung ergeben. Ebenso können die Menschen Diskurse und Kanones nicht sehen, sondern sie rezipieren Medien bzw. Bücher oder diskutieren persönlich miteinander. Politische oder ökonomische Prozesse sind ebenso an materielle menschliche Kommunikation und praktisches menschliches Handeln gebunden wie Organisationen. Ross Poole unterstreicht diesen Sachverhalt mit den folgenden Ausführungen, in denen er allerdings einen gewissen Bias zu Gunsten kultureller Elemente des dritten Typus erkennen lässt:

»It [die Nation, P.S.] exists in and through the language we speak, the public symbols we acknowledge, the history and literature we were taught at school, the music we listen to, the currency we use, the sporting activities we enjoy, and the new bulletins on the television. These cultural artefacts enable us to recognise that our way of life has an objective external existence, and they constitute the social environment which we recognise as ours and in which we are ›at home‹.« [243]

In materiellen Artefakten und, so wäre Poole zu ergänzen, konkreten Handlungen erhalten Vorstellungen von nationaler Kultur und Vorstellungen von Nation Dauerhaftigkeit und sinnliche Wahrnehmbarkeit.[244] Ich werde sie im Folgenden als materielle kulturelle Objekte bezeichnen.[245] Sie ermöglichen es den Mitgliedern einer Nation, sich über große zeitliche und räumliche

Anthropologie wäre zu verweisen auf die Rolle von Signalen und Zeichen bei der Zuweisung von Ethnizität nach Barth 1998, S. 14.

243 Poole 1999, S. 13-14.

244 Vgl. ergänzend zur Dauerhaftigkeit durch Materialität Leach 1978, S. 49-50.

245 Vgl. zur Bedeutung von Materialität in interpretativen Sozialwissenschaften Reckwitz 2002. Die Semiotik, insbesondere Umberto Eco, betont häufig die Wichtigkeit des Materiellen; vgl. beispielhaft Eco 1987a, S. 399-403; Eco 1985b, S. 73-75; vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 82. Der späte Eco entwickelte schließlich eine Auffassung von »Resistenzlinien« des Seins, die als Hinwendung zur Annahme bedeutungsdeterminierender Elemente des Materiellen verstanden werden kann und die deshalb häufig kritisiert wurde; vgl. Eco 2003, S. 49-72; kritisch dazu Lewis 1985; Müller 2000. In ähnlicher Weise ließen sich auch Goffmans Ausführungen zu natürlichen Grundlagen sozialen Framings verstehen; vgl. Goffman 1977, S. 32-34. Aus kulturphilosophischer Sicht vgl. allgemein zu diesem Problem Schwemmer 1997, S. 59-64.

Distanzen hinweg auf identische oder zumindest ähnliche Objekte zu beziehen, diese zu interpretieren und Teil des individuellen und kollektiven Lebensumfelds werden zu lassen. Wenngleich hiermit weder die relative Homogenisierung noch die relative Stabilisierung nationaler Kulturen vollständig erklärbar sind, so stellt dieser permanente Bezug auf materielle kulturelle Objekte doch für beide einen nicht zu vernachlässigenden Faktor dar. Die interpretative Konstruktion einer nationalen Kultur und damit einer Nation ist ohne diese Materialität nicht zu denken,[246] denn jede Form des Zeichengebrauchs ist stets an die Materialität der Zeichen gebunden.[247]

Damit rückt eine der vier im Rahmen meiner Ausführungen zur Genese des Kulturbegriffs erarbeiteten Bedeutungsdimensionen in den Mittelpunkt, die gerade auch für Außenkulturpolitik von größter Wichtigkeit ist: jene des Artefakts.[248] Sie ist zu ergänzen um die Bedeutungsdimension individueller Bildung, die im Rahmen von Personenaustausch eine zentrale Rolle spielt. Beide, Artefakte und Personen, stellen Materialisierungen von Kultur dar, ohne die deren Austausch oder Präsentation schlicht nicht möglich wäre.

Mit diesen Ausführungen zur Materialität von Kultur soll aber weder behauptet werden, dass die Bedeutung dieser kulturellen Objekte aus ihnen selbst entspringe, noch, dass diese von allen Individuen in identischer Weise interpretiert würden. Wenngleich sich im Umgang mit materiellen kulturellen Objekten bestimmte regelmäßige Interpretationsmuster einstellen, so sind diese wie auch ihre situative Anwendung grundsätzlich kontingent: Sowohl die Bedeutung, die bestimmten kulturellen Elementen zugeschrieben wird, als auch deren Verortung im Kontext einer kollektiv und nationalistisch vorgestellten Kultur sind von Interpretation abhängig.[249] Will man also

---

246 Vgl. Albert 1999, S. 260.

247 Damit soll selbstredend nicht essentialistisch behauptet werden, dass Materialität oder materielle Form des Zeichens in irgendeiner Weise dessen Interpretation beeinflussen oder gar determinieren. (Semiotisch gesprochen: zu unterstreichen, dass die Materialität des Zeichens nicht ausgeblendet werden dürfe, sagt über die Art und Form des Verhältnisses von Signifikant und Signifikat nichts aus). Vgl. beispielhaft zum Verhältnis von Zeichen und Materialität und der semiotischen Unumgänglichkeit des Materiellen Butler 1993, S. 67-69; allgemeiner Olsen 2006. Auch Derridas Überordnung des Signifikanten über das Signifikat sowie seine Kritik an Saussures Nachordung der Lautlichkeit des sprachlichen Zeichens lassen sich in diesem Sinne als eine Art Verteidigung der partiellen kognitiven Unzugänglichkeit der Materialität des Zeichens verstehen; vgl. Derrida 1988; Derrida 2003, S. 92-93. Vgl. dazu auch Ecos Theorem der Beobachtbarkeit und Handhabbarkeit des Signifikanten; Eco 1977a, S. 179-180; sowie Ecos in Fn. 245 auf S. 110 dieser Untersuchung erwähntes Theorem der Resistenzlinien des Materiellen; Eco 2003, S. 49-72; sowie allgemein hierzu Rusterholz 1998, S. 2335.

248 Vgl. Kap 1.1 dieser Untersuchung.

249 Cohen 1985, bes. S. 15-18.

Brubakers post-klassischem Diktum folgen, dass nicht nach Nationen gefragt werden solle, sondern besser nationalistische Prozesse der Institutionalisierung und Kategorisierung, ergo der Konstruktion von Nationen zu erforschen seien,[250] so wäre entsprechend abzuleiten: Nicht materielle kulturelle Objekte als solche, sondern deren vielfältige (und durchaus auch widersprüchliche) Interpretationen sind zu erforschen, um den nationalistischen Charakter von Kultur zu verstehen.

Damit sucht eine Analyse des Nationalismus, wie ich sie auf den vorangegangenen Seiten vorgeschlagen habe, keine essentielle, »eigentliche« Bedeutung, sondern sie analysiert vielfältige Bedeutungen, wie sie in alltäglichen Interpretationssituationen geschaffen werden. Ein solcher Ansatz, der sich an die post-klassische Nationalismusforschung anlehnt und die interpretative Konstruktion von Nation und Kultur in den Mittelpunkt rückt, weist nicht nur für meine eigenen Untersuchungen von Außenkulturpolitik einen gewichtigen Vorteil auf: Er macht es möglich, einen Begriff von Nation zu gewinnen, der weder innere Homogenisierung überbetont, wie es weite Teile der vor-klassischen und klassischen Nationalismusforschung und auch der konstruktivistischen Forschung zu Internationalen Beziehungen tun,[251] noch in postmoderner Manier das Verschwinden des Nationalstaats konstatiert.

Da Nation und Kultur aufgrund ihrer interpretativen Konstruktion stets nur eine relative Stabilität haben können, stellt eine solche Analyse die Frage nach der Form, dem Umfang und der Genese dieser relativen Stabilität. Damit soll die Bedeutung von Prozessen relativer innerer Homogenisierung, für die sich in großer Zahl Beispiele aus allen drei Typen kultureller Elemente finden lassen, keineswegs geleugnet werden. Gleichwohl sind konstruierte Grenzen von Nation und Kultur stets prekär und angreifbar; kulturelle Objekte sind niemals eindeutig – innere Differenzen können deshalb nie vollständig (und wohl auch nicht einmal auf Dauer annähernd) in Identität überführbar sein.[252] Aus einer stärker diskurstheoretisch orientierten Warte schlägt Stuart Hall deshalb vor, nationale Kulturen nicht als homogen zu konzipieren, sondern als Versuch, Homogenität zu suggerieren:

»Wir sollten nationale Kulturen nicht als etwas Einheitliches, sondern als einen diskursiven Entwurf denken, der Differenzen als Einheit oder Identität darstellt.« [253]

---

250 Brubaker 1996, S. 16.

251 Besonders beispielhaft und explizit Gellner 1981, S. 762-771, der die Instabilität kultureller Homogenität hier zwar einräumt, aber für methodologisch unwichtig hält. Für die vor-klassische Nationalismusforschung vgl. beispielhaft Deutsch 1966, S. 170-175.

252 Marx 2002, S. 105; Kiss 1992, S. 107-108. Vgl. dazu auch die Ausführungen Brubakers zum Identitätsbegriff in den Sozialwissenschaften; Brubaker 2007, S. 46-74.

253 Hall 1994, S. 206.

In ähnlicher Weise argumentiert David McCrone, in dessen Augen der kollektive Bezug auf kulturelle Elemente eben gerade nicht den Effekt hat, tatsächliche Homogenität herzustellen, sondern nationale Identität lediglich als homogen zu präsentieren:

»The ›narrative‹ of the nation is told and retold through national histories, literatures, the media and popular culture, which together provide a set of stories, images, landscapes, scenarios, historical events, national symbols and rituals. Through these stories national identity is presented as primordial, essential, unified and continuous.« [254]

Daraus folgt insbesondere auch, dass die wissenschaftliche Erforschung kultureller Objekte deren tatsächliche, interpretativ hergestellte Bedeutung im alltäglichen Zusammenhang nicht nur nicht ignorieren darf, sondern ins Zentrum stellen muss: Selbst wenn sich bei kulturellen Objekten nach – aus Sicht der Forschenden – »objektiven« Kriterien Gemeinsamkeiten oder Unterschiede behaupten lassen, so folgt daraus nicht notwendig, dass Gemeinsamkeiten zu Nähe und Unterschiede zu Distanz führen müssen. »Ähnliche« kulturelle Objekte können von den Menschen ohne Weiteres verschiedenen Nationen und Kulturen zugeordnet werden,[255] während »verschiedene« kulturelle Objekte als verbindend oder einigend interpretiert werden können.[256]

An die Ausgangsfrage dieses Kapitels nach der interpretativen Konstruktion von Nation und nationaler Kultur schließt sich damit die Frage an, unter welchen Umständen und auf welche Weise mit eben diesen Vorstellungen von Nation und Kultur relativ stabile Ideen von kultureller Homogenität und Ordnung geschaffen werden. Beide Problemstellungen sind für jede Analyse von Außenkulturpolitik in höchstem Maße relevant: Schließlich ist Außenkulturpolitik ja nichts anderes als der außenpolitische Einsatz dessen, was für die Kultur des eigenen oder eines anderen Staates gehalten wird. Damit berührt dieses Politikfeld unweigerlich Aspekte der Homogenisierung nach innen, denn Außenkulturpolitik zu betreiben setzt eine gewisse Vorstellung von dem voraus, was für die eigene Kultur gehalten wird. Es berührt aber genauso unweigerlich auch Aspekte der Abgrenzung gegenüber anderen Nationalstaaten, denn die Präsentation zahlreicher kultureller Elemente eines Nationalstaates fernab seiner Grenzen geht notwendig mit Konfrontation, Vergleich und der interpretativen Konstruktion kultureller Differenzen einher. Hier sind einmal mehr Aspekte des Inneren und Aspekte des Äußeren, des Eigenen und des Anderen nicht voneinander zu trennen.

254 McCrone 1998, S. 52.

255 Die Interpretation bzw. Präsentation von Nationalstaaten überschreitender Ähnlichkeit als Differenz zeigt Sarah Corse am Beispiel US-amerikanischer und kanadischer Populärromane; Corse 1995.

256 Eriksen 2002, S. 115-118. In gewisser Weise wäre hier auch auf die gesamte Multikulturalismus-Debatte in verschiedenen Nationalstaaten zu verweisen.

1.3.3 Resümee

Außenkulturpolitik ist jene Politik, die das, was in Staaten als Kultur gilt, zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher und internationaler Beziehungen und Kontakte machen möchte. Hierbei ist, wie das vorhergehende Unterkapitel gezeigt hat, ein solcher Begriff von Kultur eng an die nationalistische Genese und Reproduktion von Kultur bzw. die Konstruktion von Nationalstaaten gebunden. Eine Analyse außenkulturpolitischer Programme und Maßnahmen kommt deshalb nicht umhin, diese Zusammenhänge zu berücksichtigen. Sie kann die nationalstaatliche Verortung von Außenkulturpolitik sowie deren Bezugnahme auf interpretativ konstruierte Vorstellungen von Nation und nationaler Kultur nicht ausblenden, sondern muss sie in den Mittelpunkt stellen. Dabei ist eine interpretative Analyse, die sich in der von mir beschriebenen Weise an post-klassische Ansätze der Nationalismusforschung anlehnt, aus fünf Gründen vielversprechend.

Zum Ersten ermöglicht sie es, Außenkulturpolitik konsequent vor dem Hintergrund der permanenten, letztlich stets prekären Konstruktion von Nation und Kultur zu verstehen. Sie sieht weder Nation noch Kultur als naturgegeben oder objektiv an, sondern analysiert Außenkulturpolitik als Politikfeld, durch das Vorstellungen von Nationen und Kulturen bzw. kulturellen Differenzen geschaffen und reproduziert werden. Damit vermeidet sie die Gefahr, die in zahlreichen empirischen Arbeiten zu Kultur in der Außenpolitik verschiedenster Staaten nicht gesehen wurde: Nämlich die, einseitig Kultur als »Quelle« und Nationalstaaten als Akteure beim Entwerfen und Durchführen außenkulturpolitischer Programme, Maßnahmen und Politiken zu verstehen. Die Annahme, dass Kultur und Nation der Außenkulturpolitik vorausgingen, stellt eine simplifizierende Abstraktion tatsächlicher Bedingungsverhältnisse dar. Diese Vereinfachung verläuft letztlich analog zu nationalistischen Diskursen, da sie – wie jene – beide Konstrukte als natürlich, zumindest aber als gegeben voraussetzt. Letztlich liegt einer solchen Annahme genau der Fehler zu Grunde, den Brubaker für die vor-klassische und die klassische Nationalismusforschung konstatiert: Es werden Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse verwechselt.

Zum Zweiten betont eine interpretative Analyse von Außenkulturpolitik die Bedeutung wechselseitiger Abgrenzung bei der Konstruktion nationaler Kulturen. Das, was als Kultur des anderen Nationalstaats gilt, lässt sich als interpretativ konstruierte Vorstellung einer Kultur des Anderen verstehen, die immer schon Teil der eigenen Kultur ist. Interaktion spielt bei dieser Konstruktion von Bildern des Anderen eine zentrale Rolle. Außenkulturpolitik lässt sich als Abfolge eben solcher Interaktionen verstehen, durch die es sowohl zur interpretativen Konstruktion von Vorstellungen eines Anderen kommt, von dem man sich hierdurch zugleich abgrenzt, wie auch zur interpretativen Konstruktion von Vorstellungen eines Eigenen. Dabei ist der Aspekt der Wechselseitigkeit zu betonen: Im Regelfall sind Nationalstaaten gegenseitig mit außenkulturpolitischen Angeboten vertreten; sie grenzen

sich entsprechend wechselseitig durch die Konstruktion und Reproduktion kultureller Differenzen voneinander ab. Und selbst wenn ein Land sich dem anderen präsentiert, ohne dass dieses es ihm umgekehrt gleich macht, ist die Abgrenzung wechselseitig, da auch in diesem Fall beiderseits das Eigene als Eigenes, das Andere als Anderes und beider Konfrontation entsprechend als Differenz markiert wird.

Zum Dritten ermöglicht eine Analyse von Außenkulturpolitik, die sich an der post-klassischen Nationalismusforschung orientiert, die Frage nach der »objektiven« oder empirischen Homogenität der Kultur eines Nationalstaats als irrelevant auszublenden. Dieser Punkt schließt unmittelbar an die beiden zuvor genannten Vorteile einer solchen Herangehensweise an. Sie interessiert sich lediglich dafür, wie im kulturellen Abgrenzungsprozess zwischen Nationalstaaten, der eben auch durch Außenkulturpolitik funktioniert, innere kulturelle Kohäsion zu konstruieren versucht wird. Die Frage, ob daraus tatsächliche Homogenität resultiert, interessiert nicht: Auch ein möglicherweise nach innen vielfältiger und inhomogener Nationalstaat vermag diese Vielfalt und Inhomogenität nach außen als kohäsiv und normativ richtig zu postulieren. Sehr viel relevanter als die ohnehin nicht zu beantwortende Frage, ob er damit empirisch oder »objektiv« richtig liegt, ist die Frage, ob und wie es ihm gelingt, kulturelle und nationalistische Gemeinschaftsvorstellungen zu konstruieren. Aus diesem Grunde kann man (und werde ich) von einem Nationalstaat auch dann sprechen, wenn dessen Bewohner sich als aus mehreren Nationen zusammengesetzt ansehen oder wenn der Nationsbegriff für sie überhaupt keine Rolle spielt. In diesem Sinne sind etwa auch Kanada, Belgien oder die Schweiz Nationalstaaten, selbst wenn sie aus Sicht einer essentialisierenden Politikwissenschaft nicht als solche gelten mögen.

Zum Vierten verspricht eine solche interpretative Analyse von Außenkulturpolitik, das Verhältnis von inneren und äußeren Aspekten des Nationalstaats adäquat zu erfassen. Die scharfe Trennung zwischen Innenpolitik und Außenpolitik, die etwa für die traditionellen Theorien der Internationalen Beziehungen, aber durchaus auch für viele Nationalismustheorien eine wichtige Grundannahme darstellt, ist im Rahmen einer interpretativen Analyse von Außenkulturpolitik fragwürdig. Diese ist nämlich immer zweiseitig, weil sie sich zwar an Zielgruppen im Ausland wendet, hierfür aber auf kulturelle Inhalte zurückgreift, die im Inland generiert werden. Eine interpretative Analyse dieses Politikfeldes ermöglicht es, beide Seiten angemessen zu berücksichtigen und zugleich die Trennung von Ausland und Inland zu hinterfragen: Gerade indem sie unterstreicht, wie zentral die Konstruktion kultureller Differenz für die Konstruktion nationaler Kultur ist, verbindet sie die Genese außenkulturpolitischer Programmatik im Inland mit deren Umsetzung im Ausland. Darüber hinaus ist für eine solche Analyse die Unterscheidung zwischen Innen und Außen, zwischen Inland und Ausland, nicht Grundannahme der wissenschaftlichen Untersuchung selbst, sondern sie ist das zu Hinterfragende. Sie wird nicht vorausgesetzt, sondern als in-

terpretativ konstruiert verstanden. Wichtig ist es, gerade den Beitrag zu verstehen, den Außenkulturpolitik zu dieser Unterscheidung leistet.

Zum Fünften schließlich macht es eine solche interpretative Analyse von Außenkulturpolitik möglich, normative und idealistische Aspekte dieses Politikfeldes als Bestandteile von Interpretationen zu verstehen. In letzter Konsequenz gilt auch hier, dass Wissenschaft nicht Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse verwechseln sollte, was aber zumindest im deutschsprachigen Raum ein grundlegendes Problem zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten zum Thema darstellt. So ist Außenkulturpolitik niemals notwendigerweise friedlich oder egalitär; die beidseitige Präsentation und Wahrnehmung von Kultur kann im Extremfall durchaus chauvinistisch oder propagandistisch sein. Eine begriffliche Unterscheidung zwischen beiden Extremen ist aber fragwürdig:[257] Friedlichkeit oder Egalitarismus sind ebenso wie Chauvinismus oder Propaganda alltagspraktische Werturteile über politische Programme oder Strategien, die zu einem Verständnis tatsächlicher Prozesse der Interpretation und Konstruktion nationalistischer Vorstellungen auf begrifflicher Ebene zunächst nichts beitragen. Zwar sollte sich jede Analyse konkreter Außenkulturpolitiken durchaus fragen, wie, unter welchen Umständen und warum bestimmte Maßnahmen seitens der beteiligten Akteure oder des Publikums als friedlich und egalitär oder im anderen Extremfall als chauvinistisch und propagandistisch interpretiert werden. Diese Interpretationen aber sind Teil des zu Analysierenden, nicht der Analyse – andernfalls würde Kultur als Gegebenes und Eindeutiges vorausgesetzt, wodurch sich der Kultur und Nation konstruierende Charakter entsprechender Maßnahmen und Programme wiederum nicht erfassen ließe.

Einer interpretativen Analyse von Außenkulturpolitik bieten sich auf der anderen Seite allerdings auch zahlreiche Fallstricke, von denen einer an dieser Stelle eine genauere Betrachtung verdient. Gemeint ist das Verhältnis zwischen materiellen und immateriellen kulturellen Elementen bzw. die Rolle von kulturellen Objekten im Kulturaustausch. Es ist Materialität, die auch immateriellen kulturellen Objekten Dauerhaftigkeit und weite Verbreitung sichert; etwa wäre eine Erzählung ohne ihre materielle Sicherung in Büchern bzw. elektronischen Datenspeichern oder ohne ihre materielle Tradierung durch mündliches Erzählen wohl schneller aus dieser Welt verschwunden, als sie hineingekommen war. Materialität betont zugleich sinnliche bzw. körperliche Wahrnehmbarkeit; Dauerhaftigkeit und weite Verbreitung sind in diesem Sinne stets auf Materialität und Körperlichkeit bezogen.[258] Dieser Sachverhalt ist für die Analyse von Außenkulturpolitik in-

257 Eine solche Unterscheidung, hier sogar in fünf abgestuften Begriffen, hat in jüngerer Zeit beispielsweise Kurt Düwell vorgenommen, vgl. Düwell 2005, S. 62-64. Vgl. hierzu auch die Ausführungen auf S. 14 dieser Untersuchung.

258 Kulturphilosophisch begründet etwa bei Schwemmer, der davon spricht, dass Symbole aufgrund ihrer Materialität als eigene Wirklichkeit erscheinen; Schwemmer 1997, S. 63-64.

sofern wichtig, als Kulturaustausch folgerichtig in ähnlicher Weise auf Materialität angewiesen ist. Ausgetauscht oder präsentiert werden materielle kulturelle Objekte, zu denen etwa im Fall des Personenaustauschs oder der Städtepartnerschaften durchaus auch Menschen gerechnet werden können. Man hat, so könnte man polemisch plausibilisieren, noch nie ein Gedicht von einem Land in ein anderes Land fahren oder fliegen sehen, sehr wohl aber Dichter(innen), Briefe oder Gedichtbände.[259]

Zumindest in der deutschsprachigen Forschung zur Außenkulturpolitik scheint es allerdings seit etwa den 1970er Jahren eine gewisse Tendenz zu geben, die materiellen Aspekte des Kulturaustauschs zu vernachlässigen oder auszublenden. Der politische Hintergrund hierfür dürfte in der programmatischen Neuausrichtung bundesdeutscher Außenkulturpolitik seit der sozialliberalen Koalition jener Jahre zu finden sein, die im Zuge einer Abkehr von elitären Kulturmodellen einen »erweiterten Kulturbegriff« propagierte. Dieser sollte neben den schönen Künsten oder der Sprache gerade auch abstrakte Aspekte wie Werte, Lebensweisen oder gesellschaftspolitische Diskurse umfassen.[260] Damit veränderte sich die Konzeption dessen, was als »Quelle« für außenkulturpolitische Maßnahmen und Programme gelten sollte. Dieser Wandel einer außenkulturpolitischen Grundbegrifflichkeit hatte aber keine Auswirkungen auf die grundsätzliche Rolle, die Kultur im Kontext von Außenkulturpolitik spielt, und sie hatte die interpretative Konstruktion von Nation und Kultur selbstredend nicht beendet und nicht grundsätzlich verändert. Gleichwohl scheint seit jener Zeit kaum mehr eine deutschsprachige wissenschaftliche Arbeit umhin zu kommen, an exponierter Stelle auf die Erweiterung des Kulturbegriffs hinzuweisen, diese nicht selten affirmativ zu unterstreichen oder gar zum eigenen methodischen Ausgangspunkt zu machen.[261] In letzter Konsequenz trägt dies dazu bei, Kultur zwar abstrakter zu denken, aber – greifbar etwa in Aufzählungen nichtmaterieller kultureller Elemente – zugleich als Gegebenes vorauszusetzen. Die interpretative Konstruktion von Kultur und Nation durch Außenkulturpolitik wird auf diese Weise systematisch ausgeblendet.

Eine weitere Problematik im Zusammenhang mit der Materialität von Kultur habe ich im vorangehenden Unterkapitel schon angesprochen, wes-

259 Vgl. Link 1981, S. 263, der zunächst Kultur sehr breit definiert, indem er darunter auch »Lebensformen«, »Geistesverfassung« und »Wert-Einstellungen« fasst, dann aber als im Kulturaustausch über Grenzen hinweg Ausgetauschtes lediglich deren »Objektivationen« nennt.

260 Kretzenbacher 1992, S. 179-190. Die Debatten um einen »erweiterten Kulturbegriff« werden auch weltweit im Rahmen der UNESCO geführt; Hüfner 2005, S. 101. Vgl. hierzu auch Mitchell 1986, S. 8.

261 Zumindest neutral erwähnt beispielsweise bei Sattler 2007, S. 12; Andrei 2008, S. 14, hier allerdings durchaus als »zentraler Begriff«; affirmativ etwa bei Schäfer 2007, S. 51; Düwell 2005, S. 72; Altmann 2003, S. 13-20; Maaß 2005a, S. 208 (Bezug nehmend auf Kaiser/Mildenberger 1998).

halb sie hier nicht mehr ausführlich erörtert werden muss: Aus der Materialität kultureller Objekte sollte keineswegs geschlossen werden, dass diese nicht von Interpretation abhängig seien oder dass ihre Bedeutung ganz oder teilweise aus den Objekten selbst resultiere.[262] Es ist vielmehr gerade die Interpretation, die bestimmte materielle – wie auch bestimmte immaterielle – Objekte zu kulturellen Objekten macht. Solche Interpretationsprozesse zu verstehen, ist die Aufgabe der Sozial- und Kulturwissenschaften im Allgemeinen und jeder Analyse von Außenkulturpolitik im Besonderen. Meine Aufgabe im weiteren Verlauf dieser Untersuchung wird es sein, eine Konzeption für eine solche Analyse zu entwickeln und deren empirische wie auch theoretische Sinnhaftigkeit zu belegen.

Eine Möglichkeit, analytisch auf Interpretationsprozesse zuzugreifen, besteht darin, kulturelle Objekte als Zeichen zu konzipieren. Damit rückt ein fundamentaler Aspekt dieser Untersuchung in den Fokus, der in meinen bisherigen Ausführungen allenfalls zwischen den Zeilen eine Rolle spielte: Die Semiotik als jene Methode oder Wissenschaft, die sich mit der Interpretation von Zeichen befasst. Sie fragt etwa, wie und warum Menschen bestimmte Objekte als Zeichen verstehen, warum sie sie in einer bestimmten Weise interpretieren und was Interpretation in diesem Zusammenhang bedeutet. Gerade die Materialität und die Interpretationsabhängigkeit dessen, was Staaten im Rahmen von Außenkulturpolitik einander präsentieren, legen eine semiotische Herangehensweise nahe, denn die Interpretation eines kulturellen Objektes als Beimessen von Bedeutung zu einem Zeichen zu verstehen, verspricht, nationalistische Gehalte einer solchen Bedeutung extrahieren zu können. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen interpretativer Konstruktion von Nation und Kultur einerseits mit der interpretativen Konstruktion kultureller Objekte andererseits systematisch zu erfassen und gerade auch Außenkulturpolitik in dieser Weise zu analysieren. Dass ein solcher Ansatz durchaus in gewisser Kontinuität zu den kommunikationstheoretisch inspirierten Nationalismustheorien etwa Karl Deutschs oder Benedict Andersons steht, sollte dabei nicht unerwähnt bleiben.

Die Grundraster einer entsprechenden semiotischen Analyse von Außenkulturpolitik werde ich in Teil II dieser Untersuchung entwickeln, zuvor allerdings nochmal die Ausgangspunkte einer solchen Analyse zusammenfassen.

---

262 Möglicherweise liegt genau eine solche Annahme vielen deutschsprachigen Arbeiten zur Außenkulturpolitik insofern zu Grunde, als diese voraussetzen, die »eigentliche« Bedeutung gehe aus den materiellen kulturellen Objekten ohnehin eindeutig hervor, so dass den – im »erweiterten Kulturbegriff« besonders betonten – immateriellen kulturellen Elementen mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden könne oder müsse.

1.4 ZUSAMMENFASSUNG

Ich werde im Folgenden die Überlegungen des ersten Teils meiner Untersuchung anhand einiger zentraler Begriffe zusammenfassen und Schlussfolgerungen für meine weiteren Ausführungen ziehen. Zu diesem Zweck erscheint es mir sinnvoll, zunächst einige allgemeine Gedanken zur Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse vorauszuschicken.

Ich habe mich auf den vorhergehenden Seiten mit wichtigen Theorien sowohl der Internationalen Beziehungen als auch der Nationalismusforschung befasst, um deren möglichen Beitrag zu einer solchen Analyse auszuloten. Die Grundüberlegung dabei war, dass Außenkulturpolitik – als grenzüberschreitende Tätigkeit – schlechthin eine internationale Angelegenheit ist und entsprechend von Theorien Internationaler Beziehungen in den Blick genommen werden sollte. Dabei hat sich allerdings gezeigt, dass dies nicht der Fall ist: Außenkulturpolitik wie auch Kultur im Sinne dessen, was zwischen Staaten ausgetauscht oder präsentiert wird, wird von diesen Ansätzen nicht angemessen erfasst, und auch denkbare Adaptionen müssen aufgrund ihrer Grundannahmen notwendig defizitär bleiben. Lediglich poststrukturalistische Ansätze der Internationalen Beziehungen, die Differenzierung zur Grundlage der Konstitution von Bedeutung machen, schienen in eine vielversprechende Richtung zu weisen: Kultur ließe sich, so zunächst die Vermutung, als dasjenige verstehen, durch das und in dem sich Nationalstaaten voneinander abgrenzten. Die enge Bindung des Kulturellen an die Nationskomponente moderner Nationalstaatlichkeit machte es deshalb notwendig, einen Blick auf die wichtigsten neueren Nationalismustheorien zu werfen. Dies erwies sich insbesondere unter Rückgriff auf post-klassische Ansätze als zielführend, wenngleich auch hiernach noch zahlreiche Fragen offen bleiben mussten.

Sowohl im Fall der Theorien Internationaler Beziehungen als auch im Fall der Nationalismustheorien haben sich damit diejenigen Ansätze als vielversprechend erwiesen, die als interpretativ bezeichnet werden können. Dies ist die methodologische Wendung jener Perspektive, die ich in der Einleitung noch vorläufig als »Perspektive der Wahrnehmung« bezeichnet hatte. Interpretative Ansätze verorten die Konstitution von Bedeutung nicht in den kulturellen Objekten selbst, sondern verstehen sie als kreative Interpretationsleistung eines Subjektes. Sie stehen damit in der Tradition derjenigen Ansätze, die den Kulturbegriff für die wissenschaftliche Analyse fruchtbar zu machen versuchen, indem sie ihn als sehr weiten Kulturbegriff dem Gesellschaftsbegriff gleich- oder gar überordnen. Ich werde auf interpretative Ansätze im folgenden Kapitel noch genauer eingehen.

An dieser Stelle soll es genügen, auf die Gemeinsamkeiten der beiden vielversprechendsten interpretativen Ansätze hinzuweisen, die ich im Rahmen meiner Überlegungen zu Theorien Internationaler Beziehungen und zu Nationalismustheorien identifizieren konnte: Gemeint sind der Poststrukturalismus im Fall der ersteren und post-klassische Ansätze im Fall der letzte-

ren. Die wichtigste Gemeinsamkeit beider ist sicherlich, und dies kennzeichnet sie als interpretative Ansätze im eben geschilderten Sinne, dass sie den Konstruktionscharakter wissenschaftlich analysierter Einheiten ernstnehmen. Für sie sind Nationen oder Staaten ebenso wenig objektiv und vorgängig existent, wie es Kultur ist. Die Fragen, was ein Staat sei und was eine Nation sei, lehnen sie zumindest dann ab, wenn mit dieser nach einem eindeutigen und festen Bedeutungskern gefragt würde. Nicht das Was, sondern das Wie dieser Phänomene interessiert sie: Wie kommen Menschen dazu, von Staaten und Nationen zu sprechen, wie werden entsprechende Vorstellungen interpretativ auf relative Dauerhaftigkeit gestellt, wie werden Staaten und Nationen mit dem Nimbus des Natürlichen versehen, wie werden sie verdinglicht?

Wissenschaftsstrategisch wenden sich beide durch eine vergleichsweise radikale Auslegung dieser Prämissen einer interpretativen Sozialwissenschaft gegen konkurrierende, weiter verbreitete und wissenschaftshistorisch früher entstandene Ansätze. Im Falle der Nationalismusforschung sind dies in erster Linie klassisch-modernistische Ansätze: Diese betonen zwar durchaus, dass Nationen und Nationalismus moderne Phänomene sind, die interpretativ konstruiert werden, behandeln sie letztlich aber sowohl in ihrer theoretischen Konzeption als auch in der methodischen Umsetzung als feste, geschlossene und objektiv existente soziale Entitäten. Im Falle der Theorien Internationaler Beziehungen kann der Poststrukturalismus als Kritik an konstruktivistischen Ansätzen verstanden werden. Auch diese betonen zwar sehr abstrakt den Konstruktionscharakter sozialer Phänomene – und zwar nicht nur von Staaten, sondern gegebenenfalls auch von Normen, Regeln, internationalen Systemen oder Weltbildern. Besonders in der empirischen konstruktivistischen Forschung werden diese aber häufig ihres interpretativen Charakters entkleidet, sie gelten dann entweder als Ressource für Akteurshandeln oder als einseitig durch andere Faktoren determiniert.

Der Poststrukturalismus in den Internationalen Beziehungen und postklassische Ansätze der Nationalismusforschung setzen sich von solcherlei Annahmen ab, indem sie das Konzept der Differenzierung in den Mittelpunkt rücken. Interpretative Konstruktion von Staaten bzw. Nationen gilt ihnen als Konstruktion eines vermeintlich Identischen durch Abgrenzung von einem Anderen, wobei sich anhand von Überlegungen zum Kulturbegriff zeigen ließ, dass dieses Andere und diese Abgrenzung aus theoretischen Gründen als immer schon im Eigenen präsent verstanden werden müssen. Gerade für eine angemessene Konzeptualisierung von Kultur hat sich die Kombination von Poststrukturalismus in den Internationalen Beziehungen und post-klassischen Ansätzen der Nationalismusforschung als gewinnbringend erwiesen: Während erstere Außenkulturpolitik als Differenzierung verschiedener Staaten voneinander und von einem Internationalen verstehen lassen, ermöglichen letztere einen genaueren Blick auf kulturbasierte Differenzierung verschiedener, sich als Nationen verstehender Kollektive. Dass solcherlei Prozesse aufgrund ihres notwendig interpretativen Charakters be-

ständig unsicher, prekär und angreifbar sind, die Stabilität ihrer interpretativen Konstruktionen also letztlich stets nur relativ sein kann, sei abschließend als letzte, aber keineswegs unwichtige Gemeinsamkeit beider Ansätze erwähnt.

Es haben sich damit vier Begriffe als zentrale Ausgangspunkte einer Analyse von Außenkulturpolitik herausgestellt: der Begriff des Staates, der Nation, des Internationalen und der Kultur. Sie alle sind als interpretative Konstrukte auf eine vielfältige Weise wechselseitig miteinander verknüpft, die es erschwert, sie im Rahmen einer Konzeption für eine Außenkulturpolitik-Analyse systematisch zueinander in Beziehung zu setzen. Letztlich ist dies die Aufgabe meiner gesamten Untersuchung – die folgenden Ausführungen zu diesen zentralen Begriffen bleiben deshalb notwendig vorläufig und knapp.

Der Staat kann als eine interpretativ konstruierte soziale Gruppe mit einem vergleichsweise hohen Grad an administrativer Organisation, Zentralisierung und territorialer Schließung verstanden werden. Er ist diejenige Instanz, die direkt oder indirekt die wesentlichen organisatorischen, ideologischen und materiellen Ressourcen zur Verfügung stellt, um Vorstellungen relativ geschlossener kultureller Homogenität zu produzieren. Legitimatorisch beruft er sich auf das Vorhandensein einer kulturbasierten Nation, deren administrative Form er verkörpere und deren Existenz er auf Dauer stelle. Durch die wechselseitige differenzierende Bezugnahme von Staaten aufeinander, etwa im Rahmen von Anerkennungsverhältnissen und Souveränitätsideen, bilden sich zum einen Vorstellungen einer universalen politischen Sphäre jenseits des eigenen Staates heraus, die ich vorläufig als Internationales bezeichne, wie auch zum anderen Vorstellungen anderer Staaten, die analog dem eigenen als Verkörperung einer kulturell legitimierten Nation verstanden werden.

Die Nation stellt jenes interpretative Konstrukt dar, das – Gemeinschaft und kulturelle Homogenität suggerierend – den Staat ideologisch, legitimatorisch und emotional ergänzt. Als solches ist es in einem weiten Sinne ein kulturelles Konstrukt wie auch der Staat selbst. Die Differenzierung zwischen Nation und Kultur, die ersterer einen Nimbus des Natürlichen und Stabilen, letzterer einen Nimbus des Hochwertigen, Kreativen und Veränderlichen verleiht, ist notwendige Voraussetzung für eine Differenzierung verschiedener Nationen gegeneinander, die wiederum analog zur Universalität der Staaten Vorstellungen einer Universalität der Nationen konstruiert. Genausowenig, wie der Staat also unabhängig von anderen Staaten gedacht werden kann, kann die Nation unabhängig von anderen Nationen gedacht werden. Und genausowenig, wie die Vorstellung einer nationalen Kultur ohne eine Aufteilung der Welt in Nationen möglich ist, ist die Vorstellung einer Nation ohne die Vorstellung ihrer kulturellen Homogenität in Abgrenzung zu anderen kulturellen Homogenitäten denkbar.

Die interpretative Konstruktion einer internationalen Sphäre, ganz gleich ob als institutionalisierte Weltgesellschaft, als Ressource für Normen und

Regeln oder als anarchischer Selbsthilfe-Kampfplatz verstanden, basiert auf dieser doppelten Universalität: Nicht nur die Aufteilung der Welt in territorial begrenzte, nach innen wie nach außen als souverän gedachte Staaten, sondern auch das für den Nationalismus typische Ideal einer Passgenauigkeit von Staat und Nation bzw. einer inneren nationalen und kulturellen Homogenität der Staaten lassen das Internationale zu einer Sphäre der wechselseitigen Abgrenzung und den Nationalstaat zur wichtigsten Bezugsgröße individueller und kollektiver Selbstverortung werden. Insofern stehen auch Staaten und Nationen auf der einen und das Internationale auf der anderen Seite in einem reziproken, auf Differenzierung beruhenden Bedingungsverhältnis. Ob die Abgrenzung zwischen Staaten bzw. Nationen durch militärische Drohungen, durch die Konstruktion völkerrechtlicher Verhaltensregulatorien, durch die Schaffung internationaler Organisationen oder die Präsentation kultureller Artefakte geschieht, ist aus theoretischer Sicht zweitrangig. Eine Außenkulturpolitik-Analyse allerdings interessiert sich für letzteres.

Wenn ich eben von einer »Abgrenzung zwischen Staaten bzw. Nationen« gesprochen habe, so kulminiert hier das Scheitern des Versuches, zwischen Staat und Nation strikt zu trennen. In gewisser Weise drückt sich hier zugleich ein Scheitern der gängigen Theorien Internationaler Beziehungen aus, die Bedeutung des Nationalismus für das Internationale angemessen zu berücksichtigen.[263] Eine Unterscheidung von Staat und Nation ist nicht nur ein interpretatives Konstrukt und als solches notwendig unsicher und unscharf, sondern sie ist selbst Produkt politischer Diskurse – in Brubakers Worten: Sie basiert auf Kategorien der Praxis. In der gängigen Literatur zum Thema wird vor diesem Hintergrund mehrheitlich vom »Nationalstaat« gesprochen, womit letztlich die Kombination beider gemeint wird.[264] Dies ist durchaus sinnvoll, soweit damit nicht suggeriert werden soll, es gebe Staaten, die keine Nationalstaaten seien. Die häufig anzutreffende gegenläufige Argumentation, ein Staat könne aus mehreren Nationen bestehen und wäre in diesem Fall kein Nationalstaat, geht fehl. Sie unterstellt nicht nur die objektive und eindeutige Existenz von Nationen, sondern sie übersieht auch

263 Dies gilt umgekehrt nicht im gleichen Maße für Nationalismustheorien, die in größerem Umfang auch Staatlichkeit berücksichtigen. An der Vernachlässigung des Nationalismus durch Theorien Internationaler Beziehungen hat sich erst seit den frühen 1990er Jahren angesichts nationalistischer Exzesse in ehemals sozialistischen Staaten sowie angesichts eines zunehmenden Bewusstseins für Migrationsbewegungen etwas geändert. Vgl. beispielhaft für IB-Arbeiten, die Nationalismus oder Ethnizität berücksichtigen: Adamson/Demetriou 2007; Barkin/Cronin 1994; Cederman 2002; Chazan 1991; Evera 1994; Hall 1999; Lapid/Kratochwil 1996; Mayall 1990; Mayall 1999; Posen 1993a; Posen 1993b; Ryan 1995; Shulman 1998; Snyder 1993; Waever/Buzan 1993.

264 Vgl. beispielhaft Giddens 1985; Alter 1985, S. 96-97; Barkin/Cronin 1994, S. 110-115; Schreiner 2006, S. 30.

den beständig prekären und angreifbaren Charakter jeder Staatlichkeit und jeder Nationalität. Sich an der post-klassischen Nationalismusforschung zu orientieren, ermöglicht es demgegenüber, die Frage nach der »objektiven« oder empirischen Homogenität der Kultur eines Nationalstaats als irrelevant auszublenden. Unerheblich ist überdies, ob die Bevölkerung eines Staates sich selbst mehrheitlich als Nation bezeichnet oder nicht, bzw. in welchem Ausmaß sie dies macht. Relevant ist lediglich, dass und wie in kulturellen Differenzierungsprozessen zwischen Nationalstaaten innere kulturelle Kohäsion zu konstruieren versucht wird und in welchem Maße dies gelingt. Diese innere kulturelle Kohäsion kann im Extremfall durchaus auf absoluter empirischer Heterogenität beruhen, sofern diese in größerem Umfang als verbindlich und verbindend akzeptiert wird.

Damit fehlt von den vier oben genannten wichtigen Begriffen einer Außenkulturpolitik-Analyse nur noch einer, nämlich jener der Kultur, hier nicht nur in einem sehr weiten, anthropologischen Sinne, sondern auch und gerade in einem engeren Sinne gemeint als dasjenige, was zwischen Staaten ausgetauscht oder präsentiert wird. Er ist von weitaus zentralerer Bedeutung als die anderen drei Begriffe, da in ihm eine Vielzahl an Differenzierungsprozessen zusammenfällt, die interpretativen Konstrukten wie etwa denen des Staates, der Nation oder des Internationalen zu Grunde liegen. Durch die abgrenzende Konstruktion von Vorstellungen relativ einheitlicher, kollektiv verbindender Kulturen konstituieren sich Nationen als vermeintlich natürlich, überzeitlich und objektiv; durch die Bezugnahme auf die eigenen, vermeintlich homogenen kulturellen Traditionen und Gegebenheiten legitimieren sich Staaten; durch die Differenzierung zwischen verschiedenen Kulturen differenzieren sich Nationalstaaten voneinander; und schließlich konstituiert sich das Internationale als diejenige Sphäre, in der verschiedene Kulturen miteinander konfrontiert werden.

Es handelt sich dabei um einen engeren Kulturbegriff, weil er auf der Ausgrenzung zahlreicher kultureller Begebenheiten beruht – nicht zuletzt auf der Ausgrenzung seines eigenen interpretativen Konstruktionsprozesses. Ich habe im Rahmen meiner Untersuchungen zur Genese des Kulturbegriffs verschiedene Dimensionen von Kultur herausgearbeitet. Sie alle sind methodologisch und theoretisch von Bedeutung, gleichwohl stehen für eine Außenkulturpolitik-Analyse die Bedeutungsdimensionen der Objeke und Artefakte sowie der individuellen Bildung überdeutlich im Vordergrund. Es sind materiell greifbare kulturelle Objekte und es sind Personen, die zwischen Staaten ausgetauscht und präsentiert werden. Diese sind interpretierbar, wie es auch die Handlungen des Austauschens und Präsentierens selbst sind. Die interpretative Konstruktion von Nationalstaaten durch und mit Außenkulturpolitik ist dabei an eine gewisse materielle Verdinglichung des Kulturellen gebunden, weil nur so Austausch und Präsentation möglich ist.

Die absolute Zentralität des Kulturbegriffs ist der erste Ausgangspunkt, den ich als Schlussfolgerung meiner bisherigen Überlegungen festhalten möchte. Nur wenn Kultur nicht einfach als gegeben und relevant vorausge-

setzt wird, sondern als zu Verstehendes in den Mittelpunkt einer jeden Außenkulturpolitik-Analyse rückt, kann letztere tatsächlich erklärungskräftig sein. Keine der gängigen Theorien Internationaler Beziehungen und kaum eine der zahlreichen empirischen Arbeiten zum Thema hat dies berücksichtigt. Eine solche Forschung hinterlässt damit eine nicht zu schließende Lücke, die die eigene Aussagekraft enorm einschränkt und das Phänomen Außenkulturpolitik unverstanden lässt. Kultur ist nicht nur einfach da, und Kultur ist nicht aus sich heraus relevant, sondern sie erhält Existenz und Relevanz in komplexen Prozessen der interpretativen Konstruktion von Nationalstaaten. Die erste Fragestellung einer Außenkulturpolitik-Analyse muss deshalb die nach der interpretativen Konstruktion von Kultur sein. Nur hiervon ausgehend kann eine solche Analyse alle drei Dimensionen ihrer eigenen Problemstellung erfassen: Erstens die spezifisch nationalistische Genese eines inneren Kultur- und Selbstverständnisses, das sich zwischen einzelnen Staaten zwar unterscheidet, aber doch eine gewisse strukturelle Ähnlichkeit aufweist; zweitens das Bedürfnis, sich gegenüber den anderen Nationalstaaten, bei denen eine analoge Relevanzvorstellung von Kultur vermutet wird, kulturell zu repräsentieren; und drittens schließlich die mögliche, wenngleich nicht zwingende Interpretation von Kultur als in irgendeiner Form freundlich oder verbindend.

Stellt man die Relevanz und Existenz von Kultur als dasjenige, was zwischen Nationalstaaten ausgetauscht oder präsentiert wird, wie beschrieben in Frage, so lässt sich daraus unmittelbar der zweite Ausgangspunkt ableiten, den ich für eine Außenkulturpolitik-Analyse festhalten möchte: Die Notwendigkeit, zu versuchen, in jedem Einzelfall die interpretative Konstruktion von Homogenität und Differenz zu verstehen. Kultur ist als eine Art Spiel- oder Schlachtfeld zu analysieren, auf dem und durch das vorgestellte Ähnlichkeiten oder Bindungen innerhalb von Nationalstaaten und Unterschiede zwischen diesen geschaffen werden. Diese permanente Konstruktion eines Innen und eines Außen verweist wiederum unmittelbar auf den dritten Ausgangspunkt einer Analyse von Außenkulturpolitik, nämlich die Konstitution der Nationalstaaten und des Internationalen selbst. Zu verstehen, wie Kultur und Außenkulturpolitik letztlich mit den einzelnen Nationalstaaten und dem Internationalen zusammenhängen, ist Bedingung für ein adäquates Verständnis von moderner Staatlichkeit und Internationalität zumindest im Hinblick auf diese besondere Form von Außenpolitik bzw. internationaler Politik.

Rückt man aber, wie ich es beschrieben habe, das Verständnis von Kultur in den Mittelpunkt einer Außenkulturpolitik-Analyse, so liegt ein semiotischer Zugriff nahe. Die Notwendigkeit, kulturelle Objekte zu interpretieren, weist hierauf ebenso deutlich hin wie die Notwendigkeit, außenkulturpolitische Handlungen zu interpretieren. Die Semiotik bietet die Möglichkeit, solche Interpretationen als zeichenbasiert zu konzipieren. Im nun folgenden Teil II dieser Untersuchung werde ich zunächst einen solchen semiotischen Ansatz entwickeln. Im Anschluss daran werde ich mich einem

Problem zuwenden, das in meinen bisherigen Ausführungen nur angedeutet wurde, mit dem eine semiotische Analyse aber unweigerlich zurechtkommen muss: Gemeint ist die Beschreibung der Welt durch partikularistische und universalistische Ideologien.

Sowohl die Theorien Internationaler Beziehungen als auch die Nationalismustheorien skizzieren den Staat bzw. die Nation als ein Partikulares, dem außerhalb seiner selbst ein Universalismus globaler Staatlichkeit bzw. Nationenhaftigkeit gegenübersteht, auf dem jeder Partikularismus zugleich beruht. Die wissenschaftliche Relevanz dieser Partikularismus-Universalismus-Vorstellungen resultiert aber keineswegs nur aus dieser Übereinstimmung von Denkweisen in zwei ansonsten eher gegeneinander isolierten Forschungsdisziplinen. Diese Kongruenz ist, führt man sich den Gegenstand beider Disziplinen und die fragwürdige Trennung von Staat und Nation vor Augen, sogar vergleichsweise banal. Dass der Universalismus-Partikularismus-Gegensatz im Rahmen einer Außenkulturpolitik-Analyse nicht ausgeblendet werden sollte, liegt vielmehr an der großen Bedeutung, die Kultur für die interpretative Konstruktion von Nationalstaaten hat. Da es (auch) Kultur ist, durch die sich Nationalstaaten voneinander unterscheiden, fußt (auch) auf ihr ein jeder Partikularismus. Das Verhältnis von Universalismus und Partikularismus zu verstehen, könnte deshalb zu verstehen helfen, wie durch Außenkulturpolitik Vorstellungen von Nationalstaaten und einer internationalen Sphäre geschaffen werden.

Die besondere Herausforderung dieses Vorhabens liegt dabei in der Kombination eines semiotischen Zugriffs, der recht kleinteilig an den Interpretationen außenkulturpolitischer Zeichen interessiert ist, mit einem ideengeschichtlichen Zugriff, der historische und wissenschaftliche Vorstellungen von Partikularismus und Universalismus zu erfassen sucht. Beide zu integrieren, wird Aufgabe des nun folgenden zweiten Teils dieser Untersuchung sein.

II. Semiotik, Methode und Begriffe einer Außenkulturpolitik-Analyse

Dieser zweite Teil meiner Untersuchung hat die Zielsetzung, die bisherigen Überlegungen zu einer Außenkulturpolitik-Analyse in eine adäquate interpretative Methodologie zu überführen und zentrale Begriffe einer solchen abzuleiten. Dabei wird insbesondere der Begriff des Interpretativen zu klären und dessen Vorteil gegenüber nichtinterpretativen Ansätzen aufzuzeigen sein.

Im ersten und bei Weitem umfangreicheren Kapitel dieses zweiten Teils meiner Untersuchung entwickle ich unter Rückgriff auf kultursemiotische Überlegungen Umberto Ecos einen semiotischen Rahmen für meine Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse. Ziel ist es dabei, einen semiotischen Ansatz mit durchaus eigenen analytischen Anteilen zu entwerfen, der sowohl die im ersten Teil analysierten zentralen Begriffe aufzunehmen als auch an die dortigen theoretischen Überlegungen anzuschließen vermag. Gerade die Semiotik, die die Interpretation von Zeichen in den Mittelpunkt rückt und diese – im Falle der Kultursemiotik – zur Grundlage menschlicher Gesellschaft schlechthin macht, verspricht hier weiterzuführen: Wenngleich im Detail zwischen poststrukturalistischen Theorien der Internationalen Beziehungen und post-klassischen Theorien des Nationalismus auf der einen und der Kultursemiotik auf der anderen Seite deutliche Unterschiede bestehen, so teilen doch alle drei zahlreiche Grundannahmen. Es wird im Folgenden zu klären sein, worin diese bestehen, ob sie die Entwicklung einer einheitlichen interpretativen Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse erlauben und auf welche Weise diese verschiedenen Begriffe und Überlegungen tatsächlich integrierbar sind.

Hieran anschließend entwickle ich im zweiten Kapitel dieses zweiten Teils mit den Begriffen Autoreferentialität und Universalismus zwei Konzepte, deren Relevanz und Bedeutung ich bis dahin allenfalls gestreift habe. In ihnen fallen meine Überlegungen zu den Theorien Internationaler Beziehungen und den Theorien des Nationalstaats mit einer Analyse von Außenkulturpolitik im engeren Sinne zusammen. Hierbei wird es darauf ankommen, die Begriffe Autoreferentialität und Universalismus als adäquate Bestandteile einer interpretativ-semiotischen Methodologie zu konzipieren.

Ein drittes Kapitel fasst schließlich die Ergebnisse dieses zweiten Teils meiner Untersuchung zusammen und bereitet damit zugleich die stärker an tatsächlichen außenkulturpolitischen Handlungsfeldern orientierten, in Ansätzen sogar empirischen Analysen des dritten Teils meiner Untersuchung vor.

2.1 INTERPRETATIVISMUS UND SEMIOTIK

Dieses erste Kapitel meiner Ausführungen zur Methode und zu den zentralen Begriffen einer Außenkulturpolitik-Analyse enthält drei Unterkapitel. Das erste davon gibt einen kurzen Überblick über die wesentlichsten Grundannahmen einer interpretativen Sozialwissenschaft. Im nächsten Unterkapitel stelle ich die Semiotik Umberto Ecos dar, die für meine eigene Methodologie von zentraler Bedeutung ist. Das letzte Unterkapitel stellt schließlich eine Art Resümee dar, es bezieht die bis dahin abstrakt gehaltenen methodologischen Überlegungen auf das Untersuchungsfeld der Außenpolitik bzw. der internationalen Politik im Allgemeinen und der Außenkulturpolitik im Besonderen.

Schon in dieser Strukturierung des Kerns meiner methodologischen Ausführungen spiegeln sich wesentliche methodologische und theoretische Vorentscheidungen wider. Mein Vorschlag für eine Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse ist semiotisch. Ich ordne die Semiotik allerdings einer interpretativen Sozialwissenschaft nach, deren wesentlichste Entwicklungen und Anforderungen ich in ihrer vollen theoretischen und methodologischen Breite innerhalb meiner semiotischen Überlegungen zu berücksichtigen versuche. Die umstrittene Frage, ob die Semiotik nun eine Methode, eine Theorie oder gar eine eigene Wissenschaft sei, ist damit im Rahmen meiner Konzeption beantwortet:[1] Ich verstehe die Semiotik als eine Methode, mit deren Hilfe versucht werden kann, anhand von individuellen Inter-

1 So begrenzt etwa Reckwitz die Semiotik auf die strukturalistische, auf Saussure zurückgehende Traditionslinie; vgl. Reckwitz 2006; Reckwitz 1999. Nöths Handbuch präsentiert lediglich diese Traditionslinie als »klassische« Semiotik, alle anderen Zeichenlehren hingegen als »Tendenzen neben den Klassikern«; vgl. Nöth 2000. Umgekehrt wird häufig mit einem erweiterten Begriff der Semiotik beispielsweise die Geertzsche interpretative Ethnografie als semiotisch verstanden; vgl. etwa Bachmann-Medick 2006 oder auch Geertz 1999, S. 9; obgleich Geertz theoriegeschichtlich streng genommen eher der Hermeneutik zuzuordnen ist. In ähnlich erweiterter Auslegung des Begriffs versteht beispielsweise Ziemann die phänomenologische Zeichenlehre Schütz' als Semiotik; vgl. Ziemann 2003. Die Semiotik als eigenständige Wissenschaft wird etwa bei Eco entfaltet; vgl. etwa Eco 1988; Eco 1987a. Bisweilen wird die Semiotik auch als eine eher positivistische Kommunikationswissenschaft konzipiert, vgl. Trabant 1989, S. 69-72.

pretationen als zeichenhaft verstandener kultureller Objekte individuenübergreifende Bedeutungsmuster nachzuvollziehen und diese für eine sozialwissenschaftliche Analyse nutzbar zu machen.[2]

2.1.1 Interpretative Sozialwissenschaft

Zur Herausbildung jener geistes- und sozialwissenschaftlichen Theorien und Ansätze, die ich in dieser Untersuchung als »interpretativ« bezeichne, haben in den vergangenen Jahrzehnten mehrere Entwicklungen und Neuerungen beigetragen. Eine ursprünglich von Richard Rorty eingeführte Sprachkonvention fortführend, werden sie im Allgemeinen als »Turns« bezeichnet:[3] Von einem ursprünglichen Linguistic Turn ausgehend, wird mittlerweile von einer Vielzahl weiterer »Turns« gesprochen, die sich teilweise überlagern, die teilweise inhaltlich und ideengeschichtlich völlig unabhängig voneinander sind, die teilweise aber auch in deutlichem Widerspruch zueinander stehen. In der Summe haben sie dazu beigetragen, bedeutende Teile der Geistes- und Sozialwissenschaften als Kulturwissenschaften zu rekonzeptionalisieren und ihnen eine Art kleinste gemeinsame Grundlage zu geben – eine Basis, auf der sie sich zwar anschließend wiederum nach theoretischen Gesichtspunkten stark differenzierten, sich dabei allerdings weniger strikt an disziplinären Grenzen orientierten, als dies bis dahin der Fall war.[4] Ich werde im Folgenden die wichtigsten dieser Turns skizzieren. Da der Schwerpunkt meiner Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse auf der Semiotik liegen wird, fällt der folgende Überblick über die Entwicklungen und die Grundannahmen interpretativer sozialwissenschaftlicher Ansätze allerdings nur knapp aus; er hat zudem lediglich vorläufigen Charakter.[5]

Insgesamt scheinen mir vier theoretische Neuerungen der vergangenen Jahrzehnte von besonderer Wichtigkeit zu sein. Sie waren mit epistemologischen und ontologischen Positionen verbunden, die bis heute als Grundlagen eines interpretativen sozialwissenschaftlichen und, wenn man so möchte, kulturwissenschaftlichen Zugriffs verstanden werden können:[6]

---

2 Ich folge dabei im Wesentlichen Bauman 1999 und Bauman 1973.

3 Vgl. Rorty 1992, das Buch wurde 1967 erstmals publiziert. Vgl. zu den verschiedenen Turns Bachmann-Medick 2006.

4 Vgl. Bachmann-Medick 2006; Ort 2003; Jamme 2004, S. 213; Geertz 1983 (ohne den Begriff »Kulturwissenschaften«); Taylor 1975 (als »Wissenschaften vom Menschen«). Wichtiger Vordenker des Konzeptes und Begriffes der Kulturwissenschaften war Max Weber; vgl. beispielhaft Weber 1988.

5 Differenzierte, breiter angelegte Übersichten bieten Reckwitz 2006; Reckwitz 1999; Bachmann-Medick 2006; Rabinow/Sullivan 1987.

6 Wenn ich im Folgenden einzelne Autor(inn)en oder Ansätze diesen Turns zuordne, so soll damit weder eine strikte Unterscheidbarkeit zwischen diesen Turns suggeriert noch die Zuordenbarkeit der Autor(inn)en zu immer nur genau einem Turn behauptet werden.

- das Bewusstsein einer prinzipiell inadäquaten oder abwesenden Repräsentation der Welt durch Sprache, meist als Linguistic Turn bezeichnet,
- die Feststellung einer auch über Sprache hinaus symbolhaften Verfassung der Welt, von mir im Folgenden als Semantic Turn bezeichnet,[7]
- das Bewusstsein, dass hieraus auch für die Wissenschaft und ihr Selbstverständnis Konsequenzen zu ziehen sind, meist als Reflexive Turn bezeichnet,
- die Feststellung, dass die symbolhafte Verfassung der Welt eng mit dem menschlichen Handeln als solchem sowie seiner Kontextualität und Situativität verknüpft ist, meist als Practical Turn oder Performative Turn bezeichnet.

Der Linguistic Turn war und ist von grundlegender Wichtigkeit, da er einen Auslöser für viele Weiterentwicklungen darstellte und mit seinen Grundannahmen Teile der Sozialwissenschaften bis heute prägt. Im Kern beruht er auf der Feststellung, dass zwischen Sprache und Welt kein Verhältnis der Widerspiegelung, sondern vielmehr eines der Konstitution vorliegt. Nicht die Welt determiniert unser Sprechen, sondern die Welt stellt selbst eine durch Sprache möglich gewordene und zugleich begrenzte Konstruktion dar:

»Die Überzeugung von den Grenzen der Sprache als Grenzen des Denkens bzw. die Überzeugung, dass ›unterhalb‹ bzw. jenseits der Sprache und des Sprachgebrauchs keine Realität verborgen ist, führt zu einer folgenreichen Einsicht: Jegliche Analyse von ›Wirklichkeit‹ ist sprachlich determiniert und durch eine Sprachpriorität ›gefiltert‹.« [8]

Diese Gedanken waren keineswegs eine Erfindung des 20. Jahrhunderts, sondern sie beschäftigen das europäische Denken schon seit der Antike.[9] Mit ihrer erkenntnistheoretischen Subjektivierung, greifbar etwa bei René Descartes und insbesondere bei Immanuel Kant, bildete die Aufklärung einen wesentlichen ideengeschichtlichen Vorläuer des Linguistic Turn, aber auch darüber hinausgehend des Semantic Turn.[10] Im späten 19. Jahrhundert

7 Gewöhnlich wird er als »Interpretive Turn« bezeichnet, etwa bei Bachmann-Medick 2006. Auch Geertz' Darstellung interpretativer Ansätze legt eine solche engere Definition nahe; vgl. Geertz 1983. Andererseits aber betonen alle vier der im Folgenden beschriebenen Turns Prozesse der Interpretation, so dass es sinnvoll erscheint, als interpretative Sozialwissenschaften oder interpretative Methoden ihrer aller Entwicklungen und Erkenntnisse zu verstehen. Einen solch weiten Begriff des Interpretativen verwendet beispielsweise auch Giddens 1984.

8 Bachmann-Medick 2006, S. 34.

9 Trabant 1989, S. 30-33; vgl. zum scholastischen Universalienstreit Eco 1977a, S. 127.

10 Lenk 1993, S. 301.

war Friedrich Nietzsche ein wichtiger sprachskeptischer Vordenker, der interpretative Ansätze bis heute direkt oder indirekt prägt.[11] Im 20. Jahrhundert schließlich kann auch der sprachphilosophische Neopositivismus etwa bei Bertrand Russel oder dem Wiener Kreis insofern als Impulsgeber verstanden werden, als Interpretation hier formalistisch auf das begriffslogisch Repräsentierbare beschränkt wurde – wenngleich gerade diese Denkschule später zu einem der beliebtesten Ziele interpretativer Angriffe werden sollte.[12]

Einer der wichtigsten direkten Vorläufer der sprachphilosophischen Wende in den Geistes- und Sozialwissenschaften war sicherlich, neben dem späten Ludwig Wittgenstein,[13] der Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure. Er konzipierte das sprachliche Zeichen als nicht durch empirische Realitäten motiviert; entsprechend leistet Sprache bei Saussure keine Widerspiegelung der Welt, sondern sie bildet ein in sich geschlossenes System. Dieses zeichnet sich dadurch aus, dass es die sprachlichen Zeichen selbst konstituiert: Diese haben keine Identitäten, Werte oder Bedeutungen an und in sich, sondern nur als sich voneinander unterscheidende Bestandteile des Systems als Ganzem. Ein solcherart differentiell verstandenes System wurde später vom sich auf Saussure berufenden Strukturalismus als Struktur bezeichnet und zu einem der wichtigsten wissenschaftlichen Konzepte des 20. Jahrhunderts weiterentwickelt.[14]

Der entscheidende Gedanke Saussures und seiner Nachfolger ist, dass Sprache keineswegs ein Mittel darstelle, um Wirklichkeit zu erfassen oder zu repräsentieren. Sie gilt ihnen vielmehr als Instrument, mit dessen Hilfe Wirklichkeit überhaupt erst geschaffen wird. Die traditionelle Beziehung zwischen Subjekt und Objekt wird damit aufgelöst und Sprache als derjenige Faktor reflektiert, der zwischen beide Seiten tritt. In den verschiedenen Geistes- und Sozialwissenschaften hat sich diese Problematik in verschiedener Weise niedergeschlagen – auch über den Strukturalismus hinaus von zahlreichen weiteren Quellen gespeist. In den Geschichtswissenschaften etwa wurde sie als »Narrative Turn« mit der Erkenntnis verknüpft, dass historisches Wissen stets in sprachlich-narrativer Form auftritt und vermittelt wird.[15] In der Nationalismusforschung, sei sie nun soziologisch oder geschichtswissenschaftlich, bildete sie ein entscheidendes Fundament der modernistischen These, dass Nationen nichts vor-sprachlich Existentes seien.[16] In den Internationalen Beziehungen führte sie zwar zur grundsätzlichen Ein-

11 Nietzsche 1955.

12 Rabinow/Sullivan 1987; Lenk 1993, S. 301-302; Scheffczyk 1998, S. 1448; zur für den Linguistic Turn noch wichtigeren Kritik des späten Wittgenstein an dieser früher von ihm selbst vertretenen Denkrichtung vgl. Riedel 1988, S. 33-34.

13 Wittgenstein 1969.

14 Saussure 1967. Vgl. dazu auch Bachmann-Medick 2006, S. 34-35; Larsen 1998.

15 Beispielhaft White 1985; White 1991a; White 1991b.

16 Vgl. die Ausführungen ab S. 86 dieser Untersuchung.

sicht, dass Staaten und Staatensysteme nur sprachlich zugänglich oder gar sprachlich konstruiert sind. Seine volle Wirkmächtigkeit erreichte der Linguistic Turn in dieser Disziplin allerdings erst im Zuge der so genannten »Dritten Debatte«, die dann über rein sprachliche Problemstellungen hinaus breitere epistemologische und ontologische Fragestellungen aufgriff.[17]

Konzipiert man nun, wie dies der Linguistic Turn nahelegt, Realität als sprachlich verfasst, so rückt der Begriff der Interpretation zwangsläufig ins Zentrum wissenschaftlicher Analyse. Die Notwendigkeit des Interpretierens allerdings beschränkt sich, konsequent weitergedacht, nicht nur auf sprachliche Phänomene oder einen sprachlichen Zugriff auf die Welt. Die Feststellung, dass Sprache keineswegs die einzige Möglichkeit eines interpretierenden Verstehens und dass sprachliche Bedeutung keineswegs die einzige Form von Bedeutung darstellt, bildet die Grundlage für den »Semantic Turn«. Mit ihm rücken Bedeutungen jeglicher Art, ganz gleich ob sprachlich oder nicht, ins Zentrum der wissenschaftlichen Analyse – das, was im Linguistic Turn bis dahin ausgeblendet war, kehrt an dieser Stelle wieder.

Die Feststellung, dass Menschen nur in Form von Bedeutungsstrukturen Zugriff auf die Welt haben und darüber hinaus Wirklichkeit überhaupt nur als bedeutsame und interpretierte denkbar wird, kennzeichnet eine ganze Reihe geistes- und sozialwissenschaftlicher Ansätze.[18] Neben dem schon genannten Strukturalismus sei hier insbesondere auch auf die phänomenologische und hermeneutische Tradition verwiesen, die sich in den Sozialwissenschaften in so divergierenden Ansätzen niederschlagen wie der Rahmenanalyse nach Erving Goffman, der antipositivistischen Wissenschaftskonzeption Charles Taylors oder der Gesellschaftsanalyse nach Peter Berger/Thomas Luckmann.[19] Letztere war insbesondere für die Entwicklung des Konstruktivismus in den Internationalen Beziehungen von einiger Bedeutung. In der vergleichenden Politikwissenschaft haben Patrick Chabal/Jean-Pascal Daloz jüngst einen auf Max Weber und Clifford Geertz rekurrierenden Forschungsansatz entwickelt, der gleichfalls die Interpretation von Bedeutungen in den Mittelpunkt stellt; Dvora Yanow wiederum hat einen interpretativ-hermeneutischen Ansatz mit einem gewissen Schwerpunkt in der Policy-Analyse entwickelt.[20]

Ich werde auch an dieser Stelle darauf verzichten müssen, auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen diesen Ansätzen und Theorien einzu-

---

17 Vgl. zur »Dritten Debatte« Mayer 2003; Lapid 1989.

18 Eco interpretiert die Arbeiten Hjemlslevs als nach-Saussuresche Erkenntnis, dass Sprachtheorie sich – auch über Sprache hinaus – dem gesamten sozialen Spektrum möglicher Bedeutungen widmen müsse. Was ich hier als Semantic Turn beschreibe, ist also keineswegs eine neue Erfindung des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts. Vgl. Eco 1988, S. 42-43.

19 Goffman 1977; Taylor 1975; Berger/Luckmann 2003. Vgl. zur phänomenologischen und hermeneutischen Tradition allgemein Reckwitz 2006.

20 Chabal/Daloz 2006; Yanow 2000.

gehen. Allerdings sollen zumindest die Überlegungen des eben schon erwähnten Clifford Geertz etwas genauer betrachtet werden. Er kann aufgrund seines immensen Einflusses als einer der wichtigsten und inhaltlich in mancher Hinsicht auch als einer der paradigmatischsten Autoren des Semantic Turn gelten. Insbesondere sein weiter, wenngleich umstrittener Textbegriff entfaltete auch über seine eigene Disziplin der Kulturanthropologie hinaus einige Wirkung.

Der theoretische Ausgangspunkt Geertz' ist ein Verständnis von Kultur, das diese nicht funktional der Gesellschaft nachordnet, sondern sie als Gesamtheit der Produktion von Bedeutungen, Codierungen und (Selbst-)Interpretationen versteht:[21]

»Der Kulturbegriff, den ich vertrete […], ist wesentlich ein semiotischer. Ich meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mit geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft scheinen.« [22]

Ziel des Geertzschen Ansatzes ist es, die Bedeutung von Artefakten, Handlungen oder Äußerungen zu erschließen, ohne aber kausale Regelmäßigkeiten zu behaupten und ohne ihnen Verstehensmodelle von außen aufzuzwingen. Die Bedeutungsträger versteht er mit Wittgenstein als jenseits subjektivistischer Innerlichkeit liegende, öffentliche, kollektive Phänomene, deren Bedeutung es zu erschließen gelte. Die Gesamtheit solcher Bedeutungen bezeichnet Geertz analogisierend als »Text«, konsequenterweise spricht er auch von Schreibern und Lesern. Dies impliziert nicht nur eine begriffliche, sondern auch eine methodologische Annäherung an die Hermeneutik: Geertz entwirft ein Verfahren des hermeneutischen Fremdverstehens, das – unter kritischem Verzicht auf das seit Bronislaw Malinowski in der Kulturanthropologie vertretene Konzept der »Einfühlung« – die Differenz zwischen Interpretierenden und Interpretiertem zwar ernst nimmt, aber im Grundsatz von der Zugänglichkeit des zu Interpretierenden ausgeht.[23]

Er sieht dies als eine Möglichkeit, insofern zwischen Subjektivismus und Objektivismus der Deutung von Bedeutungen zu vermitteln, als diese weder rein subjektiv entwickelt noch objektiv determiniert würden. Die eth-

21 Zu sozialwissenschaftlichen Konzeptionen des Verhältnisses von Kultur und Gesellschaft vgl. meine Ausführungen zum Kulturbegriff ab S. 42 dieser Untersuchung.

22 Geertz 1999, S. 9.

23 Geertz 1999, S. 10-20; Geertz 1983, S. 30-32. Vgl. dazu auch Bachmann-Medick 2006, S. 65-67; Gottowik 1997, S. 217-231; Gottowik 2004; Chabal/Daloz 2006, S. 23-24; Reckwitz 2006, S. 581-587; Lindner 2003, S. 82-86; zur Hermeneutik in den interpretativen Sozialwissenschaften allgemein Yanow 2006.

nografische Beschreibung einer Gesellschaft wird damit unter Rückgriff auf jene Deutungen möglich, die deren Mitglieder selbst vornehmen. Hierdurch rückt lokales Wissen in den Vordergrund, Abstraktion und der Entwurf großer Theoriegebäude hingegen werden nicht nur schwerer durchführbar, sondern verlieren zugleich an wissenschaftlicher Relevanz. Theoriebildung, soweit man diesen Begriff an dieser Stelle noch verwenden möchte, reduziert sich auf das Entwickeln eines analytischen Begriffssystems, das Deutungs- und Vorstellungsstrukturen der untersuchten Gesellschaft herauszustellen vermag.[24]

In Geertz' Ansatz sind mehrere Aspekte enthalten, die einerseits Ausgangspunkte für die Fortentwicklungen interpretativer Theorien und Methoden der Sozialwissenschaften waren, sich andererseits aber im besten Falle dem Vorwurf mangelnder Konsequenz ausgesetzt sahen, im schlechtesten Falle schlicht ignoriert wurden. Gemeint ist zum einen seine Konzeption der Praxis, die bei ihm wie auch bei anderen Ansätzen des Semantic Turn durchaus schon angelegt ist, aber erst im Zuge des Performative Turn bzw. Practical Turn ein breiteres theoretisches Fundament erhalten sollte. Ähnliches trifft zum anderen auf seine Konzeption wissenschaftlicher Reflexivität zu, die später im Zuge des Reflexive Turn kulturwissenschaftlich systematisiert werden sollte. Ich werde im Folgenden auf beide Aspekte kurz eingehen, um mich von ihnen ausgehend den beiden genannten Turns zu nähern. Mit dem Reflexive Turn beginne ich.

In einer Welt voller Bedeutungen, die nur über Interpretationen zugänglich sind, ist folgerichtig auch jede wissenschaftliche Analyse der Notwendigkeit zur Interpretation unterworfen. Wenn Geertz etwa feststellt, dass Beschreibungen fremder Gesellschaften nur unter Rückgriff auf Deutungen möglich sind, die von deren Mitgliedern selbst entwickelt werden, so ist mit dieser Definition eines Untersuchungsgegenstandes die Untersuchung selbst keineswegs determiniert. Die Distanz zwischen Interpretierendem und Interpretiertem bleibt konsequenterweise auch im Falle der Wissenschaft bestehen. Die wissenschaftliche Analyse im Allgemeinen und die ethnografische im Besonderen kann deshalb nach Geertz nicht mehr sein als eine Interpretation zweiter oder dritter Ordnung.[25] Damit sind der Wissenschaft selbst enge Grenzen gesetzt: Die Behauptung, objektives Wissen zu produzieren oder interpretationsunabhängige Fakten zu liefern, wird unhaltbar. Wissenschaft ist selbst Interpretation, im Falle der Geistes- und Sozialwissenschaften Interpretation von Interpretationen.

Diese Selbstreflexion der Wissenschaft bildet bei Geertz zwar einen wichtigen, aber keinesfalls zentralen Bestandteil der Theorie. Hingegen entwickelten sich außerhalb und innerhalb der Kulturanthropologie mit konstruktivistischen Wissenschaftstheorien, poststrukturalistischen und postko-

24 Geertz 1999, S. 22-39. Vgl. dazu auch Gottowik 2007, S. 127-133.

25 Geertz 1999, S. 22-23. Vgl. dazu auch Gottowik 1997, S. 295-300. Ähnlich wie Geertz argumentiert auch Giddens 1997, S. 338-339.

lonialistischen Zugriffen sowie der Wissenssoziologie Denkschulen, die eine möglicherweise radikalere, in jedem Fall aber wirkmächtigere Wissenschaftskritik formulierten. Beides mag mit dazu beigetragen haben, dass Geertz' eigene Wissenschaftskritik nicht nur häufig ausgeblendet wurde, sondern im Zuge des Reflexive Turn gar selbst unter Beschuss geriet. In der Kulturanthropologie geschah dies im Kontext einer bis heute nicht abgeschlossenen Debatte um eine »Krise der Repräsentation« und eines wachsenden Bewusstseins für die (Re-)Produktion und Instantiierung von Machtstrukturen gerade auch durch wissenschaftliches Schreiben.[26]

Ein solches Bewusstsein entwickelte sich auch in anderen Wissenschaftsbereichen – stets von den Grundannahmen des Linguistic Turn und des Semantic Turn ausgehend, aber nicht notwendig auf Geertz rekurrierend. Pierre Bourdieu etwa machte die kritische Analyse des »intellektuellen Feldes«, dem er gerade auch die Wissenschaft zuordnet, zu einem der Hauptanliegen seiner Soziologie. Michel Foucault formulierte fundamentale Kritiken am abendländischen Wahrheitsbegriff und der durch ihn verschleierten Machtstrukturen.[27] Postkolonialistische Ansätze übertrugen die allgemeine Kritik an autoritären Machtpotentialen der Wissenschaft in eine Kritik an autoritären Machtpotentialen westlicher Wissenschaft und ihres Rationalitätsverständnisses.[28] Konstruktivistische Wissenschaftstheorien und Wissenschaftssoziologien, etwa jene von Karin Knorr-Cetina, Bruno Latour oder Thomas Kuhn, betonten hingegen stärker den interpretativen Charakter vermeintlich objektiven Wissens. Wenngleich hierbei Machtfragen nicht im Vordergrund standen, so trugen diese Arbeiten doch zu einer grundsätzlichen Reflexivität von Wissenschaft und zur Relativierung von Wahrheitsansprüchen bei.[29] Eine solche hat sich nicht zuletzt auch in den politikwissenschaftlichen Internationalen Beziehungen niedergeschlagen, hier allerdings vorwiegend fernab des konstruktivistischen Mainstreams etwa in poststrukturalistischen oder kritisch-theoretischen Ansätzen.[30]

In ähnlicher Weise, wie sich bei Geertz schon Überlegungen zu einer wissenschaftlichen Reflexivität fanden, die dann im Reflexive Turn ausgebaut und radikalisiert wurden, finden sich bei ihm praxistheoretische bzw. handlungstheoretische Ansätze, die in dem Performative Turn bzw. Practical

---

26 Vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 144-158; Bachmann-Medick 1992; Gottowik 1997; Gottowik 2007. Wesentliche Vertreter dieser Debatte waren James Clifford und Stephen Tyler; vgl. von ihnen beispielhaft zur Autorität der Schreibenden Clifford 1988; zu möglichen anderen Formen des Schreibens Tyler 1986.

27 Bourdieu 1997; Bourdieu 1995; Foucault 2003; Foucault 1971. Vgl. zu Bourdieu Warrant 1996, S. 62-70.

28 Vgl. Burke 2005, S. 70-71; Bachmann-Medick 2006, S. 183-237; als wohl wichtigstes Werk in diesem Zusammenhang Said 1979.

29 Kuhn 1967; Knorr-Cetina 2002; Latour 2002.

30 Weller 2005; Ashley 1989; Neufeld 1993; McSweeney 1999, S. 145-149; Guzzini 2000, S. 160-162.

Turn kritisch aufgegriffen und weitergeführt wurden. Zwar nahmen die Debatten innerhalb von Geertz' eigener Disziplin, der Kulturanthropologie, kein den Debatten um eine Reflexivität der Wissenschaft vergleichbares Ausmaß an, gleichwohl ist die zunehmende Orientierung an Fragen der Praxis und an Fragen des Performativen in den Sozialwissenschaften allgemein kaum zu überschätzen.

Gemeint ist damit zunächst einmal nicht, dass Handlungen an sich als Bedeutungsträger fungieren können. Dies war schon im Semantic Turn mitgedacht und ist auch bei Geertz prominent berücksichtigt. Er beruft sich dabei auf einen Aufsatz Paul Ricœurs, in dem dieser die Programmatik einer Ausweitung hermeneutischen sozialwissenschaftlichen Denkens auf Handlungen entfaltete.[31] Gleichwohl geht schon Geertz über ein solch enges Konzept hinaus, indem er sich gerade von einem symbolischen Handlungsbegriff erhofft, den ontologisierenden Subjektivitäts-Objektivitäts-Dualismus des Kulturbegriffs zu überwinden. Wenn er etwa die kognitive Kulturanthropologie bzw. die traditionellen Rollentheorien dafür kritisiert, dass sie lediglich formalisierte Regelsysteme im Blick hätten bzw. den Handlungscharakter des Sozialen nur oberflächlich und inkonsequent berücksichtigten, so deutet sich hier eine praxisbasierte Konzeption kultureller Dynamik an, die über ein Verständnis von Handlung als bloßer Bedeutungsträgerin hinausgeht.[32] Ferner stellt seine Betonung lokalen Deutungswissens eine Kontextualisierung des Sozialen dar. Andererseits hat Geertz aber durchaus auch selbst dazu beigetragen, dass ihm der Vorwurf einer zu geringen Berücksichtigung des Performativen und des Situativen gemacht werden konnte – etwa durch seinen Vorschlag, Gesellschaften analog zu Texten zu verstehen, oder durch die fehlende systematische Berücksichtigung kultureller Dynamik.[33]

Das Letztgenannte ist ein zentrales Anliegen jener Theorien und Ansätze, die den Praxischarakter des Sozialen in den Vordergrund rücken. Andreas Reckwitz sieht dies gar als die zentrale Entwicklung der Kulturtheorien in den vergangenen Jahrzehnten schlechthin an.[34] Die wichtigsten Referenzwerke dieses Performative Turn bzw. Practical Turn sind in der Philosophie

31 Ricœur 1979.

32 Geertz 1999, S. 16-18; Geertz 1983, S. 23-27. Vgl. dazu auch Reckwitz 2006, S. 450; Bachmann-Medick 2006, S. 74.

33 Geertz 1983, S. 30-32; Gottowik 1997, S. 231; Reckwitz 2006, S. 464-465. Auch hierbei liegt allerdings der Verdacht nahe, dass sich bei einer aufgeschlossenen Lektüre Geertz' (wie sie etwa Reckwitz vornimmt) durchaus auch andere Interpretationsmöglichkeiten ergeben. Wenn Geertz beispielsweise im Rahmen seiner Textmetapher verlangt, die Wissenschaften vom Textverfassen und vom Textinterpretieren zu integrieren, scheint er ein komplexeres Modell im Blick zu haben, als ihm dies möglicherweise viele seiner Interpret(inn)en unterstellen.

34 Reckwitz 2006; Reckwitz 1999, S. 26-32.

und hier insbesondere in der Sprachphilosophie zu finden:[35] John Austins Sprechakttheorie etwa betont, dass mit Sprache nicht nur Aussagen über die Welt getroffen werden, sondern auch Handlungen vollzogen werden können.[36] Der amerikanische Pragmatismus verortet menschliche Kreativität im Handeln, da nur hier Konfrontation mit Krisen und Problemen stattfinde, durch die Kreativität und abduktives Denken überhaupt erst denkbar würden.[37] Ludwig Wittgensteins Spätphilosophie schließlich beruht auf der Annahme, dass die Bedeutung von Sprache aus deren Gebrauchszusammenhang heraus resultiere.[38]

In den Sozialwissenschaften hat sich das Praxiskonzept im Zuge des Practical Turn bzw. Performative Turn in Ansätzen niedergeschlagen, die sich im Detail recht stark voneinander unterscheiden. Die performative Kulturanthropologie etwa konzipiert, ursprünglich von Ritualanalysen ausgehend, die gesamte Kultur als performativen, auf Veränderung zielenden Prozess.[39] Theodore Schatzki hat eine an Wittgenstein angelehnte »Praxistheorie« vorgestellt, welche wechselseitige Interaktion im Rahmen von Praktiken als analytischen Nukleus des Sozialen in den Mittelpunkt rückt.[40] Anthony Giddens' Soziologie entwickelt das zentrale Argument einer wechselseitigen Konstitution von handelnden Akteuren und Strukturen im Moment der Handlung selbst; dieser Gedanke wurde später für den gemäßigten Konstruktivismus der Internationalen Beziehungen einflussreich.[41] Auch Bourdieus Überlegungen zielen auf eine systematische theoretische Konzeption des Verhältnisses von gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Handlungen, hier vermittelt über den Begriff des Habitus.[42] Zygmunt Bauman hat, grundsätzlich vom Strukturalismus der Saussure-Tradition ausgehend, einen – wie mir scheint wenig beachteten – Vorschlag zur Integration von Semiotik und Praxistheorie unterbreitet, der auf der Konzeption menschlicher Praxis als Konstruktion semiotischer Ordnung beruht.[43] In der politikwissenschaftlichen Disziplin der Internationalen Beziehungen sind

35 Vgl. dazu auch Kertscher 2003; Cicourel 1980.

36 Austin 1972; Austin 1986.

37 Dewey 2003a; Dewey 2003b; Joas 1996, S. 187-207; aus semiotischer Perspektive Morris 1977.

38 Wittgenstein 1969.

39 Bachmann-Medick 2006, S. 107.

40 Schatzki 1996.

41 Giddens 1984; Giddens 1997; Giddens 1979. Vgl. dazu auch Stäheli 2000, S. 58-59.

42 Bourdieu 1987; am Beispiel der Künste Bourdieu 1993; Bourdieu 1994; Bourdieu 2001; am Beispiel des intellektuellen Feldes Bourdieu 1997; am Beispiel gesellschaftlicher Ästhetik Bourdieu 1997. Vgl. dazu auch Jurt 1995; Keller 2005, S. 47-52; Stäheli 2000, S. 58-59.

43 Bauman 1973, S. 107-120. Vgl. dazu auch die Ausführungen ab S. 144 dieser Untersuchung.

Praxistheorien im engeren Sinne bislang hingegen nur in geringem Umfang aufgegriffen worden.[44]

Ein zentrales Anliegen praxisorientierter Ansätze ist, den Dualismus zwischen Objektivismus und Subjektivismus unter Bezugnahme auf kontext- und situationsgebundenes Handeln aufzubrechen.[45] Die Potentiale und Konsequenzen des praxistheoretischen Vorhabens reichen dabei weiter, als dies auf den ersten Blick erscheinen mag. Zum ersten ermöglichen sie es, Interpretationen nicht nur auf abstrakte Bedeutungssysteme zurückzuführen, sondern immer auch auf lokale Kontexte und Situationen, durch die sie mit einer spezifischen Konstellation kultureller Objekte und interpretierender Individuen konfrontiert sind. Dies verkompliziert zwar eine entsprechend angelegte Sozialanalyse, macht aber sozialen Wandel und kulturelle Dynamik überhaupt erst denkbar. Dies wiederum ist die zweite Konsequenz eines praxistheoretischen Vorhabens: Während eine rein subjektivistische Sozialtheorie einen notwendig individuenübergreifenden Begriff des Kulturellen kaum zu entwickeln vermag, kann eine objektivistische Sozialtheorie, die – etwa in Anlehnung an den Strukturalismus oder an eine simplifizierende Kultur-als-Text-Auffassung – objektive Sinn- und Bedeutungsstrukturen zu bestimmen sucht, kulturellen Wandel ebenso wenig erklären wie widersprüchliche und problematische Interpretationen. Eine praxistheoretische Orientierung kann hier weiterführen, denn sie vermag über Handlungen als fixe Bedeutungsträger und Routinen als Handlungsformen hinaus Praxis als eine Sphäre der Widersprüchlichkeit, der Unterbestimmtheit, der Kreativität und der Interferenzen konzipieren. Mit Unterbestimmtheit sind dabei, in Anschluss an Andreas Reckwitz, die potentielle Abwesenheit, die mangelnde Eindeutigkeit und das Vorhandensein einer Vielzahl geeigneter Codes oder Interpretationsmuster gemeint. Unter Interferenzen versteht Reckwitz miteinander nicht kompatible Interpretationen, die sich aus den multiplen Teilhaben einzelner Subjekte an divergierenden Sinnbereichen ergeben.[46] Handeln ist aus dieser Sicht nicht einfach blindes Befolgen von Codes oder Routinen, sondern es ist selbst im Routinefall mit der kreativen Anwendung potentiell problematischer Deutungsmöglichkeiten in spezifischen, potentiell mehrdeutigen Situationen verbunden.

---

44 Vgl. beispielhaft Owen 2002; Hellmann 2002a; Gadinger 2006. Eine detaillierte Übersicht bieten Büger/Gadinger 2008.

45 Bachmann-Medick 2006, S. 104-110; Barnes 2001; Swidler 2001, S. 74-75. Zumindest erwähnt sein soll an dieser Stelle, dass sie dieses Anliegen im Grundsatz mit Jacques Derridas Poststrukturalismus teilen – der dies allerdings auf gänzlich andere Weise, nämlich semiotisch durch eine Autonomisierung des Signifikanten zu erreichen sucht; Derrida 1988; Derrida 2002, S. 422-441; Derrida 2003.

46 Vgl. zu Unterbestimmtheit, Widersprüchlichkeit und Interferenz Reckwitz 2006, S. 617-635; zur Kreativität Joas 1996. Vgl. aus semiotischer Sicht Eco 1987a, S. 183-193.

Eine solche praxistheoretische Betonung von Kontextualität, Situativität, Widersprüchlichkeit, Unterbestimmtheit und Interferenz lässt sich insbesondere gegen fragwürdige Vorstellungen kultureller Homogenität und Kohäsion richten, wie sie sich in vielen traditionellen Kulturtheorien finden. Kultur ist eben gerade nichts, was die Menschen per se integriert, und das Vorhandensein intersubjektiver oder objektiver Bedeutungsstrukturen impliziert eben gerade nicht, dass diese für alle und von allen in immer gleicher Weise interpretiert und angewandt würden.[47] Kulturelle Homogenität stellt sehr viel mehr eine Kategorie der Praxis (im Sinne Brubakers) dar als eine objektive Gegebenheit, gerade deshalb muss Gesellschaftstheorie Vielfalt, Widersprüchlichkeit und Situativität berücksichtigen.

Diese abstrakte Forderung lässt sich durchaus auch empirienäher greifbar machen: Ich verweise hierzu auf meine Überlegungen zur Nationalismusforschung und deren Kulturbegriff; dort wird deutlich, dass kulturelle Homogenität besser als Bestandteil eines engeren Begriffs der Kultur verstanden werden sollte, der als intern Verbindendes und extern Abgrenzendes interpretativ konstruiert wird. Auch aus nationalismustheoretischer Sicht sollten Gesellschaftstheorien folglich Homogenität und Kohäsion nicht bewusst oder unbewusst als gegeben behaupten.[48]

Obwohl er sich auf die beschriebene Weise fruchtbar machen lässt, ist der Practical Turn bzw. Performative Turn allerdings keineswegs als Absage an die ihm vorausgehenden Ansätze und Theorien zu verstehen, vielmehr stellt er deren Weiterentwicklung dar. Dies sollte nicht zuletzt an meiner Beschreibung der Arbeiten Geertz' deutlich geworden sein, in denen sich schon zahlreiche Gedanken finden lassen, die später an anderen Stellen systematisierter und grundlegender ausgearbeitet wurden. Eine praxistheoretisch informierte interpretative Sozialwissenschaft sollte sich deshalb nicht damit zufrieden geben, Kontextualität, Situativität, Widersprüchlichkeit, Unterbestimmtheit, Interferenz und Kreativität zu betonen, sondern sie sollte auch systematisch die Fortschritte integrieren, die dem Lingustic Turn, dem Semantic Turn und dem Reflexive Turn zu verdanken sind und auf denen sie damit selbst aufbaut. Führt man auf diese Weise die vier genannten Turns zusammen, lassen sich – vorläufig – die folgenden acht Grundannahmen einer interpretativen Forschungskonzeption festhalten:

- ein Verständnis des Sozialen und Kulturellen als einer nur durch Interpretation zugänglichen und zugleich durch Interpretation konstruierten Wirklichkeit,
- ein Verständnis von Wissenschaft als einer gleichfalls interpretierenden Tätigkeit, die – im Falle der Geistes- und Sozialwissenschaften – Interpretationen als Interpretationen von Interpretationen entwirft,

47 Reckwitz 2006, S. 617-623; Archer 1988, S. 1-21.

48 Vgl. meine Ausführungen ab S. 86 dieser Untersuchung.

- die Annahme von Bedeutungs- und Sinnstrukturen, die in kulturellen Objekten wie beispielsweise Artefakten, Personen oder Handlungen materialisiert sind, ohne aber der Interpretation vorgängig zu sein,
- die Annahme intersubjektiver Semantiken und Interpretationsmuster, die im Zuge von Interpretationen dieser kulturellen Objekte abgerufen und angewendet werden und Interpretationsspielräume begrenzen, ohne aber determinierend zu wirken,
- die Annahme einer in Interpretationen emergierenden, wechselseitigen Bedingtheit von Bedeutungs- und Sinnstrukturen einerseits, intersubjektiven Semantiken und Interpretationsmustern andererseits,
- die aus der Reflexivität und Praxisorientierung interpretativer Ansätze resultierende Einsicht, dass Semantiken und Interpretationsmuster wissenschaftliche oder der Handlung sekundäre Abstraktionen sind, die als meist unbewusste, in Teilen aber durchaus auch bewusste Kontextbedingungen des Interpretationsaktes verstanden werden sollten,
- die Annahme, dass bei dieser Interpretation situations- und kontextgebunden mit Widersprüchlichkeit, Unterbestimmtheit und Interferenz zurechtzukommen ist und hierzu Kreativitätspotentiale eingesetzt werden, um potentielle Krisen, Konflikte und Widersprüche bestmöglich in Ordnungsvorstellungen überführen zu können,
- die Annahme, dass jede Interpretation Semantiken und Interpretationsmuster reproduzieren, aber auch beständig neue Semantiken und Interpretationsmuster durch Selektion, Ableitung oder Kombination produzieren und hierdurch beständigen sozialen und kulturellen Wandel induzieren kann.

Konzipiert man einen interpretativen Zugriff in dieser Weise, so trifft man zugleich eine Vorentscheidung im Umgang mit dem Problem der Unterscheidung von Kultur und Gesellschaft, das ich in meinen Ausführungen zur Genese des Kulturbegriffs beschrieben habe.[49] Der Kulturbegriff kann im Rahmen der von mir vorgeschlagenen Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse dem Gesellschaftsbegriff nicht untergeordnet werden: Es braucht einen weiten Kulturbegriff, der die menschliche Seinsweise als Ganze als kulturell und mithin als interpretative Seinsweise fassbar macht. Erst von ihm ausgehend lassen sich in einem zweiten Schritt Vorstellungen voneinander mehr oder weniger eindeutig separierter Gesellschaften und Kulturen als interpretative Konstrukte beschreiben. Dies gilt analog auch für Vorstellungen nationalstaatlich gebundener Kulturen, etwa der »russischen Kultur«, und auch Vorstellungen einzelner Kulturbereiche, etwa der »amerikanischen Kunst«, des »brasilianischen Sports« oder der »taiwanesischen Wissenschaft«. Gerade weil Kultur in diesem engeren Sinne ein interpretatives Konstrukt darstellt, kann sie keine Ressource im Sinne der gemäßigten Kul-

49 Ich verweise auf meine Ausführungen ab S. 42 dieser Untersuchung.

turtheorien darstellen – woraus wiederum die Notwendigkeit eines übergeordneten, ontologisch motivierten Kulturbegriffs resultiert.

Die eben aufgeführten vorläufigen Grundannahmen einer interpretativen sozialwissenschaftlichen Forschungskonzeption im Allgemeinen und die Notwendigkeit eines engeren Kulturbegriffs im Besonderen zu berücksichtigen, wird Aufgabe der sozialwissenschaftlich interessierten Semiotik sein, die ich in den folgenden Unterkapiteln unter Rückgriff auf die Kultursemiotik Umberto Ecos entwickle.

2.1.2 Kultursemiotik und das Soziale als Semiotisches

Einen semiotischen Zugriff auf Außenkulturpolitik zu wählen, liegt aus mehreren Gründen nahe. Zunächst bietet sich Kultursemiotik als ein möglicher Zugriff an, der mit einem spezifischen Problem der Forschung zu Außenkulturpolitik umgehen zu können verspricht, nämlich mit dem der schwierigen Unterscheidung von Kultur als empirischem Objekt und Kultur als theoretischer Bedingung von Wissenschaft. Eine solche wissenschaftliche Analyse bedarf nicht nur eines eigenen Begriffs von Kultur, sondern ist zugleich mit der Überzeugung politisch Handelnder konfrontiert, Kultur zu haben oder identifizieren zu können. Das Untersuchungsfeld – nationalistisch geprägte Kultur als Mittel internationaler Politik oder Instrument von Außenpolitik – lässt sich darüber hinaus im Speziellen als eines verstehen, in dem ein Austausch von Zeichen stattfindet. Ich habe in diesem Zusammenhang an einer früheren Stelle auf die notwendige materielle Gebundenheit von Außenkulturpolitik verwiesen,[50] diese macht eine semiotische Analyse zumindest möglich. Dabei lässt sich schließlich sowohl der internationale als auch der nationalistische Charakter von Kultur insofern semiotisch erfassen, als eine wissenschaftliche Analyse es in beiden Fällen mit kulturellen Objekten zu tun hat, die selbst eine Zeichen-Funktion erfüllen und nur durch diese überhaupt zu dem werden, was sie sind – zu Bestandteilen komplexer Kommunikationsprozesse.[51]

Ich schlage zur Analyse von Außenkulturpolitik einen semiotischen Zugriff vor, der sich an Umberto Ecos Kultursemiotik orientiert (ohne diese in allen Details zu kopieren), und der zugleich die im vorigen Kapitel genannten neueren Entwicklungen sozialwissenschaftlicher Theoriebildung reflektiert. Ecos Arbeiten bieten sich nicht zuletzt deshalb an, weil sie selbst in wesentlichen Teilen sozial- und kulturwissenschaftlich interessiert sind. In ihnen lassen sich direkt oder indirekt für sämtliche der acht im vorherigen Kapitel erarbeiteten Grundannahmen einer interpretativen Forschungskon-

50 Vgl. die Ausführungen ab S. 110 und die Schlussfolgerungen auf S. 116 dieser Untersuchung.

51 Vgl. zur Relevanz der Semiotik für Sozialwissenschaften Alkemeyer 2003; Friedrich 1994; zur Materialität einer post-strukturalistischen Semiotik Olsen 2006.

zeption Anknüpfungspunkte finden. Viele von ihnen bilden gar zentrale Grundlagen des Ecoschen Werkes schlechthin. Ich werde deshalb am Ende dieses Unterkapitels nochmals ausführlich auf sie eingehen.

In der folgenden Darstellung beschränke ich mich bewusst auf zentrale Aspekte des Werks. Dies kann deshalb kein Versuch sein, Ecos komplexe Kultursemiotik vollumfänglich zu erfassen. Ich verfolge vielmehr eine Strategie der vereinfachenden Aneignung, die Ecos Werk – und einige andere Arbeiten – als eine Art »Steinbruch« nimmt, um daraus die Architektur einer semiotischen wie auch sozialwissenschaftlichen Außenkulturpolitik-Analyse abzuleiten. Eine besondere Schwierigkeit besteht dabei trotz dieser Einschränkung darin, dass Eco im Laufe seiner langjährigen Tätigkeit eine gewisse theoretische Entwicklung durchlaufen hat. Seine Begriffe, Konzepte und Forschungsinteressen wandelten sich zwar nicht grundsätzlich, aber doch bisweilen in einem gewissen Umfang. Um mit diesem Problem umzugehen, werde ich mich zunächst einmal vorwiegend auf Ecos grundlegendste Gedanken stützen, die im Kern weitgehend unverändert geblieben sind. Tatsächlich sind es gerade diese, die einer sozialwissenschaftlich-semiotischen Methodologie dienlich sein können. Hinsichtlich darüber hinausgehender Aspekte werde ich Entscheidungen treffen müssen. Dabei weise ich im Rahmen der folgenden Ausführungen an den betreffenden Stellen auf entsprechende Veränderungen oder Widersprüche hin, ohne sie aber deskriptiv einzuordnen. Meine Entscheidungen gründen dabei zumeist weniger auf Überlegungen zum Gesamtwerk als vielmehr auf den Notwendigkeiten und Zielen einer interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse.

Die Arbeiten Ecos sind für meine eigenen Überlegungen interessant, weil sie einen Versuch darstellen, eine Semiotik als interdisziplinären Zugriff auf ein breites Spektrum empirischer Zeichenphänomene zu entwerfen. Sie verfolgen in erster Linie ein methodologisches Interesse.[52] Dabei bilden sie auch wissenschaftstheoretisch einen geeigneten Ansatzpunkt für eine Sozialwissenschaft, die Interpretativität betont und diese auch als Bedingung des eigenen wissenschaftlichen Handelns anerkennt. So beharrt Eco etwa nachdrücklich auf dem heuristischen und hypothetischen Charakter jeder semiotischen Forschung. Semiotik könne lediglich »Modelle« beschreiben, deren Aussagekraft über vermeintliche Realitäten an pragmatische Kriterien des Funktionierens gebunden blieben.[53] Er unterscheidet folgerichtig zwischen dem vermessenen Anspruch, kulturelle Fakten zu beschreiben, und dem limitierenden Anspruch, lediglich einer Strategie der Kulturanalyse zu folgen:

52 Eco 1987a, S. 27; Volli 1992, S. 81-85; Schalk 2000b, S. 2; Schalk 1998; Proni 1998, S. 2313.

53 Eco 1987a, S. 27; Eco 1988, S. 61-64. Entsprechende Aussagen finden sich auch schon im vor-semiotischen Frühwerk; vgl. Eco 1977b, S. 10-23.

»Der Unterschied zwischen der Aussage, Kultur ›sollte untersucht werden als‹ und ›Kultur ist‹, liegt auf der Hand. Es ist etwas ganz anderes, wenn ich sage, ein Gegenstand sei essentialiter etwas, und wenn ich sage, er könne sub ratione dieses Etwas gesehen werden.« [54]

Diese Überlegung geht konform mit den Grundannahmen einer interpretativen Forschungskonzeption, die ich im vorhergegangenen Unterkapitel 2.1.1 dieser Untersuchung erarbeitet habe. Wenngleich Eco sich zur Frage nicht direkt äußert, ob und inwiefern Wissenschaft selbst Teil interpretativer Prozesse ist und damit die klassische Subjekt-Objekt-Unterscheidung aufgegeben werden müsste, so finden sich doch durchaus zahlreiche Hinweise, die in diese Richtung deuten. In seiner frühen »Einführung in die Semiotik«[55] etwa beschreibt er einen »methodologischen Strukturalismus« als Vereinheitlichung bestimmter Phänomene von einem bestimmten Gesichtspunkt aus; er hält folgerichtig Systeme kultureller Strukturen durchaus für fiktiv, hypothetisch und konstruiert.[56] In seinem Hauptwerk, der »Semiotik«, konstatiert er, dass das »Sprechen über Sprechen« auf das »Sprechen« Einfluss habe und letzteres damit verändere. Noch deutlicher wird der reflexive Charakter seiner Semiotik in grundlegenden Ausführungen zu deren Grenzen: Hier wird die Semiotik selbst als wissenschaftliches und damit kulturelles Konstrukt beschrieben, das sich lediglich dadurch von anderen Konstrukten unterscheidet, dass es Konventionalität und kulturelle Konstruktion durch menschliche Interpretationspraxis selbst zum Gegenstand hat. In ihren zentralen Inhalten bleibt diese Annahme noch für Ecos spätere Werke bindend.[57]

Das argumentationslogische Zentrum der Ecoschen Semiotik bildet eine Überlegung, die in seinen Werken selbst vergleichsweise wenig Raum findet und die auch in der Sekundärliteratur nur wenig Beachtung fand. Konventionalität und kulturelle Konstruktion, von denen ich eben als Gegenstand wissenschaftlicher Analyse wie auch als deren Voraussetzung gesprochen habe, finden bei Eco nicht in einem Vakuum statt, sondern sie bilden

54 Eco 1987a, S. 46.

55 Ich verweise hier und im Folgenden immer wieder auf wichtige Werke Ecos, um eine chronologische Ordnung anzudeuten. Da ich mich weitgehend auf die deutschsprachigen Übersetzungen und gar auf verschiedene Auflagen hiervon beziehe, die teilweise eine vom Original abweichende Reihenfolge ihres Erscheinens aufweisen, seien hier die Publikationsdaten der wichtigsten italienischsprachigen Originale genannt: 1962 »Opera aperta« / dt. »Das offene Kunstwerk«; 1968 »La struttura assente« / dt. »Einführung in die Semiotik«; 1973 »Segno« / dt. »Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte«; 1975 »Trattato di semiotica generale« / dt. »Semiotik«; 1984 »Semiotica e filosofia del linguaggio« / dt. »Semiotik und Philosophie der Sprache«.

56 Vgl. Eco 1988, S. 63 und 417-418.

57 Eco 1987a, S. 21-57; Eco 1985b, S. 24-27; Eco 1977a, S. 189; Eco 1987b, S. 164-166.

Dreh- und Angelpunkte menschlicher und sozialer Praxis gegenüber einem Kontinuum des Materiellen.[58] Ein solches Kontinuum zeichnet sich, wie Eco unter Berufung auf Charles Sanders Peirce konstatiert, insbesondere durch grundsätzliche Indeterminanz und Vagheit aus.[59] Erst durch Kultur und Zeichen, so Eco, wird es in Inhalte übersetzbar und damit verstehbar, ohne allerdings jemals Eindeutigkeit oder interpretative Sicherheit gewinnen zu können.

Solcherlei Überlegungen sind insofern abstrahierend, als sie dem Kontinuum apriorische Qualität zuzuschreiben scheinen. Tatsächlich ist ein Kontinuum aber, wie nicht zuletzt aus den erkenntnistheoretischen und methodologischen Überlegungen Ecos abgeleitet werden kann und wie es jeder interpretative Zugriff konstatieren muss, nur als ein immer schon sinnhaftes denkbar.[60] Es gibt keine Inhalte und keine Bedeutungen unabhängig von einer Interpretation; ein Kontinuum kann deshalb auch nichts anderes als eine hypothetische Annahme sein – und zwar selbst dann, wenn sie den argumentationslogischen Ausgangspunkt einer interpretativen Semiotik als solcher bildet. Im Rahmen einer interpretativen Sozialwissenschaft ist die Annahme eines solchen Kontinuums sinnvoll, weil sie es ermöglicht, Bedeutungsstrukturen als kontingent und nichtnatürlich zu beschreiben; eine Außenkulturpolitik-Analyse kann dadurch zumindest im Grundsatz zentrale Begriffe wie »Nation«, »Kultur«, »Internationales« oder »Staat« als kontingente Konzepte begreifen.

Hierzu sind genauere theoretische Überlegungen sinnvoll. Die Idee eines Kontinuums ist vergleichsweise alt, Eco selbst sieht entsprechende Ansätze schon bei Gottfried Wilhelm Leibniz.[61] Seine eigenen Ausführungen dazu bleiben allerdings eher spärlich, weshalb ein kurzer Blick auf andere Autoren lohnt. In jüngerer Zeit findet sich die Idee eines Kontinuums etwa bei Roland Barthes, dem zufolge das Reale durch Sprache unterteilt wird; Kontinuierliches werde durch Sprache diskontinuierlich.[62] Zygmunt Bauman griff später Barthes' Überlegungen auf und erweiterte sie. Er entwickelte,

---

58 Eco 2003, S. 67-69; Eco 1985b, S. 42-43 und 73-75; Eco 1995, S. 216. Eco beruft sich dabei auf Überlegungen Louis Hjelmslevs und Charles Sanders Peirces. In seinen frühen, noch stärker an Informationstheorien orientierten Werken stellt Eco mit gänzlich anderen Begriffen ähnliche Überlegungen an: Hier spricht er vom Code als »Wahrscheinlichkeitssystem«, das über die »Gleichwahrscheinlichkeit des Ausgangssystems« gelegt werde, um es »kommunikativ zu beherrschen«; Eco 1988, S. 57.

59 Peirce 1965, 1.170-1.171 und 6.170.

60 Vgl. Bauman 1973, S. 123; Eco 1987a, S. 21-56. In diese Richtung weist etwa auch Ecos Kritik am Begriff des Index und an Vorstellungen semiotischer Referenz; Eco 1987a, S. 88-101 und 217-227; Eco 1977a, S. 117-157; Eco 1988, S. 69-75.

61 Eco 1985b, S. 43.

62 Barthes 1983, S. 53.

von ihnen ausgehend, eine Konzeption sozialer und kultureller Praxis, die einen Begriff der Ordnung bzw. des Ordnens in den Mittelpunkt einer semiotischen Sozialwissenschaft schlechthin rückt und Ecos Ansatz sehr nahe kommt:

»Since all cultural praxis consists in imposing a new, artificial order on the natural one, one has to look for the essential culture-generating faculties in the domain of the seminal ordering rules built into the human mind. Since cultural ordering is performed through the activity of signifying – splitting phenomena into classes through marking them – semiotics, the general theory of signs, provides the focus for the study of the general methodology of cultural praxis. The act of signifying is the act of the production of meaning. Meaning, in its turn, far from being reducible to a mental, subjective state of a sort, is brought into existence by ›an act of simultaneously cutting out two amorphous masses‹; meaning, in Barthes' words, is ›an order with chaos on each side, but this order is essentially a division‹; ›meaning is above all a cutting-out of shapes‹. […] Human praxis, viewed in its most universal and general features, consists in turning chaos into order, or substituting one order for another – order being synonymous with the intelligible and meaningful. In semiological perspective, ›meaning‹ means order and order alone. It is detached from the performance of an individual or even collective actor, whether interpreted mentalistically or seen, as by behaviourists, as reactive mechanisms. It does not depend any more on giving rise to an idea associated with the sign, as it was for C. K. Ogden and I. A. Richards; neither is it a pattern of stimulation which evokes reactions on the part of an organism, as it was for Charles F. Osgood or Charles Morris. It is rather a cultural organization of the human universe, which makes both these after-effects possible.« [63]

Der zentrale Begriff in diesen Ausführungen Baumans ist, neben dem des »Ordnens«, gerade auch jener des »Signifizierens«. Die Konstruktion von Bedeutung setzt er mit dem Zuschreiben von Bedeutung gleich, beide versteht er als soziale und kulturelle Handlungen, mit denen das Kontinuum durch semantische Differenzierung mit Ordnungsmustern überzogen wird. Gerade indem Bauman darauf insistiert, dass Bedeutung als künstliches Produkt einer ordnenden Praxis weder subjektiv-mentalistisch noch apriorisch-objektivistisch, weder behaviouristisch noch im Sinne eines kollektiven Akteurs verstanden werden könne, betont er den kulturellen Charakter der Praxis, durch die Menschen Bedeutung konstituieren und damit Ordnung in das Kontinuum bringen.

Bei Eco fallen Interpretativität und kulturelle Praxis in einer ähnlichen Weise zusammen; auch hier besteht zwischen der interpretativen Zeichenhaftigkeit menschlicher Praxis und der semantischen Gliederung von Wirklichkeit ein enger Zusammenhang.[64] Nach Anna Maria Lorusso betont gera-

63 Bauman 1973, S. 119. Vgl. dazu auch Higgins 1980, S. 167-168; Bauman 1999, S. ix-xx.

64 Schalk 2000a, S. 90.

de Ecos Kulturbegriff die Art und Weise der Segmentierung und Objektivierung von Inhalten:

»La cultura è, nel suo complesso, il modo in cui, in circostanze storico-antropologiche date, il contenuto viene segmentato e in cui si dà, in cui si obiettivizza. Per questa essa è materia semiotica.« [65]

Der Mensch ist hier ein das Kontinuum permanent interpretierendes Wesen; traditionelle Unterscheidungen etwa zwischen artifiziellen und natürlichen Zeichen, zwischen intendierten und nichtintendierten Zeichen oder zwischen Ikonen, Symbolen und Indizes werden vor diesem Hintergrund gegenstandslos.[66] Begriffsgeschichtlich knüpft ein solches Verständnis insbesondere an jene Bedeutungsdimension des Kulturbegriffs an, die Kultur als relativ einheitliche und von der Natur differenzierende Lebensweise verstehen lässt, im Begriff der Interpretation ist aber auch die Bedeutungsdimensionen der individuellen Bildung und Kreativität präsent. Dies gilt schon für Ecos frühe Arbeiten, in denen noch informations- und wahrscheinlichkeitstheoretische Überlegungen im Vordergrund standen.[67] In seinen späteren Arbeiten, insbesondere jenen nach der »Semiotik«, orientierte er sich stärker als zuvor an Peirces Philosophie, was die Frage nach der Interpretativität des Kulturellen nochmals deutlicher in den Vordergrund rückte. Dies brachte beträchtliche begriffliche Verschiebungen mit sich, ohne dass aber grundlegende Annahmen aufgegeben worden wären.

Entscheidend ist dabei durchgehend, dass Eco den Begriff der Interpretation sehr weit auffasst; hierdurch steht er – trotz aller Unterschiede im Detail – durchaus in der Nähe Baumans, soziologischer Konstruktivismus-Ansätze oder des Poststrukturalismus. Ein solch weiter Begriff des Interpretierens umfasst nicht nur das passive Rezipieren, sondern auch das aktive Produzieren bedeutungstragender Einheiten, denn schon das Produzieren von Zeichen setzt schließlich ein Antizipieren ihrer Rezeption voraus;[68] zugleich lehnt Eco mit Peirce eine Unterscheidung von bloßer Wahrnehmung und

65 Lorusso 2008, S. 117. »Kultur ist als Gesamtheit die Art und Weise, in der – innerhalb bestimmter historischer und anthropologischer Umstände – Inhalt gegliedert wird und in der sich Inhalt darbietet und objektiviert. Sie ist deshalb semiotische Materie.« [Übersetzung P.S.]

66 Schalk 2000b, S. 2-3. Vgl. dazu auch Eco 1977c, S. 111-112.

67 Vgl. die kurzen Ausführungen in Fn. 58 auf S. 144 dieser Untersuchung.

68 Dies wird bei Eco kaum expliziert, ist aber logische Vorbedingung für seine gesamte Semiotik, die sich eben gerade nicht für spezifische Kommunikationen, sondern für die kulturelle Gliederung des Kontinuums in Form von Signifikationen bzw. Zeichen-Funktionen interessiert; vgl. Eco 1987a, S. 28-29. In diesem Sinne handelt es sich nicht um eine Kommunikationstheorie, sondern um eine Kultur- oder Gesellschaftstheorie.

anschließender Sinngebung ab.[69] Seine Semiotik geht damit auch über bloße Sprache deutlich hinaus.[70] Anders wäre eine Weiterentwicklung der Semiotik von einer Zeichen- in eine Kultur- und Sozialtheorie auch kaum denkbar.

Interpretation als Gliederung eines Kontinuums ist bei Eco vom Begriff des Zeichens nicht zu trennen. Es ist das einzelne Zeichen (bzw. die Zeichen-Funktion, wie ich später zeigen werde), auf dem menschliche Kultur beruht und durch die sie analytisch zugänglich wird:

»Das Kriterium der Interpretierbarkeit erlaubt uns, bei einem Zeichen zu beginnen, um Schritt für Schritt den gesamten Kreis der Semiose abzudecken. […] Ein Zeichen zu interpretieren, bedeutet, den Abschnitt des Kontinuums abzugrenzen, der ihm als Vehikel in seiner Beziehung zu den anderen Abschnitten des Kontinuums dient, die aus seiner globalen Segmentation durch den Inhalt hergeleitet werden. Es bedeutet, einen Schnitt durch den Gebrauch anderer Abschnitte einzugrenzen, die von anderen Ausdrücken übermittelt werden.« [71]

Interpretation von Zeichen als Ordnen des Kontinuums ist hier ein kultureller und damit sozialer Vorgang, durch den Realität überhaupt erst denkbar und verstehbar wird – und der zugleich Voraussetzung für die Hypothese eines Kontinuums darstellt.[72] Zugleich ist Interpretation ein Vorgang menschlicher Praxis als Vorbedingung und Folge jeder Form des Handelns überhaupt. Ich werde im Folgenden diesen engen Zusammenhang von Interpretation, Zeichen, Kultur und Praxis bei Eco darstellen und dabei in drei Schritten vorgehen. In einem ersten Schritt zeige ich, wie Konventionalität und ihre Grenzen bei Eco in ein dialektisches Verhältnis zueinander treten. Der Begriff der Interpretation bildet den theoretischen und epistemologischen Dreh- und Angelpunkt dieses Verhältnisses. In einem zweiten Schritt zeige ich, wie Konventionalität, Praxis und Interpretation im Begriff der Zeichen-Funktion zusammenfallen. In einem dritten Schritt führe ich diese Überlegungen weiter, indem ich Kontextualität als wesentliche Vorbedingung des Ecoschen Praxisbegriffs beschreibe und dabei darlege, wie er mit dessen Hilfe einen äquivalenzlogischen semiotischen Begriff des Codes bzw. der Struktur überwindet. Dabei zeige ich, wie und warum Ecos Begriff der Enzyklopädie geeignet ist, den Code-Begriff praxistheoretisch zu überwinden und Konventionalität, Kreativität und Kontextualität im Rahmen einer Kultur- und Sozialtheorie zusammenzuführen.

---

69 Eco 2003, S. 148-151. Darüber hinaus weisen sämtliche Ausführungen zur unbegrenzten Semiose in diese Richtung; vgl. etwa Eco 1987a, S. 105-106; Eco 1992, S. 425-440; Eco 1977a, S. 162-166 und 168.

70 Eco 1977c, S. 108; Eco 1977a, S. 108-109 und 166-167; Eco 1985b, S. 11-34; Eco 1987a, S. 21-56; Eco 1988, S. 17-43.

71 Eco 1985b, S. 73-74. Vgl. dazu auch Eco 1992, S. 435; Peirce 1965, 1.171 und 6.170.

72 Eco 1985b, S. 74. Vgl. dazu auch Schalk 2000a, S. 59.

Wie für jede Semiotik und jede Sozialwissenschaft stellt sich auch für Eco die Frage, wie soziale und kommunikative Regelmäßigkeiten zu erklären sind. Klassischerweise wird hierbei häufig auf Konzepte wie beispielsweise »Codes« rekurriert, die feste Äquivalenzregeln aufstellen, »Funktionen«, die bestimmte Wirkungen zeitigen, »Regeln« bzw. »Rollen«, die wiederholbare Verhaltensformen oder Verhaltenserwartungen induzieren, oder »Strukturen«, die beobachtbaren Phänomenen zu Grunde liegen sollen. Auch Eco selbst macht in seinen frühen semiotischen Werken, bis einschließlich der »Semiotik«, vom Code-Begriff regen und durchaus affirmativen Gebrauch. Durch eine implizite Annahme bestimmter Äquivalenzen zwischen einem anwesenden Signifikanten und einem abwesenden Signifikat ermöglicht es ihm der Code-Begriff, Konventionalität und damit Regelmäßigkeit bei der Interpretation kommunikativer und nichtkommunikativer kultureller Elemente zu erklären.[73] Damit wird Konventionalität zu einem zentralen Begriff der Ecoschen Semiotik,[74] mit dessen Hilfe diese sich nicht zuletzt vehement gegen essentialistische Bedeutungstheorien wendet, denen zufolge Bedeutung aus den Referenten oder den Objekten selbst entspringe.[75] Auch dieser für Eco zentrale und fundamentale Anti-Essentialismus macht seine Semiotik anschlussfähig für eine interpretative Sozialwissenschaft, die nach der Konstruktion von Ordnungsvorstellungen fragt.

Trotz – oder vielleicht gerade wegen – dieser zentralen Funktion von Konventionalität ist das gesamte Werk Ecos allerdings durchzogen von einem großen Unbehagen hinsichtlich eines zu starren Verständnisses derselben. Über ihren Anti-Essentialismus hinaus wird seine Semiotik in einem zweiten Schritt gerade auch durch dieses Unbehagen und den daraus folgenden Versuch, eine zu schematische Konzeption von Codes aufzubrechen, zu einer geeigneten Referenz für eine interpretative Sozialwissenschaft. Die Versuche, Konventionalität durch eine stärkere Berücksichtigung von individueller Kreativität, von Zufälligkeit und Kontextgebundenheit sowie von Unter- und Übercodierung konzeptionell in ihre Schranken zu weisen, sind bei Eco zahlreich und komplex. So unterscheidet er in der »Semiotik« etwa zwischen einer Theorie der Codes und einer Theorie der Zeichenerzeugung, wobei er die erstere nicht nur der letzteren unterordnet, sondern ihr auch Aufgaben der Pragmatik zuweist.[76] Auch der Versuch, Konnotation sowie Kontextualität systematisch in seine Code-Theorie einzugliedern und Peirce' Konzept des Interpretanten und der unbegrenzten Semiose für eine methodologische Verknüpfung von Konventionalität und interpretativer Praxis

73 Eco 1987a, S. 61-65 und 78-82. Vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 64-66; Caesar 1999, S. 81-82; Cosenza 1992, S. 115-117.

74 Schalk 2000a, S. 88-90.

75 Eco 1977a, S. 117-162; Eco 1985b, S. 24; Eco 1987a, S. 88-98, 217-224 und 254-288; Eco 1987b, S. 164-167; Eco 1988, S. 417-419.

76 Eco 1987a, bes. S. 21-22. Vgl. dazu auch Caesar 1999, S. 81; Lewis 1985, S. 503.

heranzuziehen, kann in diesem Sinne verstanden werden.[77] In ähnlicher Weise lässt sich Ecos Ablehnung des Zeichenbegriffs zu Gunsten eines kontextualisierbaren und praxisnäheren Begriffs der »Zeichen-Funktion« verstehen.[78] Schon früh, nämlich sowohl in der »Semiotik« als auch in der »Einführung in die Semiotik«, lehnt Eco überdies unter Berufung auf sein Theorem des Interpretanten und der unbegrenzten Semiose eine systematisierte und formalisierte Inhaltsanalyse ab, die von konkretem Sprachgebrauch und Sprechsituationen abgelöst wäre; Wittgensteins Spätwerk dient ihm hier als Referenzpunkt.[79]

Die wichtigsten der hier nur kursorisch erwähnten Begriffe und Konzepte werde ich in diesem Unterkapitel im Detail erläutern. Es bleibt an dieser Stelle vorerst lediglich festzuhalten, dass Eco mit einer übermäßigen und starren Berücksichtigung von Konventionalität, wie er sie etwa im Strukturalismus oder in positivistischen Bedeutungstheorien zu erkennen glaubt, bricht, ohne Konventionalität völlig zu leugnen. Er nimmt damit in gewisser Weise eine Zwischenposition ein. Es wundert angesichts dessen nicht, dass er sich immer wieder scharfer Kritik gegenübersah und nirgendwo so recht zuzuordnen war. Bis etwa in die 1980er Jahre hinein wurde er häufig noch einer gemäßigten Postmoderne zugerechnet. Verschärfter Kritik sah er sich hingegen insbesondere nach der Veröffentlichung diverser textsemiotischer Arbeiten ausgesetzt,[80] in denen er (explizit gegen Jacques Derrida und Theorien eines »anything goes« gerichtet) auf der Unterscheidbarkeit guter und schlechter Textinterpretationen beharrte, wenngleich stets relativierend auf einen Horizont von Diskursuniversen und Konventionalitäten bezogen.[81]

Es wäre nun allerdings falsch, das Verhältnis von Konventionalität und deren Begrenzung bei Eco als eines von Substanz und Abweichung zu verstehen. Weder normativ noch theoretisch geht es ihm darum, Konventionalität als das Zentrale zu setzen, von dem nun in der semiotischen Praxis des Menschseins notwendigerweise abgewichen werden müsse. Beide sind vielmehr als dialektisch zu verstehen und in einem praxistheoretischen Begriff von Interpretation zusammenzuführen. Gerade weil Eco den Begriff der Dialektik auch selbst benutzt, scheint mir dieser genau das wiederzugeben,

77 Eco 1977a, S. 162-165 und 168; Eco 1987a, S. 123-126 und 141-174; Eco 1988, S. 85-139.

78 Eco 1987a, S. 76-77.

79 Eco 1987a, S. 108-173; Eco 1988, S. 85-100. Er nimmt auf Wittgenstein allerdings nicht ausführlich Bezug.

80 Vgl. beispielhaft Bal 1992; Lewis 1985; Müller 2000; Rorty 1994. Interessant an Rorty ist, dass er seine Kritik an Ecos Texttheorie mit einer Kritik an Ecos frühen Code-Theorien verknüpft und beide damit implizit in eine gewisse Kontinuität setzt.

81 Vgl. dazu auch Proni 1998, S. 2315; Schalk 2000b, S. 5-8; Lorusso 2008, S. 82-83.

was den Kern der Interpretativität nach Eco ausmacht.[82] Konventionalität ist hier sowohl Bedingung und Grenze wie auch Folge des Interpretierens. Die Ergebnisse einer Interpretation sind nicht vorhersagbar, sie werden durch Konventionalität nicht determiniert. Ebensowenig ist Konventionalität eine bloße abstrakte Struktur, die sich aus einer Vielzahl von Interpretationen herausbildet. Und doch ist Interpretation ohne ihre Rückbindung an Konventionalität nicht denkbar, zugleich wird Konventionalität nur durch eine Vielzahl an Interpretationen (und Interpretationen von Interpretationen) möglich. Damit stehen einerseits Konventionalität und individuelle Kreativität und Kontextualität des Interpretationsaktes einander entgegen, andererseits bedingen sie sich wechselseitig.

Dies scheint mir, trotz aller begrifflichen Änderungen und wechselnden Schwerpunktsetzungen im Verlauf der wissenschaftlichen Entwicklung seines Werkes, eine Konstante bei Eco zu sein. Sie macht es anschlussfähig für eine interpretative sozialwissenschaftliche Methodologie: Empirische sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung bleibt möglich, da sie weder in das Extrem einer vollständigen Determiniertheit des Sozialen oder des Individuums noch in das Extrem einer völligen Beliebigkeit kultureller und sozialer Sinngebung zu verfallen droht. Es ist vielmehr der Interpretationsakt, der in der Mitte zwischen diesen beiden Seiten steht; folglich ist es die Interpretation, der sich eine semiotisch interessierte sozialwissenschaftliche Methodologie mit durchaus empirischem Interesse zuwenden sollte, und mit der Interpretation rückt wiederum der Begriff des Zeichens in den Mittelpunkt des Interesses.[83] Dies führt zum zweiten der drei Schritte, in denen ich die Ecosche Semiotik darstelle.

Für Eco sind Zeichen keine physisch-empirischen Phänomene, sondern momenthafte Fixierungen jener Dialektik aus konventioneller Setzung und individueller Kreativität sowie Kontextualität.[84] Was auf den ersten Blick in sich widersprüchlich erscheinen mag, nämlich die Möglichkeit einer empirischen Forschung trotz eines nichtempirischen Zeichenbegriffs, wird letztlich durch genau diesen überhaupt erst möglich. Ein weiter Interpretationsbegriff, der das kulturschaffende Potential des Interpretierens erklären möchte, setzt notwendig voraus, dass das Zeichen als Verbindung von Ausdruck und Inhalt im Interpretieren überhaupt erst konstituiert wird.[85] Wenn Zeicheninterpretation Kultur und Bedeutung konstruieren und eben nicht bloß ablesen oder reproduzieren können soll, dürfen Ausdruck und Inhalt bzw. Signifi-

82 Er benutzt den Begriff in Eco 1988, S. 38-39 und 439.

83 Vgl. zu Semiotik und Gesellschaftstheorie Friedrich 1994.

84 Vgl. Nöth 2002b, S. 49; Caesar 1999, S. 83-85.

85 Mit unterschiedlichen Anteilen von Konventionalität einerseits und jenem nichtkonventionellen Anderen andererseits, das Lorusso als »condizionamento percettivo« bzw. »semiosi percettiva« bezeichnet; vgl. Lorusso 2008, S. 88.

kant und Signifikat weder strukturell noch konventionell als fix aneinander gebunden verstanden werden.[86]

An der Notwendigkeit, zu interpretierende kulturelle Elemente als Dreh- und Angelpunkte von Interpretationen zu bestimmen, ändert dies nichts. Eco schlägt allerdings als Alternative zum Zeichenbegriff vor, in Anlehnung an Louis Hjelmslev von »Zeichen-Funktionen« zu sprechen, um gerade das Dynamische, Prozesshafte und Interpretative zu betonen. Den Begriff des Zeichens benutzt er zwar weiterhin, allerdings synonym zu dem der Zeichen-Funktion und lediglich aus Gründen der Gewohnheit und Einfachheit.[87] Ich schließe mich im weiteren Verlauf meiner Untersuchung dieser Entscheidung an: Keineswegs soll, wenn ich von Zeichen spreche, deren physische oder konventionelle Fixierung behauptet sein.

Was genau mit einer Zeichen-Funktion bzw. einem Zeichen in diesem Sinne gemeint ist, will ich im Folgenden beschreiben. Eco kombiniert die Gedanken zweier Semiotiker, die je für sich als Begründer eigener Traditionen gelten können: Saussure und Peirce. Beiden gemein ist die klassische semiotische Annahme, dass wir es bei einem Zeichen mit einem Phänomen zu tun haben, bei dem etwas, eben ein Ausdruck bzw. Signifikant, zu etwas anderem, eben einem Inhalt oder Signifikat, in einem verweisenden Verhältnis steht. Der wichtigste Unterschied zwischen beiden liegt in der Anzahl der Elemente, aus denen ein Zeichen besteht. Saussure entwirft ein zweiseitiges oder dyadisches Zeichenmodell, bestehend aus einem Signifikanten und einem Signifikat. Peirce sieht ähnliche Elemente vor, hier meist als »Repräsentamen« und »Objekt« bezeichnet, ergänzt sie aber um ein Drittes, das er »Interpretant« nennt.[88]

In seinen frühen Arbeiten und noch in der »Semiotik« nimmt Eco auf beide Modelle gleichermaßen Bezug, ohne sie explizit zueinander ins Verhältnis zu setzen. Wenngleich er sich in sehr vielen Punkten tendenziell Peirce anschließt,[89] allerdings nicht ohne entscheidende Modifikationen vorzunehmen, finden sich doch einige Überlegungen, die nicht nur Saussures Gedanken weiterentwickeln, sondern auch von dessen dyadischem Zeichenmodell getragen werden. Beide stehen insofern unverbunden nebeneinander, als Eco zwar das Saussure-Modell als unvollständig kritisiert, aber an diesem doch einige Gedanken unabhängig von Peirces triadischem Modell aus-

86 Über die Frage, ob Eco die Begriffe Ausdruck und Signifikant bzw. Inhalt und Signifikat jeweils synonym benutzt, lässt sich streiten. Eine entsprechend verstehbare Textstelle findet sich in Eco 1977a, S. 169.

87 Eco 1987a, S. 76; Eco 1977a, S. 31; Eco 1981, S. 36-39; Hjelmslev 1974, S. 38-61. Vgl. dazu auch Caesar 1999, S. 84-85; Schalk 2000a, S. 101-104.

88 Vgl. Peirce 1965, 1.339, 1.540-1.542, 2.228, 2.247 und 5.473; Saussure 1967, S. 76-79.

89 Vgl. beispielhaft Eco 1977a, S. 159-165; Eco 1987a, S. 36-38 und 101-107.

führt und verdeutlicht.[90] Was zunächst als widersprüchliche Dopplung erscheinen mag, löst Eco später als zwei durchaus miteinander vereinbare Sichtweisen auf. Er nutzt den schon bei Peirce angelegten Praxischarakter des triadischen Zeichenmodells, um dieses als prozesshafte und interpretative Aktualisierung des dyadischen Zeichenmodells zu beschreiben:

»Das Zeichen wird normalerweise als Korrelation zwischen einem Signifikanten und einem Signifikat (oder zwischen Ausdruck und Inhalt) gesehen und deshalb als Aktion zwischen zwei Einheiten. Die Semiose dagegen ist Peirce zufolge eine Aktion oder ein Einfluß, ›der aus einer Kooperation dreier Objekte besteht oder diese einschließt‹ […] Wenn man an die trivialere und gängige Vorstellung des sprachlichen Zeichens denkt, kann man eine Theorie der Semiose als unendlicher Interpretation mit einer ›Lehre von den Zeichen‹ freilich nicht vereinbaren; in diesem Fall muß man entweder eine Zeichentheorie wählen oder eine Theorie der Semiose (oder eine Theorie der Signifikantenpraxis, des Kommunikationsprozesses, der Text- und Diskursaktivität). Der Hauptzweck dieses Buches ist es jedoch zu zeigen, daß eine solche Alternative in die Irre führt: das Zeichen ist der Ursprung des semiosischen Prozesses, und es besteht keine Opposition zwischen dem ›Nomadentum‹ der Semiose (und der interpretatorischen Aktivität) und der vorgeblichen Starre und Unbeweglichkeit des Zeichens. Der Zeichenbegriff muß von der trivialen Identifikation mit der Idee der codierten Äquivalenz und Identität befreit werden; der semiosische Interpretationsprozeß befindet sich im unmittelbaren Kern des Zeichenbegriffs.« [91]

Mit der hier angelegten Betonung des Praxischarakters von Zeicheninterpretation, verbunden mit der bewussten Preisgabe der traditionellen Idee einer »codierten Äquivalenz und Identität«, orientiert sich Eco sehr viel stärker an Peirce als an Saussure, und dies in seinen späteren Arbeiten sogar noch mehr als in seinen frühen.[92] An zwei entscheidenden Argumenten Saussures hält er allerdings fest. Dieser beschreibt zum Ersten sowohl Signifikant als auch Signifikat als Systeme von Oppositionen; dies ist eine Annahme, die Hjelmslev als unterschiedliche Segmentierung des Kontinuums weiterentwickelt und die von Eco geteilt wird.[93] Er begründet dies damit, dass die Anwesenheit des Einen – eines Zeichens – notwendig die Abwesenheit des Anderen – anderer Zeichen bzw. eines gesamten Systems – voraussetze. Eine Abwesenheit allerdings, die doch in sich selbst eine Art allpräsente Po-

90 Dies bisweilen vermittelt über die Arbeiten Hjelmslevs. Vgl. beispielhaft Eco 1977, S. 168-170; Eco 1987a, S. 108-111. Zu Hjelmslev vgl. Hjelmslev 1974, S. 38-61.

91 Eco 1985b, S. 11-12. Schriftauszeichnung entfernt. Vgl. dazu auch Schalk 2000a, S. 101-104.

92 Vgl. Lorusso 2008, S. 89.

93 Saussure 1967, S. 135-138; Hjelmslev 1974, S. 55-59; Eco 1985b, S. 42-44; Eco 1987a, S. 52-53 und 108-118; Eco 1977a, S. 85-86. Vgl. dazu auch Larsen 1998, S. 2047-2048.

tentialität aufweisen muss:[94] Die Idee eines Kontinuums wie auch dessen interpretative und zeichenhafte Segmentierung ist folglich ohne Konventionalität, die Oppositionen, Anwesenheiten und Abwesenheiten zumindest relativ verlässlich regelte, nicht denkbar.

Der zweite Gedanke Saussures, dem sich Eco anschließt, dürfte der wichtigere und folgenreichere sein. Beide lehnen die Annahme ab, dass ein Zeichen bzw. eine Zeichen-Funktion in irgendeiner Weise auf tatsächliche Objekte verweist, also einen oder mehrere Referenten hat, bzw. dass ein solcher Verweis Gegenstand der Semiotik wäre.[95] Nur durch einen solchen Ausschluss der Vorstellung von Objektreferentialität aus der Semiotik sieht Eco die Möglichkeit, die Kulturabhängigkeit von Zeichenprozessen semiotisch verstehbar und analysierbar zu machen.[96] Der Begründung hierfür widmet er vergleichsweise breiten Raum,[97] und greift unter anderem Nelson Goodmans bekanntes Beispiel des Einhorns auf, das in vielerlei Zeichensystemen aktualisierbar, aber dennoch inexistent sei.[98] Insbesondere in seinen frühen und mittleren Arbeiten verbindet Eco diese Überlegungen mit einer fundamentalen Kritik des Peirceschen Indexbegriffs, dessen konventionellen Charakter er entgegen der zunächst einleuchtend erscheinenden Annahme natürlicher Kausalverhältnisse nachweist.[99]

Zu beachten sind die Konsequenzen, die sich aus der Annahme fehlender Objektreferentialität ergeben. Während diese bei Peirce – zumindest in Ecos Augen – unklar bleibt,[100] bildet sie bei Eco selbst eine von zwei wesentlichen Bedingungen dafür, dass eine Semiotik über eine reine Kommu-

---

94 Eco 1985b, S. 42-44.

95 Dass dies bei Eco konsequenterweise zu einer selbstreflexiven Auffassung einer bloßen Modellhaftigkeit der Semiotik führt, soll an dieser Stelle lediglich kurz erwähnt sein, ich bin oben ausführlicher hierauf eingegangen. Vgl. S. 142 dieser Untersuchung.

96 Eco 1988, S. 71-73.

97 Eco 1977a, S. 25-31, 117-162 und 172-174; Eco 1987a, S. 88-101, 123-152 und 217-227; Eco 1988, S. 69-84; Eco 1987b, S. 33; Eco 1987a, S. 26 und 89-99. Vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 81-82; Nöth 2002b; Schalk 2000b, S. 2. Er mildert diese Annahmen in seinen späten Arbeiten insofern wieder ab, als er hier »Resistenzlinien des Seins« beschreibt, die der reinen Konventionalität des Interpretierens Grenzen setzten. Eine Abkehr von der hier geschilderten Annahme, es gebe keinen Referentenbezug, stellt dies insofern nicht dar, als auch in den späten Arbeiten der Zugang zu Realität über Konventionalität und Interpretativität vermittelt bleibt; hierzu Eco 1994; Eco 1995; Eco 2003, S. 49-71. Vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 81-82; kritisch Bal 1992; Müller 2000; Rorty 1994.

98 Goodman 1978, S. 80; Eco 1977a, S. 149; Eco 1987a, S. 92.

99 Eco 1987a, S. 166-170 und 254-288. Ähnlich die Kritik des Begriffs der Ikonizität in Eco 1987a, S. 254-288.

100 Peirce 1965, 2.228, 4.536 und 5.473. Vgl. dazu Eco 1987b, S. 32-33; Eco 1988, S. 73, Fn. 4. Vgl. zu Peirces Objektverständnis auch Pape 1998, S. 2026-2028.

nikationstheorie hinaus zu einer Kultur- und Sozialtheorie werden und Interpretativität in deren Zentrum rücken kann.[101] Nur indem er Zeichengebrauch von empirischen Gegenständen löst, werden Zeichen-Funktionen vollständig zu kulturellen Phänomenen, die auch als solche analysiert werden können.[102]

Die zweite Bedingung dafür, Semiotik zu einer Kultur- und Sozialtheorie weiterentwickeln zu können, ist eine Art verknüpfende Privilegierung des Peirceschen triadischen Zeichenmodells als einem Modell aktiver interpretatorischer Praxis gegenüber dem vergleichsweise statischen Modell Saussures.[103] Den spezifischen Vorteil des ersteren sieht Eco darin, dass es keine Intention bei der Zeichenproduktion voraussetzt, was den Begriff des Zeichens sehr breit und den menschlichen Empfänger bzw. die menschliche Empfängerin eines Signals zumindest potentiell zum »methodische[n] (nicht empirische[n]) Garant[en]« der Zeichen-Funktion werden lässt.[104] Indem damit ein kulturelles Element schon durch bloße Interpretation zu einem Zeichen wird, ohne als solches intendiert sein zu müssen, wird Interpretativität einmal mehr zu einem theoretischen Dreh- und Angelpunkt der Semiotik als einer Kultur- und Sozialtheorie.

Einen weiteren Vorteil des triadischen Zeichenmodells nach Peirce erkennt Eco darin, dass dieses es – anders als die Saussuresche strikte Trennung von Sprachsystem (Langue) und sprachlicher Äußerung (Parole) bzw. von Diachronie und Synchronie[105] – ermöglicht, den Praxischarakter des Zeichengebrauchs schon in das Zeichenmodell selbst aufzunehmen. Es ist das Interpretieren als Praxis und als Prozess, das in Ecos Augen den Unterschied zwischen einem dyadischen und einem triadischen Modell ausmacht. Im triadischen kommt ein Drittes hinzu, das jene Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat unter Berücksichtigung von Konventionalität, Kontext und individueller Kreativität überhaupt erst herstellen kann. Mit Peirce bezeichnet er dieses als Interpretanten.[106]

---

101 Eco 1987a, S. 38-39.

102 Die Frage, ob nicht Überlegungen zu »Resistenzlinien des Seins«, wie sie Eco in seinen späten Arbeiten anstellt, dem widersprechen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Ich verweise auf Fn. 97 auf S. 153 dieser Untersuchung.

103 Explizit in Eco 1987a, S. 37-39. Implizit, wann immer Eco von Interpretanten und unbegrenzter Semiose spricht, vgl. hierzu die folgenden Ausführungen.

104 Eco 1987a, S. 38-39. Vgl. dazu auch Eco 1988, S. 29-30.

105 Saussure 1967, S. 13-24 und 108-113. Vgl. dazu auch Larsen 1998, S. 2042-2046.

106 Zum Interpretanten Eco 1987b, S. 31-56; Eco 1977a, S. 162-165; Eco 1987a, S. 101-107; Eco 1988, S. 76-78. Vgl. zu Peirces Interpretantenbegriff auch Sauerbier 1984; Volli 2002, S. 27-31; Oehler 1995, S. 82-84.

Ein Interpretant ist nach Eco ein weiteres Zeichen, welches das zu interpretierende Zeichen interpretiert.[107] Indem er hiermit ausschließt, dass es sich bei einem Interpretanten um ein interpretierendes Subjekt bzw. einen Interpreten handelt, legt er Peirce in einer spezifischen Weise aus, die ihn zugleich von zahlreichen anderen Semiotikerinnen und Semiotikern unterscheidet.[108] Diese theoretische Entscheidung hat methodologisch weitreichende Folgen, denn indem der Interpretant als weiteres Zeichen verstanden wird, wird jedes einzelne Zeichen an andere Zeichen gebunden. Erst hierdurch werden sie zu kulturellen Elementen, und zwar ausschließlich zu solchen; Semiotik wird zur Kultur- und Sozialtheorie:

»Der Begriff des Interpretanten macht eine Theorie der Signifikation zu einer strengen Wissenschaft der kulturellen Phänomene und befreit sie zugleich von der Metaphysik des Referenten.« [109]

Der Interpretant als Zeichen, das ein vorhergehendes Zeichen verständlich macht, ist nach Eco keinesfalls als bloße Übersetzung dessen zu denken. Mit jedem Interpretanten gehe vielmehr eine Erkenntniszunahme einher, die letztlich die einzige Möglichkeit überhaupt darstelle, zusätzliche Erkenntnis zu erlangen.[110] Gleichwohl wird die Interpretation damit zu einem zirkulären Prozess, innerhalb dessen es lediglich Bezüge von Zeichen auf ihresgleichen geben kann, denn das interpretierende Zeichen evoziert selbst wieder Zeichen, die es interpretieren. Es eröffnet sich ein beständiger Prozess der Evokation, der als zumindest potentiell unendlich gedacht werden kann. Nun scheinen allerdings Erkenntniszunahme und Zirkularität von Bedeutungsgenese auf den ersten Blick kaum miteinander vereinbar zu sein. Was zunächst tatsächlich wie ein Paradoxon aussieht, wird von Eco aber bewusst unterstrichen. Sinnhaftigkeit und Erkenntnis seien nicht trotz der selbstbezogenen Zirkularitäten von Zeichensystemen, sondern gerade wegen dieser möglich:

»An diesem Punkt beginnt ein Prozeß unbegrenzter Semiose, der, so paradox das auch sein mag, den einzigen Garanten für die Begründung eines semiotischen Systems darstellt, das fähig ist, sich allein durch eigene Mittel zu kontrollieren.« [111]

---

107 Eco 1977a, S. 171-172; Eco 1987b, S. 32. Vgl. dazu auch Caesar 1999, S. 86; Schalk 2000a, S. 104-116.

108 Eco 1987a, S. 101; Eco 1988, S. 76-77. Vgl. dazu Peirce 1965, 1.339, 1.541-1.542, 2.274, 4.536 und 5.473.

109 Eco 1987a, S. 103. Vgl. dazu auch Eco 1988, S. 77.

110 Eco 1977a, S. 172.

111 Eco 1987a, S. 102. Vgl. dazu auch Caesar 1999, S. 88; Schalk 2000a, S. 116-121. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch ein Vergleich mit Luhmanns Konzeption sinnhafter Welt als geschlossenem Zusammenhang; Luhmann 2004, S. 245.

Mit dieser Konzeption einer »unbegrenzten Semiose« tritt die Praxis der Interpretation in das Zeichenmodell selbst ein; ein Zeichen wird ohne ein interpretatives In-Bezug-Setzen zu anderen Zeichen undenkbar und uninterpretierbar. Die Zirkularität, der sich der Zeichenprozess – die unbegrenzte Semiose – hier öffnet, ist zugleich Bedingung und Grenze des Verstehens von Zeichen, des Interpretierens und des Kommunizierens:

»Gerade der Reichtum dieser Kategorie [der Kategorie der unbegrenzten Semiose, P.S.] macht sie fruchtbar, denn er zeigt uns, wie Signifikation (und Kommunikation) mittels kontinuierlicher Verschiebungen, die von einem Zeichen auf ein anderes Zeichen oder eine Kette von Zeichen zurückverweisen, kulturelle Einheiten in asymptotischer Form umschreibt, ohne sie jemals direkt zu berühren, obwohl sie sie vermittels anderer Einheiten zugänglich macht.« [112]

Erkenntnis und Sinngebung können, folgt man diesen Gedanken, niemals enden. Kulturelle Einheiten wären lediglich »in asymptotischer«, also einer sich an Identität lediglich annähernden »Form« verstehbar. Diese Konzeption von Bedeutungsgebung erinnert in Vielem an Derridas unumgehbare Nichtpräsenz des Signifikaten in Form der »Différance«.[113] Tatsächlich beruft sich Derrida selbst auf Peirce und dessen im Begriff des Interpretanten angelegte Konzeption der unendlichen Semiose.[114] In seinen späten Arbeiten widerspricht Eco allerdings deutlich dieser Auslegung. Anders als Derrida unterstelle, halte Peirce, so Eco, bewusst daran fest, dass durch Semiose zusätzliches Wissen über das ursprüngliche Zeichen generiert werde, nicht aber gänzlich anderes oder gar beliebiges Wissen. Peirce halte ferner an der Idee eines Zweckes und eines Bezugs auf Außersemiotisches fest: Wenngleich es keine objektiven Bedeutungen gebe, so gebe es doch intersubjektive, von einer Gemeinschaft der Zeichenbenutzenden festgelegte Bedeutungen und Gewohnheiten, die ein Sich-Bewegen in einer zeichenhaft verfassten Welt überhaupt erst ermöglichten. Obgleich Peirce ein Prinzip der Pluri-Interpretabilität entwerfe, müsse die Gemeinschaft in irgendeiner Weise zu einer (nicht endgültigen) Übereinstimmung gelangen.[115]

An dieser Stelle ist die Frage, ob Eco Peirce und Derrida richtig auslegt, nicht von Relevanz. Wichtig ist vielmehr, welche eigene Positionierung er in Abgrenzung zu Derrida mit Hilfe einer spezifischen Auslegung Peirces entwickelt. In seinen frühen Arbeiten und noch in der »Semiotik« scheint Eco eine Begrenzung der potentiell unendlichen Semiose durch Codes vorzusehen; Konventionalität wäre hier also von Semiose in gewissem Ausmaß geschieden. In seinen späten Arbeiten hingegen finden sich Äußerungen, die unter einem stärkeren Rückgriff auf Peirce nahelegen, dass er die potentiell

112 Eco 1987a, S. 105.

113 Derrida 1988.

114 Derrida 2003, S. 83-86.

115 Eco 1995; Eco 1992, S. 425-440. Vgl. dazu auch Proni 1998, S. 2315.

unendliche Semiose an einem bestimmten Punkt aus pragmatischen Gründen zu einem Ende kommen sieht; Konventionalität wird hier sehr viel stärker in den Semioseprozess selbst integriert.[116] Auch wenn ihm zahlreiche Kritiker(innen) das genaue Gegenteil unterstellen, scheint Eco damit in seinen späten Werken das Prinzip der Interpretativität sogar noch zu stärken.[117]

Peirce versucht, eine Zeichentheorie als Logik bzw. eine Logik als Zeichentheorie zu entwerfen. Entsprechend ist der Zeichenprozess als eine Schlussfolgerung konzipiert, die letztlich zu einem Ende zu kommen vermag. Dies ist allerdings ein vorläufiges Ende, denn aus Interpretationen heraus entstehen weitere Zeichen und Gewohnheiten, die selbst wieder interpretiert werden.[118] Eco baut seinen Entwurf einer Semiotik als Kultur- und Sozialtheorie auf genau dieser Annahme auf. Die Finalität der Semiose gilt ihm als eine vorläufige Finalität, auf die andere Mitglieder einer Gemeinschaft der Zeichenbenutzenden reagieren; sie interpretieren und geben selbst wieder Anlass zur Interpretation. Jede Interpretation ist eine Handlung in der Welt, die diese verändert, die selbst ein Zeichen ist und damit einen neuen Prozess der Interpretation und der Semiose provoziert.[119] Damit ist Semiose notwendig an ein soziales Kollektiv gebunden, ohne allerdings vollständig in Konventionalität zu erstarren. Sie kommt auf einer kollektiven Ebene zu keinem Ende – dies ist letztlich ein unabgeschlossenes Neuordnen des Kontinuums, wie es Bauman als Grundlage einer postmodernen Semiotik beschreibt.[120]

Aus der Feststellung heraus, dass einzelne Interpretationen zwar auf kollektiver Ebene im Rahmen einer Semiotik als Kultur- und Sozialtheorie eine Form der Unendlichkeit annehmen, als Interpretationen einzelner und konkreter Signifikanten aber durchaus zu einem vorläufigen Ende zu gelangen vermögen, sollte nun aber keinesfalls abgeleitet werden, dass das vorläufige Ende von Interpretationen vorhersagbar wäre. Interpretationen bei Eco sind durch Konventionalität angeleitet und begrenzt, sie sind keineswegs beliebig – ebenso wenig aber sind sie durch Konventionen, empirische Objekte oder anderes determiniert. Es ist die Komplexität der Kommunikationsumstände sowie der individuellen Kreativität, die einerseits Eindeutigkeit und Vorhersagbarkeit verhindert, andererseits aber Semiose und Interpretation erst ermöglicht.

---

116 Eco 1987b, S. 31-56. Vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 107-109.

117 Vgl. beispielhaft für kritische Arbeiten Bal 1992; Müller 2000; Rorty 1994.

118 Peirce 1965, 1.409-1.412, 4.536, 5.175, 5.179, 5.475-5.482 und 5.491. Zur Zeichentheorie als Logik Peirce 1965, 2.93. Vgl. dazu auch Eco 1992, S. 435-440.

119 Eco 1987b, S. 54-56.

120 Dass hierin zugleich eine sehr spezifische Konzeption der wechselseitigen Konstitution von semantischer Struktur einerseits, semiotischen Subjekten als Akteuren andererseits angelegt ist, sei der Vollständigkeit halber zusätzlich erwähnt. Vgl. die Ausführungen Ecos zum »Subjekt der Semiotik« in Eco 1987a, S. 399-403.

Um diese Verknüpfung von individueller Kreativität, Kontextualität und Konventionalität im konkreten Interpretationsprozess zu erfassen, greift Eco auf Peirces Begriff der Abduktion zurück.[121] Was bei Peirce, in Abgrenzung zur Induktion und zur Deduktion, noch eine Figur des logischen Schließens ist, wird bei Eco zu einer kulturellen Handlungsform, die der Induktion durchaus nicht fernsteht.[122] In der »Semiotik« beschreibt er Abduktion als ersten Schritt, um aus untercodierten Situationen heraus, in denen ein Zeichen aufgrund mangelnder Codierung nicht verstanden werden kann, durch Anreicherung bzw. Neuschaffung eines Codes Verstehbarkeit herzustellen. Da Eco darüber hinaus von einer permanenten Unsicherheit in Interpretationssituationen ausgeht, die in einer grundsätzlichen Nichtfixierbarkeit von Bedeutungsstrukturen gründet, sieht er eine doppelte interpretative Tentativität als Grundbedingung jeglichen Interpretierens an: Zum einen seien Interpret(inn)en beständig gezwungen, Codes anzuzweifeln, zum anderen könnten sie immer nur Interpretationshypothesen entwerfen.[123] Analog hierzu erklärt er die Notwendigkeit, Entscheidungen zu treffen, zu einer Grundbedingung für alle Interpretationssituationen – auch jene, in denen eine oder mehrere passende Interpretationsregeln vorliegen.[124]

Abduktion wird damit zu einer kulturellen Handlungsform, die im Zentrum des Interpretierens steht und Interpretierbarkeit von Objekten überhaupt erst möglich macht. Mit ihr wird ein kultureller semantischer Raum mit einem spezifischen Signifikat auf kreative Weise und unter Bewahrung einer mehr oder weniger starken Unsicherheit hypothetisch verbunden.[125] Abduktion ist schon für Peirce die einzige logische Operation, die eine neue Idee einführt. Den Gedanken, dass durch sie Neues geschaffen wird, teilt Eco. Er hält Abduktion für eine Bedingung dafür, dass von Signifikanten ausgehend Interpretantenketten geknüpft und damit Bedeutungen geschaffen werden können. Zugleich modifiziert Abduktion jenen kulturellen semantischen Raum, indem sie ihn anreichert, ändert oder widerlegt.

Wenn es Eco darum geht, zwischen Konventionalität und Kreativität nicht nur zu vermitteln, sondern beide sich wechselseitig bedingend aufein-

---

121 Vgl. zur Abduktion in den interpretativen Sozialwissenschaften Reichertz 2003; Wirth 1995; Sturm 2006.

122 Peirce 1965, 2.620-2.625, 5.171, 5.181, 5.189, 5.196. Vgl. dazu auch Bonfantini 1987, S. 45; Marostica 1993, S. 134; Oehler 1995, S. 86-90; Volli 2002, S. 178-181; Caesar 1999, S. 18.

123 Eco 1987a, S. 183 und 188.

124 Eco 1985b, S. 66-73. Vgl. dazu auch Eco 1985a. Er unterscheidet hier drei Typen von Abduktion, die im Grad ihrer Unsicherheit divergieren: übercodierte, untercodierte und kreative Abduktion. Diese Unterscheidung ist für meine weiteren Überlegungen zu detailliert; es genügt festzuhalten, dass ein gewisses Maß an Unsicherheit und Kreativität mit jeder Form der Abduktion verbunden ist.

125 Vgl. Lorusso 2008, S. 55.

ander zu beziehen, so gelingt ihm dies gerade mit dem Begriff der Abduktion. Dieser setzt einerseits umfassende konventionalisierte Bedeutungsstrukturen voraus, die die Beliebigkeit des Interpretierens einschränken. Beim frühen Eco werden diese noch als Codes, später als Enzyklopädien bezeichnet. Andererseits bedürfen solcherlei kollektive Bedeutungsstrukturen der konkreten Anwendung auf situative Einzelfälle, die nur abduktiv vollzogen werden kann.[126] Konventionalität ist also nichts, was Eindeutigkeit herstellte und Interpretation unnötig machte; Interpretation ist bei Eco gerade kein bloßes Freilegen von Bedeutung. Konventionalität ist vielmehr Bedingung dafür wie auch Konsequenz dessen, dass es Interpretation als einer abduktiven, hypothetischen und permanent unsicheren Operation überhaupt geben kann.

Die durch das theoretische Konzept des Interpretanten und die kreative Handlungsform der Abduktion in das Zeichenmodell selbst hineingenommene Interpretation lässt Zeichen-Funktion und menschliche Praxis miteinander verschmelzen. Bei Eco gibt es kein Zeichen, das unabhängig von seiner Interpretation existierte und in dieser lediglich aktualisiert würde, sondern eine Zeichen-Funktion wird im Moment der Interpretation überhaupt erst im Sinne einer menschlich-kollektiven Lebenspraxis konstituiert.[127] Es gilt deshalb, und damit komme ich zum dritten Schritt meiner Auslegung der Ecoschen Semiotik, einen Blick auf die Bedingungen dieser Praxis zu werfen. Sie sind ganz wesentlich Kontextbedingungen in einem sehr weiten Sinne.[128]

Schon in der »Einführung in die Semiotik« hat sich Eco gegen komponentialsemantische Versuche ausgesprochen, Bedeutung auf kleinste semantische Einheiten zurückzuführen; stattdessen sollten die Zwänge berücksichtigt werden, die ein Kontext einem Interpretationsvorgang setze.[129] Gleichwohl blieben seine Vorstellungen einer hochkomplex vernetzten semantischen Ordnung noch bis zur »Semiotik« vergleichsweise unscharf. Außersemiotische Kontexte erlaubten es zwar, so der frühe Eco, Decodierungen in eine bestimmte Richtung zu lenken. Mit dieser Lenkung ist hier allerdings

126 Wenn Mieke Bal Eco also vorwirft, dass seine Argumentation unter der simplifizierenden Entgegensetzung von Einschränkung und freiem Drift im Akt der Interpretation leide, so bleibt in dieser Kritik gerade der Aspekt der wechselseitigen Bedingtheit ausgeblendet; vgl. Bal 1992, S. 548.

127 Entsprechend lehnt Eco die Gliederung der Semiotik in Semantik, Pragmatik und Syntax ab; sowohl seine »Theorie der Kodes« als auch seine »Theorie der Zeichenerzeugung« enthalten Elemente der Pragmatik. Vgl. Eco 1987a, S. 21-23.

128 Eco selbst unterscheidet zwischen »Situation«, »Umfeld«, »Kontext« und »Kotext«; Eco 1988, S. 127-129; Eco 1987b, S. 17-22. Ich spreche im Folgenden der Einfachheit halber einheitlich von Kontext, meine aber alle diese die Interpretation begleitenden Umstände.

129 Eco 1988, S. 127-129.

zunächst die Wahl eines bestimmten Codes oder Subcodes gemeint. Kontext bleibt hier dem Code selbst fremd, was noch zu einer relativ starren Auffassung von Konventionalität führt.[130]

In der »Semiotik« hält Eco es für möglich, Kontextselektionen direkt in die Codes einzuführen, dies ist ein wesentlicher Grund für ihn, den Code-Begriff als Leitgedanken aufzugeben. Dieser erneuten und radikalisierten Absage an die Komponentialsemantik folgen Überlegungen zu einem (von ihm in Anlehnung an den Sprachwissenschaftler Ross Quilian so bezeichneten und in Ansätzen schon vorher entwickelten) »Modell Q«, in dem sich semantische Knotenpunkte netzwerkartig und permanent mäandernd miteinander verbinden. Indem sich in einem solchen System von jedem Knotenpunkt aus jeder andere erreichen lasse, könne jeder Knotenpunkt als Interpretant seines Nachbarn dienen, ohne ihn zu determinieren und ohne für alle Zeiten fix in dieser Position zu verharren. Wie oben beschrieben, hat dabei jeder Interpretant selbst weitere Interpretanten, sprich Knotenpunkte im Netzwerk. Die Zweidimensionalität einfacher Code-Auffassungen – X steht für Y bzw. X bedeutet Y – wird damit aufgegeben. Eine simplifizierende Darstellungsweise, wie etwa das komponentialsemantische Baummodell, wird durch die unendliche semantische Rekursivität in einem solchen Netzwerksystem unmöglich. Überhaupt lehnt Eco den Gedanken ab, dessen Komplexität noch grafisch wiedergeben zu wollen.[131]

Vom »Modell Q« ausgehend, lässt sich eine zunehmende Distanz Ecos gegenüber dem Begriff des Codes und damit gegenüber der Annahme einer weitreichenden Konventionalität im Zeichengebrauch feststellen. Die vergleichsweise statische Annahme, ein Code korreliere je ein Inhaltssystem mit einem Ausdruckssystem, die er mit einem gewissen Unbehagen noch in der »Einführung in die Semiotik« vertreten hat, gibt er nun zu Gunsten eines komplexeren Verständnisses auf. Ein Signifikant kann nun mit zahlreichen Knotenpunkten des Netzwerks verbunden werden, und er kann selbst Bestandteil zahlreicher Ausdruckssysteme sein. Damit rückt die individuelle Kompetenz der Zeichen Produzierenden ebenso in den Vordergrund wie der Kontext einer Interpretation; Codes als kollektive Konvention bleiben allenfalls als »bloße regulative Hypothesen« in Form komplexer Netze aus Subcodes erhalten, die permanenter Veränderung gerade auch durch permanente Interpretationsvorgänge unterliegen. Sie werden durch die Existenz einer zu interpretierenden Botschaft behauptet, gehen dieser aber nicht voraus und können deshalb keinerlei apriorische Qualität beanspruchen.[132]

In seinen späten Arbeiten geht Eco noch einen Schritt weiter, um Kontextbedingungen von Interpretationen und individuelle Kreativität mit Konventionalität verschmelzen zu lassen. Begrifflich ist dies mit der Aufgabe

130 Eco 1988, S. 134-135. Vgl. Rorty 1994, S. 109.

131 Eco 1987a, S. 174-178; Eco 1985b, S. 78-86. Vgl. dazu auch Eco 1984; Eco 1988, S. 123-127; Proni 1998, S. 2316.

132 Eco 1987a, S. 178-183.

des Begriffs eines »Modells Q« verbunden, der noch relativ stark mit der Idee von Codes verbunden war. In Anlehnung an eine zeitgenössische Debatte um die Darstellung semantischer Strukturen benutzt er fortan den metaphorischen Begriff der »Enzyklopädie« als Gegenmodell zum komponentialsemantischen »Wörterbuch«.[133] Mit dieser begrifflichen Neuerung ist inhaltlich das Scheitern des Versuchs verbunden, aufgrund bestimmter individueller Kreativitätsleistungen vorgenommene Kontextselektionen in hypothetische, relativ fixe semantische Strukturen zu integrieren und auf diese Weise Praxis mit Konventionalität zu vereinbaren. Zugleich wird damit seine Abkehr von äquivalenzsemantischen Vorstellungen weiter radikalisiert.[134]

Unter eine Enzyklopädie, die er auch als Labyrinth oder (im Anschluss an Gilles Deleuze/Félix Guattari) als Rhizom bezeichnet,[135] fasst Eco alles, was jemals gewesen ist und ausgedrückt wurde; es handelt sich in letzter Konsequenz um die regulative und hypothetische Idee eines globalen kulturellen Wissens, das sich vage und veränderlich in Zeichen und Interpretationen organisiert.[136] Es ist jenes Wissen, das den Interpretierenden in einer bestimmten Interpretationssituation zur Verfügung steht, um Kontextselektionen zu treffen und Interpretantenketten in Gang zu setzen.[137] Greifbar wird es allenfalls als individuelles oder lokales Wissen.[138] Eine Enzyklopädie ist ein semantisches Netzwerk, das konstitutiv auf der Interpretativität des Sozialen und Kulturellen beruht, dem in Abhängigkeit vom Kontext unendliche Semioseprozesse zu Grunde liegen, die es umgekehrt zugleich selbst anleitet.[139] Jeder einzelne Interpretationsakt geht in die Enzyklopädie ein, die sich auf diese Weise permanent verändert. In »Lector in fabula«, hier schon deutlich texttheoretischer ausgerichtet als in seinen früheren Arbeiten, bezeichnet Eco die Enzyklopädie deshalb als zirkuläres »Destillat […] anderer Texte«.[140]

---

133 Eco/Magli/Otis 1989, S. 707-708 und 718; Eco 2007, S. 13-78; Eco 1987b, S. 15-19; Eco 1985b, S. 107-132; Eco 2003, S. 258-319. Vgl. dazu auch Caesar 1999, S. 113-117; Cosenza 1992; Lorusso 2008, S. 64-68. Vgl. zur zeitgenössischen Debatte um Wörterbuch und Enzyklopädie Haiman 1980.

134 Vgl. Cosenza 1992, S. 115-118 und 124; Violi 1992, S. 99-100.

135 Eco 2007; Eco 1985b, S. 126. Vgl. dazu Deleuze/Guattari 1977.

136 Eco 1985b, S. 14 und 129; Eco 2007, S. 55-56; Eco/Magli/Otis 1989, S. 708; Eco 2003, S. 260. Vgl. dazu auch Cosenza 1992, S. 118.

137 Eco 1987b, S. 18-19.

138 Eco 2007, S. 56-57; Eco 1985b, S. 108 und 129. Vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 66.

139 Eco 1985b, S. 108; Eco 2007, S. 57. Vgl. dazu auch Violi 1992, S. 108. Diese Überlegung findet sich schon seit der »Semiotik« in Ecos Denken, wird aber nirgendwo weiter ausgeführt als im Begriff der Enzyklopädie.

140 Eco 1987b, S. 28.

In gewisser Weise ließe sich die Enzyklopädie in der Ecoschen Variante in einem sehr weiten Sinne als eine Art Gesamtkontext verstehen. Eco selbst gebraucht demgegenüber allerdings einen engeren Kontextbegriff, dem ich nicht folge.[141] Ganz gleich, unter welchen Begriffen man diese Phänomene nun allerdings fassen möchte, ist es notwendig, je einen kurzen Blick auf zwei verwandte Konzepte zu werfen, die mit dem praxistheoretischen Interpretationsverständnis Ecos eng zusammenhängen. Mit beiden versucht er, semiotische Überlegungen und später insbesondere die semantische Tradition des Enzyklopädiebegriffs an gängige kultur- und sozialtheoretische Debatten anzuschließen. Die Rede ist zum einen von Ideologien, zum anderen von Frames bzw. Szenographien.

Der Begriff der Ideologie kommt in mehreren Arbeiten Ecos vor, wird aber insbesondere in seinen frühen ausgearbeitet. Er versteht darunter im Kern eine unvollständige Darstellung semantischer Zusammenhänge, die – als »Weltbild« – komplexere interpretative Formen annehmen kann als ein einzelnes Zeichen:

»Aber Ideologie ist ein partielles und unzusammenhängendes Weltbild; sie verschleiert, indem sie die vielfältigen Interrelationen des semantischen Universums außer acht läßt, auch die pragmatischen Gründe, deretwegen bestimmte Zeichen (mit allen ihren verschiedenen Interpretationen) erzeugt wurden. So führt Vergessen und Verdrängen zu einem falschen Bewußtsein.« [142]

Eng mit dem Begriff der Ideologie hängt bei Eco das Konzept der Übercodierung zusammen. In seiner frühen, noch stärker vom Code-Begriff geprägten Semiotik versteht er darunter die Gültigkeit einer semantischen Regel, die durch weitere Regeln abgesichert wird und damit auf eine immer relativ einheitliche Interpretation hinausläuft. Während im gewöhnlichen Interpretationsprozess ein Moment der Unsicherheit und der probabilistischen Suche nach passenden Codes enthalten ist, geht dieser im Falle der Ideologie weitgehend oder vollständig verloren. Interpretationen, die der tendenziell immergleichen und durch Übercodierung abgesicherten Ideologie zuwider laufen, werden hierdurch potentiell unmöglich. Semantische Strukturen erhalten hier einen gewissen Grad der kulturellen Fixierung, indem sie sich als determinierend und außersemiotisch bzw. außerkulturell darstellen, ohne dies zu sein. Ihre eigene semiotische und interpretative Genese blenden sie weitgehend aus. Eine Semiotik müsse, so Eco, dieses Phänomen im Grundsatz akzeptieren und Kultur als einen Prozess verstehen, der immer auch von iterativen Verfestigungen komplexer Zeichenerzeugungs- und Interpretati-

141 Vgl. Fn. 128 auf S. 159 dieser Untersuchung.

142 Eco 1987a, S. 396. Von »falschem Bewußtsein« zu sprechen, bedeutet bei Eco gerade nicht, dass es auch im essentialistischen Sinne richtiges Bewusstsein geben könne. Dies sollte an den folgenden Ausführungen deutlich werden.

onsprozesse, durchaus aber auch von ideologiekritischem Widerspruch geprägt sei.[143]

Der für eine interpretative Sozialwissenschaft im Allgemeinen und eine Analyse von Außenkulturpolitik im Besonderen interessante Aspekt dieser Ideologie-Konzeption ist die damit verbundene Möglichkeit, komplexere, über einzelne Zeichen und eine einfache Äquivalenzsemantik hinausgehende Interpretationsprozesse verstehen zu können. Ähnliches gilt auch für das zweite Konzept, mit dessen Hilfe Eco noch expliziter versucht, die semantische Tradition des Enzyklopädiebegriffs an gängige kultur- und sozialtheoretische Debatten anzuschließen: dasjenige des Frames bzw. der Szenographie. Er beruft sich hierbei auf die Arbeiten Erving Goffmans, der die Frage nach den Bedingungen des Für-Wahr-Haltens von Situationen in den Mittelpunkt einer interpretativen Sozialwissenschaft rückt. Ein Frame bzw. Rahmen ermöglicht bei Goffman die Lokalisierung, die Wahrnehmung, die Identifikation und die Benennung konkreter Vorkommnisse, die durch eben diesen Frame definiert sind und damit situative Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Es handele sich dabei nicht um subjektive Vorstellungen, sondern Frames seien vielmehr Teil sozialer und kollektiver Handlungen.[144] Wie Ideologien stellen sie, und hierin gründet die Anschlussmöglichkeit für Eco, komplexe Wissenssysteme und damit Grundlagen für Kultur dar, mit deren Hilfe Interpretationen vollzogen werden.[145]

Eco, der statt Frames häufig auch von Szenographien spricht, versteht diese – analog zu Ideologien – als weiteres Beispiel für Übercodierung. Obgleich sie ihrer empirischen Natur wegen nur schwer definierbar seien, dienten sie zur Lösung schwieriger, weil komplexer Interpretationen.[146] Mit Goffman konstatiert Eco, dass die Grundmechanismen menschlicher Interaktion als Grundmechanismen theatralischer Darbietung verstanden werden können; über Goffman hinaus aber versteht er in semiotischer Manier die zu interpretierende Szene als Zeichen-Funktion bzw. als Ansammlung von Objekten mit Zeichen-Funktion.[147] Es sind komplexe Wissensbestandteile, die eine Enzyklopädie den Interpretierenden zur Verfügung stellt und die eben auch zur Interpretation ganzer Situationen herangezogen werden können. Einzelne Objekte einer solchen Situation erhalten ihre interpretativ zugeschriebene Bedeutung im Rahmen einer solchen umfassenden, sich auf Frames beziehenden Interpretation.

Genau dies scheinen mir die beiden entscheidenden Punkte an Ecos Begriff der Ideologie und seiner Bezugnahme auf Goffmans Frame-Konzept zu sein. Hier wird im Rahmen einer stärkeren Einbeziehung von Praxis der Zeichenbegriff insofern weiter untergraben, als nach einer noch so komple-

143 Eco 1987a, S. 188-190 und 385-398; Eco 1988, S. 168-177; Eco 1987b, S. 105.

144 Knoblauch 2006, S. 163.

145 Goffman 1977, S. 9-49.

146 Eco 1987b, S. 98-105. Vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 37; Carlson 1996.

147 Eco 1977c.

xen Verweisfunktion zwischen einem Signifikant und einem Signifikat nicht mehr primär gefragt wird. Bedeutungsgebung erfolgt vielmehr in einem sehr viel breiteren und komplexeren Interpretationsprozess, der ganze situative Kontexte und Ideologien heranzieht, die von der Enzyklopädie als einem kulturellen Weltwissen zur Verfügung gestellt werden. Interpretation ist hier nicht die Summe der Interpretationen von Einzelobjekten und Einzelhandlungen, sondern sie ist vielmehr selbst eine Handlung, mit der auf ein komplexes Ensemble an Gegebenheiten reagiert wird und die jeder einzelnen dieser Gegebenheiten Sinn verleiht.

Frames und Ideologien sorgen für eine gewisse konventionalisierte Fixierung und Wiederholbarkeit von umfassenden Interpretationsprozessen, ohne aber in diesen zu erstarren. Sie sind letztlich menschliche Praxis, weil sie ein Sich-Bewegen des Menschen in der sozialen Welt erst ermöglichen. Tatsächlich ist ein solcher kultur- und sozialwissenschaftlicher theoretischer Zugriff auf den menschlichen Umgang mit dem Kontinuum überzeugender als jener semiotische Zugriff, der Einzelzeichen isolieren und autonomisieren möchte. Der Mensch interpretiert, wenn er sich in der Welt bewegt, eben gerade nicht sämtliche Objekte und Handlungen, die er um sich herum feststellt, und er leitet hieraus eben nicht erst sekundär ein Gesamtbild ab. Er wird vielmehr unter Bezug auf komplexe semantische Architekturen, wie etwa Ideologien und Frames, die ihm enzyklopädisch zur Verfügung stehen, Situationen und Relevanzen definieren. Wenngleich diese Architekturen lediglich, wie Eco zu Recht an vielen Stellen anmerkt, für eine Semiotik nicht mehr sein können als regulative Hypothesen, so ist davon letztlich doch die Möglichkeit unbenommen, lokale und vorläufige semantische Strukturen als eben solche zu bestimmen.

Ich schlage vor, solche komplexen Interpretationen, die ein umfassendes kulturelles Wissen voraussetzen und die eine relative Wiederholbarkeit aufweisen, die zugleich aber immer auch ganz wesentlich von dem jeweiligen Kontext abhängen, als Interpretationsmuster zu bezeichnen. Ich verstehe darunter umfassende abduktive Interpretationen mehr oder weniger komplexer Sachverhalte, die die Ebene von Einzelzeichen überschreiten; diese Interpretationen weisen dabei eine relative Regelmäßigkeit oder Ähnlichkeit zueinander auf. Sie sind nicht einfach mit bestimmten Bedeutungen verknüpft, sondern produzieren diese in ihrem Vollzug selbst. Dabei beziehen sie sich auf ein umfassendes enzyklopädisches Wissen, das zur Interpretation der Sachverhalte in kontextuell gebundener Form herangezogen und durch die vollzogene Interpretation selbst angereichert, bestätigt, reproduziert, widerlegt oder modifiziert wird. Die Interpretationsmuster sind Bestandteil dieser Enzyklopädie, sie lassen sich als regulative Hypothesen beschreiben und identifizieren. Direkt beobachten lassen sie sich hingegen nicht: Sie sind als analytische Konstrukte Ableitungen aus beobachtbaren Äußerungen und Handlungen.

Eine sozialwissenschaftlich interessierte Semiotik, die sich in diesem Sinne der Beschreibung von Interpretationen widmet, hat als eine Art Meta-

Semiotik die Aufgabe, zu explizieren, was im Interpretationsprozess meist implizit und unhinterfragt geschieht: Sie beschreibt die abduktive Suche nach jenen kulturellen Wissensbeständen, etwa auch Interpretationsmustern, mit deren Hilfe sich Bedeutung schaffen lässt. Einer solchen Semiotik mag das kulturelle Wissen selbst, mit einigem Recht, als kontextuell erscheinen; dies ist der Grund dafür, dass ich für eine Ausweitung des Kontextbegriffs plädiere, die eben auch die Enzyklopädie selbst in diesen einschließen lässt.

Ich bin damit am Ende meiner Ausführungen zur Semiotik Umberto Ecos angelangt. An dieser Stelle ist es sinnvoll, abschließend aufzuzeigen, inwiefern eine interpretative sozialwissenschaftliche Methodologie an Ecos Arbeiten anknüpfen kann. Dies ist nicht zuletzt Voraussetzung dafür, um mich im folgenden Unterkapitel der Frage zuzuwenden, wie eine semiotische Außenkulturpolitik-Analyse konzipiert werden könnte.

Ich habe im vorangegangenen Unterkapitel acht wesentliche Charakteristika einer interpretativen Sozialwissenschaft beschrieben.[148] Das erste Charakteristikum war ein Verständnis des Sozialen und Kulturellen als einer nur durch Interpretation zugänglichen und zugleich durch Interpretation konstruierten Wirklichkeit. Auch für Eco ist Wirklichkeit nichts, was außerhalb menschlicher Interpretation zugänglich wäre. Das abduktive Interpretieren als eine kreative Handlung, durch die bestimmte Objekte mit einer Zeichen-Funktion versehen und unter Rückgriff auf enzyklopädisches bzw. kulturelles Wissen durch die Produktion von Interpretantenketten im Rahmen einer potentiell unendlichen Semiose mit Bedeutung versehen werden, steht hier im Zentrum des menschlichen Sich-Bewegens in der Welt. Diese komplexe, wechselseitig sich bedingende Verschränkung von individueller Interpretation und kollektiven Wissensformen ist nicht zuletzt konzeptionelle Voraussetzung für seine Erweiterung der Semiotik von einer Zeichen- hin zu einer interpretativen Kultur- und Sozialtheorie, was sie wiederum für eine interpretative Sozialwissenschaft interessant macht.

Das zweite Charakteristikum einer interpretativen Sozialwissenschaft, auf das ich hingewiesen habe, war ein selbstreflexives Verständnis von Wissenschaft als einer gleichfalls interpretierenden Tätigkeit, die – im Falle der Geistes- und Sozialwissenschaften – Interpretationen als Interpretationen von Interpretationen entwirft. In diesem Punkt bleibt Eco vergleichsweise undeutlich. Zwar weist er wiederholt und mit großem Nachdruck darauf hin, dass die Semiotik Begriffe und Theorien als heuristische, hypothetische Konstrukte schaffen könne. Eine systematische Verknüpfung dieser Feststellung mit seiner Interpretationstheorie unterbleibt allerdings. Es wäre aber im Rahmen der Ecoschen Semiotik durchaus ohne größeren theoretischen Aufwand zu begründen, dass Wissenschaft nur Konstrukte produzieren kann, gerade weil sie nichts anderes macht, als abduktiv zu interpretieren. Genau von dieser Annahme werde ich im Folgenden auch ausgehen. Eco selbst zieht diese Schlussfolgerung allerdings nicht explizit, im Gegenteil

148 Vgl. die Ausführungen ab S. 139 dieser Untersuchung.

finden sich bei ihm durchaus Äußerungen, die der Wissenschaft eine herausgehobene Sonderstellung zuzuordnen scheinen.[149]

Als drittes und viertes Charakteristikum hatte ich die Annahme von Bedeutungs- und Sinnstrukturen genannt, die in kulturellen Objekten wie beispielsweise Artefakten, Personen oder Handlungen materialisiert sind, ohne aber der Interpretation vorgängig zu sein, sowie die Annahme intersubjektiver Semantiken und Interpretationsmuster, die im Zuge von Interpretationen dieser kulturellen Objekte abgerufen und angewendet werden und Interpretationsspielräume begrenzen, ohne aber determinierend zu wirken. Tatsächlich finden sich diese Annahmen in Ecos Semiotik, sie bilden sogar deren Kern. Zwar distanziert er sich mit guten Gründen in seinen späten Arbeiten vom Begriff des Codes. Gleichwohl geht er davon aus, dass sich in kulturellen Objekten Sinn- und Bedeutungsstrukturen erkennen lassen, die mit kollektiven Wissensstrukturen interagieren und die beide im Akt der Interpretation geschaffen, reproduziert, verändert oder verworfen werden. Dies entspricht wiederum dem fünften Charakteristikum einer interpretativen Sozialwissenschaft: der Annahme einer in Interpretationen emergierenden, wechselseitigen Bedingtheit von Bedeutungs- und Sinnstrukturen einerseits, intersubjektiver Semantiken und Interpretationsmuster andererseits.

Das sechste Charakteristikum, das ich genannt habe, war eine aus der Reflexivität und Praxisorientierung interpretativer Ansätze resultierende Einsicht, dass Semantiken und Interpretationsmuster wissenschaftliche oder der Handlung sekundäre Abstraktionen sind, die als meist unbewusste, in Teilen aber durchaus auch bewusste Kontextbedingungen des Interpretationsaktes verstanden werden sollten. Wenngleich Eco dies, wie oben beschrieben, nicht in die Annahme einer grundsätzlichen Reflexivität der Wissenschaft überführt, so betont er doch mehrfach den hypothetischen und heuristischen Charakter aller semiotischen Begriffe und Theorien. Hier kann eine interpretative Sozialwissenschaft anknüpfen, muss allerdings Eco gegebenenfalls gegen Eco selbst wenden und auch die Interpretativität wissenschaftlicher Forschung stärker betonen, als er es selbst macht.

Direktere Möglichkeiten, an dessen Semiotik anzuknüpfen, bestehen hingegen hinsichtlich des siebten und des achten Charakteristikums einer interpretativen Sozialwissenschaft. Die Annahme, dass bei einer Interpretation situations- und kontextgebunden mit Widersprüchlichkeit, Unterbestimmtheit und Interferenz zurechtzukommen ist und hierzu Kreativitätspotentiale eingesetzt werden, um potentielle Krisen, Konflikte und Widersprüche bestmöglich in Ordnungsvorstellungen zu überführen, steht im Mittelpunkt des Ecoschen Interpretations- und Abduktionsbegriffs. Dass in diesem selbst schon die Möglichkeit von Wandel angelegt ist, rundet das Bild ab: Eco teilt die Annahme, dass jede Interpretation kulturelles Wissen und In-

149 Vgl. Eco 1985b, S. 72. Auch die gesamte späte Texttheorie, will man sie als Theorie einer Literaturwissenschaft verstehen, könnte in diesem Sinne gedeutet werden.

terpretationsmuster reproduzieren, aber auch beständig neues Wissen und neue Interpretationsmuster durch Selektion, Ableitung oder Kombination produzieren und hierdurch beständigen sozialen und kulturellen Wandel induzieren kann. Der Begriff der Enzyklopädie als der in Interpretationen vorliegenden und durch Interpretationen gebildeten, letztlich aber nur abstrakt denkbaren und sich permanent wandelnden semantischen Formierung dieses kulturellen Wissens bildet den Dreh- und Angelpunkt einer solchen Konzeption.

Ecos Semiotik zeigt sich damit als geeignet, eine sozialwissenschaftliche Analyse mit interpretativem Charakter bzw. eine entsprechende interpretative Methodologie entwerfen zu helfen. Ich werde dies nun tun, indem ich Begriffe und Konzepte, die ich in diesem Unterkapitel beschrieben habe, systematisch für eine Außenkulturpolitik-Analyse nutzbar mache. Das nächste Unterkapitel, mit dem meine konzeptionellen Überlegungen zu einer sozialwissenschaftlich interessierten Semiotik schließen, weist dabei einerseits den Charakter einer Zusammenfassung auf, bringt aber andererseits auch erneut zahlreiche Aspekte meiner Ausführungen zu Nationalismustheorien und Theorien internationaler Beziehungen zur Sprache. Ich bezeichne es deshalb als »Transfer«.

2.1.3 Transfer

In diesem Unterkapitel führe ich die theoretischen Überlegungen, die ich aus der vorliegenden wissenschaftlichen Literatur zu internationalen Beziehungen sowie aus jener zu Nationalismus und Nationalstaat abgeleitet habe, mit methodologischen Überlegungen einer sozialwissenschaftlich interessierten Semiotik zusammen. Dabei zeigt sich, dass Umberto Ecos Ansatz geeignet ist, mit den wesentlichsten Problemen einer sozialwissenschaftlichen Außenkulturpolitik-Analyse umzugehen.

Als unmittelbare Kernfrage einer solchen Analyse, die sich aus meinen Ausführungen zu Theorien Internationaler Beziehungen ableiten ließ,[150] ist jene nach einem Verständnis der interpretativen Konstitution von Kultur wie auch von Staaten, Nationen und der internationalen Ebene in und durch Außenkulturpolitik zu nennen. Offenbar stehen Staaten zueinander in einem Verhältnis wechselseitiger Konstitution mittels reziproker Differenzierung; zugleich scheinen sie sich in Abgrenzung zur internationalen Ebene als Sphäre von Ordnung und Sicherheit zu konstituieren. Die Rolle, die Vorstellungen von Kultur dabei spielen, musste im Rahmen meiner Ausführungen zu Theorien Internationaler Beziehungen zunächst noch offen bleiben. Zweierlei ließ sich allerdings durchaus festhalten: Zum einen, dass Kultur in irgendeiner Weise analytisch auf Staat, Nation und Internationales bezogen werden sollte; zum anderen, dass die wechselseitige kulturelle und nationalistische Abgrenzung zwischen Staaten im Rahmen internationaler Politik in

150 Vgl. Kap. 1.2 dieser Untersuchung.

diesem komplexen Prozess der Konstitution von Staaten eine zentrale Rolle spielt.

Diese ersten Vorüberlegungen zu einer Außenkulturpolitik-Analyse ließen sich im Rahmen nationalismustheoretischer Überlegungen genauer fassen.[151] Außenkulturpolitik ist aus dieser Perspektive als ein politisches Tätigkeitsfeld zu verstehen, in dem und durch das Vorstellungen wechselseitig aufeinander bezogener Kulturen und Nationen konstruiert werden. Dies funktioniert im wesentlichen als reziproke Abgrenzung: Das kulturelle Anders-Sein einer Nation und die Vorstellung der relativen Geschlossenheit dieser Nation bestärken sich gegenseitig. Das kulturelle Anders-Sein wird in kulturellem Kontakt und Austausch über Grenzen hinweg erlebbar gemacht und letztlich überhaupt erst konstruiert sowie reproduziert.

Dabei zeigen meine Ausführungen, dass eine »objektive« Unterscheidbarkeit der Kulturen verschiedener Nationen zweitrangig ist; selbst deutlichste innere kulturelle Differenzen lassen sich im Einzelfall ideologisch als Einheit gerade in dieser und durch diese Differenz umdeuten. Von größerer Bedeutung als vermeintliche Objektivitäten des Kulturellen sind hingegen materielle Objektivierungen nationalistischer Kultur. Indem Kultur durch Materialität – etwa in Form von Artefakten – Transportierbarkeit, (Re-)Präsentierbarkeit, Tradierbarkeit und insbesondere Interpretierbarkeit erhält, kann sie als Referenzpunkt nationalistischer Konstruktionen im Allgemeinen und als Mittel außenkulturpolitischer Maßnahmen im Besonderen dienen.

Sowohl die für wechselseitige nationalistische Abgrenzung nicht notwendige objektive Unterscheidbarkeit als auch die notwendige Materialität des Kulturellen zeigen, dass sich Kultur im Nationalstaat – und damit letztlich Außenkulturpolitik – mit Hilfe eines interpretativen Zugriffs am besten verstehen lässt. Die soziale und politische Bedeutung des Kulturellen ergibt sich gerade nicht objektivistisch aus dessen materieller Objektivierung selbst heraus, sondern sie ist Ergebnis sozialer und politischer Interpretationsprozesse. Diese Interpretation ist allerdings durchaus auf materielle Objektivierung angewiesen, damit sie – um mit Eco zu sprechen – sich als Semiose vollziehen kann. Neben spezifischen Kulturvorstellungen bilden sich im Rahmen solcher Semiosen aus nationalismustheoretischer Sicht sowohl Vorstellungen von Geschlossenheit und Einheitlichkeit nach innen wie auch von Differenz und Abgrenzung nach außen.

Eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse bewegt sich damit zwischen vier zentralen Begriffen: jenem der Kultur, des Staates, der Nation und des Internationalen. Sie fragt nach den Interpretationsprozessen und Interpretationsmustern, die hinter der wechselseitigen Konstitution von Kultur, Staat, Nation und Internationalem stehen. Sie interessiert sich für die Rolle, die Kultur in Außenkulturpolitik spielt, und berücksichtigt zugleich deren Bedeutung für die nationalistische Konstitution des modernen Staates

151 Vgl. die Ausführungen in Kap. 1.3 dieser Untersuchung.

sowie des Internationalen. Eine semiotische Analyse betrachtet Außenkulturpolitik dabei als spezifischen Zeichenaustausch zwischen Staaten, der – und hier bewegen wir uns schon jenseits des eigentlichen Zeichenaustauschs auf einer Ebene der analytischen Schlussfolgerung – diese Staaten in einer potentiell unendlichen Reihe aufeinander folgender Interpretationen letztlich überhaupt erst konstituiert und sie zugleich einem beständigen Wandel unterwirft.

Ecos Semiotik eignet sich aus mehreren Gründen als Grundlage für eine solche Außenkulturpolitik-Analyse; ich werde dies in diesem Kapitel in drei Schritten ausführen. Zunächst einmal ermöglicht sie es, zwischen einem engeren und einem weiteren Kulturbegriff zu unterscheiden. Jede Außenkulturpolitik-Analyse ist notwendig mit beiden konfrontiert; sie zu trennen, ist mehr als sinnvoll.[152] Ecos Begriff der Enzyklopädie ermöglicht es ferner, diese verschiedenen Kulturbegriffe methodisch fassbar zu machen und zugleich empirisch als Interpretationsumstände verstehen zu lassen, ohne kulturelle Differenzen zu essentialisieren. Aus diesen Feststellungen lassen sich schließlich in einem letzten Schritt wesentliche methodologische Eckpunkte einer semiotischen und interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse ableiten.

In einem sehr weiten Sinne lässt sich Kultur mit Eco als grundlegendste menschlich-soziale Eigenschaft denken, nämlich als Vermögen und Notwendigkeit, das Kontinuum des Seienden interpretativ zu gliedern, um es verstehbar zu machen. Begriffsgeschichtlich rekurriert ein solcher Kulturbegriff im Kern auf die aufklärerische Abgrenzung des Kulturellen von der Natur, die allerdings selbst wieder Teil des Kulturellen ist. Wissenschaftstheoretisch fußt er auf einer Überordnung des Kulturellen über die Gesellschaft: Kultur ist hier nicht einfach ein Teilbereich des Sozialen, sondern sie ist vielmehr diejenige anthropologische Ressource, die ein soziales Leben überhaupt erst ermöglicht.[153]

Ecos Vorschlag einer solchen Auffassung des In-der-Welt-Seins beruht auf der Annahme einer Sinnhaftigkeit der Welt, die durch menschliche Interpretation überhaupt erst denkbar wird. Diese Sinnhaftigkeit ist zugleich ohne menschliche Interaktion, sprich ohne wechselseitige Bezugnahme von Interpretationen, nicht vorstellbar. Kultur in einem sehr weiten Sinne erfasst dies als Akte der Interpretation, in denen und durch die das Kontinuum gegliedert wird. Ohne eine solche soziale Reziprozität wäre weder eine Vorstellung und eine Verortung des Subjektes selbst denkbar, noch wäre soziale Interaktion als Grundbedingung menschlicher Reproduktion möglich. Damit

152 Beider Trennung im Rahmen eines so genannten »erweiterten Kulturbegriffs« zu verwischen, scheint eine Tendenz gerade der deutschsprachigen Außenkulturpolitik-Forschung der vergangenen Jahrzehnte zu sein. Vgl. hierzu die Ausführungen ab S. 117 dieser Untersuchung.

153 Vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 1.1 dieser Untersuchung. Vgl. zu Natur und Kultur bei Eco auch Nöth 2002a.

überschreitet menschliche Kultur das, was üblicherweise unter dem Begriff der Konventionalität gefasst wird – zumindest dann, wenn sich Konventionalität auf das kollektiv Regelmäßige beschränkt.

Ein solch weiter Kulturbegriff vermag die in institutionalistischen und konstruktivistischen Ansätzen der Internationalen Beziehungen üblichen Kulturbegriffe zu klären. Aufgrund seines elementaren Charakters allgemeiner gehalten als jene, die sich üblicherweise in der Aufzählung spezifischer Phänomene wie »Ideen«, »Rollen«, »Bedeutungen« oder »Normen« erschöpfen, erreicht er einen deutlich höheren Grad der Abstraktheit. Ihm gilt Kultur nicht als bloße gesellschaftsbezogene Handlungsressource, wie es etwa weite Teile der konstruktivistischen und soziologisch-institutionalistischen Theorien der Internationalen Beziehungen unterstellen; der Kulturbegriff wird hier vielmehr dem Gesellschaftsbegriff konsequent übergeordnet. Dies macht ihn einerseits nicht nur anschlussfähiger für die verschiedensten Forschungsfragen, sondern verhindert auch den Ausschluss derjenigen Phänomene, die in einer solchen Aufzählung gerade nicht enthalten sind. Andererseits erschwert diese Abstraktheit die Durchführung empirischer Forschung, denn sie belässt zwischen empirischen Gegenständen auf der einen und der Vorstellung einer interpretativen Gliederung des Kontinuums auf der anderen Seite eine große konzeptionelle Leere.

Auch eine semiotische Analyse von Außenkulturpolitik muss diese Leere füllen. Unabdingbar ist es hierzu, zentrale Begriffe semiotisch und interpretativ fassbar zu machen. »Kultur«, »Staat«, »Nation« und »Internationales« sind, ausgehend von dem beschriebenen sehr weiten Kulturbegriff, als Versuche zu verstehen, bestimmte soziale Phänomene zu erfassen und zu gliedern – und damit letztlich als Versuche im Sinne Baumans und Ecos, das Kontinuum des Seienden interpretativ zu ordnen. Es handelt sich um kulturelle Konstrukte, mit deren Hilfe Welt verstehbar und damit letztlich überhaupt existent wird.[154] Von Nationen, Staaten und Kultur im engeren Sinne zu sprechen, ist vor diesem Hintergrund in einem sehr weiten Sinne kulturell, weil es dem Kontinuum in einem bestimmten Teilbereich Ordnung verleiht. In diesem Sinne habe ich im Rahmen meiner Ausführungen zum Nationalstaat geschrieben, dass auch der interpretative Akt einer Unterscheidung von Nation und Kultur selbst als kulturell zu verstehen ist: Er ist, wie Staat, Nation und Kultur, nicht gegebenes Element des Kontinuums, sondern Element seiner interpretativen Ordnung.

Auch beim Begriff des Internationalen handelt es sich um ein solches Element. In meinen Überlegungen zu einem möglichen Beitrag der Theorien Internationaler Beziehungen für eine Außenkulturpolitik-Analyse habe ich konstatiert, dass eine scharfe theoretische und methodologische Unterschei-

154 Hier zeigt sich einmal mehr das Problem, dass das Kontinuum nur hypothetisch als apriorisch gefasst werden kann, es aber faktisch keine vor-interpretative Welt gibt. Ordnen und das zu Ordnende bedingen sich gegenseitig. Vgl. dazu die Ausführungen ab S. 144 dieser Untersuchung.

dung zwischen staatlicher und internationaler Ebene zu Gunsten eines Verständnisses wechselseitiger Konstitution überwunden werden müsse. Ein semiotischer Zugriff, der enzyklopädisches Wissen und Interpretationen ins Zentrum rückt, ermöglicht genau dies: Das Internationale kann hier als enzyklopädisch präsentes und interpretativ immer wieder aktualisiertes Konstrukt verstanden werden, das im Rahmen von Semiosen mit Vorstellungen von Staaten und Nationen verknüpft wird und durch entsprechende semantische Vernetzungen seine Bedeutung überhaupt erst erhält.

Führt man sich an dieser Stelle nun den fehlenden vierten zentralen Begriff einer Außenkulturpolitik-Analyse vor Augen, nämlich jenen der Kultur, so sollte sich der Unterschied zwischen einem weiten und einem engen Kulturbegriff rasch erschließen. Kultur in einem engeren Sinne lässt sich als jenes kulturelle Konstrukt verstehen, das Außenkulturpolitik zu Grunde liegt und mit Staat, Nation und Internationalem enzyklopädisch in einer konstitutiven Wechselbeziehung steht. Es ist, wie jedes kulturelle Konstrukt, zugleich Voraussetzung und Ergebnis spezifischer Interpretationen und damit historisch und sozial kontingent. Es ist der Kultur in einem weiten Sinne, analog zu Staat, Nation und Internationalem, nachgeordnet und trägt die gleiche Bezeichnung wie jene, was man für eine unglückliche begriffsgeschichtliche Entwicklung halten mag. Anders als der weite Kulturbegriff, der ein abstraktes wissenschaftstheoretisches oder methodologisches Konstrukt darstellt, ist der enge für eine Außenkulturpolitik-Analyse allerdings gerade in seiner Eigenschaft als alltagspraktisches und soziales Konstrukt interessant.

Seine Besonderheit liegt darin, dass es seine eigene semantische Konstitution ausblendet, worauf ich schon im Rahmen meiner nationalismustheoretischen Überlegungen hingewiesen habe. Ich habe die legitimatorische Wirkung, die Kulturvorstellungen offensichtlich für Nationsvorstellungen haben, nicht nur als Ergebnis, sondern zugleich auch als Bedingung der Unterscheidung beider bestimmt. Sie ist insofern Bedingung, als die Veränderlichkeit des Kulturellen auf die Vorstellung sich wechselseitig differenzierender, im Kern aber unveränderlicher Nationen projiziert wird. In dieser wechselseitigen Abgrenzung findet die Notwendigkeit ihren Ursprung, nationale Kulturen durch Selektion und Innovation zu konstruieren. Zugleich fußen der Nationsgedanke und seine vermeintliche Transhistorizität auf dem Imaginieren sich veränderlicher Kulturen als Verdinglichungen vermeintlicher Nationen.[155]

Hier liegt eine semantische Verknüpfung von Kultur und Nation vor, die mit Eco als Teil eines komplexen enzyklopädischen Netzwerks verstanden werden kann. Sie lässt sich darüber hinaus und in sehr viel detaillierterer Weise als Ideologie beschreiben: Darunter versteht Eco jene semantischen Strukturen, die ihren eigenen Ursprung negieren, eine umfassende semantische Fixierung erhalten, keiner eigenen Legitimation zu bedürfen scheinen

155 Vgl. hierzu Unterkap. 1.3.2 dieser Untersuchung.

und damit als quasi-natürlich auftreten. Tatsächlich stehen Nation und Kultur, konstituiert durch komplexe und wiederholt relativ einheitliche Interpretationen, in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis, das legitimatorische Wirkungen erzeugt, ohne selbst – von einer nur vermeintlichen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit abgesehen – legitimiert zu sein und scheinbar ohne einer solchen Legitimation zu bedürfen.[156]

Aus nationalismustheoretischer Sicht lässt sich Ecos Vokabular überdies hinsichtlich eines weiteren Aspektes fruchtbar machen. Ich habe, in Anlehnung an modernistische Ansätze, die Irrelevanz vermeintlicher Objektivität betont. Diejenigen Phänomene, die einer Kultur im engeren Sinne zugeordnet oder von ihr ausgeschlossen werden, bestimmen sich interpretativ durch Selektion und Innovation – nicht durch vermeintlich objektive Kriterien. Dieser Umstand lässt sich mit Ecos Annahme, dass eine Zeichen-Funktion keine Intention und keinen Referenten voraussetze, semiotisch und sozialwissenschaftlich begründen. Keineswegs nämlich bedingt die nationalistische Zuordnung eines kulturellen Objektes, dass dieses mit nationalistischer Intention produziert wurde; es genügt vielmehr eine entsprechende Interpretation. Zugleich wird man bei kulturellen Objekten einen Referenten als objektiven und empirischen Kern des Nationalen kaum nachweisen können, hingegen ist ihre interpretative Nationalisierung als Prozess potentiell unendlicher Semiose, in der durch komplexe Interpretantenketten ein Signifikat bestimmt wird, sehr viel besser zu erklären.

Diese Ausführungen zeigen, dass sich mit Ecos Vokabular und nationalismustheoretischem Inhalt zwei Konzepte von Kultur entwickeln lassen, die gegenüber den gängigen Kulturbegriffen in den konstruktivistischen und soziologisch-institutionalistischen Theorien Internationaler Beziehungen einen Fortschritt darstellen. Sie ermöglichen es, Kultur einerseits als eine menschliche Seinsbedingung, andererseits als ein interpretatives Konstrukt zu verstehen, durch das sich Nationen voneinander abgrenzen und hierdurch überhaupt erst konstituieren.

Ein Problem für eine Außenkulturpolitik-Analyse ergibt sich gleichwohl daraus, dass der Kulturbegriff selbst bei Eco vergleichsweise unklar bleibt. Dies zeigt sich etwa daran, dass hier einerseits Semiotik als wissenschaftliche Form der Kulturanthropologie und Kultur entsprechend als Vermögen und Notwendigkeit bestimmt wird, Inhalt unter bestimmten historisch-anthropologischen Bedingungen zu segmentieren.[157] Hier liegt ein weiter Kulturbegriff vor, der tendenziell die gesamte Menschheit umfasst. Andererseits beschreibt Eco etwa in einer Erwiderung auf Richard Rortys Kritik

156 Ich habe im Rahmen meiner Ausführungen zu Ecos Semiotik vorgeschlagen, solche Ideologien zusammen mit Frames als Interpretationsmuster zu bezeichnen. Dies ist ein Begriff, der gerade bei der Analyse des für eine Außenkulturpolitik-Analyse zentralen Verhältnisses von Kultur und Nation sinnvoll zu sein verspricht.

157 Eco 1977a, S. 185-186.

an seiner Textsemiotik dasjenige begrenzte Kollektiv als Kultur, das einen Konsens über bestimmte Interpretationen herzustellen vermag.[158] Eine saubere Ausarbeitung des Kulturbegriffs als der Bezeichnung (oder auch des Charakteristikums) eines relativ geschlossenen Kollektivs in Abgrenzung von Kultur als menschlicher Seinsbedingung sucht man hier vergeblich. Letztlich ist dieses Problem bei und mit Eco selbst nicht zu lösen.[159]

Nichtsdestotrotz lässt sich zu dieser Frage Ecos Semiotik mit Hilfe Ecos weiterdenken, was ich im Folgenden unter Rückgriff auf seinen Begriff der Enzyklopädie tun werde. Tatsächlich nämlich finden sich bei Eco fünf verschiedene, wenngleich nicht systematisch voneinander unterschiedene Enzyklopädie-Konzepte.[160] Zwei von ihnen sind individuell: Enzyklopädie kann hier die sprachlichen oder kulturellen Kompetenzen meinen, die ein Individuum tatsächlich hat oder durchschnittlich haben muss, um an einer bestimmten semiotischen Sphäre teilhaben zu können.

Zwei weitere Enzyklopädie-Konzepte sind hingegen kollektiv bzw. sozial: Enzyklopädie kann hier einmal – als globale Enzyklopädie – das Gesamtrepertoire allen Wissens und aller Interpretationen meinen;[161] sie ist folglich dasjenige Konstrukt, das sich aus der Annahme von Kultur als anthropologischer Seinsbedingung notwendig ergibt. Damit steht ein solcher globaler Enzyklopädie-Begriff dem weiten Kulturbegriff nahe: Die Tatsache, dass Menschen das Kontinuum, mit dem sie konfrontiert sind, durch eine interpretative Praxis gliedern, führt zur abstrahierenden Annahme eines Gesamtkomplexes aller bislang vollzogenen Interpretationen und daraus resultierenden Ordnungsvorstellungen. Es kann sich dabei selbstredend um nicht mehr als eine regulative, methodologisch begründete Hypothese handeln.

Zum anderen kann Enzyklopädie bei Eco im kollektiven bzw. sozialen Sinne auch das durchschnittliche enzyklopädische Wissen bezeichnen, das eine bestimmte Gruppe von einer anderen Gruppe unterscheidet. Fragt man nach einem möglichen Zusammenhang zwischen einem solchen Enzyklopädie-Begriff und einem Kulturbegriff im engeren Sinne, so scheint zunächst einmal nahezuliegen, sie analog zu ihrem globalen Pendant als eine Art Resultat anzusehen: Kultur im engeren Sinne wäre danach eine begrenzte, relativ geschlossene und relativ stabile soziale Gruppe, die eine bestimmte Enzyklopädie teilt und die aufgrund dieser von anderen Kulturen relativ eindeutig zu unterscheiden ist.[162] Eine solche Auslegung überzeugt allerdings

158 Eco 1994, S. 154.

159 Vgl. Violi 1992.

160 Ich lehne mich dabei an Violi 1992 an, die allerdings explizit nur vier Enzyklopädie-Begriffe Ecos unterscheidet. Vgl. dazu auch Eco 2007, S. 55-77; Eco 1985b, S. 77-130.

161 Eco 2007, S. 55.

162 In dieser Weise scheinen etwa Patrizia Violi und, in Anlehnung an diese, Anna Maria Lorusso Ecos Enzyklopädiebegriff auszulegen; Violi 1992, S. 104; Lo-

nicht. Aus methodologischer Sicht läge hier das vor, was Brubaker als Verwechslung von Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse bezeichnet; Kultur im engeren Sinne ist schließlich eine Kategorie der (Interpretations-)Praxis, wie meine obigen Ausführungen zu diesem Begriff verdeutlichen. Diese Kritik lässt sich nun freilich mit Eco semiotisch reformulieren: Aus theoretischer Sicht fiele man mit einer solchen Auslegung hinter Ecos reflexive und interpretative Grundlegung der Semiotik zurück, da hier eine bestimmte Interpretation – Kultur im engeren Sinne – zur analytischen wie auch anthropologischen Bedingung einer sozial bzw. kollektiv begrenzten Enzyklopädie sowie daraus resultierender Interpretationen gemacht würde. Zwar macht eine solche wechselseitige Bezugnahme von Interpretationen gerade den Kern des Enzyklopädie-Begriffs aus, allerdings verträgt sich eine derart weit reichende Privilegierung bestimmter Interpretationen weder mit meinen acht Dimensionen einer interpretativen Sozialwissenschaft noch mit den Grundannahmen der Ecoschen Semiotik, die eine quasi-anthropologisierende Determiniertheit von Enzyklopädien doch gerade nicht vorsehen.

Der enge Kulturbegriff kann deshalb, anders als der weite, nicht in einer quasi-kausalen, direkten Beziehung zu dem entsprechenden Enzyklopädie-Konzept stehen. Dieser Sachverhalt lässt sich auch aus einer anderen Perspektive begründen, die eine interpretative sozialwissenschaftliche Analyse möglicherweise noch weiter führt. Der globale Enzyklopädiebegriff ist per Definition ein Konstrukt mit allumfassendem Anspruch, ein Außerhalb seiner kann es nicht geben. Für den Enzyklopädiebegriff im sozialen oder kollektiven Sinne kann dies umgekehrt nicht gelten. Versteht man unter einer solchen Enzyklopädie, wie oben beschrieben, das durchschnittliche Wissen, das eine bestimmte Gruppe von einer anderen Gruppe unterscheidet, so setzt dies notwendig die Existenz anderen Wissens voraus, das der betreffenden Gruppe nicht zur Verfügung steht. Mehr noch, die Gruppe selbst konstituiert sich überhaupt erst durch das Vorhandensein dieses Wissens – sie ist damit, führt man sich den permanenten Wandel und die Widersprüchlichkeit von Enzyklopädien vor Augen, wie auch die Enzyklopädie selbst in dem und für den Moment der Interpretation bzw. der Semiose überhaupt erst existent und präsent.

Damit müssen Gruppe und soziale bzw. kollektive Enzyklopädie als hypothetische Konstrukte behandelt werden, die der Semiotik ein Verstehen bestimmter Interpretationen zwar ermöglichen, aber eben niemals genau und objektiv eingegrenzt bzw. definiert werden können. Eine solche soziale Gruppe bzw. ein solches Kollektiv ist semiotisch interessant, ihre tatsächliche Existenz und zeitliche Dauerhaftigkeit kann und darf aber, anders als es die alltägliche Interpretationspraxis macht, nicht behauptet werden. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um eine Gruppe von Staatsoberhäuptern, um

---

russo 2008, S. 67. Tatsächlich finden sich Äußerungen bei Eco, die sich in dieser Richtung interpretieren lassen; Eco 2007, S. 56; Eco 1994, S. 154. Ich nehme im Folgenden mit Ecos Hilfe eine Kritik an Eco vor.

einen Verein, um ein Fußballteam handelt – oder eben um eine Kultur als Kollektiv im Herderschen Sinne. Für eine Außenkulturpolitik-Analyse hat dies einmal mehr zur Konsequenz, dass sie Kultur im engeren Sinne radikal als Kategorie der Praxis bzw. als inhaltlicher, interpretativ konstruierter Bestandteil enzyklopädischen Wissens verstehen muss. Solche kollektiven bzw. sozialen Enzyklopädien überschreiten als kulturelles Wissen Nationen und Staaten, sie sind also gerade nicht mit diesen identisch oder analog – denn Außenkulturpolitik wird ja von zahlreichen Staaten in ähnlicher Weise betrieben und innerhalb zahlreicher Staaten in ähnlicher Weise interpretiert.

Indem soziale bzw. kollektive Enzyklopädien auf der einen und Kulturen im engeren Sinne auf der anderen Seite methodologisch nicht als identisch oder einander analog verstanden werden, lässt sich der spezifische Beitrag erfassen, den die alltagspraktische Idee von Kultur in der internationalen Politik offenbar zu leisten vermag. Außenkulturpolitik betreffende soziale bzw. kollektive Enzyklopädien stehen nicht den Mitgliedern einer Gruppe zur Verfügung, die eine gemeinsame Kultur bildeten oder eine gemeinsame Kultur hätten. Sie bilden vielmehr den Wissenshorizont jener Gruppe der an Außenkulturpolitik Beteiligten, die gemeinsam die Vielzahl und Verschiedenheit von Kulturen, ihre nationalistische Verortung und gegenseitige Abgrenzung denken und dadurch erst Vorstellungen von Staaten, Nationen und Kulturen konstruieren.[163]

Wenn nun aber der weite Kulturbegriff und der globale Enzyklopädiebegriff einerseits sowie der enge Kulturbegriff und der kollektive bzw. soziale Enzyklopädiebegriff andererseits in einem völlig disproportionalen und divergierenden Verhältnis zueinander stehen, so stellt sich die Frage nach den methodologischen Konsequenzen für eine empirische semiotische Untersuchung im Allgemeinen und eine entsprechende Außenkulturpolitik-Analyse im Besonderen. In diesem Zusammenhang wird Ecos Konzept der lokalen Enzyklopädien interessant.[164] Darunter versteht er dasjenige Wissen, das im Rahmen konkreter zusammenhängender Semiosen innerhalb bestimmter Interpretationssituationen als relevant bestimmt und skizziert werden kann.[165]

Eine wissenschaftliche Analyse kann ausschließlich auf solche lokalen Enzyklopädien zielen.[166] Hintergrund hierfür ist der mit Enzyklopädien ver-

---

163 Womit alle gemeint sind, die in irgendeiner Weise zu beliebigen Zwecken über den Austausch von Kultur zwischen Staaten oder über kulturelle Objekte anderer Staaten als solche nachdenken.

164 Zu Recht betont Violi, dass es sich dabei nicht um jenen engen Enzyklopädiebegriff handelt, den Eco relativ begrenzten Gruppen zuschreibt und den ich als sozial bzw. kollektiv bezeichnet habe; Violi 1992, S. 104.

165 Vgl. Eco 1985b, S. 108; Eco 2007, S. 56-67. Vgl. dazu auch Caesar 1999, S. 115; Cosenza 1992, S. 119-120.

166 Sämtliche anderen Enzyklopädie-Konzepte, die ich geschildert habe, können dabei als theoretische Voraussetzungen wie auch als Resultate ihrer lokalen Va-

bundene Gedanke, dass Menschen in Situationen interpretativer Praxis zwar ein bestimmtes kulturelles Wissen abduktiv anwenden, sich dieses Wissen aber aufgrund seiner praktischen Einbindung stets nur situativ verortet, bruchstückhaft und momenthaft zeigt. Lokale Enzyklopädien zu beschreiben bedeutet vor diesem Hintergrund, solches Wissen im Moment seiner Instantiierung aus dem Fluss der Zeit herauszureißen und festzuhalten. Die Skizze einer lokalen Enzyklopädie kann dabei allerdings nicht mehr als eine momenthafte, hypothetische und selbst abduktive Beschreibung von Wissensbeständen sein, die im Rahmen einer Interpretation herangezogen, neu gebildet, verworfen oder verändert worden sind.

Nun kann aber auf der anderen Seite über das Besondere spezifischer Interpretationen und lokaler Enzyklopädien weder alltagspraktisch noch wissenschaftlich gesprochen werden, ohne in irgendeiner Weise Verallgemeinerungen vorzunehmen. Dies ergibt sich implizit aus Ecos Insistieren auf einem, wenngleich interpretativ gebundenen, Rest an Konventionalität und auch aus seiner Annahme, es könne so etwas wie einen relativen Konsens über richtige Interpretationen geben. Jede Kommunikation über Kommunikationen ist gezwungen, solche Konventionalitäten zu explizieren und solche Konsense zu thematisieren – hypothetisch und abduktiv.[167] Eine Beschreibung lokaler Enzyklopädien, ganz gleich ob wissenschaftlich oder alltagspraktisch, kann vor diesem Hintergrund spätestens ab jenem Moment, in dem sie sich ihrer eigenen Meta-Position bewusst wird, nicht mehr ohne die Hilfskonstrukte der vier anderen Enzyklopädien auskommen. Eine semiotisch interessierte Außenkulturpolitik-Analyse versucht deshalb, Bedeutungen zu erschließen, die sich als relativ fixe Wissensbestände plausibilisieren lassen, ohne allerdings den grundsätzlich prekären und kontingenten Charakter jeglicher Enzyklopädie in Abrede zu stellen.

Die Überlegungen dieses Kapitels können abschließend in sechs Eckpunkten einer Außenkulturpolitik-Analyse zusammengefasst werden. Sie alle sind mit den Kriterien und Anforderungen vereinbar, die poststrukturalis-

---

riante aufgefasst werden: Die Annahme einer globalen Enzyklopädie liegt aufgrund der notwendig interpretativen Welterschließung des Menschen nahe. Die Annahme sozialer bzw. kollektiver Enzyklopädien muss vorausgesetzt werden, damit Enzyklopädien überhaupt lokal und abduktiv aktualisiert werden können; sie ist zugleich Resultat lokaler Enzyklopädien, da keine Enzyklopädie unabhängig von konkreten Interpretationen gedacht werden kann. Individuelle Enzyklopädien schließlich bilden die Voraussetzungen dafür, dass abduktives Interpretieren überhaupt denkbar ist. Gleichwohl haben diese verschiedenen Varianten der Enzyklopädie gerade aufgrund ihrer Bruchstückhaftigkeit, Momenthaftigkeit und Situativität allenfalls analytischen Charakter. Eine Bestimmung und Unterscheidung ihrer ist unmöglich und kann, wenn ich sie vorgenommen habe, lediglich Sinn und Wert im Rahmen einer theoretischen Begründung semiotischer Methodologien haben.

167 Vgl. zur Notwendigkeit von Verallgemeinerungen auch Strathern 1995, S. 181.

tische Theorien Internationaler Beziehungen sowie post-klassische Nationalismustheorien stellen, die ich in Teil I dieser Untersuchung hergeleitet habe:

- Eine semiotisch interessierte Außenkulturpolitik-Analyse untersucht Außenkulturpolitik als einen Austausch von Zeichen. Sie setzt bei der Interpretation kultureller Objekte an, im konkreten Fall vorwiegend bei der Interpretation derjenigen Objekte, die Staaten der eigenen Kultur zurechnen und in anderen Staaten präsentieren. Dabei legt sie den Begriff des kulturellen Objektes sehr weit aus: Er umfasst nicht nur Gegenstände, sondern grundsätzlich alles, was von Interpret(inn)en in irgendeiner Weise als relevant erkannt wird; dies können etwa auch Handlungen, Gedanken oder Emotionen sein. Sie behandelt diese Objekte nicht als Zeichen im Sinne einer essentiell verankerten Zeichenhaftigkeit, sondern interessiert sich für Zeichen-Funktionen, die seitens bestimmter Interpret(inn)en interpretativ zugeschrieben werden, wodurch wissenschaftliche und alltagspraktische Relevanz überhaupt erst entsteht.
- Eine solche Außenkulturpolitik-Analyse berücksichtigt die Materialität dieser kulturellen Objekte, ohne sie zu fetischisieren. Ohne Materialität wäre ein »Verbringen« dessen, was der eigenen Kultur zugerechnet wird, in einen anderen Staat ebenso wenig möglich wie dessen Interpretation. Ohne die Annahme einer letztlich materiellen Fixierung des Interpretierten wäre ferner die Vorstellung sinnlos, dass sich aus Interpretationen heraus kulturelles Wissen in Form von Enzyklopädien entwickeln ließe. Artefakte sind vergegenständlicht, Gefühle werden in Gestiken oder Mimiken sichtbar, Handlungen brauchen Körper, Gedanken benötigen eine mündliche oder schriftliche Fixierung. Diese Beispiele zeigen zugleich, dass der Begriff des Materiellen weit ausgelegt werden sollte.
- Von der jeweiligen Interpretation eines kulturellen Objektes in der beschriebenen Weise ausgehend, versucht eine semiotisch interessierte Außenkulturpolitik-Analyse, das herangezogene kulturelle Wissen als lokale Enzyklopädie zu beschreiben. Sie benennt zentrale Konzepte und Interpretationsmuster, die innerhalb einer solchen lokalen Enzyklopädie eine wichtige Rolle spielen, und versucht, deren semantische Verknüpfungen nachzuvollziehen. Für eine Außenkulturpolitik-Analyse sind dabei insbesondere die Begriffe der Nation, des Staates, des Internationalen und der Kultur von zentraler Bedeutung.
- Eine solche Analyse nimmt die Vorstellung eines zentrumslosen Netzwerks potentiell unendlich vieler miteinander verknüpfter semantischer Knotenpunkte, die in Semiosen als Interpretanten auftauchen können, überaus ernst. Sie verzichtet allerdings darauf, Interpretantenketten empirisch beschreiben zu wollen, sondern versteht Interpretanten vielmehr im Ecoschen Sinne als theoretische Hilfskonstruktion, um eine Bedeutungsgebung ohne die Annahme eines Referenten denken zu können. Andernfalls läuft sie Gefahr, einem »Kognitivismus« zu verfallen – also dem es-

sentialisierenden Glauben, kognitive Strukturen erfassen zu können. Zu sagen, dass Kultur mit Staat, Nation und Internationalem in einem wechselseitigen Bezug steht, lässt sich in einer Analyse spezifischer Interpretationsakte plausibilisieren und analysieren, ohne Interpretantenketten beschreiben zu wollen.

- Eine Außenkulturpolitik-Analyse ist sich der notwendigen Kontingenz, der permanenten Prekarität und der inhärenten Widersprüchlichkeit einer jeden Enzyklopädie bewusst und versucht nicht, die Existenz und Erkennbarkeit fixer Bedeutungsstrukturen oder Codes zu behaupten. Sie räumt deshalb der Besonderheit eines jeden Einzelfalls einen angemessenen Raum ein und bemüht sich, Prekaritäten und Widersprüchlichkeiten offenzulegen. Sie ist sich, damit zusammenhängend, zugleich des eigenen hypothetischen Charakters bewusst. Eine interpretative sozialwissenschaftliche Analyse ist selbst abduktiv, sie nimmt selbst Interpretationen kultureller Objekte vor, die für sie Zeichen-Funktion haben. Gegenüber den von ihr untersuchten Interpretationsakten nimmt sie keinen übergeordneten Status ein, sondern sie entwickelt Interpretationen als Interpretationen von Interpretationen, die im Anschluss selbst wieder interpretiert werden mögen. Damit ist eine Außenkulturpolitik-Analyse unweigerlich Teil eines Diskurses, der Staaten, Nationen, Internationales und Kultur konstituiert; sie wird sich dem letztlich kaum entziehen können. Von der Notwendigkeit, zwischen Kategorien der Analyse und Kategorien der Praxis bestmöglich zu trennen, entbindet dies gleichwohl nicht.
- Zum Abschluss dieser Auflistung sei noch eine Schlussfolgerung erlaubt, die sich gleichsam indirekt aus dem eben Genannten ableiten lässt. Eine im engeren Sinne richtige oder passende Methodik für eine Außenkulturpolitik-Analyse gibt es nicht. Die Sozialwissenschaften haben in den vergangenen Jahrzehnten eine Vielzahl quantitativer und qualitativer Methoden hervorgebracht. Sie alle weisen in Abhängigkeit von bestimmten Forschungszielen und Forschungsgegenständen Vorteile und Nachteile auf. In jedem Falle aber dienen sie vorwiegend der Reduktion von Komplexität und der heuristischen Plausibilisierung der Ergebnisse. Der Interpretativität als menschlicher – und damit wissenschaftlicher – Seinsbedingung ist auch durch methodische Stringenz und Redlichkeit nicht zu entkommen, so sinnvoll diese grundsätzlich auch sein mögen.

Ich habe im vierten dieser sechs Eckpunkte betont, dass eine solche Analyse sich nicht darauf einlassen sollte, Interpretanten-Ketten zu beschreiben. Bei ihnen handelt es sich vielmehr schon bei Eco um eine Hilfskonstruktion, mit der ein zu starres Verständnis semantischer Strukturen aufgebrochen werden soll, was ihn letztlich zum Begriff der Enzyklopädie führt. Gleichwohl bleibt die Frage offen, was genau man nun als Bestandteile von Enzyklopädien benennen kann. Es dürfte relativ nahe liegen, hier zum einen auf zentrale Begriffe und Konzepte zu verweisen – in einer Außenkulturpolitik-Analyse insbesondere die von mir herausgestellten Begriffe Staat, Nation, Inter-

nationales und Kultur. Deren wechselseitige Verknüpfung in konkreten Interpretationssituationen bestmöglich zu beschreiben, gegebenenfalls auch in Verbindung mit weiteren Begriffen und Konzepten, stellt aber nur eine von mehreren Notwendigkeiten dar.

Ein weiterer wesentlicher Bestandteil einer Außenkulturpolitik-Analyse sollten Interpretationsmuster sein, die ich im dritten der sechs Eckpunkte angesprochen habe. Auf den ideologischen Charakter von Kultur im engeren Sinne, die ihre eigenen Konstitutionsbedingungen ausblendet, habe ich bereits hingewiesen. Dies stellt ein wichtiges, keineswegs aber das einzige Interpretationsmuster dar, mit dem eine Außenkulturpolitik-Analyse konfrontiert ist. Ich habe in der Einleitung zu dieser Untersuchung etwa auch darauf hingewiesen, dass Kultur im Rahmen von Außenkulturpolitik oft wohlwollend oder positiv wahrgenommen wird. Es scheinen hier sehr häufig spezifische Wertvorstellungen vorzuliegen, die kulturelle Objekte als wertzuschätzende interpretieren lassen. Hier liegt eine Interpretationsweise vor, die bestimmten Objekten offenbar eine spezifische Eigenschaft zuschreiben lässt. Die dahinterstehenden Interpretationsmuster gilt es im folgenden Kapitel genauer zu untersuchen.

2.2 AUTOREFERENTIALITÄT UND UNIVERSALISMUS

Ich habe im Rahmen meiner Überlegungen zu Theorien Internationaler Beziehungen und zu Theorien des Nationalstaats schon vier zentrale Begriffe einer Außenkulturpolitik-Analyse erarbeitet und analysiert, nämlich jene des Staates, der Nation, des Internationalen und der Kultur. Sie alle sind hochgradig relevant, können aber gerade hinsichtlich ihrer wechselseitigen interpretativen Konstitution im Rahmen einer Außenkulturpolitik-Analyse nicht verstanden werden, wenn der Dreh- und Angelpunkt ihres Verhältnisses zueinander unklar bleibt: Gemeint ist die häufig wohlwollende oder positive Wahrnehmung dessen, was als Kultur anderer Staaten bzw. Nationen angesehen wird. Es gilt daher, dasjenige genauer zu betrachten, was im Rahmen von Außenkulturpolitik als Kultur angesehen wird und was ich als interpretatives Konstrukt sowie mit Eco als Bestandteil einer Enzyklopädie bestimmt habe. Kultur als einen Faktor der wechselseitigen Abgrenzung und Konstitution von Nationen zu beschreiben, wie ich es in Kapitel 2.3 getan habe, erfasst dabei allerdings nur eine Hälfte des Phänomens. Es ist dies genau jene Hälfte, aus der die eben erwähnte wohlwollende und positive Wahrnehmung ausgeblendet bleibt.

Es gilt im Folgenden, diesen blinden Fleck meiner bisherigen Ausführungen zu erhellen. Dazu ist es zunächst erneut notwendig, wenngleich in weit geringerem Umfang als in Teil I dieser Untersuchung, poststrukturalistische Überlegungen zu Internationalen Beziehungen mit post-klassischen Überlegungen zur modernen Nationalstaatlichkeit zu konfrontieren. Es ist die Frage zu klären, ob und in welcher Weise beide staaten- bzw. nationen-

übergreifende Aspekte und Konzepte von Staatlichkeit beschreiben, die uns in irgendeiner Weise jene wohlwollende oder positive Wahrnehmung von Kultur verstehen oder zumindest erahnen lassen. Ich gehe dabei davon aus, dass es jene Aspekte tatsächlich geben muss, da andernfalls weder Kultur als Konstrukt zur Differenzierung von Nationen im Allgemeinen noch Außenkulturpolitik im Besonderen denkbar wären. Ich gehe ferner davon aus, dass jene Aspekte in Konzepten durchscheinen, die gemeinhin mit den Begriffen Universalismus und Partikularismus bezeichnet werden.

2.2.1 Universalismus und Partikularismus

Die Begriffe Partikularismus und insbesondere Universalismus weisen ein enorm breites Bedeutungsspektrum auf. Gleichwohl kann man sich ihnen in einem ersten Schritt annähern, indem man sich auf das konzentriert, was beide als einander widersprechend erscheinen lässt: Gemeint ist der Gegensatz von Allgemeinheit und Besonderem. Während Universalismen in irgendeiner Form Phänomene als allgemeine Phänomene zu beschreiben suchen, wollen Partikularismen auf der anderen Seite spezifische Besonderheiten erfassen. Wissenschaftlich tritt dieses Gegensatzpaar dabei in den verschiedensten Disziplinen und Kontexten auf. Nur um einige Beispiele zu nennen: Die Frage nach dem Verstehen der Unterschiede zwischen Gruppen und Gesellschaften ist kaum von der Frage zu trennen, was auf der anderen Seite allen Menschen gemeinsam ist.[168] Durchaus in einer gewissen Nähe hierzu stellt sich für die Moralphilosophie die Frage, ob ihren Aussagen universelle Gültigkeit zukommen kann, oder ob diese vielmehr als Resultat partikularistischen Denkens relativiert werden sollten.[169] In diesem Zusammenhang spielt seit der Aufklärung die Frage nach der universellen Gültigkeit von Menschenrechten eine zentrale Rolle, ich komme hierauf an späterer Stelle ausführlicher zu sprechen. Ferner stehen mindestens seit Platon Sprachphilosophie und Semiotik vor der Frage, ob allgemeine Aussagen und Begriffe eine tatsächliche Existenz haben oder ob sie menschliche Konstruktionen sind – ein Problem, das im Universalienstreit der Scholastik seinen Höhepunkt fand.[170] Wissenschaftstheoretische und methodologische Überlegungen sind notwendig mit der Frage konfrontiert, ob und wie aus der Besonderheit des Einzelfalls generalisierende Aussagen über universell Gültiges abgeleitet werden können.[171] Eng hiermit verbunden ist die Frage,

168 Vgl. beispielhaft Schatzki 2003.

169 Vgl. beispielhaft Baumann 2001, S. 53; Tugendhat 1997.

170 Vgl. beispielhaft Morris 1973, S. 75-79; Eco 1977, S. 117-157; Nöth 2000, S. 145-146.

171 Vgl. beispielhaft Strathern 1995. Auch bei Eco findet sich der wissenschaftstheoretisch relevante Gegensatz von Universalismus und Partikularismus, wenn er die Notwendigkeit des Zeichengebrauchs als menschliche Universalie, den

ob es ein volles, universelles Wissen überhaupt geben könne, oder ob dieses nicht notwendig partikular und begrenzt sein müsse.[172]

Für meine eigenen Überlegungen sollen diese wenigen Beispiele vielfältiger Erscheinungsformen des grundlegenden Gegensatzes von Universalismus und Partikularismus als Einführung in die Problematik genügen. Ich wende mich im Folgenden zwei sehr speziellen Konstellationen von Allgemeinem und Besonderem zu, die im Rahmen einer Außenkulturpolitik-Analyse eine genauere Betrachtung verdienen. Diesem Vorgehen liegt die zunächst banale Feststellung zu Grunde, dass in Theorien Internationaler Beziehungen wie auch in Theorien des Nationalstaats sehr häufig das Verhältnis von Nationalstaatlichkeit und Internationalem mit Hilfe der Begriffe Universalismus und Partikularismus formuliert wird.

So hat etwa schon Benedict Anderson in seiner Einleitung zur »Erfindung der Nation« auf einen paradoxen Aspekt des Begriffs der Nation aufmerksam gemacht, durch den zahlreiche Nationalismustheorien irritiert worden seien:

»Der formalen Universalität von Nationalität als soziokulturellem Begriff – in der modernen Welt kann, sollte und wird jeder eine Nationalität ›haben‹, so wie man ein Geschlecht ›hat‹ – steht die marginale Besonderheit ihrer jeweiligen Ausprägungen gegenüber, wie zum Beispiel die definierte Einzigartigkeit der Nationalität ›Griechisch‹.« [173]

In ähnlicher Weise wie Anderson beschreibt auch John Breuilly aus einer stärker als Analyse nationalistischer politischer Bewegungen formulierten Perspektive diesen Sachverhalt. Er konstatiert, dass eine Nation zwar als begrenzte Gesamtheit an Bürgern verstanden werde, ein Recht auf nationale Selbstbestimmung aber stets in universalistischen Begriffen formuliert werde.[174] Ein unabhängiger Nationalstaat erscheint hier nicht als legitim aufgrund der Geschlossenheit einer Nation, sondern aufgrund eines universell gültigen, legitimen Anspruchs jeder Nation auf ihre eigene Staatlichkeit. Michael Billig schließlich, der sich vorwiegend für nationalistische Gruppen induzierende alltagskulturelle Phänomene interessiert, betont, dass die Vorstellung eines »Wir« stets mit der Vorstellung eines analog sich reproduzierenden »Sie« einhergeht. Die Analogie zwischen beiden beruhe dabei nicht nur auf wechselseitiger Abgrenzung, sondern gerade auch auf dem An-

konkreten Zeichengebrauch aber als kontext- und praxisgebunden sieht. Vgl. dazu meine Ausführungen in Unterkap. 2.1.2 dieser Untersuchung.

172 Vgl. beispielhaft Cox 2002, S. 211.

173 Anderson 1993, S. 14-15. Vgl. dazu auch Gellner 1991, S. 15-16; Geertz 1965, S. 108-109; Brubaker 2000, S. 79.

174 Breuilly 1982, S. 342.

spruch der hierdurch konstruierten Kategorien »Wir« und »Sie« auf universelle Gültigkeit.[175]

Diese Analysen lassen den Nationalismus als eine Denkweise erkennen, die einerseits universelle Gültigkeit für das Prinzip der Nation beansprucht, dieses Prinzip sich dann aber gerade in der Konstruktion partikularistischer Nationen verwirklicht. Das Partikulare wird hier zum Inhalt des Universellen, umgekehrt dient das Universelle als Leitsatz zur Rechtfertigung des Partikularen. Dabei weist der Nationalismus in doppelter Weise einen universalistischen Anspruch auf: Zum einen verlangt er selbst universelle Gültigkeit für sich selbst, ein außerhalb der nationalistischen Ordnung lässt er nicht zu. Zum anderen verlangt er universelle Akzeptanz der Legitimität und Existenz jedes einzelnen nationalistischen Partikularismus, der sich auf ihn beruft.

Vor diesem Hintergrund lässt sich aus nationalistischer Sicht eine internationale Ebene nur unter Berufung auf eben diesen Universalismus denken. Das Prinzip der Souveränität etwa, das die politikwissenschaftliche Forschung zu Internationalen Beziehungen von Beginn an intensiv beschäftigte, beruht aus dieser Perspektive existenziell auf der erfolgreich durchgesetzten eigenen universellen Gültigkeit und inhaltlich auf der gleichfalls erfolgreich durchgesetzten universellen Akzeptanz je einzelstaatlicher Souveränitäten. Als souverän erscheint hier, wer seine eigene Besonderheit unter Berufung auf das universalistische Prinzip des Nationalismus erfolgreich durchzusetzen vermag.

Eine solche simplifizierende Übertragung nationalismustheoretischer Überlegungen auf die Internationalen Beziehungen vernachlässigt allerdings einen wesentlichen Aspekt des Universalismus, auf den der Politikwissenschaftler R.B.J. Walker in mehreren Arbeiten zum Verständnis staatlicher Souveränität in der internationalen Politik und insbesondere in den klassischen Theorien der Internationalen Beziehungen aufmerksam gemacht hat. Tatsächlich nämlich sind Universalismus und Partikularismus keineswegs so einfach auf internationaler und nationaler Ebene zu verorten, wie es ein entsprechender Versuch zunächst suggeriert.

Walker konstatiert, dass die Spannung zwischen Partikularismus und Universalismus das gesamte westliche Denken seit der Antike beschäftigt habe. Im liberalen Denken habe sich dieser Gegensatz auf eine scharfe Trennung zwischen einem Inneren-des-Staates und einem Zwischen-den-Staaten reduziert: Das Internationale erscheine vor diesem Hintergrund als gefährlich, anarchisch und ungeordnet, während Gemeinschaftlichkeit und Ordnung innerhalb der Staaten verortet würden. Die Theorien Internationaler Beziehungen hätten sich vor diesem Hintergrund zu jener Disziplin entwickelt, die sich notwendig nur mit reiner Macht und instabiler Kooperation beschäftige bzw. beschäftigen wolle – eben mit dem Internationalen.[176] Da

175 Billig 1995, S. 82-87.

176 Walker 1984, S. 185-188.

sie dies selbst aus einer westlichen und liberalen Perspektive heraus tue und sich stärker als die meisten anderen Wissenschaften einer Kritik des eigenen Ethnozentrismus verweigerte, reproduziere sie diese Sichtweise zugleich.

Damit widerspricht Walker meiner oben skizzierten, simplifizierenden Übertragung nationalismustheoretischer Überlegungen auf die Internationalen Beziehungen zunächst noch nicht. Entscheidend für Walkers Argumentation ist nun aber, dass er im westlich-liberalen Denken das Partikulare gerade nicht auf der Ebene der Einzelstaaten, sondern auf der Ebene des Internationalen verortet sieht. Das Geordnete und Gemeinschaftliche innerhalb der Staaten hingegen werde als universalistisch verstanden:

»Within any particular constituent of the states-system, within the secure confines of particular states, it becomes possible to aspire the universal.« [177]

Während die Weltpolitik aus traditioneller Sicht also eine Sphäre der egoistischen Partikularitäten darstelle, in der Entscheidungen in letzter Konsequenz durch Kriege herbeigeführt werden müssen, gelte ihr das Innere der Nationen als Sphäre universalistischer Werte und Ethiken.[178] Der Begriff der Souveränität stünde geradezu paradigmatisch für dieses Denken; gerade durch ihn und in ihm lösten sich die zahlreichen Widersprüche zwischen den Partikularismen einzelner Staaten und den universalistischen Ansprüchen der Aufklärung zumindest scheinbar auf.[179]

Walker zufolge gibt es, aus dieser Perspektive betrachtet, eine Art kosmopolitisches »Wir«, das in seinem eigenen Anspruch über Nationalstaaten hinausreicht, dieses bleibe aber gleichwohl in Relevanz und Durchsetzbarkeit an dessen Grenzen gebunden.[180] Wenn Universalismus also, etwa in Form einer universalistischen Ethik der Menschenrechte, innerhalb der Staaten verortet bleibt, so wird er dem Partikularismus nachgeordnet, ohne aber in seinem Anspruch durch diesen begrenzt zu bleiben. Zahlreiche der eingangs genannten Verwendungsweisen beider Begriffe beruhen nicht zuletzt auf dieser von Walker beschriebenen Konstellation.

Insgesamt lassen sich damit auf den ersten Blick zwei Universalismen unterscheiden. Führt man beide mit dem nationalistischen Partikularismus zusammen, so ergibt sich ein Schema, das weitaus komplexer zu sein scheint als jener anfänglich beschriebene Gegensatz von Universalismus und Partikularismus alleine. Zunächst wäre aus nationalismustheoretischer Sicht auf einer internationalen Ebene ein Universalismus des Partikularen zu verorten, der eine Aufgliederung der gesamten Welt in Nationen propagiert. Diese Nationen selbst bilden eine Ebene des Partikularismus, die einerseits durch den Universalismus des Partikularen etabliert wird, andererseits aber

177 Walker 1993, S. 177.

178 Walker 1990, S. 4-11; Walker 1984, S. 189.

179 Walker 1993, S. 178; Walker 1990, S. 9.

180 Walker 1993, S. 178.

– mit Walker – in sich einen weiteren Universalismus birgt. Mit ihm wäre eine dritte, nachgeordnete Ebene erreicht.[181]

Hier stellt sich zwingend die Frage, ob es sich tatsächlich um zwei verschiedene Universalismen handelt. Zunächst einmal ist festzustellen, dass beide zahlreiche Anknüpfungspunkte zueinander und Ähnlichkeiten miteinander aufweisen: So beruhen beide in letzter Konsequenz auf einem aufklärerischen Menschenbild, beide stehen in einem ko-konstitutiven und zugleich widersprüchlichen Verhältnis zu partikularistischem Denken, beide sind wesentliche Bestandteile westlich-modernen Denkens – und nicht zuletzt treffen beide, eben als Universalismen, Aussagen mit allumfassendem Anspruch auf allumfassende Gültigkeit. Insbesondere das erste dieser vier genannten Argumente verdient dabei eine genauere Betrachtung: Beide Universalismen beruhen auf einem aufklärerischen Menschenbild, und beide beinhalten in letzter Konsequenz Aussagen über den Menschen selbst. Dies können nun zum einen Aussagen über eine letztlich im Menschen selbst wurzelnde Notwendigkeit sein, die Welt in Nationen und Staaten zu gliedern, wodurch eine partikularistische Welt als alternativlos erscheint. Sie treten nicht selten als Forderung nach einem Recht auf »nationale Selbstbestimmung« und Autonomie auf. Zum anderen kann es sich ganz allgemein um Aussagen über den Menschen handeln, die essentialisierend dessen Wesen und Dasein zu bestimmen und mit sozialer sowie politischer Relevanz zu versehen suchen. Hier wäre beispielsweise an Menschenrechte, an Regeln des Zusammenlebens oder an grundlegende Bedingungen des menschlichen Daseins zu denken.

Damit entpuppen sich beide Universalismen nun insofern als identisch, als beide grundlegende Aussagen über den Menschen zu treffen beanspruchen. Der Unterschied zwischen ihnen liegt lediglich darin, dass einer der Universalismen Partikularismen konstituiert, wodurch er anschließend als außerhalb ihrer zu liegen scheint. Der andere hingegen beschränkt die soziale und politische Relevanz seiner Aussagen faktisch auf die durch diesen Partikularismus vorgegebenen Grenzen, ohne vom eigenen allumfassenden Anspruch inhaltlich abzurücken. Er erscheint deshalb von Beginn an notwendig diesseits jener Schwelle zu liegen, hinter der das Nationalstaatsprinzip den Partikularismus konstituiert. Beide Universalismen sind deshalb als im Wesentlichen identisch zu verstehen, deren scheinbarer Unterschied nicht in ihnen selbst wurzelt, sondern aus ihren ideologischen Wirkungen resultiert.[182] Dies bestärkt einmal mehr den Anspruch sowohl poststrukturalistischer Theorien der Internationalen Beziehungen als auch post-klassischer Nationalismustheorien, die Unterscheidung zwischen einer internationalen und einer nationalen Ebene sowie die Unterscheidung verschiedener Staaten nicht als a priori Gegebenes hinzunehmen, sondern als zu Verstehendes zu hinterfragen.

---

181 Vgl. Weiß 2005; Wallerstein 1991, S. 92.

182 Vgl. Mayall 1990, S. 40.

In meiner obigen Aufzählung von Gemeinsamkeiten der Universalismen habe ich darauf verwiesen, dass beide in einem zugleich ko-konstitutiven und widersprüchlichen Verhältnis zum Partikularismus stehen. Auch dieses Argument verdient eine genauere Betrachtung. Ko-konstitutiv sind sie, da ein Universalismus einerseits nur in partikularistischer Form und durch eine entsprechende Institutionalisierung aufzutreten vermag, andererseits aber nationalistische Partikularismen nur als universalistisches Prinzip überhaupt denkbar werden. Jede allumfassende Aussage über den Menschen ist in ihrer sozialen und politischen Relevanz und Durchsetzbarkeit notwendig an die faktische Existenz von Nationalstaaten gebunden, zugleich werden letztere durch die universalisierende Behauptung nationalistischer Besonderheiten erst möglich. Der Widerspruch zwischen Universalismus und Partikularismus besteht nun gerade darin, dass sie sich auf der einen Seite – wie beschrieben – wechselseitig voraussetzen, der Universalismus auf der anderen Seite aber nationalistische Besonderheiten inhaltlich gerade zu transzendieren beansprucht.[183] Dies zeigt sich für jenen Universalismus, der Nationen zum allgemeinen Prinzip erklärt, vorwiegend als faktischer Widerspruch, der zum Problem wird, wenn verschiedene Nationalismen miteinander unvereinbare Staatsansprüche entwickeln.[184] Für jenen Universalismus hingegen, der das Wesen und Dasein des Menschen zu bestimmen und mit sozialer sowie politischer Relevanz zu versehen sucht, zeigt sich dies darin, dass er inhaltlich eben gerade nicht auf die Angehörigen einer bestimmten Nation, sondern auf die Menschheit schlechthin zielt.

Das Partikulare erscheint dem Universalismus vor diesem Hintergrund notwendig als Problem und als defizitär. Zugleich bleibt das Universale ebenso notwendig auf den Partikularismus angewiesen. Der Transzendenzanspruch des Universalismus beruht gerade auf dieser komplexen und widersprüchlichen Konstellation, die den Hintergrund für Nationalismus, Staatlichkeit, Souveränität, internationale Beziehungen und Moderne schlechthin bildet.[185]

Ich habe mich in diesem Unterkapitel bislang darauf beschränkt, zu beschreiben, in welchem Verhältnis universalistisches Denken zu anderen Konzepten des westlichen Denkens steht. Dies funktionierte argumentativ weitgehend dadurch, dass ich verschiedene Begriffe voneinander abgegrenzt oder gängige Differenzierungen hinterfragt habe. Nur ansatzweise habe ich versucht zu klären, welche Aspekte und Merkmale den Universalismus selbst ausmachen. Dies bleibt den nun folgenden Ausführungen vorbehalten.

In diesem Zusammenhang sind zunächst einmal faktische und normative Bestandteile zu unterscheiden. Ein Universalismus beinhaltet stets sowohl Faktenaussagen als auch normative Forderungen bzw. Ansprüche. Erstere

183 Vgl. Bauman 1999, S. xxix-lii.

184 Vgl. Ryan 1995; Rudolph 2005; Gellner 1991.

185 Vgl. Mayall 1990, S. 35-40. Vgl. aus moralphilosophischer Sicht dazu auch Laclau 1996.

werden universalistisch, weil und wenn sie allumfassend einen bestimmten Phänomenbereich abzudecken beanspruchen. Letztere werden universalistisch, weil und wenn sich ihr Geltungsanspruch allumfassend an eine gesamte Zielgruppe richtet und dabei eine positive Grundeinschätzung erheischt. Dass dabei jede Faktenaussage selbst normativen Anspruch hat und jeder normative Anspruch sich auf Faktenaussagen beruft, soll nicht weiter irritieren, sondern liegt in der Logik der Sache begründet.

Ich möchte dies an einem Beispiel fassbar machen, und zwar an jenem Beispiel, das vermutlich zu den prominentesten Universalismen überhaupt gehört: den Menschenrechten. Sie gelten gemeinhin als universell, weil sie vermeintlich jeder Mensch hat und weil sie von jedem Menschen geachtet werden sollen. Ihre Tragik besteht nun aber darin, dass in der politischen Realität keineswegs die Rechte aller Menschen durch alle anderen Menschen geachtet werden, sondern Menschenrechtsverletzungen quasi überall stattfinden – in manchen Staaten eher als Regel, in anderen eher als Ausnahme.[186] Daraus folgt nun aber gerade nicht, dass die Idee der Menschenrechte aufgegeben würde. Vielmehr stützen sich normativer Anspruch und Faktenaussage gegenseitig: An jener Stelle, an der die faktische Geltung der Menschenrechte an ihre Grenzen stößt, gewinnt deren normativer Anspruch auf allumfassende Geltung eine besondere Qualität. Aus einem »Die-Menschen-haben-Rechte« wird ein »Die-Menschen-sollen-Rechte-haben«, was eine positive Grundhaltung gegenüber dem Rechte-Haben zugleich voraussetzt und mit sich bringt. Umgekehrt ist dies ein Anspruch, der den allumfassenden Charakter der Faktenaussage zwingend benötigt, um selbst einen allumfassenden Charakter aufweisen zu können. Der Universalismus der Menschenrechte besteht gerade in dieser Reziprozität zwischen einem allumfassenden Geltungsanspruch gegenüber allen Menschen und einer Faktenaussage über alle Menschen.

Damit lassen sich als Zwischenfazit meiner Überlegungen sechs wesentliche Gesichtspunkte des Universalismus zusammenfassen, die im weiteren Verlauf dieser Untersuchung von zentraler Bedeutung sein werden:

- Universalismen zeichnen sich durch einen universellen normativen Anspruch auf universelle faktische Geltung aus. Sie kombinieren damit Faktenaussagen und normative Geltungsansprüche.
- Universell ist der Geltungsanspruch, weil er als Anspruch gegenüber allen Menschen auftritt. Die Faktenaussage soll von allen Menschen als gültig und richtig anerkannt werden.
- Normativ ist der Geltungsanspruch, weil er verlangt, die Faktenaussage als gültig anzuerkennen. Dieser tritt er zugleich affirmativ gegenüber; sie soll also nicht nur wahr sein, sondern dieses Wahrsein soll auch gut sein.

186 Tönnies 1995; Donnelly 2007; Menke/Pollmann 2007; Renteln 1990, S. 47.

- Universell ist die Faktenaussage, weil sie alle Menschen einbeziehen will. Im – letztlich kaum erreichbaren – Idealfall soll es keinen Menschen geben, auf den die betreffende Aussage nicht zutrifft.
- Universalismen wollen in und mit solchen Faktenaussagen und normativen Geltungsansprüchen nationalistische Partikularismen transzendieren. Wenngleich ihre soziale und politische Relevanz an der Grenze des Nationalstaats endet, zielt ihre Faktenaussage und ihr normativer Geltungsanspruch doch universalistisch auf die gesamte Menschheit.
- In dieser Transzendenz bleiben die Universalismen letztlich aber stets an Nationalstaaten gebunden. Ihre ganze Konstruktion fußt gerade deshalb auf Partikularismen, weil es ohne diese weder Notwendigkeit noch Möglichkeit für Universalismen gäbe. Mit einem – nur fiktiv vorstellbaren – Verschwinden des Partikularismus käme den Universalismen ihr Alter ego abhanden.

Ich habe zur Veranschaulichung dieser Sachverhalte das Beispiel der Menschenrechte gewählt, weil im Zusammenhang mit ihnen der Universalismus-Begriff sehr prominent Eingang in alltagspolitische wie auch wissenschaftliche Diskurse gefunden hat. Für eine Analyse von Außenkulturpolitik sind Menschenrechtskonzepte insofern relevant, als sich von ihnen ausgehend moderne Konzeptionen des menschlichen Individuums ableiten lassen. Dies ist zum Verständnis von Personenaustausch zwischen Staaten interessant, weshalb ich später erneut auf dieses Thema zurückkommen werde. Allerdings stellt sich darüber hinaus die Frage, ob sich nicht weitere Universalismen bestimmen lassen, die in irgendeiner Weise für eine Analyse nationalistischer Konzeptionen von Kultur im Allgemeinen oder eine Analyse von Außenkulturpolitik im Besonderen relevant sind. Dem ist tatsächlich so. Wenn ich nun im Folgenden allerdings vier solcher Universalismen nenne, so tue ich dies vorerst mit nur hypothetischem Charakter. Eine genaue Analyse ihrer bleibt dem gesamten Teil III dieser Untersuchung vorbehalten.

Die vier Universalismen, die ich nennen möchte, rekurrieren auf Kreativität, Körperlichkeit, Wissen bzw. Wahrheit sowie Sprache. Sie alle sind universalistisch insofern, als sie gemeinhin für menschliche oder zumindest transkulturelle Universalien gehalten werden: Wir – das heißt wesentliche Teile westlichen und modernen Denkens – unterstellen allen Menschen ein Mindestmaß an Neigung oder zumindest an Fähigkeit zu Kreativität ebenso, wie wir ein Mindestmaß an Neigung oder zumindest an Fähigkeit zu körperlicher Leistung vermuten. Auch halten wir das Streben nach Wissen für eine menschliche Universalie, begleitet von der Annahme eines universalen Wahrheitsbegriffs. Und nicht zuletzt gehen wir davon aus, dass alle Menschen ein Kommunikationsbedürfnis haben und entsprechend eine Neigung oder zumindest Fähigkeit zum Sprechen aufweisen. Die ersten drei dieser vier Universalismen werden in den Kapiteln 3.1 bis 3.3 dieser Untersuchung thematisiert, das Kapitel 3.4 dieser Untersuchung beruht schließlich auf dem Universalismus der Menschenrechte.

Nachdem ich nun wesentliche Gesichtspunkte solcher Universalismen erarbeitet und einige Beispiele genannt habe, bleiben im Hinblick auf eine Analyse von Außenkulturpolitik noch zwei Fragen offen: Zum einen, worin genau die Relevanz dieser Universalismen gerade für eine solche Analyse besteht, zum anderen, wie sie in meine an Eco angelehnte semiotische Konzeption integriert werden können. Ich beginne mit letztgenannter Frage.

Universalismen lassen sich als Ideologien im Sinne Umberto Ecos verstehen. Darunter fasst er ein partielles und unzusammenhängendes Weltbild, das verschleiert, indem es zweierlei Aspekte einer Interpretation ausblendet: zum einen deren komplexe enzyklopädische Abhängigkeiten und Bedingtheiten, zum anderen ihre pragmatischen Voraussetzungen.[187] Universalismen verschleiern übereinstimmend mit dieser Konzeption zweierlei Aspekte spezifischer Interpretationen, in diesem Fall Interpretationen bestimmter kultureller Objekte. Sie blenden erstens komplexe enzyklopädische Abhängigkeiten und Bedingtheiten aus, indem sie differenzierende Besonderheiten jedes Einzelfalls zu Gunsten einer verallgemeinernden Interpretation ignorieren und dies durch einen wirkmächtigen normativen Anspruch absichern. Zweitens blenden sie ihre pragmatischen Voraussetzungen aus, indem sie Nationalismus und Staatlichkeit als Gegebenes annehmen, ohne die eigene pragmatische Abhängigkeit von diesen und ohne den eigenen Beitrag zu deren semantischer Reproduktion zu reflektieren. Letztlich kann jeder Versuch, universalistisches Denken als ethnozentrisches Denken zu entlarven, in diesem Sinne als Ideologiekritik verstanden werden.[188]

Ich habe im Rahmen meiner semiotischen Ausführungen vorgeschlagen, Ideologien und Frames unter den gemeinsamen Oberbegriff des Interpretationsmusters zu fassen. Dieser macht nicht nur deutlich, dass es sich hierbei um komplexe, relativ einheitliche Interpretationen handelt, die über eine bloße Signifikant-Signifikat-Relation weit hinausgehen. Er verdeutlicht auch einmal mehr das, was als Grundlage der Überlegungen Ecos und als Basis einer interpretativen Semiotik gelten kann: die Interpretationsabhängigkeit des Sozialen. Sie sollte gerade auch berücksichtigt werden, will man Universalismen im Zusammenhang mit Nationalismus, Kultur oder Außenkulturpolitik untersuchen. Dies geht mit den eingangs in diesem Unterkapitel skizzierten Analysen der modernistischen Nationalismustheorien und mit der Kritik Walkers an traditionellen Theorien Internationaler Beziehungen durchaus konform, beschreiben beide doch die entsprechenden Universalismen gleichfalls als interpretativ konstruierte Ideologien.

---

187 Vgl. hierzu meine Ausführungen ab S. 162 dieser Untersuchung.

188 Vgl. beispielhaft die Kritik Walkers am Ethnozentrismus und Universalismus in den Internationalen Beziehungen; Walker 1984, S. 182-185. Letztlich kann darüber hinaus der gesamte Reflexive Turn der Sozialwissenschaften in diesem Sinne als Versuch angesehen werden, den Ethnozentrismus eines universalistischen Wahrheitsbegriffs zu hinterfragen; vgl. hierzu Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

Wenn Universalismus nun aber ein Interpretationsmuster darstellt, also von Interpretationen abhängig ist, so sind seine Aussagen gerade nicht universal. Weder erreicht sein normativer Anspruch tatsächlich alle Menschen, noch treffen die Faktenaussagen tatsächlich auf alle Menschen zu, noch wäre beides in irgendeiner Form objektiv nachweisbar. Und wenn ein bestimmter Universalismus zufälligerweise doch einmal normativ oder empirisch universale Aussagen treffen mag, so tut dies seinem interpretativen Charakter keinen Abbruch: Relevant ist auch hier nicht die Frage, ob Universalismen universal sind oder nicht, sondern vielmehr deren soziale Rolle im Rahmen komplexer Konstruktionsprozesse von Staatlichkeit, Nationalismus, internationaler Ebene und Außenkulturpolitik. Sie erfüllen diese Rolle mal mehr und mal weniger erfolgreich, allerdings ohne dass zwischen Erfolg und tatsächlicher Universalität ein objektiver Zusammenhang bestünde. Ein Universalismus, so universal und so überzeugend er im Einzelfall auch erscheinen mag, kann der Interpretationsabhängigkeit des Sozialen nicht entgehen.[189]

Letztlich ist es der interpretative Charakter solcher Universalismen, der sie für eine Analyse von Außenkulturpolitik interessant macht. Ihre Relevanz erklärt dies aber nur zu einem geringen Teil. Um sie zu verstehen, ist erneut ein Blick auf das Verhältnis von Universalismus und Nationalstaatlichkeit zu werfen: Nicht zufällig entwickelte sich zeitgleich mit den Nationalstaaten die Idee eines globalen Universalismus und einer universalistischen Humanität.[190] Immanuel Wallerstein verweist in diesem Zusammenhang auf die große gegenseitige Nähe partikularistischer und universalistischer Gehalte dessen, was Nationalstaaten für ihre Kultur halten.[191] Auch in solcher Kultur schlägt sich der widersprüchliche Gegensatz zwischen Partikularismus und Universalismus nieder, den ich in diesem Unterkapitel beschrieben habe. Kultur als der legitimierende, nach außen differenzierende und nach innen vereinheitlichende Alter ego der Nation wird zugleich als deren Besonderes und der Menschheit Allgemeines interpretiert:

»And to top off this dual track – the historical creation of the particular nations side by side with the historical creation of universal humanity – we find a very curious anomaly. Over time, the particular nation-states have come to resemble each other more and more in their cultural forms. Which state today does not have certain standard political forms: a legislature, a constitution, a bureaucracy, trade unions, a national currency, a school system? Few indeed! Even in the more particularistic arena of art forms, which country does not have its songs, its dances, its plays, its muse-

189 Was selbst wieder eine universalistische Aussage ist – zu Recht betont Eco, dass eben auch die Semiotik nichts anderes macht, als hypothetische Interpretationen vorzunehmen. Dieser Widerspruch ist für eine interpretative Sozialwissenschaft nicht auflösbar; vgl. Kap. 2.1 dieser Untersuchung.

190 Vgl. Habermas 1990, S. 107-115; Tenbruck 1986, S. 274.

191 Wallerstein 1991, S. 91-92.

ums, its paintings, and today its skyscrapers? And are not the social structures that guarantee these art forms increasingly similar? It is almost as though the more intense the nationalist fervor in the world, the more identical seem the expressions of this nationalism.« [192]

Universalismen spielen für diese faktische kulturelle Annäherung der Staaten, die doch gerade nach Differenzierung streben, eine zentrale Rolle. Ein Unterschied, so wäre diese Vermutung zusammenzufassen, ist eben immer ein Unterschied in etwas; wechselseitige nationalistische Abgrenzung bedarf einer Verständigung über Maßstäbe und Kriterien für das, worin man sich abgrenzen möchte. Universalismen stellen diese Maßstäbe und Kriterien bereit. Auch aus diesem Grund sind Partikularismus und Universalismus nicht voneinander zu trennen.

Da Staaten sich nicht einfach nur voneinander unterscheiden, sondern hierfür relativ einheitliche Maßstäbe heranziehen, enthält die interpretativ konstruierte Kultur notwendig sowohl partikularistische als auch universalistische Aspekte, die sich zugleich wechselseitig bedingen. Kulturelle Differenz kann damit zumindest potentiell durch Anerkennung der jeweils anderen Seite herbeigeführt werden. Indem Kultur sich immer auch auf universalistische Vorstellungen beruft, vermag sie auch jenseits der eigenen Grenzen Vergleichbarkeit und Relevanz herzustellen und, darauf aufbauend, auf Begeisterung, Wohlwollen, Interesse oder zumindest Akzeptanz zu stoßen. Wenngleich solche Interpretationen keineswegs zwingend sind, wie zahlreiche abweichende empirische Beispiele zeigen, so sollte doch zumindest die entsprechende Möglichkeit im Zentrum einer interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse stehen.

Ich möchte dieses Kapitel nicht beenden, ohne noch in Kürze einen weiteren Begriff meiner Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse einzuführen. Ich werde im weiteren Verlauf dieser Untersuchung weitgehend darauf verzichten, von »Internationalem«, »internationaler Ebene« oder ähnlichem zu sprechen, stattdessen benutze ich den Begriff »Staatenwelt«. Hierfür lassen sich mehrere Gründe nennen, die sich aus meinen bisherigen Ausführungen ableiten lassen und die insbesondere aufgrund der zu Beginn dieses Unterkapitels beschriebenen widersprüchlichen Konzeption eines Universalismus des Partikularen naheliegen. Zum Ersten werden gemeinhin nicht Nationen, sondern Staaten als politisch handelnde Institutionen angesehen, von »inter-national« zu sprechen ist also gerade dann problematisch, wenn man – wie ich – den Unterschied zwischen den interpretativen Konstrukten Staat und Nation betont. Zum Zweiten erlaubt der Begriff »Staatenwelt«, jenes Zwischen-den-Staaten als eine Sphäre zu denken, die selbst interpretativ konstruiert ist und mit anderen Konstrukten wie Staaten, indirekt aber eben auch Nationen und Kulturen, in einem reziproken Konstituti-

192 Wallerstein 1991, S. 93.

onsverhältnis steht.[193] Zum Dritten schließlich drückt der Begriff der »Welt« sehr viel besser den universalistischen Anspruch aus, der mit diesen beiden Konstrukten verbunden ist. Staat und Nation sind je für sich als soziale Entitäten begrenzt durch andere Staaten und Nationen, wollen aber als universalistische Prinzipien sozialer Organisation eben gerade keine Grenzen kennen.

2.2.2 Autoreferentialität

Meine Konzeption der Autoreferentialität beschreibt eine spezifische Form der Selbstbezüglichkeit. Letztere findet sich als Denkmodell in der einen oder anderen Form in den meisten, wenn nicht allen Wissenschaften.[194] Gemeint ist damit das Rekurrieren eines Subjektes oder eines Objektes auf sich selbst oder auf Teile seiner selbst. Dieses kann im Detail sehr verschieden sein: Malcolm Ashmore unterscheidet beispielsweise selbst-referentielle Bezugnahmen, zirkulare Selbstkonstitution und die Entwicklung eines Bewusstseins seiner selbst.[195]

In den Geistes- bzw. Kultur- und Sozialwissenschaften wird in der Regel zwischen den verschiedenen Formen von Selbstbezüglichkeit kaum systematisch unterschieden, entsprechende Konzepte entwickelten sich weitgehend unabhängig voneinander und nehmen einander kaum wahr. Um einige recht prominente Beispiele zu nennen: Zumindest in der Soziologie dürfte die »Self-fullfilling Prophecy« nach Robert Merton eines der einflussreichsten und grundlegendsten Modelle von Selbstbezüglichkeit darstellen.[196] Anthony Giddens und Ulrich Beck haben Selbstbezüglichkeit, hier als Reflexivität bezeichnet, als eine in der Moderne typische Eigenschaft von Individuen bzw. Gesellschaften schlechthin beschrieben.[197] In Literatur-, Musik, Kunst- und Medienwissenschaften wird das Phänomen der wechselseitigen Bezugnahme von Texten und Werken als Selbstbezüglichkeit diskutiert.[198] Wissenschaftstheoretische Selbstbezüglichkeit hat etwa in Soziologie, Anthropologie und Politikwissenschaften in Form eines Bewusstseins der Wissenschaft von sich selbst im Rahmen des so genannten Reflexive Turn an

193 Ich lehne mich mit dem Begriff der »Welt« an Nelson Goodman und Günter Abel an, die mit ihm – bei allen Unterschieden im Detail – eine in der Notwendigkeit von Interpretation gründende relative Geschlossenheit und Selbstbezüglichkeit bestimmter Bedeutungs-Sphären bzw. Perspektiven zu erfassen suchen; vgl. Goodman 1978; Abel 1993.

194 Gute Übersichten liefern Ashmore 1989, S. 26-86; Bartlett 1987; für die Soziologie Schmitt 2006, S. 16-17.

195 Ashmore 1989, S. 32.

196 Merton 1968, S. 475-477.

197 Giddens 1991, S. 32-33 und 70-79; Beck/Giddens/Lash 1999.

198 Vgl. beispielhaft Krah 2005; Nöth 2007; Ort 2005; Pavličić 1993.

Bedeutung gewonnen, ich bin hierauf an anderer Stelle schon ausführlich eingegangen.[199]

Ich werde im Folgenden ein eigenes, als Autoreferentialität bezeichnetes Konzept von Selbstbezüglichkeit in aneignender Abgrenzung gegenüber zwei ähnlichen Konzepten entwickeln. Dies sind zum einen die Selbstbezüglichkeit in Theorien funktionaler Differenzierung, zum anderen die Selbstbezüglichkeit von Kunstwerken, wie sie von einigen semiotischen Ästhetiken beschrieben wird. Damit wähle ich aus dem breiten Spektrum möglicher Ansätze, das ich eingangs angedeutet habe, bewusst zwei recht divergierende Ansätze aus, die aber letztlich doch eine gewisse Anschlussfähigkeit für meine eigenen Überlegungen bieten. Übergeordnetes Ziel ist dabei ein systematischer Einbezug des Universalismus in meine Konzeption der Zeicheninterpretation, der dessen Charakter als Ideologie mit universalistischem Anspruch berücksichtigt. Ich möchte damit, anders, als es das vorangegangene Unterkapitel leisten konnte, Universalismus und Autoreferentialität systematisch aufeinander beziehen.

Wenn ich eben geschrieben habe, ich wolle mein eigenes Konzept in »aneignender Abgrenzung« gegenüber zwei benachbarten Konzepten entwickeln, so verdient diese Formulierung eine genauere Erläuterung. Keineswegs soll damit gesagt sein, dass ich Theorien funktionaler Differenzierung und semiotische Ästhetiken miteinander verschmelzen möchte. Auch halte ich es nicht für sinnvoll, eine Art gemeinsame Schnittmenge zwischen beiden finden zu wollen, denn ein solches Vorgehen entbehrte nicht einer gewissen Beliebigkeit. Es handelt sich schließlich keineswegs um Theoriefamilien, die eine größere Nähe zueinander aufweisen. Ich möchte vielmehr in einer gewissen Analogie zu meinen semiotischen Ausführungen Arbeiten aus beiden Bereichen als eine Art Steinbruch verstehen, denen sich Elemente entnehmen und in ein semiotisches Konzept der außenkulturpolitischen Zeicheninterpretation integrieren lassen.

Ich beginne mit Theorien funktionaler Differenzierung. Sie sind für eine semiotische Analyse von Außenkulturpolitik interessant, weil sie gesellschaftliche Teilbereiche als relativ autonom verstehen und damit aus einer Binnenperspektive eine Art Verabsolutierung eben dieser verstehbar machen. Um diesen Sachverhalt an einem recht prominenten Beispiel zu verdeutlichen, greife ich auf die Systemtheorie Niklas Luhmanns zurück.

Dieser versteht Gesellschaft als ein in verschiedene Teilbereiche gegliedertes Ganzes, dessen Analyse nur als eine Analyse der nachgeordneten Einheiten denkbar oder sinnvoll ist.[200] Diese nachgeordneten Einheiten weisen, als Systeme bezeichnet, eine starke Form der Selbstbezüglichkeit auf. Sie sind nach Luhmann die komplexesten Systeme, die von einer Theorie der Systeme behandelt werden können. Eines ihrer wesentlichen Merkmale

199 Vgl. Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

200 Luhmann 1991, S. 123; Luhmann 1984. Vgl. zu Luhmann auch Runkel/Burkart 2005, S. 7.

ist die Fähigkeit zur Ausdifferenzierung. Systeme können Teilsysteme bilden, die wieder selbst die Eigenschaften von Systemen aufweisen – wobei Gesellschaft das umfassendste Sozialsystem ist, intern ausdifferenziert in Teilsysteme wie etwa das Rechtssystem, das politische System oder das Kunstsystem.[201] Eine der wichtigsten Annahmen Luhmanns ist es nun, dass diese Systeme als selbstreferentiell – oder auch autopoietisch – beschrieben werden können. Gemeint ist damit, dass sie konstitutiv nicht auf ihre Umwelt angewiesen sind, sondern ihre eigenen Elemente selbst produzieren:

»Ein System kann man als selbstreferentiell bezeichnen, wenn es die Elemente, aus denen es besteht, als Funktionseinheiten selbst konstituiert und in allen Beziehungen zwischen diesen Elementen eine Verweisung auf diese Selbstkonstitution mitlaufen läßt, auf diese Weise die Selbstkonstitution also laufend reproduziert.« [202]

Der Differenz zwischen System und Umwelt kommt dabei eine grundlegende Bedeutung zu. Systeme können ohne Umwelt nicht existieren, sie konstituieren sich vielmehr in einem beständigen Prozess der sinnhaften Unterscheidung zwischen sich selbst und der Umwelt.[203] Sie haben die Aufgabe, mit dieser Innen-Außen-Unterscheidung Komplexität zu reduzieren, was durch Selektion geschieht.[204] Hierfür benutzen sie einen eigenen, nur für sie selbst gültigen binären Code.[205] Innerhalb des Systems herrscht eine geringere Komplexität als in der Welt außerhalb, weil dabei nur bestimmte Elemente als relevant bestimmt werden. Diese Reduktion von Komplexität durch Selektion versteht Luhmann als Konstitution von Sinn; Sinn wiederum bezeichnet er als Medium der Kommunikation wie auch als Medium des Bewußtseins.[206] Damit ist Kommunikation zugleich als Selektion und als Konstitutionsbedingung eines sozialen Systems konzipiert: Sie wird elementar für Selbstkonstitution.[207] Die Unterscheidung zwischen System und Umwelt, die für das System konstitutiv ist, ist damit eine kommunikativ und durch Selektion von Einzelelementen hergestellte Unterscheidung.

Um den für meine weiteren Überlegungen entscheidenden Gedanken herauszupräparieren, ist es notwendig, obiges Zitat genauer zu betrachten. Luhmann führt darin implizit zwei logische Ebenen ein, nämlich zum einen die einer beobachtenden Instanz und zum anderen die des materiell Beobachtbaren. Erstere scheint im ersten Teilsatz auf, wenn ein System eben nicht einfach selbstreferentiell ist, sondern als solches bezeichnet werden

201 Runkel/Burkart 2005, S. 7.

202 Luhmann 1984, S. 59.

203 Luhmann 1984, S. 31-63. Vgl. dazu auch Daheim 1993, S. 48-50; Preyer 1996, S. 307.

204 Luhmann 1991, S. 114-117.

205 Preyer 1996, S. 317-324.

206 Luhmann 1995, S. 224; Luhmann 1993, S. 31; Luhmann 2004.

207 Luhmann 1984, S. 241.

kann. Letztere bildet den gesamten Rest des Zitats, in dem die empirische Grundlage dafür beschrieben wird, dass der Begriff der Selbstreferentialität anwendbar ist. Tatsächlich ist beider Unterscheidung für Luhmanns Systemtheorie von kaum zu unterschätzender Bedeutung: Das Beobachtete existiert nicht aufgrund der Beobachtung, sondern aufgrund seiner eigenen empirischen Selbstbezüglichkeit. Diese ist allerdings selbst wieder von Selbst-Beobachtung (mit-)geprägt: Das System hat nicht zuletzt auch ein Bewusstsein seiner selbst, es bezieht sich in seiner selbstbezüglichen, kommunikativen Konstitution immer auch auf sich.[208]

Selbstreferentialität ist nach Luhmann in sozialen Prozessen damit ebenso gegeben, wie es Systeme als solche sind – die entsprechende Bezeichnung als selbstreferentielles Phänomen tritt in einem zweiten Schritt hinzu, dem Schritt der Beobachtung. Es ist also nicht erst die Beobachtung oder Selbstbeobachtung eines Systems, und entsprechend die Kommunikation über dieses System, die Selbstreferentialität herstellt. Es ist deshalb nur konsequent, wenn Luhmann an anderer Stelle betont, dass beobachtende Systeme lediglich selbstreferentielle Systeme mit einer spezialisierten Funktion seien, bei denen doppelte Selbstreferenz vorliege, sobald sie andere selbstreferentielle Systeme beobachteten.[209]

Grundlage der Luhmannschen Systemtheorie und damit letztlich Grundlage für den Versuch, funktionale Differenzierung theoretisch fassbar zu machen, ist und bleibt damit die zirkuläre Selbstkonstitution, verstanden als ein gegebenes empirisches und soziales Faktum. Im Akt der Beobachtung des Systems, sei es nun durch sich selbst oder durch andere, wird dieser Charakter des Selbstbezüglichen lediglich offenbar und begrifflich. Hierbei erscheint jedes Element des Systems, das beobachtet wird, als notwendig diesem zugehörig. Selektion und die Konstitution von Sinn sind dabei nicht beliebig, sondern hängen von der beobachteten Selbstkonstitution des Systems ab und konstituieren dieses zugleich. Erst durch Beobachtung werden sie aber als solche fassbar.

Eine interpretative Sozialwissenschaft würde an dieser Stelle möglicherweise betonen, dass Selbstreferentialität besser nicht als Gegebenes, sondern als durch Beobachtung überhaupt erst Konstituiertes verstanden werden sollte – was Systeme schlechthin als interpretativ konstruiert erscheinen ließe. Eine ähnliche Kritik an Luhmann hat Richard Münch formuliert, der konstatiert, dass die Differenzierung zwischen Systemen durch die Systemtheorie überhaupt erst hergestellt werde.[210] Dies ist an dieser Stelle aber keineswegs der entscheidende Punkt. Sehr viel zielführender für meine Überlegungen ist es, die grundsätzliche Argumentationslogik zu verstehen, die hinter den Luhmannschen Begriffen des Systems und der Beobachtung

208 Vgl. Luhmann 2004, S. 244 (»Selbstverweisung«) und 259; Luhmann 1993 (»Selbstbeziehung«); Luhmann 1984, S. 63 (»Selbstbeobachtung«).

209 Luhmann 1993, S. 30.

210 Vgl. Münch 1996, S. 350-351.

steht: Gerade weil und indem das System selbstbezüglich ist, vermag es in der Beobachtung als nach außen relativ geschlossen erscheinen, seine Elemente entsprechend als relativ eindeutig zugeordnet. Die Vorstellung gegebener Selbstbezüglichkeit garantiert hier die Möglichkeit, einen größeren, relativ geschlossenen, übergeordneten Komplex zu denken. Der Akt der Beobachtung tritt diesem Komplex – dem System – dabei notwendig aus einer gewissen ontologischen Distanz heraus gegenüber. Die Beobachtung ist nicht das System, sie konstituiert nicht das System, sondern sie macht soziale Ordnung als systemische Ordnung erkennbar. Eine solche Konzeption von Selbstbezüglichkeit, die von der Präexistenz eines selbstbezüglichen Komplexes ausgeht, ordnet die Elemente dem System unter – nicht notwendig hierarchisch, wohl aber argumentationslogisch. Es ist deshalb nur konsequent, wenn Luhmann in obigem Zitat schreibt, dass die Beziehungen zwischen Elementen auf eine Selbstbezüglichkeit des Gesamten permanent verweise.

Eine solche, letztlich holistische Konzeption ist keineswegs zwingend. Ein anderes Verständnis der Interpretation oder, wenn man so möchte, der Beobachtung von Selbstbezüglichkeit entwickelte sich in der ästhetisch inspirierten Semiotik des 20. Jahrhunderts. Hier stehen nicht komplexe soziale Ordnungsstrukturen im Zentrum, sondern vielmehr einzelne Zeichen. Eine solche Konzeption stellt insofern einen Gegenpol zu systemtheoretischen Ansätzen dar, als Kommunikation, Sinn und Zeichengebrauch hier nicht als Prozeduren der Konstruktion eines sozialen Systems verstanden, sondern zumindest in einem ersten Schritt losgelöst von solcherlei Holismen als relativ separiert analysiert werden. Ich stelle solche ästhetisch-semiotischen Ansätze im Folgenden kurz dar, beschränke mich hierbei aber im Wesentlichen auf Roman Jakobson und insbesondere Umberto Eco. Anschließend zeige ich, inwiefern Luhmanns und Ecos Überlegungen zu Selbstbezüglichkeit für eine Analyse von Außenkulturpolitik relevant sind.

Ideengeschichtlicher Ausgangspunkt der Annahme einer Selbstbezüglichkeit ästhetischer Zeichen sind Vorstellungen einer Autonomie, Eigenwertigkeit oder Sonderlogik des Künstlerischen, wie sie sich in der Moderne entwickelt haben. Künste gelten hier sowohl normativ als auch empirisch als Handlungssphären, die ihre eigenen Regeln entwickeln, aus sich selbst heraus Wertschätzung erheischen und gegenüber äußeren Einflüssen mehr oder weniger unabhängig sind.[211] Solche Annahmen weisen insofern eine gewisse grundsätzliche Nähe zu Theorien sozialer Differenzierung auf, als sich mit beiden Kunst als eine gesellschaftliche Sondersphäre beschreiben lässt. Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen ihnen allerdings darin, dass sich ästhetische Theorien der Selbstbezüglichkeit für Kunst an sich interessieren – und eben gerade nicht für Kunst als eines gesellschaftlichen Kom-

211 Ich werde dies an dieser Stelle nicht weiter vertiefen, da ich in den Unterkap. 3.2.1 und 3.2.2 dieser Untersuchung ausführlich auf solcherlei Vorstellungen eingehe.

plexes. Während die Autonomie, Eigenwertigkeit oder Sonderlogik des Künstlerischen in Theorien sozialer Differenzierung zu notwendigen, aber nicht aus sich selbst heraus differenzierenden Kriterien für jeden gesellschaftlichen Teilbereich werden, gelten sie in ästhetischen Theorien als entscheidende Differentiae specificae der Kunst gegenüber nichtkünstlerischen Handlungssphären.

Jakobson greift diesen Gedanken in einem für die Semiotik recht wirkmächtigen, an Karl Bühlers Organonmodell der Sprache angelehnten Kommunikationsmodell aus den frühen 1960er Jahren auf. Er sieht zunächst einen Sender vor, der eine Botschaft an einen Empfänger schickt. Diese Botschaft zeichne sich nun durch einen Bezug auf einen Kontext, einen für Sender und Empfänger verstehbaren Code sowie einen physikalischen Kanal bzw. eine psychologische Verbindung zwischen beiden aus. Sprache könne nun, so Jakobson, von diesen sechs Komponenten ausgehend, sechs Funktionen aufweisen. Zwar konstatiert er, dass kaum eine sprachliche Äußerung nur eine einzige Funktion erfülle, eine systematische Unterscheidung nimmt er allerdings dennoch vor: Die Kontextbezogenheit generiere eine referentielle Funktion der Sprache, die Sender-Bezogenheit eine emotive oder expressive Funktion, die Empfänger-Bezogenheit eine conative Funktion, mit der Sprache auf den Adressaten ziele. Die Kontakt-Bezogenheit, gegeben durch die Notwendigkeit eines physikalischen Kanals und einer psychologischen Verbindung zwischen Sender und Empfänger, liege einer phatischen Funktion der Sprache zu Grunde; hierunter versteht Jakobson die Möglichkeit eines Sprechens über die Art und Weise des Austauschs. Eine ähnliche Meta-Funktion bildet das Fundament der metalingualen Funktion, hier ist das Sprechen über den Code gemeint. Eine letzte Funktion bezeichnet Jakobson schließlich als poetisch. Durch sie fokussiere sich eine Nachricht auf sich selbst um ihrer selbst Willen:[212]

»The set toward the message as such, focus on the message for its own sake, is the poetic function of language.« [213]

Die Annahme einer solchen poetischen Funktion der Sprache stellt insofern eine sprachtheoretische Wendung des modernen Kunstverständnisses dar, als sie die Vorstellung einer Autonomie und Eigenwertigkeit der Künste in die Möglichkeit einer Selbstbezüglichkeit einer künstlerischen sprachlichen Äußerung überführt. Es ist vor diesem Hintergrund konsequent, wenn Jakobson konstatiert, dass im Bereich der poetischen Funktion von Sprache sowohl Literaturwissenschaft als auch Sprachwissenschaft gezwungen seien, ihre Grenzen jeweils in Richtung der anderen Disziplin zu überschreiten.

Es ist in einer ähnlichen Weise allerdings auch nur konsequent, wenn Eco später aus semiotischer Sicht aus der Annahme einer selbstbezüglichen,

212 Jakobson 1987, S. 64-70.

213 Jakobson 1987, S. 69.

poetischen Funktion der Sprache die sehr viel grundsätzlichere Annahme einer Selbstbezüglichkeit und, eng damit zusammenhängend, Ambiguität des künstlerischen Zeichens ableitet – auch über sprachliche Zeichen hinaus.[214] Gerade weil dieses mehrdeutig sei und damit Verfremdung und Irritation auslöse, lenke es die Aufmerksamkeit auf die Form des Zeichens und mache es hierdurch selbstbezüglich.[215] Eco bezeichnet dies als »Autoreflexivität«:[216]

»Eine Normverletzung sowohl auf der Ausdrucks- als auch auf der Inhaltsseite zwingt zu einer Neubewertung ihrer Korrelation, die dann nicht mehr dieselbe sein kann, wie der gängige Code sie vorsieht. Der Text wird auf diese Weise autoreflexiv: er lenkt die Aufmerksamkeit des Empfängers auf seine eigene Form. Es gibt autoreflexive Botschaften, bei denen der Mehrdeutigkeitsgrad auf der elementarsten Stufe stehenbleibt, und doch sind diese Botschaften einem ästhetischen Phänomen näher als bloß mehrdeutige Botschaften.« [217]

Entscheidend ist hier, dass das selbstbezügliche Zeichen bei Eco sich nicht etwa dadurch als selbstbezüglich erweist, dass Signifikant und Signifikat in einem Verhältnis wechselseitiger Konstitution stünden. Einem solchen Verständnis zufolge wäre grundsätzlich jedes Zeichen selbstbezüglich. Es ist vielmehr gerade die Mehrdeutigkeit und Autoreflexivität sowohl des Signifikanten als auch des Signifikaten, die das künstlerische Zeichen als solches auszeichnet; das Signifikat hört ab einem bestimmten Grad der Ambiguität gar gänzlich zu existieren auf. Die Materialität des Zeichens erfordert dabei nach Eco spezifische Interpretationen, die zugleich mit einem Überschuss an Ausdruck und mit einer hieraus resultierenden Vermutung eines Überschusses an Inhalt zurecht zu kommen und dennoch zu einem vorläufigen Verständnis des Zeichens zu gelangen vermag.[218] Die vor diesem Hintergrund erforderliche abduktive Mitarbeit der Interpretierenden mache ästhetische Zeichen letztlich zu einem »strukturierten Modell« für jegliche Form der Interpretation.[219]

Eco ist für seine ästhetischen Überlegungen wiederholt scharf kritisiert worden. Im Kern bezieht sich diese Kritik auf die Annahme Ecos, dass relative Eindeutigkeit letztlich doch auch für künstlerische Zeichen erzielt werden könne. Im Kontext seiner im engeren Sinne zeichentheoretischen Überlegungen ist dieser Gedanke etwa darin angelegt, dass sie – trotz Vieldeutigkeit – die Möglichkeit einer relativen Standardisierung künstlerischen

214 Eco 1988, S. 145-148; Eco 1987a, S. 347-367. Vgl. dazu auch Kirchof 2002, S. 21-24.

215 Eco 1987a, S. 349-351.

216 Eco 1987a, S. 347; Eco 1988, S. 145.

217 Eco 1987a, S. 351.

218 Eco 1987a, S. 352-363.

219 Eco 1987a, S. 366-367.

Ausdrucks vorsehen.[220] Sehr viel grundsätzlicher wäre zu kritisieren, dass das ästhetische Zeichen bei Eco sich durchaus dadurch strukturell von anderen Zeichen unterscheidet, dass die Interpretationsabhängigkeit seiner Konstitution weniger ausgeprägt zu sein scheint als bei anderen Zeichen.[221] Mit seinen späteren texttheoretischen Arbeiten stieß Eco überdies auf Kritik, weil er daran festhielt, richtige und falsche Interpretationen ästhetischer Texte unterscheiden zu wollen – wenngleich unter Berufung auf soziale Konventionalität.[222]

Diese Debatten sind für meine eigenen Überlegungen allerdings zweitrangig. Die Relevanz Jakobsons und Ecos liegt vielmehr darin, dass beide Selbstbezüglichkeit nicht auf einen sozialen Komplex beziehen lassen, wie es Luhmann macht, sondern als eine interpretative Eigenschaft einer sprachlichen Äußerung bzw. eines Zeichens konzipieren. Der hier entscheidende Unterschied besteht darin, dass eine ästhetisch interessierte Semiotik nicht komplexe soziale Ordnungsstrukturen ins Zentrum rückt, sondern vielmehr das einzelne Zeichen. Kommunikation, Sinn und Zeichengebrauch dienen hier nicht der Konstruktion eines sozialen Systems, sondern gelten zumindest in einem ersten Schritt als unabhängig und relativ separiert analysierbar.

Eine interpretative, semiotisch interessierte Analyse von Außenkulturpolitik hat Aspekte beider Theoriefamilien zu berücksichtigen: Sie wird einerseits nicht umhin kommen, die Interpretation einzelner außenkulturpolitischer Zeichen in den Mittelpunkt zu stellen, wird andererseits aber auch Vorstellungen umfassenderer sozialer Komplexe in den Blick nehmen müssen. Es sind Universalismen, wie ich sie im vorherigen Unterkapitel beschrieben habe, die in beiderlei Hinsicht ein Nachdenken über die Selbstbezüglichkeit in Außenkulturpolitik nahelegen. Der Begriff des Universalismus bezeichnet ein Interpretationsmuster, mit dem zum einen außenkulturpolitische Zeichen interpretiert werden können. Zum anderen konstituiert dies zugleich Vorstellungen gesellschaftlicher Komplexe, die als relativ geschlossen erscheinen und denen außenkulturpolitische Zeichen zugeordnet werden können. Eine interpretative Analyse von Außenkulturpolitik weist deshalb sowohl eine gewisse Nähe zu Theorien sozialer Differenzierung als auch zu semiotischen Ästhetiken auf.

Ich habe im Rahmen meiner Überlegungen zum Universalismus ausgeführt, dass kulturelle Differenz zumindest potentiell durch Anerkennung des Gegenübers herbeigeführt werden könne. Wenn Kultur sich auf universalistische Vorstellungen beruft, vermag sie – wenngleich nicht zwingend – auch

220 Eco 1987a, S. 347-367.

221 Hier besteht eine gewisse Nähe zu Jan Mukařovský; vgl. Unterkap. 3.2.2 dieser Untersuchung.

222 Eco 1994; Eco 1995; Eco 1992; Eco 1987b, S. 31-74. Vgl. beispielhaft die Kritik bei Bal 1992; Lewis 1985; Müller 2000; Rorty 1994. Vgl. dazu auch Proni 1998, S. 2315; Schalk 2000b, S. 5-8; Lorusso 2008, S. 82-83.

jenseits der eigenen Grenzen auf Begeisterung, Wohlwollen, Interesse oder zumindest Akzeptanz zu stoßen. Der Unterschied, der mit Hilfe von Kultur zwischen verschiedenen Nationalstaaten konstruiert wird, ist deshalb oft ein in Kategorien des Universalismus fassbarer Unterschied. Sozialtheoretisch fußt er in Vorstellungen relativ geschlossener gesellschaftlicher Komplexe, die seitens der Interpretierenden häufig für gesellschaftsübergreifend gehalten werden – beispielsweise jenen der Künste oder des Sports. Hier wäre in einiger Hinsicht vom Selbstbezüglichkeitskonzept der Theorien sozialer Differenzierung zu lernen. Zeichentheoretisch basiert dieser Unterschied auf entsprechenden Interpretationen von (in meinem Falle außenkulturpolitischen) Zeichen, die sich auf Universalismen beziehen. Hier wäre in einiger Hinsicht vom Selbstbezüglichkeitskonzept ästhetischer Semiotiken zu lernen.

Mit dem Begriff der Autoreferentialität bezeichne ich die scheinbare und aus einer Außenperspektive interpretativ konstruierte Eigenschaft eines Zeichens, einem bestimmten gesellschaftlichen Komplex anzugehören und sich zugleich auf diesen Komplex zu beziehen. Ich spreche immer dann von Autoreferentialität, wenn ein kulturelles Objekt als einem spezifischen gesellschaftlichen Komplex zugehörig wahrgenommen wird und deshalb gemeinsam mit diesem eine Art Autonomie, Eigengesetzlichkeit oder Eigenwertigkeit zugeschrieben bekommt. Diese Zuschreibung ist möglich, weil diese gesellschaftlichen Komplexe durch Universalismen gestützt werden, die als Interpretationsmuster bei der Interpretation dieser Zeichen dienen. Von Sport oder Künsten zu sprechen ist nicht möglich, ohne diesen bestimmte kulturelle Objekte – Handlungen, Artefakte, Begriffe oder Personen – interpretativ zuzuordnen.[223] Dies erfolgt im Regelfall, so nehme ich zumindest vorläufig an, unter Berufung auf universalistische Vorstellungen: Von Sport zu sprechen, wird möglich, wenn man eine allumfassende Relevanz kompetitiver Körperlichkeit annimmt; von Künsten zu sprechen, wird entsprechend möglich, wenn man eine allumfassende Relevanz von oder Fähigkeit zu Kreativität behauptet. Weil die sozialen Komplexe der Künste und des Sports auf diese Weise als universalistisch erscheinen, erscheinen auch die ihnen zugeordneten kulturellen Objekte als universalistisch.

Damit ist aber noch nicht vollständig geklärt, weshalb es sinnvoll ist, von Autoreferentialität zu sprechen, schließlich meint dieser Begriff ja gerade nicht Universalität, sondern Selbstbezüglichkeit. Um diese Frage zu beantworten, ist es notwendig, den Kontext einer Interpretationssituation genauer zu betrachten. Eine Interpretation kultureller Zeichen, in deren Rahmen auf universalistische Interpretationsmuster zurückgegriffen wird, erzeugt notwendig eine Differenz zum Interpretierten. Gerade aufgrund von

223 Insofern wäre die Kritik, dass Eco ästhetische Zeichen aufgrund immanenter Kriterien nichtinterpretativ als gesonderte Zeichen bestimmt, durchaus zutreffend. Vgl. dazu auch die Ausführungen zu Jan Mukařovský in Unterkap. 3.2.2 dieser Untersuchung.

dessen Charakter als vermeintlich universalistischer Entität scheint er der Beliebigkeit des Interpretativen und des Situativen enthoben. Wenn etwa in politischen Zusammenhängen über Künste gesprochen wird, so spiegelt sich diese Differenz in der Annahme, dass Künste aufgrund ihrer universalistischen Relevanz über Autonomie, Eigenwertigkeit und Eigengesetzlichkeit verfügen oder zumindest verfügen sollten; jeder politische Zugriff ist notwendig auf diesen Universalismus der Künste verwiesen. Ähnliches gilt für den Sport. Die kulturellen Objekte können deshalb als autoreferentiell erscheinen, weil sie aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu spezifischen sozialen Komplexen dem Kontext der Interpretationssituation partiell enthoben zu sein scheinen. Sie sind, um bei den genannten Beispielen zu bleiben, sowohl sportlich bzw. künstlerisch als auch politisch.

Wesentliche Bedingung dafür, dass ein kulturelles Objekt in diesem Sinne als ein autoreferentielles Zeichen zu erscheinen vermag, ist die Kontextualisierung der Interpretation innerhalb einer als relativ isoliert verstandenen Interpretationssituation. Sportliche Handlungen oder künstlerische Artefakte erscheinen nur dann als autoreferentiell, wenn sie in nichtsportlichem oder nichtkünstlerischem Kontext interpretiert werden. Nur hier kann es zu einer partiellen Schließung des Zeichenprozesses kommen, die Bestandteil jeder autoreferentiellen Interpretation ist, denn nur aus dieser Perspektive kann ein kulturelles Objekt als Bestandteil sowohl der relativ isolierten Situation A als auch des relativ geschlossenen Komplexes B gelten. Aus einer Außenperspektive der Situation A erscheint das Objekt als mit dem Komplex B referentiell verbunden wie auch als diesem existentiell zugehörig.[224] Die binnenperspektivische Geschlossenheit von Systemen, wie sie etwa die Systemtheorie Luhmanns beschreibt, wird hier zu einer Vorstellung von Geschlossenheit sozialer Komplexe, die in Interpretationssituationen durch die Anwesenheit kultureller Objekte jener Komplexe repräsentiert wird. Selbstbezüglichkeit, die hier durchscheint, basiert sowohl auf einen übergeordneten Komplex als auch auf dem kulturellen, hier nun zeichenhaften Objekt. Das Zeichen verweist nicht auf sich selbst, scheint wohl aber interpretativ mit einem sozialen Komplex verknüpft, der wiederum auch nicht auf sich selbst verweist, aber mit dem Zeichen gleichfalls interpretativ eng verbunden ist.

Dies ist eine Selbstbezüglichkeit, die auf dem wechselseitigen, aus einer Außenperspektive wahrgenommenen Verweis zwischen einem kulturellen Objekt und dem sozialen Komplex beruht, dem es angehört. Sie resultiert weder direkt aus dem übergeordneten Komplex noch aus dem Zeichen selbst, insofern sind weder Theorien sozialer Differenzierung noch ästhetische Semiotiken alleine auch nur annähernd erklärungskräftig. Da aber so-

224 Letztlich befindet man sich hier im Zentrum jenes interpretativen Ordnens des Kontinuums, von dem ich unter Bezug auf Bauman und Eco als Ausgangspunkt einer sozial und kulturell interessierten Semiotik gesprochen habe. Vgl. dazu Unterkap. 2.1.2 dieser Untersuchung.

wohl der übergeordnete Komplex als auch das Zeichen an ihr teilhaben, können sowohl Elemente aus Theorien selbstbezüglicher Systeme als auch Elemente aus Theorien selbstbezüglicher Zeichen herangezogen werden: Erstere, weil sie die relative Geschlossenheit gesellschaftlicher Teilbereiche zu verstehen suchen, letztere, weil sie die Möglichkeit eines Verworfenseins der Interpretation auf das Zeichen selbst thematisieren.

Ich bezeichne diese Selbstbezüglichkeit als Autoreferentialität im vollen Bewusstsein dafür, dass es für eine interpretative Analyse keine Referentialität und auch keine Selbstbezüglichkeit geben kann. Die Interpretationsabhängigkeit des Menschseins ist auch durch komplizierte Konzepte nicht zu umgehen: Autoreferentialität ist in dem Sinne, wie ich den Begriff gebrauche, keineswegs Eigenschaft eines Zeichens, sondern interpretativ konstruiertes Resultat einer Zeichen-Funktion. Bestimmte kulturelle Objekte erscheinen den Interpretierenden als autoreferentiell. Genauso, wie Universalismus nicht objektiv und materiell universalistisch ist, ist Autoreferentialität nicht objektiv und materiell autoreferentiell. Selbstbezüglichkeit ist hier eben nicht, wie es Luhmann für Systeme und Eco für ästhetische Zeichen konstatieren, empirisches Faktum, sondern Ergebnis einer Interpretation. Dass sie damit für die Handelnden Realitätscharakter erhält, soll keineswegs bestritten werden – dies ist letztlich auch der Grund dafür, von Autoreferentialität und Universalismus zu sprechen, obwohl sie nicht objektiv und materiell sind. Sie haben dies gemein mit anderen zentralen Begriffen dieser Untersuchung, allen voran jenen der Kultur, der Nation, des Staates und der Staatenwelt. Sich dies stets vor Augen zu halten, auch wenn ich im Folgenden der Einfachheit halber von autoreferentiellen Zeichen sprechen sollte, ist aus methodologischer Sicht unumgänglich. Nur so lässt sich einmal mehr vermeiden, Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse zu verwechseln.

An Eco anknüpfend, habe ich im Rahmen meiner semiotischen Überlegungen den Vorschlag gemacht, Ideologien und Frames unter den gemeinsamen Oberbegriff des Interpretationsmusters zu fassen. Darunter verstehe ich komplexe, relativ einheitlich wiederkehrende Interpretationen, die über eine bloße Signifikant-Signifikat-Relation weit hinausgehen. Auch Autoreferentialität kann, genauso wie Universalismen, als Interpretationsmuster verstanden werden: Auch hier werden Interpretationen in einer relativ einheitlichen Weise wieder und wieder vollzogen, und auch hier werden über ein einzelnes Zeichen hinaus umfassende Kontexte miteinbezogen. Dass es sich dabei um ein Interpretationsmuster handelt, das selbst wieder zwingend auf andere Interpretationsmuster, nämlich Universalismen, angewiesen ist, macht Autoreferentialität weder sinnlos, noch bekommt sie hierdurch einen nur abgeleiteten oder sekundären Charakter. Es ist gerade der Vorteil einer Semiotik, die Enzyklopädien gegenüber statisch gedachten Codes vorzieht, dass sie von Beginn an wechselseitige Bedingtheiten und Ambiguitäten wie auch mangelnde Schematisierbarkeit als Bestandteile sozialen Wissens akzeptiert. Die enzyklopädische Repräsentation von Wissen versteht sich

selbst nur als ein hypothetisches Konstrukt ohne jeden Anspruch auf Eindeutigkeit und Widerspruchsfreiheit. Entsprechend ist der Versuch, eine Konzeption für eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse zu entwickeln und hierfür geeignete Begriffe herzuleiten, hypothetisch, widersprüchlich und schlecht schematisierbar – zumindest, soweit sie beansprucht, Enzyklopädien zu beschreiben. Dies spricht nicht für, aber auch nicht gegen ihre Erklärungskraft. Ich werde deshalb im weiteren Verlauf dieser Untersuchung sowohl Universalismen wie auch Autoreferentialität als Interpretationsmuster bezeichnen.

2.2.3 Transfer

Meine Ausführungen zu Autoreferentialität und Universalismus sind bis zu diesem Punkt vergleichsweise abstrakt und unanschaulich geblieben. Ich werde die nun folgende Zusammenfassung meiner Überlegungen deshalb auch nutzen, um deren Relevanz für eine Analyse von Außenkulturpolitik aufzuzeigen und damit zugleich zu den empirienäheren Überlegungen in Teil III dieser Untersuchung hinzuführen.[225] Zuvor allerdings ist es sinnvoll, das Verhältnis von Autoreferentialität und Universalismus nochmals zusammenfassend und in Kürze zu skizzieren.

Anknüpfend an meine Ausführungen zu Theorien Internationaler Beziehungen und zu Nationalismustheorien in Teil I dieser Untersuchung, habe ich zunächst das Gegensatzpaar von Universalismus und Partikularismus herausgearbeitet. Dazu habe ich einerseits Nationalismustheorien, andererseits Walkers Kritik an liberalen Theorien der Internationalen Beziehungen herangezogen. Es zeigte sich, dass sich nationalistischer Partikularismus und Universalismus notwendig gegenseitig bedingen. Ersterer behauptet ein nationalistisch begrenztes Wir, während letzterer ein globales Wir behauptet – und doch sind beide argumentationslogisch wie auch empirisch eng aneinander gebunden. Ein nationalstaatlicher Partikularismus betont Besonderheiten, die ohne einen Bezug auf übergeordnete, vermeintlich universalistische Kriterien und Begründungsstrategien unmöglich oder unnötig wären. Letztlich erscheint vor diesem Hintergrund die Zergliederung der Erde in vermeintlich geschlossene Nationalstaaten als übergeordnetes Prinzip. Umgekehrt beruhen universalistische Ideologien gerade auf dem Anspruch, solche Partikularismen zu transzendieren; empirisch stoßen sie in ihrer Umsetzung und in ihrer Wirkmächtigkeit allerdings dort an ihre Grenzen, wo die Grenzen moderner Nationalstaatlichkeit zu finden sind. Das Partikulare erscheint aus dieser universalistischen Perspektive als defizitär und problematisch.

Diese widersprüchliche und zugleich konstitutive Konstellation bildet den weiteren Hintergrund für einen Umstand, auf den Wallerstein aufmerksam gemacht hat: Staaten bemühen sich in der Moderne einerseits, sich

225 Insofern weist auch dieses Unterkapitel weniger den Charakter einer klassischen Zusammenfassung auf, als es vielmehr in Teilen einen Transfer leistet.

möglichst stark und deutlich von anderen Staaten zu unterscheiden, und zwar eben auch und gerade kulturell. Andererseits aber verläuft dieses Unterscheiden in stets ähnlichen, wenn nicht identischen Bahnen und Formen.[226] Letztere lassen sich als universalistisch verstehen, sofern man darunter im Sinne einer interpretativen Sozialwissenschaft Ideologien und Vorstellungen einer allumfassenden Gültigkeit versteht (und eben nicht die allumfassende Gültigkeit selbst). Solche Universalismen stellen Kriterien und Merkmale bereit, auf die sich Staaten und Gesellschaften im Bemühen um Besonderheit berufen können. Gerade hierdurch wird eine gewisse Vergleichbarkeit und Ähnlichkeit zwischen partikularistischen Konstrukten gewährleistet. Die relativ abstrakte nationalistische Vorstellung einer eigenen Besonderheit stellt dabei lediglich die Spitze eines Eisbergs dar, der im weiteren Verlauf dieser Untersuchung genauer zu untersuchen sein wird.

Solche Universalismen sind inhaltlich nur schwer zu bestimmen und keineswegs identisch. Gemein allerdings sind ihnen zwei Aspekte: Sie weisen stets sowohl faktische als auch normative Aussagenbestandteile auf. Mit ihren Faktenaussagen beanspruchen sie, einen bestimmten Phänomenbereich allumfassend abzudecken. Ich hatte die Vorstellung universalistischer Menschenrechte als Beispiel genannt, deren Anspruch es einerseits notwendig ist, die gesamte Menschheit zu umfassen. Mit ihren normativen Aussagenbestandteilen zielen Universalismen auf allumfassende Gültigkeit und Akzeptanz bei einer bestimmten Zielgruppe. So richten sich Menschenrechte andererseits eben stets auch an alle Menschen und Staaten als Träger des Menschenrechtsgedankens. Diese analytische Unterscheidung zwischen normativen und faktischen Aussagebestandteilen ist bei genauerer Betrachtung zwar künstlich, da jede Faktenaussage normativen Anspruch hat und jeder normative Anspruch einer Faktenaussage bedarf. Sich beider Differenzen bewusst zu machen, ist aus analytischen Gründen dennoch sinnvoll, da ein Universalismus nur durch diese doppelte Zielrichtung vollumfänglich zu einem solchen wird.

Als zweiten zentralen Begriff einer interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse habe ich jenen der Autoreferentialität bestimmt. Darunter verstehe ich eine besondere Form von Selbstbezüglichkeit, die ich in kritischer, aber aneignender Abgrenzung gegenüber zwei Ansätzen entwickelt habe, nämlich der Autopoiesis von Systemen nach Luhmann und der Autoreflexivität ästhetischer Zeichen nach Eco. Beide unterscheiden sich in einem wichtigen Punkt: Während Luhmann den Gesamtkomplex des Systems in den Mittelpunkt seiner Theorie stellt, betont Eco demgegenüber die Spezifika einzelner Zeichen und ihrer Interpretation. Mein Begriff der Autoreferentialität ist insofern von beiden Ansätzen geprägt, als er einerseits bei der Interpretation einzelner Zeichen (wenngleich nicht nur ästhetischen) ansetzt, andererseits aber bei dieser Interpretation enzyklopädische Vorstellungen sozialer Komplexe wirksam werden sieht.

226 Wallerstein 1991, S. 91-93.

Unter Autoreferentialität verstehe ich die vermeintlich objektive, tatsächlich aber interpretativ konstruierte Eigenschaft eines Zeichens, einem bestimmten sozialen Komplex anzugehören und sich inhaltlich wie auch normativ auf diesen zu beziehen. Das Zeichen scheint sich aufgrund dieser Interpretation der Interpretationssituation insofern zu entziehen, als es gemeinsam mit dem übergeordneten Komplex eine Art Autonomie, Eigengesetzlichkeit oder Eigenwertigkeit zugeschrieben bekommt. Diese Vorgänge werden semiotisch durch enzyklopädisch präsente Universalismen gestützt: Gerade weil das interpretierte kulturelle Objekt als Zeichen in irgendeiner Weise als universalistische Entität erscheint, entsteht zwischen der Interpretationssituation und dem Interpretierten eine interpretativ konstruierte, quasi-ontologische Differenz. Dazu ist es notwendig, dass diese Interpretationssituation insofern relativ isoliert ist, als in ihr zwar der übergeordnete Universalismus herangezogen, aber nicht als originärer Bestandteil ihrer selbst verstanden wird. Gerade hierin liegt die Relevanz des Universalismus als Träger von Faktenaussagen wie auch von normativen Ansprüchen: Da beide allumfassend zu sein scheinen, erscheint der Universalismus als der Interpretationssituation vor- und in gewisser Weise übergeordnet.

Die Kombination von Autoreferentialität und Universalismus als der Kombination zweier Interpretationsmuster stellt den Schlüssel für eine zentrales Problem der Außenkulturpolitik-Forschung dar. Ich habe schon mehrfach in dieser Untersuchung darauf hingewiesen, dass Außenkulturpolitik darauf beruht, dass Staaten sich wechselseitig – nicht nur, aber eben auch – kulturell anerkennen oder Wohlwollen entgegenbringen können. Eine solche Interpretation des anderen Staates und seiner Kultur ist dabei keineswegs zwingend, und ich werde in Teil III dieser Untersuchung auch auf abweichende Fälle zu sprechen kommen.[227] Gleichwohl ist es zumindest möglich, anderen Staaten und deren Kulturen mit Akzeptanz oder gar Wohlwollen zu begegnen; dies wurde in den Jahren seit dem Zweiten Weltkrieg sogar mehr und mehr zum Regelfall. Daraus den Schluss zu ziehen, in Kultur liege per se eine entsprechende Potentialität verborgen, die es zu wecken gelte, wie es das Gros der übermäßig normativen Forschung zu Außenkulturpolitik macht, wäre allerdings falsch und übertrieben. Aber ebenso falsch und übertrieben wäre es auf der anderen Seite, gemeinsam mit einigen Forscher(inne)n der poststrukturalistischen Theorien Internationaler Beziehungen anzunehmen, dass Abgrenzung zwischen Staaten stets mit Feindseligkeit oder zumindest mit Misstrauen einhergehen müsse.

Tatsächlich zeigt Außenkulturpolitik, dass sich Staaten und Nationen auch durch die Anerkennung dessen, was sie für die Kultur anderer halten, als Staaten und Nationen konstituieren können. Dies ist möglich, weil das

227 Historische Beispiele der Verachtung und des abgrundtiefen Hasses auf andere Staaten, Gesellschaften und deren Kulturen, oder gar des Leugnens von Zivilisation oder Kultur, sind überaus häufig. Auch dies verweist auf die Interpretationsabhängigkeit des Sozialen und Politischen.

moderne Denken einerseits Phänomene wie Künste, Sport, Wissenschaft, Personen oder Sprachen universalistisch auffasst, sie andererseits aber nationalstaatlich verortet. Der Gegensatz von Universalismus und Partikularismus wird damit – eben auch in und durch Außenkulturpolitik – zu einem interpretativ konstruierten Gegensatz zwischen allgemeiner Potentialität und Wertigkeit des Kulturellen auf der einen und dessen spezifisch nationalistischer Form auf der anderen Seite. Außenkulturpolitik rekurriert auf diese Konstellation, indem sie vermeintlich universalistische kulturelle Werte, Formen und Notwendigkeiten in der kulturellen Produktion bestimmter Nationalstaaten sucht und hervorhebt.

In jedem einzelnen, der Außenkulturpolitik zuzuordnenden Interpretationsakt erscheint das interpretierte kulturelle Objekt gerade deshalb als autoreferentielles Zeichen, weil es in der beschriebenen Weise auf Universalismen bezogen und damit dem Politischen entzogen wird. Das Fußballspiel zwischen zwei Nationalmannschaften ist dann eben auch, aber nicht nur und nicht vorwiegend politisch. Ebenso ist eine internationale wissenschaftliche Konferenz immer auch, aber nicht vorwiegend politisch. Autoreferentiell sind sie, weil sie unter Berufung auf entsprechende Universalismen in erster Linie als Fußballspiel bzw. als wissenschaftliche Konferenz verstanden werden, womit zugleich Vorstellungen von Autonomie, Eigenwertigkeit und Eigengesetzlichkeit des Sports bzw. der Wissenschaft einhergehen. Gleichwohl sind sie politisch relevant, da sie sich nicht nur in einem zwischen den Staaten anzusiedelnden Handlungsfeld ereignen, sondern Staaten auch ein grundsätzliches Interesse an und Bedürfnis nach solcher kultureller Außenrepräsentation haben. Nicht selten wird dieses außenpolitisch und international durch eine aktive eigene Außenkulturpolitik verwirklicht.

Eine interpretative Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse tut vor diesem Hintergrund gut daran, ihre Definition von Kultur als politischem Gegenstand[228] unmittelbar auf einen solchen Begriff der Autoreferentialität zurückzuführen. Als Kultur verstehe ich deshalb diejenigen materiell greifbaren Phänomene in der internationalen Politik, die zunächst als nicht der politischen Sphäre entstammend interpretiert werden und gerade wegen dieser vermeintlichen primären Nichtpolitisierung zu politischen Instrumenten werden können. Sie verweisen primär nicht auf das Politische, sondern erhalten ihren politischen Gehalt – in der internationalen Politik – scheinbar erst sekundär aufgrund einer spezifischen Einbindung in internationale Kontexte.

228 Gemeint ist also Kultur im engeren Sinne. Vgl. hierzu die Unterscheidung von Kultur im engeren und im weiteren Sinne sowie deren semiotische Konzeptionalisierung ab S. 169 dieser Untersuchung.

2.3 ZUSAMMENFASSUNG

Ich habe in diesem zweiten Teil meiner Untersuchung drei wesentliche Grundlagen einer Außenkulturpolitik-Analyse bestimmt: Eine interpretativ-sozialwissenschaftliche Herangehensweise, eine semiotische Methodologie sowie das Begriffspaar der beiden Interpretationsmuster Universalismus und Autoreferentialität. Im Folgenden werde ich diese drei Grundlagen wiederaufgreifen, zusammenfassen und auf die wichtigsten theoretischen und begriffsgeschichtlichen Überlegungen des ersten Teils dieser Untersuchung beziehen.

In einem ersten Schritt hatte ich die Frage geklärt, was unter einer interpretativen Sozialwissenschaft überhaupt zu verstehen ist. Ausgehend von vier großen »Turns« der Sozial- und Kulturwissenschaften, dem Linguistic Turn, dem Semantic Turn, dem Reflexive Turn und dem Practical bzw. Performative Turn, habe ich wesentliche Merkmale eines solchen Ansatzes zusammengefasst.[229] Eine interpretative Sozialwissenschaft versteht das Soziale und Kulturelle als eine nur durch Interpretation fassbare und zugleich durch Interpretation konstruierte Wirklichkeit; entsprechend versteht sie auch Wissenschaft als eine interpretierende Tätigkeit, die Interpretationen als Interpretationen von Interpretationen entwirft. Jegliches Interpretieren rekurriert dabei auf Bedeutungs- und Sinnstrukturen, die in kulturellen Objekten materialisiert sind, ohne aber der Interpretation vorgängig zu sein. Zur Interpretation dieser Objekte werden intersubjektive Enzyklopädien und Interpretationsmuster herangezogen; sie eröffnen und begrenzen Interpretationsspielräume zugleich, ohne determinierende Wirkung zu zeitigen. In den auf diese Weise vollzogenen Interpretationen emergiert eine wechselseitige Bedingtheit von materiell gebundenen Bedeutungs- und Sinnstrukturen einerseits und intersubjektiven Semantiken und Interpretationsmustern andererseits. Solche Interpretationsprozesse sind, ebenso wie die aus ihnen resultierenden Interpretationen, stets in Widersprüchlichkeit, Unterbestimmtheit und Inferenz befangen. Menschliche Kreativitätspotentiale werden zwar eingesetzt, um bestmöglich potentielle Krisen, Konflikte und Widersprüche bewältigen zu können, können aber grundsätzliche Unsicherheit nicht überwinden. Bedeutung ist deshalb immer ein unsicheres und kontingentes Konstrukt, das in jedem Einzelfall auch anders ausfallen und aussehen könnte.

Eine solche interpretative Sozialwissenschaft, hier noch sehr allgemein beschrieben, vermag mit mehreren Problemen und Anforderungen einer Außenkulturpolitik-Analyse zurechtzukommen, die ich in Teil I dieser Untersuchung beschrieben habe. Zugleich weist sie in großem Umfang Anknüpfungspunkte für poststrukturalistische Theorien der Internationalen Beziehungen und post-klassische Theorien des Nationalstaats auf. Gerade, indem sie die Wichtigkeit von Interpretation für den Menschen betont, vermag

229 Vgl. ausführlicher zu den acht Grundannahmen einer interpretativen Sozialwissenschaft die Ausführungen ab S. 139 dieser Untersuchung.

sie die Genese sozialer und kultureller Ordnungs- und Handlungsmuster zu verstehen. So erlaubt sie es, Kultur jeglichen Objektivitätscharakter abzusprechen, ohne zugleich deren faktische Relevanz im Rahmen politischer und sozialer Prozesse zu leugnen. Auch wenn es für sie keine objektiven kulturellen Strukturen gibt, sondern diese durch entsprechende Interpretationen erst konstruiert und objektiviert werden, so erkennt sie letztlich doch deren reale Auswirkungen. In ähnlicher Weise bezeichnen auch die anderen zentralen Begriffe einer Außenkulturpolitik-Analyse – Staat, Nation und Staatenwelt – Konstrukte, die als Kategorien der Praxis letztlich zwar interpretativ konstituiert sind, aber für Akteure doch reale und relevante Wirkungen zeitigen. Sie tun dies insbesondere, indem mit ihnen Unterscheidungen getroffen und Abgrenzungen vorgenommen werden. Das wechselseitig konstitutive Verhältnis von Nation und Kultur, dem ich in Kapitel 1.3 dieser Untersuchung vergleichsweise breiten Raum gegeben habe, beruht ganz wesentlich auf diesem Moment der Abgrenzung. Eine interpretative Sozialwissenschaft kann diesen Umstand theoretisch erfassen, indem sie das Unterscheiden theoretisch als eine Grundkonstante des Interpretierens konzipiert.

Ich habe in der Einleitung dieser Untersuchung, nach einer kritischen Lektüre bestehender Arbeiten zum Thema, eine spezifische Perspektive auf Außenkulturpolitik nahegelegt und als »Perspektive der Wahrnehmung« bezeichnet. Intention war es, von gängigen Behauptungen und Gemeinplätzen über Kultur, Außenpolitik oder Außenkulturpolitik abzulassen und stattdessen deren tatsächliche Wirkweise und Genese zu verstehen. Ein entsprechender Zugang ist, so die hier zu Grunde gelegte Annahme, nur über die Perspektive derjenigen möglich, die in irgendeiner Weise praxisbezogen mit Kultur in der Staatenwelt zu tun haben. Eine interpretative Sozialwissenschaft wird genau diesem Vorhaben gerecht. Sie fragt nach den Interpretationen, mit denen Akteure bestimmten Phänomenen begegnen, und betont dabei die konstitutive Rolle, die dieses Interpretieren für die Akteure selbst wie auch für diese Phänomene hat.

Unter Rückgriff auf die Kultursemiotik Umberto Ecos können diese noch sehr allgemein gehaltenen Überlegungen zu einer interpretativen Sozialwissenschaft in eine empirienähere und methodologischere Konzeption überführt werden. Mit Eco lässt sich menschliches Interpretieren als das Bewältigen und Ordnen eines Kontinuums mittels Zeicheninterpretation verstehen. Auch für ihn gibt es dabei keine objektiv gegebene Bedeutung, diese konstituiert sich vielmehr erst in zwei Schritten, die allerdings allenfalls analytisch getrennt werden können: Eine Zeichen-Funktion wird erst durch Interpretation konstituiert, zugleich erhält sie erst durch Interpretation eine Bedeutung. Objektive oder vollständig konventionalisierte Bedeutung gibt es bei Eco nicht. Entsprechend erlaubt es seine Semiotik im Grundsatz, trotz bisweilen widersprüchlicher Äußerungen, auch Kultur, Staat, Nation und Staatenwelt als Konstrukte aufzufassen, die auf der wechselseitigen Abgrenzung voneinander und gegenüber anderen Konzepten ebenso beru-

hen wie inhärent auf der Abgrenzung verschiedener empirischer Einheiten, etwa verschiedener Nationen oder Staaten.

Ecos Semiotik zeichnet sich – neben diesem Anti-Essentialismus – durch ein grundlegendes, im Zeitverlauf zunehmendes Misstrauen gegenüber statischen, Konventionalität überbetonenden Konzepten der Bedeutungsgenese aus. Dies führt dazu, dass er den Begriff des Codes zu Gunsten des flexibleren Enzyklopädiebegriffs aufgibt. Mit ihm will er Konventionalität und Kreativität nicht nur miteinander verbinden, sondern beide gar als wechselseitig konstitutiv aufeinander beziehen. Zugleich soll dieses Konzept menschliche (Interpretations-)Praxis und Kontextualität integrieren. Unter einer Enzyklopädie versteht Eco ein semantisches Netzwerk aus miteinander verknüpften Knotenpunkten, das als regulative und hypothetische Idee das gesamte kulturelle Wissen erfasst und sich vage und veränderlich in Zeichen und Interpretationen organisiert. Es bezieht sich konstitutiv auf die Interpretativität des Sozialen und Kulturellen, weil es einerseits Interpretationsprozessen als Bezugspunkt dient, andererseits aber durch diese permanent konstituiert, verändert oder in Teilen verworfen wird. Letztlich geht jeder einzelne Interpretationsakt in die Enzyklopädie ein, die umgekehrt selbst wieder Interpretationsakte anleitet.

Dieser Konzeption intersubjektiver semantischer Netzwerke steht ein sehr spezifisches Verständnis von Zeicheninterpretation gegenüber. Was der Enzyklopädiebegriff schon nahelegt, nämlich ein Aufgeben äquivalenzsemantischer Vorstellungen, findet insbesondere in den Begriffen der Abduktion und des Interpretanten seinen Niederschlag. Mit Peirce bestimmt Eco das Interpretieren von Zeichen als abduktive kulturelle Handlungsform, die im Zentrum jeden Interpretierens steht und dieses überhaupt erst ermöglicht. Abduktion ist jener Versuch, durch den ein bestimmter Signifikant innerhalb seines Kontextes mit bestimmten Signifikaten auf kreative Weise, tentativ und unter Inkaufnahme unumgänglicher Unsicherheit verknüpft wird. Dies setzt bei Eco notwendig Interpretanten voraus. Ein Interpretant ist ein weiteres Zeichen, das das zu interpretierende interpretiert. Letztlich ist Bedeutung damit nichts anderes als eine Reihe weiterer Zeichen, die ein erstes zu verstehen helfen. Hier kommt eine Zirkularität und Unendlichkeit der Bedeutungsgenese zum Vorschein, die Eco für eine unumgängliche Seinsbedingung des Sozialen und Kulturellen hält. Zwar räumt er ein, dass aus pragmatischen Gründen im Rahmen einer einzigen Interpretation üblicherweise ein relativ konventionalisierbares Ende der Bedeutungsgenese erreicht wird, denn anders wäre soziale Interaktion undenkbar. Deren grundsätzliche Zirkularität allerdings hält er für zwingend. Nur durch sie würden Verstehbarkeit und die Genese von Neuem erst möglich: Indem zur Interpretation eines Zeichens andere Zeichen abduktiv herangezogen werden, erhält dieses eine Bedeutung. Da frühere Zeichen nun aber selbst nur durch Zeichen interpretierbar waren, liegt die hypothetische und regulative Annahme einer Art Gesamtrepräsentation aller früheren Interpretationen nahe, die im Rahmen einer aktuellen Interpretation herangezogen werden kann. Es ist dies die En-

zyklopädie. Die angestrebte Integration von Konventionalität und Kreativität, von Praxis und Kontext schlägt sich in eben diesem Interpretations- und Enzyklopädieverständnis nieder, das von einer wechselseitigen Bedingtheit beider ebenso ausgeht wie von der Unmöglichkeit, zwischen beiden strikt zu unterscheiden. Gerade hierin geht Eco über äquivalenzsemantische Vorstellungen hinaus, die eine relativ eindeutige und über Codes abgesicherte Entsprechung zwischen Signifikant und Signifikat annehmen und deshalb im Grunde keine Interpretationen, sondern nur Decodierungen kennen.

Vor dem Hintergrund eines solchen Verständnisses von Interpretation und Enzyklopädie werden sozialer Wandel und die Genese von Neuem nicht nur möglich, sondern unumgänglich; jede Interpretationssituation findet schließlich andere Zeichen vor, die abduktiv herangezogen werden können. Damit liegt hier in letzter Konsequenz auf intersubjektiver Ebene tatsächlich eine Unendlichkeit der Bedeutungsgenese vor: Enzyklopädien verändern sich permanent, dem Interpretieren ist nicht zu entrinnen. Da Enzyklopädien zudem nur abduktiv und situativ angewendet, nur lokal und begrenzt erfasst und nur durch abduktive Interpretationen konstituiert werden, sind Interpretationen nicht nur zirkulär und unendlich, sondern auch permanent unsicher, unvollständig und in sich widersprüchlich.

Wissenschaftliche semiotische Analyse nimmt aus dieser Perspektive – aufgrund ihrer eigenen Interpretationsabhängigkeit – interpretative Konstruktionen vor, indem sie Enzyklopädien und Interpretationen beschreibt. Sie versucht, die im Rahmen der Interpretation eines oder mehrerer Zeichen herangezogenen enzyklopädischen Verknüpfungen zu erkennen und damit die spezifische Bedeutungsgenese in jedem Einzelfall zu verstehen. Da sich kulturelles Wissen stets nur im Rahmen von Interpretationen, also bruchstückhaft, abduktiv angewendet und situativ verortet zeigt, ist die Analyse von Enzyklopädien zunächst nur als eine solche Analyse lokaler Enzyklopädien möglich. Der Möglichkeit, darüber hinausgehend Verallgemeinerungen anzustellen, tut dies allerdings keinen Abbruch. Ohne die hypothetische und regulative, vielleicht zwingend illusionäre Annahme eines Restes zumindest ansatzweiser sozialer Konventionalisierung wäre Interpretation weder aus alltagspraktischer noch aus wissenschaftlicher Perspektive möglich. Auch hier wäre zwar darauf zu insistieren, dass solche wissenschaftlichen Verallgemeinerungen notwendig unsicher, widersprüchlich und bruchstückhaft, eben abduktiv und interpretativ sind. Aus diesem Umstand allerdings die Schlussfolgerung zu ziehen, Verallgemeinerungen seien völlig unmöglich, würde Menschen zu isolierten und vollständig selbstbezüglichen Monaden stilisieren. Damit würde eine sozialwissenschaftlich interessierte Semiotik sich selbst als eine Gesellschafts- und Kulturtheorie mit methodologischem Anspruch ad absurdum führen.

Eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse kann nun die für sie zentralen Begriffe der Kultur, des Staates, der Nation und der Staatenwelt als enzyklopädisch repräsentierte Konstrukte verstehen, die zur Genese von Bedeutung im Rahmen von Interpretationen herangezogen und hierdurch

reproduziert werden. In diesem Zusammenhang besteht allerdings eine besondere Problematik darin, dass der Kulturbegriff äußerst unscharf ist. Für eine interpretative Analyse von Außenkulturpolitik sind ein enger und alltagspraktischer von einem weiten und methodologischen Begriff zu unterscheiden: Ersterer ist als Konstrukt im eben beschriebenen Sinne zu verstehen; es ist jener Komplex, der dem Glauben an eine Nation zu Grunde liegt und der in Außenkulturpolitik eingesetzt wird. Letzterer beschreibt mit Eco jenes grundlegendste menschlich-soziale Vermögen und jene Eigenschaft, das Kontinuum des Seienden durch die Interpretation von Zeichen zu ordnen. Beide sind, wie ich ausführlich in Unterkapitel 2.1.3 beschrieben habe, strikt voneinander zu unterscheiden: Aus wissenschaftstheoretischen und methodologischen Gründen, um nicht Kategorien der Praxis und Kategorien der Analyse zu verwechseln, und aus inhaltlichen Gründen, weil sich beide auf völlig verschiedene Phänomene beziehen.

Dieser Umstand, hier auf den Kulturbegriff bezogen, ist allerdings indirekt auch für ein adäquates Verständnis der anderen außenkulturpolitisch relevanten Begriffe von Wichtigkeit. In gewisser Hinsicht beschreiben Kultur, Staat, Nation und Staatenwelt Gruppen von Menschen, oder aber es lassen sich Gruppen von Menschen aus ihnen ableiten. Will eine Außenkulturpolitik-Analyse nun nicht Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse verwechseln, so darf sie diese Gruppen nicht verwechseln mit jenen Gruppen, die bestimmte Enzyklopädien teilen.[230] Eine Nation wird nicht dadurch zu einer Nation, dass ihre Mitglieder ausnahmslos ein bestimmtes soziales Wissen teilen, über das andere nicht verfügen, sondern dadurch, dass sie sich unter Berufung auf Kultur im engeren Sinne von anderen Nationen abgrenzt und andere Nationen umgekehrt das gleiche tun. Diese enzyklopädisch repräsentierten Abgrenzungen werden also nationenübergreifend geteilt, auf den universalistischen Anspruch dieses Denkens sei ergänzend verwiesen. Die hinter solchen Abgrenzungen stehende Gruppe der Zeicheninterpret(inn)en ist von den durch Zeicheninterpretation konstruierten Gruppen zu unterscheiden. Würden Enzyklopädien hingegen zu Voraussetzungen für soziale Gruppenbildungsprozesse stilisiert, so beginge man den gleichen Fehler, den traditionelle Theorien der Internationalen Beziehungen und des Nationalismus ebenso begehen wie die gängige empirische Forschung zu Außenkulturpolitik: Man würde Kategorien wie Staat, Nation, Kultur oder Staatenwelt als a priori gegeben akzeptieren und damit essentialisieren.[231]

---

230 Hierzu finden sich, bezogen auf den Kulturbegriff, bei Eco einige missverständliche Äußerungen. Ich habe unter anderem deshalb in Kap. 2.1 dieser Untersuchung geschrieben, ich wolle Eco gegen Eco selbst wenden.

231 Hier ließe sich nun argumentieren, dass sehr wohl relativ einheitliche Enzyklopädien innerhalb bestimmter Staaten oder Nationen feststellbar seien. Gegen eine solche Argumentation sei allerdings an den nichtobjektiven, auf Innovation und Selektion beruhenden Charakter von Kultur im engeren Sinne verwiesen: Das, was innerhalb eines Staates oder einer Nation geteilt wird, geht dieser

Als wesentliche Bestandteile von Enzyklopädien habe ich, wiederum unter Berufung auf Eco, Ideologien und Frames bestimmt und diese anschließend unter den gemeinsamen Oberbegriff des Interpretationsmusters gefasst. Beide sind komplexe Interpretationsoperationen, die zwar das Einzelzeichen nicht außer acht lassen, es aber überschreiten, indem sie sein enzyklopädisches und situatives Umfeld in den Blick nehmen. Sie sorgen dabei für eine relative Einheitlichkeit von Interpretationen, indem sie relativ wiederholbare Interpretantenketten gewährleisten – ohne allerdings die grundsätzliche situative Abhängigkeit von Interpretationen und die Besonderheit jedes Einzelfalls überwinden zu können. Auch Interpretationsmuster vermögen soziale und historische Kontingenz nicht aufzulösen.

Für eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse sind insbesondere zwei Interpretationsmuster von vorrangiger Wichtigkeit: Jenes des Universalismus und jenes der Autoreferentialität. Es handelt sich bei ihnen um regelmäßig, wenngleich nicht zwingend sich wiederholende komplexe Interpretationen, ohne die Außenkulturpolitik als Phänomen der modernen Staatenwelt in der heutigen Form undenkbar wäre. In diesem Zusammenhang lokale Enzyklopädien analysieren zu wollen, schließt deshalb zwingend eine Analyse der in bestimmten Interpretationssituationen herangezogenen Universalismen wie auch der mit ihrer Hilfe konstruierten Vorstellungen von Autoreferentialität ein.

Ein Universalismus legt nahe, im Rahmen komplexer Interpretationsprozesse bestimmte Zeichen als universell zu interpretieren. Er macht dies, indem er stets zugleich Faktenaussagen und normative Ansprüche aufweist und beide universalistisch wendet: Zum einen beansprucht er, mit einer Aussage einen bestimmten Phänomenbereich vollständig zu erfassen und eine Aussage über diesen zu treffen, zum anderen beansprucht er, dass diese Faktenaussage von einer umfassenden Zielgruppe vollständig akzeptiert werden solle. Ich habe als prominentestes Beispiel die Menschenrechte aufgeführt, die sich an alle Menschen richten und zugleich eine Aussage über alle Menschen treffen wollen. Weitere, für Außenkulturpolitik relevante Universalismen wären etwa die Annahme menschlicher Kreativität, Körperlichkeit, Kommunikativität oder auch die Annahme einer universellen Wahrheit. Diese Liste ist dabei sicherlich unvollständig.

Mit Partikularismen, insbesondere nationalistischen, stehen Universalismen in einem Verhältnis wechselseitiger Konstitution bei gleichzeitiger Widersprüchlichkeit. Einerseits bleiben Universalismen stets an nationalistische Partikularismen gebunden, da es ohne diese weder Notwendigkeit noch Möglichkeit für Universalismen gäbe. Andererseits wollen Universalismen in und mit Faktenaussagen und normativen Geltungsansprüchen nationalistische Partikularismen transzendieren. Wenngleich ihre soziale und politi-

---

nicht voraus, sondern ist deren Mittel und Resultat zugleich – und damit das Mittel und Resultat von Abgrenzungsprozessen. Vgl. dazu Unterkap. 1.3.2 dieser Untersuchung.

sche Durchsetzungskraft nur in und mit Nationalstaaten wirksam werden kann, zielt ihre Faktenaussage und ihr normativer Geltungsanspruch doch universalistisch auf die gesamte Menschheit. Im Zentrum dieser wechselseitigen Bedingtheit steht ein spezifischer Universalismus, der Partikularismen selbst zum universellen Prinzip erhebt: Gemeint ist der Nationalismus als Prinzip politischer Organisation in der Moderne, das Menschen und Territorien ohne nationalstaatliche Zuordnung nicht kennen mag.

Autoreferentialität ist demgegenüber ein Interpretationsmuster, das Universalismen in einer Art Außenperspektive heranzieht und damit jene »Perspektive der Wahrnehmung« konkretisiert, von der ich zu Beginn dieser Untersuchung sprach. Ich bezeichne als Autoreferentialität die vermeintliche Eigenschaft eines Zeichens, aufgrund einer universalistisch abgesicherten und interpretativ konstruierten Zugehörigkeit zu einem bestimmten Komplex eine Art Autonomie, Eigengesetzlichkeit oder Eigenwertigkeit zu genießen. Eine solche Interpretation erzeugt eine Differenz zum Interpretierten. Indem das interpretierte Zeichen als eine universalistische Entität verstanden wird, scheint es der Beliebigkeit des Interpretativen und des Situativen enthoben. Auf diese Weise werden Vorstellungen einer Differenz etwa zwischen Sport, Künsten, Wissenschaft oder Menschen auf der einen Seite und der Politik auf der anderen Seite konstruiert: Erstere bekommen universalistische Relevanzen zugeschrieben, die politisch nur bedingt tangiert werden dürfen. Entsprechende kulturelle Objekte sind in politischem Kontext deshalb sowohl sportlich bzw. künstlerisch als auch politisch.

Dies wird in Teil III dieser Untersuchung noch genauer zu analysieren sein. Eine Außenkulturpolitik-Analyse sollte dabei allerdings nicht Autoreferentialität zum Normalfall erheben, von dem aus Abweichungen als defizitär erscheinen. Vielmehr sollte sie sich dafür interessieren, wie kulturelle Einzelzeichen in komplexere Enzyklopädien eingeschrieben und hierbei Vorstellungen von Staat, Kultur, Nation und Staatenwelt konstruiert werden.

III. Kultur in der Staatenwelt

Sämtliche Überlegungen meiner Untersuchung beruhen auf der Annahme, dass Außenkulturpolitik eine spezifisch moderne und westlich geprägte Praxis ist, die gemeinsam mit der modernen nationalistischen Konzeption von Staatlichkeit global diffundiert ist. Erste Hinweise in diese Richtung habe ich schon in der Einleitung gegeben, ausführlicher bin ich hierauf im ersten Teil dieser Untersuchung eingegangen. Die folgenden Ausführungen sollen die Stichhaltigkeit meiner bisherigen historischen, methodologischen und theoretischen Überlegungen am Beispiel von vier zentralen außenkulturpolitischen Tätigkeitsbereichen überprüfen, nämlich den Künsten, dem Sport, der Wissenschaft und dem Personenaustausch. Ziel ist es, die Relevanz von Begriffen wie Staat, Nation, Staatenwelt und Kultur für diese aufzuzeigen und vor diesem Hintergrund die Aussagekraft des Begriffspaars von Universalismus und Autoreferentialität zu unterstreichen, aber auch deren Grenzen zu finden. Dabei gilt es ferner, mögliche Spezifika der verschiedenen Universalismen und Autoreferentialitäten herauszuarbeiten. Um all dies möglichst umfassend zu gewährleisten, beinhalten die folgenden Kapitel in je verschiedenem Ausmaß sowohl historisch argumentierende als auch theoretische und empirische Passagen und Unterkapitel.

Bei der Auswahl der vier genannten außenkulturpolitischen Tätigkeitsbereiche waren arbeitsökonomische wie auch wissenschaftsimmanente Kriterien ausschlaggebend. Letztere haben zur Entscheidung beigetragen, Sport und Künsten sehr breiten Raum zu geben und mit ihnen diesen dritten Teil meiner Untersuchung auch zu beginnen. Beide stehen sich in gewisser Weise als Gegensätze gegenüber. So stellen Künste in der bisherigen Außenkulturpolitik-Forschung eine Art unausgesprochenes Paradigma dar. Sowohl empirische Forschungsinteressen als auch theoretische Erklärungsversuche scheinen sich, sobald von Kultur im Internationalen die Rede ist, vorwiegend an Künsten zu orientieren. Die Forschung zum Sport hingegen verläuft weitgehend isoliert hiervon, nur äußerst selten wird Sport überhaupt als Kultur verstanden. Indem ich beiden, beginnend mit dem Sport, je ein sehr umfangreiches Kapitel widme, behandle ich den in gewisser Weise typischsten und den in gewisser Weise untypischsten außenkulturpolitischen Tätigkeitsbereich mit besonderer Intensität.

Nicht weniger spannend, aber aus arbeitsökonomischen Gründen weniger umfangreich fallen demgegenüber die beiden Kapitel zu Wissenschaft und Personenaustausch aus. Eine Besonderheit des letzteren ist dabei, dass sich der ihm zu Grunde liegende Universalismus gerade nicht auf einen als relativ geschlossen verstehbaren Gesellschaftsbereich – wie etwa Sport, Künste, Wissenschaft – bezieht, sondern auf den Menschen an sich. Dies führt dazu, dass das Kapitel zum Personenaustausch in mancher Hinsicht von den drei vorangehenden Kapiteln abweicht.

Spezifische Besonderheiten legten nahe, Sprache bzw. Sprachverbreitungspolitik aus dieser Untersuchung vollständig auszuschließen. Dies ist einerseits zu bedauern, denn es handelt sich dabei zweifellos um einen Kernbereich von Außenkulturpolitik, der eigentlich nicht fehlen dürfte. Andererseits aber sind die mit Sprache verbundenen Vorstellungen so speziell und komplex, dass für ein besseres Verständnis von Sprachverbreitungspolitik eigene Forschungsprojekte angemessen und notwendig erscheinen. Dass diese auf meine Konzeption einer interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse zurückgreifen könnten, soll mit dem Ausschluss von Sprachverbreitungspolitik aus meinen eigenen Analysen allerdings keineswegs bestritten sein.

Jedes der vier nun folgenden Kapitel ist nach einem einigermaßen identischen Muster aufgebaut, das einen Zwei- bzw. Dreiklang aus historischen, theoretischen und – im Falle des Sports und der Künste – empirischen Analysebestandteilen sicherstellt. Die Ausführungen zum Sport und zu den Künsten sind dabei zusätzlich in Unterkapitel gegliedert.

Die vier Kapitel beginnen zunächst mit Überlegungen zur historischen Genese des jeweiligen Tätigkeitsbereiches in der Staatenwelt. Dabei kann zwar deren Relevanz für die innere Konstitution der modernen Nationalstaaten nicht ausgeblendet werden, im Zentrum steht aber die Frage nach deren Relevanz auf internationaler Ebene.

Im Anschluss hieran untersuche ich eine oder mehrere Theorien zum jeweiligen Tätigkeitsfeld hinsichtlich ihres möglichen Beitrags zu einem besseren Verständnis von Außenkulturpolitik. Die Auswahl dieser Theorien ist dabei keineswegs repräsentativ. Ich wende vielmehr zwei Kriterien an, nämlich ein methodologisches und ein inhaltliches, die ich je nach Einzelfall unterschiedlich gewichte: Ich suche einerseits sehr grundsätzlich nach möglichen Anknüpfungspunkten für eine interpretative Methodologie, andererseits konkreter nach Konzepten und Begriffen, die Universalismus oder Autoreferentialität zu verstehen helfen. Hiervon ausgehend beschreibe ich abschließend, inwiefern Universalismus und Autoreferentialität für Künste, Sport, Wissenschaft und Personenaustausch in der Staatenwelt tatsächlich erklärungsstarke Begriffe sind.

Diesen theoretischen Überlegungen folgen in den Kapiteln zu Künsten und Sport kürzere empirische Analysen, in den Kapiteln zu Wissenschaft und Personenaustausch zumindest entsprechende Beispiele und Hinweise. Dabei greife ich sowohl auf empirische Fälle zurück, für deren Verständnis die Begriffe Universalismus und Autoreferentialität weiterhelfen, als auch

auf Fälle, bei denen dies ganz und gar nicht zutrifft. Zusätzlich schildere ich Fälle, die in beide Kategorien nicht so recht passen wollen.

3.1 SPORT

Der moderne Sport ist ein Phänomen, das häufig der gesellschaftlichen Sphäre zugeordnet wird, ohne seine enorme politische Relevanz angemessen zu berücksichtigen.[1] So ist es gerade in den politikwissenschaftlichen Internationalen Beziehungen wie auch in der allgemeinen Forschung zu Außenkulturpolitik weit verbreitet, den Sport zu vernachlässigen. Es sind dabei keineswegs ausschließlich die großen internationalen Sportereignisse wie die Olympischen Spiele oder die Fußball-Weltmeisterschaften, die ob ihrer Bedeutung für die internationale Politik eine stärkere Beachtung verdient hätten. Notwendig wäre es vielmehr, systematisch die Relevanz des Sports für die Theoriebildung im Bereich Internationale Beziehungen zu berücksichtigen. Dies soll im Folgenden mit Hilfe meines semiotischen Ansatzes geschehen.

3.1.1 Zur Genese des Sports in der Staatenwelt

Die Entstehung des modernen Sports lässt sich zeitlich und räumlich recht klar im England des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts verorten.[2] Anders als in Kontinentaleuropa, wo die Nationalstaatsintegration im Wesentlichen durch vorwiegend binnenintegrative Tätigkeiten wie Gymnastik, Schießen und militärische Übungen unterstützt werden sollte, herrschte in England eine andere Situation: Durch die Insellage war das Land territorial relativ isoliert, militärische Macht war ausgeprägt, Selbstverteidigung nicht übermäßig notwendig. Insbesondere aber war die industriell-ökonomische und die gesellschaftliche Entwicklung weiter vorangeschritten als selbst in den annähernd vergleichbaren Staaten des Kontinents, wodurch ein vergleichsweise großer gesellschaftlicher Wohlstand erreicht weden konnte.[3]

Es waren die Public Schools der zunächst vorwiegend aristokratischen Eliten, in denen sich der Übergang von der vor-sportlichen Körperbetätigung zum modernen Sport vollzog. Normativ wurde der Sport hier, durchaus ähnlich der Künste, seines traditionellen Sinnes entleert und als reine Zweckfreiheit der sozialen und ökonomischen Materialität entgegengesetzt.[4] Hier liegt der ideengeschichtliche Ursprung der seither wiederholt beschwo-

1 Beacom 2000, S. 1-2; Eisenberg 2001, S. 378-379.

2 Dem ging im 18. Jahrhundert eine umfassende Hinwendung der Menschen zum eigenen Körper voraus, verbunden mit einem ausgeprägteren Gesundheits- und Wohlbefindens-Bewusstsein; vgl. Becher 1990, S. 181.

3 Arnaud 1998b, S. 3-4.

4 Bourdieu 1985, S. 577-578; Hobsbawm 1989b, S. 289.

renen Vorstellung einer Autonomie und Eigenwertigkeit des Sports, die für dessen weitere Entwicklung und globale Verbreitung von großer Bedeutung war.

Mit der zunehmenden Verbreitung des Sports, zunächst noch begrenzt auf bürgerliche und verbürgerlicht-aristokratische Schichten, nahmen auch Verregelung und Organisationsdichte zu. Der Sport fand ein wachsendes Interesse der Öffentlichkeit, insbesondere in den populären Sportarten wie Fußball nahmen die Zuschauerzahlen zu.[5] Je mehr der Sport ein Massenphänomen wurde, desto umfangreicher und komplexer wurden die Regelwerke, die das Verhalten reglementieren und Leistung vergleichbar machen sollten. In gleichem Maße wuchsen die zur Entwicklung und Durchsetzung dieser Regelwerke notwendigen Institutionen. Mit der Ausweitung des Sports auf bürgerliche Schichten erweiterte sich zudem dessen zunächst als reine Selbstzweckhaftigkeit beschriebene und auf Fair Play basierende Philosophie um als universal gültig verstandene Prinzipien wie Leistung und Siegeswillen.[6]

Dass manche Sportarten zuerst in England zu Massensportarten wurden, kann auf die spezifische soziale und ökonomische Situation des Landes zurückgeführt werden. Zunächst spielte das Entstehen einer Freizeitkultur mit zunehmendem relativem Wohlstand der arbeitenden Massen eine gewisse Rolle. Wichtig war auch – in der zeitgenössischen Wahrnehmung – eine gewisse Affinität bestimmter Sportarten (insbesondere des Fußballs) zur Industriearbeit. Sie fußte auf einer komplexen Gemengelage aus normativen und taktilen Differenzen und Kongruenzen zwischen sportlicher und arbeitsweltlicher Tätigkeit. Institutionell spielte die philanthropisch oder politisch motivierte Unterstützung und Verbreitung des Sports durch Unternehmen, Gewerkschaften, Kirchen oder staatliche Einrichtungen eine wichtige Rolle. Sport konnte sich vor diesem Hintergrund zu einem eigenständigen Tätigkeitsbereich ausdifferenzieren und breite Gesellschaftsschichten erreichen. Die damit entstehenden Massensportarten allerdings eigneten sich nicht mehr zur sozialen Distinktion, weshalb sich herrschende Eliten von ihnen ab- und anderen Sportarten wie Cricket, Fuchsjagd oder Polo zuwandten. Dieser Prozess bildete den Nukleus für die soziale Hierarchisierung der Sportarten.[7]

Ab 1860, verstärkt ab 1870 wurden für verschiedene Sportarten zunächst binnenstaatliche Sportverbände gegründet sowie, damit einhergehend, erste geregelte Wettkämpfe zwischen Teams aus unterschiedlichen Städten und

5 Für den Fußball Eisenberg 2004, S. 8-9.

6 Bourdieu 1985, S. 578-579; Plessner 1967, S. 22-23; Maguire 1995, S. 584-585; Elias 1985, S. 9-12; Eisenberg 2001, S. 380.

7 Taylor 1988, S. 533; Bourdieu 1985; Hobsbawm 1989b, S. 299-300; für den Fußball Brändle/Koller 2002, S. 47-48; Eisenberg 2004, S. 7-8.

Regionen Englands ausgeführt.[8] Zugleich breitete sich der Sport territorial aus: in den damaligen britischen Kolonien durch die jeweiligen Kolonialverwaltungen, in Kontinentaleuropa und in Lateinamerika durch Diffusion. Die Entwicklung in Nordamerika kann als der englischen parallele Sonderentwicklung gewertet werden, was Differenzen der US-amerikanischen Sportkultur gegenüber der europäischen erklärt.[9]

Zur Verbreitung in Kontinentaleuropa trug ganz wesentlich die Vorbildhaftigkeit Englands bei. England, die englische Gesellschaft und englischer Sport galten als modern, sie wurden mit Industrialisierung und Modernisierung positiv assoziiert. So war die Verbreitung des Fußballs mit dem Entstehen urbaner und technologischer Eliten sowie mit der ökonomisch motivierten Migration britischer Eliten auf den Kontinent eng verknüpft.[10] Eine gewisse Autonomie gegenüber der Gesellschaft und dem Staat, die dem Sport in England zugeschrieben wurde, war dabei Voraussetzung dafür, dass er in andere Gesellschaften diffundieren konnte.[11] Die Vorbildhaftigkeit Englands beruhte vor diesem Hintergrund nicht zuletzt darauf, dass die mit dem Sport assoziierten Werte und Tätigkeiten nicht vorrangig als nationale englische Werte und Tätigkeiten verstanden wurden, sondern (zumindest auch) als universal und modern. Sie waren damit der ideologischen Begrenzung auf England entzogen, was eine wesentliche Vorbedingung der Internationalisierung des Sports bildete.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden die ersten internationalen Wettbewerbe und Wettkämpfe ausgetragen, in Großbritannien auch zwischen den verschiedenen britischen Verbänden (aus England, Schottland, Irland, je nach Sportart unter Umständen auch aus Wales). Das erste Länderspiel überhaupt fand 1871 im Rugby zwischen England und Schottland statt. Auch im Fußball gab es schon vor 1914 zahlreiche grenzüberschreitende Spiele sowohl von Landes-Auswahl-Teams als auch von regionalen oder lokalen Teams, die durch andere Länder tourten. Zunehmend ergab sich die Notwendigkeit, auch international die Regelwerke der verschiedenen Sportarten zu vereinheitlichen und hierfür transnationale Organisationen zur Durchführung der Wettkämpfe zu gründen. So wurden beispielsweise der Welt-Radsportverband 1900, der Welt-Schwimmverband 1908 oder der Weltverband des Pferdesports 1921 gegründet.[12]

---

8 Arnaud 1998a, S. 18-19; Krüger 1999, S. 6; für den Fußball Murray 1999, S. 28; Eisenberg 2004, S. 7-8.

9 Arnaud 1998a, S. 15-16; beispielhaft für Malta Armstrong/Mitchell 1999; für die britischen West Indies Stoddart 1988; für Lateinamerika Arbena 1993, S. 838.

10 Arnaud 1998a, S. 14-15; für den Fußball Lanfranchi 1994; auch Elias 1985 kann in diesem Sinne interpretiert werden. Theoretisch dazu Guttmann 1994, S. 171-173.

11 Maguire 1995, S. 585.

12 Arnaud 1998a, S. 21; McIntosh 1978, S. 300.

Der nationalstaatliche Charakter internationaler Sportwettkämpfe spielte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst noch kaum eine Rolle. Sport war zwar von Beginn an von lokaler und regionaler Identitätsbildung begleitet und geprägt, darüber hinausgehend von einer Konstruktion übergeordneter nationaler Identitäten durch oder im Sport konnte allerdings zunächst noch nicht gesprochen werden. Erst etwa zur Jahrhundertwende, einhergehend mit einer Zunahme grenzüberschreitender Wettkämpfe, etablierte sich die Idee einer nationalen Repräsentation durch Sport.[13] Diese Wettkämpfe und Turniere insbesondere zwischen länderbezogenen Auswahlteams sollten sich im weiteren Verlauf zu den erfolgreichsten und wichtigsten internationalen Sportereignissen entwickeln. Hier ist allen voran die Fußball-Weltmeisterschaft zu nennen, die mit kriegsbedingten Unterbrechungen seit 1930 von dem 1904 gegründeten Weltfußballverband Fédération Internationale de Football Association (FIFA) ausgetragen wird.[14]

Ein wichtiges Moment für die Entwicklung des Sports im Allgemeinen und seines nationalistischen Charakters im Besonderen war ferner der Erfolg der olympischen Bewegung. Es war der französische Pädagoge Pierre de Coubertin, der nach verschiedenen gescheiterten Vorschlägen und Initiativen zur Revitalisierung der Olympischen Spiele die ersten Spiele der Neuzeit 1896 in Athen und 1900 im Rahmen der Weltausstellung in Paris erfolgreich initiierte und hierzu 1894 das Internationale Olympische Komitee (IOC) gründete.

Die in ihrem Kern auf Coubertin zurückgehende Ideenwelt der olympischen Spiele verdient an dieser Stelle eine genauere Betrachtung. Sie bildet einerseits noch heute die ideologische Grundlage des weltweit wichtigsten Sportereignisses, zum anderen entwickelte sie Leitbilder für die Entwicklung des Sports schlechthin. Die ideengeschichtlichen Einflüsse, die ihr zu Grunde lagen, sind vielfältig und umfassen neben angelsächsischen Sportidealen und Coubertins Interpretation der antiken Olympischen Spiele insbesondere auch pazifistisches und internationalistisches Gedankengut des späten 19. Jahrhunderts.[15] Dies kann einerseits als frühe Form der Politisierung des Sports interpretiert werden, stand dessen Entwicklung als teilautonomem Handlungsbereich aber andererseits nicht nur nicht im Wege, sondern förderte diese möglicherweise sogar dadurch, dass in ihnen nationalstaatlichen Egoismen eine Absage erteilt wurde. Die Olympische Bewegung kann in dieser Hinsicht in eine Reihe gestellt werden beispielsweise mit der

13 Allison/Monnington 2002, S. 118-119; Arnaud 1998a, S. 27. Hobsbawm sieht eine solche Entwicklung sogar erst ab 1914 und zunächst auf die Mittelschicht beschränkt, vgl. Hobsbawm 1989b, S. 301.

14 Arnaud 1998a, S. 19; Lanfranchi 1994, S. 28; Duke/Crolley 1996, S. 2; Russell 1999, S. 19. Interessant der Hinweis von Russell, dass das Absingen von Nationalhymnen vor Fußballspielen erst Mitte der 1920er Jahre aufkam.

15 Vgl. Loland 1995; Eisenberg 2001, S. 393-395. Vgl. zum Internationalismus der Jahrhundertwende Iriye 1997, S. 4-5; Hoberman 1995.

Bewegung der Pfadfinder, dem Roten Kreuz oder der Esperanto-Bewegung.[16]

Der »Olympismus«, wie Sigmund Loland diese auf Coubertin zurückgehende Ideenwelt rund um die Olympischen Spiele (und zumindest teilweise darüber hinaus des Sports im Allgemeinen) bezeichnet,[17] kann im Kern auf die Aufklärung und auf bürgerliche humanistische Ideale zurückgeführt werden. Loland führt zusammenfassend mehrere Aspekte an, die eine solche Interpretation unterstreichen. So geht Coubertin davon aus, dass der Sport zur Erziehung und Bildung von Körper, Seele und Verstand der Individuen und damit zur Persönlichkeitsbildung beitragen könne. Aus diesem ersten Aspekt leitet Coubertin einen zweiten ab: Wenn Sport das Individuum bilden könne, so könne er auch die Gesellschaft positiv prägen. Sport wird damit nicht nur zu einem Mittel individueller, sondern auch kollektiver Bildung und Gemeinschaftsstiftung in modernen bürgerlichen Massengesellschaften.[18] Aus der Möglichkeit einer Erziehung und Bildung des Individuums und der Gesellschaft leitet Coubertin schließlich einen dritten Aspekt ab, nämlich die Möglichkeit, das Verhältnis zwischen verschiedenen Gesellschaften und Völkern durch Sport positiv zu prägen. Die Olympischen Spiele erscheinen hier als eine universalistische Sphäre, in der sich Menschen ohne Ansehen ihrer persönlichen Eigenschaften austauschen und einander annähern können.[19] Alle drei Aspekte des Olympismus im Besonderen, aber auch des Sports im Allgemeinen erlauben es, eine auf universalistische Ideale rekurrierende Tradition bürgerlichen Humanismus zu erkennen:

»Through the widening of perspectives in the goals of Olympism from individual development to visions of universal happiness and peace, one finds variations over the central theme in what is sometimes called ›the humanist tradition of the West.‹ [...] The humanist vision is to launch an alternative to authoritarianism and intolerance and offer a non-reductionist and non-determinist view of the individual human being. The basic assumption is that it is possible to mold human personality by (clas-

16 Hoberman 1995, S. 3-8.

17 Vgl. Loland 1995.

18 An beiden Aspekten zeigt sich eine gewisse Nähe zum bürgerlichen Kunstverständnis, auf das ich an späterer Stelle im Detail eingehen werde.

19 Loland 1995, S. 63-65. Dabei sollte allerdings zweierlei nicht unerwähnt bleiben: Erstens handelt es sich beim »Olympismus« keinesfalls um ein geschlossenes, widerspruchsfreies Gedankengebäude. Zweitens weist der «Olympismus« zwar überdeutliche bürgerliche Züge auf, sollte aber zugleich dazu dienen, einer sich verbürgerlichenden Aristokratie, der auch Coubertin selbst angehörte, in sich demokratisierenden Gesellschaften die Position einer Elite zu wahren. Vgl. zum Elitismus Coubertins Loland 1995, S. 51-55 und 64; Eisenberg 2001, S. 392.

sical) education, and that, through such education, human beings can realize their potential of being free and thus able to shape their own destinies and histories.« [20]

Die Olympischen Spiele sollten, von diesem idealistischen Gedankengut ausgehend, im 20. Jahrhundert zum größten und umfassendsten regelmäßigen Sportereignis werden.[21] Ihre Bedeutung gründet insbesondere in einer Sportarten übergreifenden Grundstruktur, die einen breit angelegten kompetitiven Vergleich zwischen nationalstaatlich bestimmten Teams möglich macht. Das Selbstverständnis der Olympischen Bewegung als »internationalistisch«, und damit eben gerade nicht als »anti-nationalistisch« oder »kosmopolitisch«, unterstreicht diesen nationalstaatlich geprägten Charakter der Spiele.[22] Die so genannten Medaillenspiegel, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts als statistischer Ausweis von sportlichem Erfolg oder Misserfolg der Nationalstaaten entwickelten, stehen sinnbildlich hierfür.

Die aktive Nutzung des Sports durch Regierungen begann auf internationaler Ebene, vom Versuch seiner Instrumentalisierung als paramilitärischer Ertüchtigungs- und Disziplinierungsform abgesehen, erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Damals wie heute ließen sich zwei verschiedene Formen der Repräsentation unterscheiden, auf die politische Akteure rekurrierten: Zum einen sollte das im eigenen Land organisierte Sportereignis, zum anderen der sportliche Erfolg den eigenen Staat prestigeträchtig repräsentieren. So wurden die letztlich abgesagten Olympischen Spiele von 1916, als deren Austragungsort Berlin vorgesehen war, schon im Vorfeld von der deutschen Regierung mit dem Hinweis auf ihre enorme nationale Bedeutung massiv unterstützt. Ähnliche Zahlungen, allerdings in geringerem Ausmaß, gab es schon 1912 durch die schwedische Regierung anlässlich der Vergabe der Spiele nach Stockholm. Schweden war auch eines der ersten Länder, das seine Sportler in die Armee aufnahm und damit das olympische Verbot des Profitums umging, denn Armeeangehörige durften als Amateure gewertet werden. Dies kann als frühe Form einer systematischen Sportförderung interpretiert werden.[23]

Nach 1918 wurden massive Interventionen der Staaten in sportliche Belange zur Norm. Die in Ansätzen schon vor 1914 entwickelte Idee einer nationalen Repräsentation traf in einem Klima gegenseitigen nationalistischen Misstrauens auf einen Sport, der sich in den 1920er Jahren endgültig etablierte und innerstaatlich wie auch international zu einem bedeutenden Faktor geworden war. Es waren interessanterweise nicht die europäischen Diktaturen der Zeit, sondern demokratische Staaten, in denen der Sport zuerst mas-

20 Loland 1995, S. 66. Loland zitiert in diesem Textausschnitt einen Buchtitel von Alan Bullock, vgl. Bullock 1985.

21 Krüger 1999, S. 3-4; Arnaud 1998b, S. 11; Beacom 2000, S. 12; Beacom 2004, S. 9; Guttmann 2003, S. 371-372; Eisenberg 2001.

22 Vgl. Hoberman 1995, S. 8; Eisenberg 2001, S. 377.

23 Arnaud 1998a, S. 27; Krüger 1999, S. 9-10; Krüger 1993, S. 863-867.

siv politisch instrumentalisiert wurde. In Großbritannien waren Forderungen nach sportlicher Isolierung der im Ersten Weltkrieg unterlegenen Staaten zwar keine offizielle Regierungspolitik, wurden seitens der politisch Handelnden aber mit einiger Sympathie gesehen. In Frankreich spielte nach dem verlustreichen militärischen Sieg über Deutschland die Frage des Prestigegewinns durch sportliche Leistung eine große Rolle. Einen Höhepunkt der Instrumentalisierung des Sports, hier allerdings nicht mehr durch einen demokratischen Staat, stellte die ideologische Manipulation der Olympischen Spiele 1936 in Berlin durch das deutsche Nazi-Regime dar.[24] Vor dem Hintergrund einer solchen nationalistischen Aufladung des Sports waren die (damals noch überwiegend männlichen) Sportler und Teams zwischen den beiden Weltkriegen zu »zentralen Symbolfiguren« geworden:

»Zwischen den Kriegen wurde der internationale Sport […] zu einem Ausdruck nationaler Kämpfe, und die Sportler, die ihre Nation oder ihr Land vertraten, wurden zu zentralen Symbolfiguren ihrer vorgestellten Gemeinschaften. […] Was den Sport als Medium der Vermittlung einer nationalen Gesinnung zumindest bei Männern so unerhört wirksam machte, ist die Mühelosigkeit, mit der sich selbst die politisch oder öffentlich uninteressiertesten Individuen mit der Nation identifizieren können, sobald diese durch erfolgreiche Sportler symbolisiert wird […]. Die vorgestellte Gemeinschaft von Millionen scheint sich zu verwirklichen als eine Mannschaft aus elf Spielern, die alle einen Namen tragen. Der einzelne, und wenn er nur die Spieler anfeuert, wird selbst zu einem Symbol seiner Nation.« [25]

Nach 1945 nahm die politische Bedeutung des Sports angesichts des Kalten Krieges nochmals zu. Der Kampf der Systeme zwischen kapitalistischen Staaten des Westens und kommunistischen Staaten des Ostens wurde ganz wesentlich auch auf dem Gebiet des Sports ausgetragen. Sportliche Erfolge galten nicht zuletzt als Erfolge des eigenen politischen und gesellschaftlichen Regimes, zugleich verstand man die Anerkennung oder Nichtanerkennung eines Landes durch internationale Sportorganisationen als Ausweis eigener Legitimität und Vorstufe zur politischen und diplomatischen Anerkennung oder Nichtanerkennung. Staaten auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs engagierten sich deshalb massiv in der Organisation und Förderung des eigenen Spitzensports, um sportliche Erfolge auf internationaler Ebene herbeizuführen.[26] Gerade einige der kommunistischen Staaten erhoff-

24 Holt 1998, S. 210-214; Arnaud 1998b, S. 8-9; Guttmann 2003, S. 372; allgemein zum Sport im deutschen Nazismus Beck 2004, S. 79.

25 Hobsbawm 2005, S. 168-169.

26 Houlihan 1994; Allison/Monnington 2002, S. 107, 133-134 und für Großbritannien S. 119-124; Beck 2004, S. 77 und 84; Hobsbawm 2005, S. 167-168; Frey/Eitzen 1991, S. 511-513; Irwin 1988, S. 26 und 37; Riordan 1999, S. 56; McIntosh 1978, S. 298-299. Vgl. allgemein zur Politisierung des Sports Beck 2006, S. 110-112; zum Beruf des Spitzensportlers Gebauer 2003b.

ten sich überdies, dass der sportliche Erfolg auf internationaler Ebene eine wichtige Funktion für die Integration nach innen erfülle.[27]

Auch im Zuge der Dekolonialisierung spielte der Sport eine wichtige nationalistisch-ideologische Rolle. Er sollte die jungen Staaten, entstanden aus früheren Kolonien europäischer Staaten, nach innen integrieren; nach außen erhoffte man sich einen Ausdruck von Souveränität durch sportliche und sportpolitische Präsenz.[28] Begleitet und wohl auch unterstützt wurde die politische Aufladung des Sports ferner durch seine Weiterentwicklung von einem Massen- zu einem massenmedialen Phänomen: Neue Möglichkeiten der Übertragung und Berichterstattung schufen die sozialen und ökonomischen Grundlagen für eine globale Kommerzialisierung und Professionalisierung.[29]

Sport steht hier mit der interpretativen Konstruktion von Nationalstaaten in einem engen Zusammenhang. Man erhofft sich von ihm eine integrierende Wirkung, die ganz wesentlich auf einer gemeinsamen Identifikation mit den sportlichen »Heldinnen« und vor allem »Helden« beruht.[30] Gerade durch den Sport, der breite Bevölkerungsschichten zu erreichen vermag, soll die soziale und politische Kohäsion eines nationalistischen Kollektivs herbeigeführt und die Konstruktion einer Nation ideologisch gestützt werden:[31] Der oder die Sportler(in) bzw. das Team funktioniert als Repräsentant(in) des Kollektivs, das sich auf seiner sportlichen Mission der Unterstützung einer Mehrheit der Angehörigen des Staates bzw. der Nation sicher sein kann. Der sportliche Erfolg eines Menschen oder eines Teams wird als Erfolg aller verstanden, obgleich der tatsächliche Beitrag der allermeisten über eine mehr oder weniger bedingungslose Loyalität nicht hinausgeht.[32]

Diese Prozesse interpretativer Konstruktionen nationalistischer Kollektive beruhen dabei auf einem beständigen Herbeirufen differenzierender Konstellationen eines »Wir gegen Sie«, die notwendig als Nullsummenspiel gedacht werden: Sieg oder Niederlage – Alles oder Nichts – Wir oder Sie ist die über allem stehende Logik, die nicht zufällig an Kriegssituationen erin-

27 Riordan 1999, S. 49-51.

28 Allison/Monnington 2002, S. 124-131; Houlihan 1994, S. 16-19; für Malta Armstrong/Mitchell 1999, S. 104-105; für die West Indies Stoddart 1988. Auf solche Effekte beruft sich auch die Sport-Entwicklungshilfe, die durch die Unterstützung bei der Entwicklung leistungssportlicher Strukturen zum Nation-Building und zum friedlichen Umgang mit sozialer und ethnischer Heterogenität beitragen möchte. Vgl. Heinemann 1985, S. 228-232.

29 Eichberg 2001, S. 48-51; für den Fußball Brändle/Koller 2002, S. 71-72.

30 Vgl. zu Geschlechterbildern im Nationalismus und im internationalen Sport Harris/Humberstone 2004.

31 Hobsbawm 2005, S. 168-169.

32 Arnaud 1998b, S. 7; Gebauer 2003a; McIntosh 1978, S. 295; Duke/Crolley 1996, S. 4.

nert.[33] Das Elfmeterdrama im Endspiel einer Fußball-Weltmeisterschaft mag das eindrücklichste und emotionalste Beispiel für diese Logik sein, erzwingt es doch eine eindeutige Entscheidung dort, wo sich das Spiel zuvor einer Entscheidung verweigert hat. Der Sport ermöglicht es, ein solches kompetitives Streben nach kollektivem Prestige in institutionalisierten, vergleichbaren und geordneten Bahnen verlaufen zu lassen.

Die politische Bedeutung des Sport-Nationalismus und seiner Fähigkeit, durch wechselseitige Differenzierung zur nationalistischen Konstitution nationalistischer Kollektive beizutragen, wird gerade in der internationalen Sportpolitik deutlich. Von historisch und ideologisch größter Bedeutung dürfte die freiwillig gewählte Isomorphie der internationalen Sportorganisationen gegenüber staatlichen Strukturen sein: Schon früh hat sich, zunächst unabhängig von staatlichem Einfluss, die Entwicklung des Sports und seiner Strukturen auf internationaler Ebene an staatlichen Grenzen orientiert. Der IOC und alle anderen internationalen Sportorganisationen haben das Prinzip »ein Staat, ein Verband« zum Grundsatz ihrer Mitgliederstruktur gemacht, nur in wenigen Ausnahmefällen wird hiervon abgewichen.[34]

Die nationalistische Ordnung erscheint vor diesem Hintergrund als natürlich und notwendig so gegeben. Sie ist ideologische und nicht hinterfragte Voraussetzung dafür, dass sportlicher Wettbewerb zwischen Staaten bzw. Nationen überhaupt erst stattfinden kann. Dadurch, dass sportliche Wettkämpfe auf internationaler Ebene nun als Wettkämpfe zwischen solchen Staaten oder Nationen (oder zumindest staatenähnlichen Gebilden) stattfinden, reproduzieren sie die Vorstellung, dass die Welt und die Menschen in ihr natürlicherweise in Staaten bzw. Nationen geordnet seien:[35]

»[…] sport, particularly through the narration of international sporting events, shapes concepts (nation, national identity, nation-state and ultimately the inter-state structure) that construct the ›inter-state worldview‹ – a dominant portrayal of how the world is cartographically and socially/politically divided into competing states. This worldview is presented as being natural, commonsensical, civilized, modern (yet with historical antecedents) and the only feasible way of ordering political communities, in which the nation-state is often accorded quasi-sacred status.« [36]

Die interpretative Konstruktion von Nationen durch den Sport bildet eine Seite der Medaille, deren andere dessen Funktion als außenpolitische und internationale Handlungsressource darstellt. Gerade letztere verdient an die-

33 Levermore 2004, S. 19-20; Galtung 1982, S. 137; für den Fußball Brändle/Koller 2002, S. 189-190. Erinnert sei ergänzend auch an die Sprache des Sports, die nicht nur im Deutschen zahlreiche Anleihen bei der Militärsprache macht: »Angriff«, »Verteidigung«, »Schuss«, »Attacke«, »Zweikampf«.

34 Taylor 1988, S. 537.

35 Levermore 2004, S. 17-18; Galtung 1982, S. 138-139.

36 Levermore 2004, S. 16.

ser Stelle eine genauere Betrachtung. Am unmittelbarsten dürfte in diesem Zusammenhang der Versuch einleuchten, durch sportliche Erfolge oder große Sportereignisse auf internationaler Ebene ein positives Image zu generieren oder Prestige zu erlangen. Der Diplomatie im engeren Sinne ermöglicht es der Sport darüber hinaus, außenpolitische Interessen unter vergleichsweise geringen Transaktionskosten zu verfolgen. Die Kontaktaufnahme über den Sport oder der Abbruch von Sportkontakten können als außenpolitische Signale verstanden werden, die der eigentlichen Diplomatie vorgeordnet sind. Als Beispiel für eine erfolgreiche Kontaktaufnahme mittels des Sports lässt sich insbesondere die so genannte »Ping-Pong-Diplomatie« nennen, als Beispiel für einen Abbruch von Kontakten die Boykotte der Olympischen Spiele 1980 in Moskau durch westliche Staaten.[37] Auf beide Beispiele werde ich an späterer Stelle in diesem Kapitel ausführlicher zu sprechen kommen.[38]

Von diplomatischer Relevanz ist ferner auch die Frage der Mitgliedschaft oder Nichtmitgliedschaft einzelstaatlicher Sportverbände in internationalen Sportorganisationen. Staaten haben ein Interesse an solchen Mitgliedschaften und können dies zumindest potentiell zum Bestandteil ihrer Außenpolitik machen. Gerade FIFA und IOC nehmen eine wichtige Rolle ein, wenn es darum geht, die Anerkennung bzw. Nichtanerkennung eines Staates schon unterhalb der Schwelle offizieller diplomatischer Anerkennung und unterhalb der Mitgliedschaft in internationalen Staatenorganisationen zu vollziehen. Durch die von politischer Macht der Staaten abweichende Machtdispositive im Sport bzw. durch das oftmals gültige Ein-Staat-Eine-Stimme-Prinzip bieten sich Sportorganisationen als ein politisches Handlungsfeld dabei gerade für kleine oder diplomatisch isolierte Staaten an.[39]

Ein etwas anders gearteter Zusammenhang zwischen der Integration von Nationalstaaten und internationaler Politik findet sich im Bereich der Entwicklungshilfe und der Besatzungspolitik. Hier sind Versuche nicht selten, mit Sport zur Stabilisierung von Gesellschaften und Staaten beizutragen. Die Hoffnung dabei ist, dass Sport es erlaube, innerstaatliche Spannungen zwischen einander widersprechenden Loyalitäten in einer den Staat nicht gefährdenden Weise auszutragen oder aber diese Spannungen unter dem Dach einer gemeinsamen sportlichen Loyalität abzubauen.[40]

Trotz seiner im Zeitverlauf zunehmenden politischen Einbindung konnte sich der Sport allerdings sowohl innerhalb der Staaten als auch auf internationaler Ebene eine weit reichende institutionelle und rechtliche Unabhängigkeit bewahren. So wird das internationale Sportrecht, Sportgerichtsbar-

37 Houlihan 1994, S. 9-12 und 202-205. Vgl. dazu auch Allison/Monnington 2002, S. 107; Nafziger 1992, S. 496-498.

38 Vgl. Unterkap. 3.1.3 und 3.1.4 dieser Untersuchung.

39 Houlihan 1994, S. 20-22. Vgl. dazu auch Nafziger 1992, S. 497-498.

40 Houlihan 1994, S. 16-20 und 208-209.

keit eingeschlossen, in seinem Kern von einzelstaatlichen und internationalen Sportorganisationen entwickelt und angewendet. Internationale Organisationen wie die UNESCO, der Commonwealth oder verschiedene Regionalorganisationen, die in Kultur und Sport politische Mitsprache beanspruchen, akzeptieren weitgehend das Primat der privaten Sportorganisationen und beschränken sich auf eine grobe Rahmensetzung. Nach dem Ende des Kalten Krieges ist das sportpolitische Engagement der Staaten sogar zurückgegangen.[41]

Die Autonomie, die der Sport auf einzelstaatlicher wie auch auf internationaler Ebene erfolgreich für sich beansprucht, erstreckt sich sowohl auf die Setzung und Durchsetzung des eigenen Regelwerks als auch auf die Organisation und wirtschaftliche Vermarktung sportlicher Wettbewerbe. Sie erfasst unter Berufung auf universalistische Argumente darüber hinaus sogar diejenigen Zielsetzungen, die als politisch einzuordnen sind und deshalb umgekehrt durchaus die Sphäre der Politik tangieren:

»What has often been implied is that sports should be left alone by governments as much as possible (although some funding is welcome). The basis for such arguments was that sport is beneficial for humankind as a whole. The Olympic movement especially has long associated itself with the promotion of world peace.« [42]

Die Autonomie, die der Sport gegenüber der Politik zu genießen scheint, steht gleichwohl in einem gewissen Widerspruch zu seiner politischen Bedeutung. Diesem widersprüchlichen Verhältnis liegt letztlich der Gegensatz zwischen universalistischer Ideologie des Sports und dessen nationalistischer Fundierung zu Grunde. Gerade dieser Gegensatz ist im Rahmen einer interpretativen Analyse von Außenkulturpolitik genauer zu betrachten, denn sein Verständnis verspricht zugleich ein besseres Verständnis der Rolle, die Kultur im Kontext von Nationalstaatlichkeit und Staatenwelt spielt.

3.1.2 Autoreferentialität und Universalismus im Sport

Die bloße Feststellung, dass Sport für internationale Politik sowie für die Konstitution von Nationalstaaten relevant ist, sagt noch nichts aus. Sie lässt insbesondere nicht verstehen, worin diese Relevanz genau liegt und welches ihre interpretativen Konstitutionsbedingungen und Konstitutionsmechanismen sind. Ich möchte deshalb im Folgenden zunächst einige gängige Ansätze skizzieren, die Sport als soziales oder internationales Phänomen zu erklären versuchen, sowie deren Schwächen aufzeigen. Dabei gilt es, deren Umgang mit dem Universalismus des Sports zu berücksichtigen. Im Anschluss daran erarbeite ich mit Hilfe meiner semiotischen Begriffe eine Alternative

41 Nafziger 1992, S. 491-494 und 500.

42 Taylor 1988, S. 553.

zu diesen gängigen Ansätzen, die für die Analyse von Sport als einem Teil von Außenkulturpolitik geeignet ist.

Der Sporthistoriker Allen Guttmann hat 1978 (deutsch 1979) eine Studie vorgelegt, in der er den Versuch einer »systematische[n] Interpretation des modernen Sports« unternimmt.[43] Er erarbeitet zunächst in dichotomer Abgrenzung gegenüber vor-modernen Formen körperlicher Betätigung sieben Merkmale des modernen Sports. Mit dem ersten Merkmal, der »Weltlichkeit«, unterscheidet er diesen von einer Einbindung des Sports in kultische Handlungen, die er bei »Urvölkern« und den antiken Griechen sieht.[44] Das zweite Merkmal, das Guttmann nennt, ist das der »Chancengleichheit«. Diese beruhe darauf, dass Leistung zumindest normativ als das entscheidende Kriterium angesehen wird, nach dem sportliche Tätigkeiten beurteilt werden.[45] Das dritte Merkmal des modernen Sports, die »Spezialisierung«, stellt Guttmann in einen direkten Zusammenhang mit der Chancengleichheit und damit dem Leistungsprinzip. Die Spezialisierung sowohl der Sportler(innen) als auch des Umfelds ermögliche eine Leistungssteigerung, die im Profitum ihren Höhepunkt finde.[46] Als viertes Merkmal nennt Guttmann »Rationalisierung«: Der moderne Sport zeichne sich durch eine strikte Zweckorientierung aus. Eng mit der Rationalisierung hängt »Bürokratisierung« als deren institutionalisierte Form zusammen, sie stellt sein fünftes Merkmal dar.[47] Das sechste Merkmal des modernen Sports nach dieser Typologie ist »Quantifizierung«. Es sei ein wesentliches Konstitutionsprinzip, dass sportliche Aktivität messbar und damit Leistung vergleichbar gemacht werde. Mit dieser Quantifizierung fast schon notwendig einher geht schließlich das siebte Merkmal nach Guttmann, das er als »Suche nach Rekorden« bezeichnet. Die sportliche Leistung wird hier zur absoluten Bestleistung, die sich von der zweitbesten Leistung abgrenze, ein »Stimulus zu kaum vorstellbarer Höchstleistung.«[48]

Guttmanns Versuch, das Phänomen »Sport« zu erklären, basiert argumentativ im Wesentlichen auf zwei Säulen. Zum einen unterscheidet er dichotomisch zwischen Moderne und Vormoderne, wobei er die römische und griechische Antike als eine Art Vorläuferstadium der Moderne anzusehen scheint. In dieser Teleologie erhält der Sport die Triebkraft seiner Entwicklung aber nicht aus sich selbst heraus, sondern er entwickelt sich in Analogie zur Entwicklung und Diffundierung der westlich-abendländischen Gesellschaften. Diese Analogie stellt die zweite argumentative Säule des Guttmannschen Versuchs dar, das Phänomen Sport zu erklären: Guttmann ord-

43 Guttmann 1979, S. 9.

44 Guttmann 1979, S. 26-35.

45 Guttmann 1979, S. 35-45.

46 Guttmann 1979, S. 45-48.

47 Guttmann 1979, S. 48-55.

48 Guttmann 1979, S. 55-61, Zitat S. 59. Vgl. dazu auch Becher 1990, S. 181-182.

net die Gesellschaft dem Sport insofern über, als er letzteren als Teilbereich des gesellschaftlichen Ganzen versteht.

Ein solches Verständnis, demzufolge die sinnhafte Eigenheit des Sports aus dessen Verhältnis zu übergeordneten gesellschaftlichen und historischen Prozessen gewonnen wird, stellt in der Forschung keinen Einzelfall dar. So sieht Norbert Elias Parallelen zwischen dem »Prozess der Zivilisation«, den er in seinem gleichnamigen Hauptwerk beschreibt, und der Entstehung des modernen Sports. Für Elias stellt »Zivilisierung« einen sich über Jahrhunderte erstreckenden Wandel in der Persönlichkeit zunächst westeuropäischer Individuen dar, deren Verhalten zunehmend von Selbstkontrolle, Selbstreflexion und vorgängigem Überdenken möglicher Handlungsfolgen geprägt sei. Im Sport sieht Elias diese in zwei Aspekten präsent: zum Ersten in demgegenüber der Antike stark reduzierten Ausmaß erlaubter körperlicher Gewalt, zum Zweiten in der genauen Codierung von Regeln.[49]

Weniger historisch argumentierend als Elias und Guttmann, beschreibt auch Helmuth Plessner den Sport als Analogie bzw. in Analogie zur Gesellschaft. Ausgehend von der Feststellung, dass sich der moderne Sport in industrialisierten, städtischen Gesellschaften entwickelt habe, benennt er mit Bürokratisierung und Spezialisierung wesentliche Kriterien, die die moderne Gesellschaft wie auch den Sport ausmachten. Plessner versteht diesen als Ausgleichsreaktion auf Defizite, denen das Individuum im Arbeitsleben ausgesetzt ist. Diese Hoffnung auf Ausgleich sieht er allerdings aufgrund der strukturellen Ähnlichkeit zwischen Sport und Arbeitswelt als notwendig scheiternd an.[50]

Guttmann, Elias und Plessner teilen einen geschichtstheoretischen Standpunkt, demzufolge die heutigen Formen körperlicher Aktivitäten, die wir als Sport bezeichnen, sich durch besondere, historisch herausgebildete Merkmale auszeichnen und sich hierdurch von historisch vorgängigen Formen körperlicher Aktivität unterscheiden. Diese spezifischen historischen Entwicklungsprozesse des Sports verlaufen analog zu den entsprechenden Prozessen der Gesellschaft als Ganzer. Das Allgemeine wird dabei zum Paradigma des Besonderen, dessen Besonderheit als kulturelles Objekt dem Allgemeinen verbunden bleibt. Eine Analogie bildet dabei den methodischen Ausgangspunkt zur Bestimmung von Differenzen und Kongruenzen.

Zieht man Literatur heran, die sich mit der Frage nach der Rolle des Sports in den internationalen Beziehungen auseinandersetzt, ergibt sich ein ähnliches Bild. Ich werde im Folgenden zwei Texte genauer betrachten, die versuchen, Funktionen und Merkmale des Sports als einem Faktor der internationalen Beziehungen zu erfassen. Es handelt sich dabei zum einen um das 1994 erschienene Buch »Sport and international Politics« von Barrie Houlihan, zum anderen um den 1982 von Johan Galtung publizierten Aufsatz »Sport as Carrier of Deep Culture and Structure«.

---

49 Elias 1985, S. 15-18; Elias 1997.

50 Plessner 1956, S. 263-266.

Nach Houlihan steht Sport in einer relativ fixen Relation zum internationalen politischen System. Beider Verhältnis ließe sich als instrumentell bezeichnen. Sport stelle eine Art Gegenwelt zur internationalen Staatenwelt dar, die es der Politik immer wieder erlaube, Elemente aus dem Sport zum eigenen Nutzen heranzuziehen. In seinem Fazit spricht Houlihan deshalb vom Sport als einer »Ressource«.[51] Er analysiert das Verhältnis von Sport und internationaler Politik damit in einer Weise, die Guttmanns, Elias' und Plessners Analysen des Verhältnisses von Sport und Gesellschaft vergleichbar ist. Während letztere eine analytisch, nicht aber historisch präexistente Sphäre des Sports vorausgesetzt haben, um diese anschließend in ein Verhältnis der Analogie zur gleichfalls analytisch präexistenten Gesellschaft zu setzen, geht Houlihan von einer analytisch präexistenten internationalen Politik sowie einem analytisch präexistenten internationalen Sport aus. Auch er sieht Verbindungen zwischen beiden Sphären; während bei Guttmann, Elias und Plessner allerdings überwiegend Strukturanalogien ins Blickfeld geraten, sind es bei Houlihan funktionale Verhältnisse. Ihn interessiert, welchen Beitrag der Sport zur binnenstaatlichen und insbesondere zur internationalen Politik (und umgekehrt diese für den Sport) zu leisten vermag.

Anders als Houlihan stellt Galtung die Kompetitivität des Sports in den Vordergrund, und er kritisiert sie scharf. Er beschreibt, wo sich im Sport wettbewerbliches Denken strukturell verankert habe, und analysiert dieses Denken als spezifisch westliche Ideologie.[52] Der Wettbewerb zwischen Nationalmannschaften sei, so sein Fazit, in Analogie zum ökonomischen, politischen und militärischen Wettbewerb zu sehen. Der kompetitive Sport auf internationaler Ebene sei damit Teil des Westfälischen Staatensystems und müsse, gemeinsam mit diesem, überwunden werden.[53] Für Galtung gilt, was schon für Houlihan zu konstatieren war: Der Sport wird als analytisch, nicht aber historisch präexistentes Phänomen der internationalen Politik gegenübergestellt und mit dieser in Beziehung gesetzt. Galtung bestimmt, hier Plessner vergleichbar, zahlreiche genuine Merkmale, die beiden gemein sind, und schlussfolgert aus dieser Kongruenz, dass die Welt des Sports sich als negative Gegenwelt erweist.

---

51 Houlihan 1994, S. 209. Vgl. dazu auch meine Ausführungen sowie das Zitat auf S. 225.

52 Galtung 1982, S. 134-137. So drücke Sport die räumliche Zentralität des Westens aus; die Zeitkonzeption des Sports enthalte das westliche teleologische Denken von Ursprung, Fortschritt und Ziel; die atomistische westliche Konzeption des Wissens repräsentiere sich in der Reduktion sportlichen Erfolges auf Zahlen; die künstlichen Welten, in denen Sport stattfinde, drücke das westliche Denken von Dominanz über die Natur aus. Das sportliche Wettbewerbsdenken selbst sei zudem von Individualismus und Sozialdarwinismus geprägt, und schließlich sieht Galtung in der Konzeption von sportlichem Erfolg religiöse Züge.

53 Galtung 1982, S. 138-139.

Die fünf skizzierten Ansätze haben gemein, dass sie den semiotischen Akt der Bedeutungszuschreibung ausblenden. Warum ein bestimmtes kulturelles Objekt aus dem Bereich Sport als sportliches Objekt interpretiert wird, spielt für die genannten Theorien keine Rolle. Entsprechend problematisieren sie universalistische Aspekte des Sports nicht, sondern setzen sie vielmehr unhinterfragt voraus. Es handelt sich um Versuche einer Bestimmung, die lediglich zu erklären vermögen, dass Sport dem Alltag und der Gesellschaft bzw. dem internationalen Staatensystem in irgendeiner Weise verbunden ist. Sport ist für sie nur in Abhängigkeit vom Nichtsport denkbar.[54] Die Existenz des Sports sowie die synchrone Trennung von Sport und Nichtsport setzen Guttmann, Elias und Houlihan stillschweigend voraus, um die diachrone Trennung von Sport und Noch-Nicht-Sport sinnvoll begründen zu können. Nur geringfügig anders argumentieren Plessner und Galtung. Für sie sind Sport und Nichtsport in synchronem Vergleich strukturanalog, die vermeintliche Gegenwelt entpuppt sich als negative Kopie. Die Bestimmung spezifischer Merkmale der gesonderten Sphäre Sport setzt bei allen fünf Theorien voraus, eine solche Sphäre a priori schon zu kennen. Die Merkmale sind also nicht selbst konstitutiv für den Merkmalsträger Sport, sondern sie werden a posteriori in Abhängigkeit von übergeordneten gesellschaftlichen Merkmalen bestimmt und herausgegriffen, als relevant behauptet und den zuvor schon bestimmten gesellschaftlichen Merkmalen gegenübergestellt.

Der semiotisch inspirierte Sportphilosoph Elk Franke hat ein solches argumentatives Vorgehen kritisiert. Dem Nachweis von Analogien oder Ähnlichkeiten spricht er den argumentationslogischen Status einer Begründung ab:

»Die Deutung des Wettkampfsports (oder ›des Sports‹), wie sie in den vorgestellten Ansätzen versucht wurde, ist damit in erster Linie ein Annäherungs- oder Abgrenzungsversuch gegenüber Alltagshandlungen, bei dem die sportphilosophisch relevante Frage nach dem spezifischen Forschungsgegenstand ›sportlicher Aktion‹ schon durch eine Vorentscheidung gegenüber ›Theorien‹ des Alltags entschieden wird, d. h. sie wird gar nicht zum Problem; denn weil die bisher dargestellten Interpretationen weitgehend nur Analogien sind, bei denen die Ähnlichkeit mit sportlichen Handlungen nicht begründet wird, kann durch diese Deutungsweise auch keine Differenzierung und Spezifizierung erreicht werden.« [55]

Es gelingt den genannten sportsoziologischen, sporthistorischen und politikwissenschaftlichen Ansätzen nicht, die spezifische Form der interpretativen Bedeutungsgenese im Bereich des Sports angemessen zu beschreiben. Eine wesentliche Frage, die für ein Verständnis des Sports von zentraler Be-

54 Vgl. Franke 1978, S. 61-62.

55 Franke 1978, S. 61. Franke bezieht seine Kritik unter anderem auch auf Plessner und Huizinga, erwähnt aber Guttmann und Elias nicht.

deutung ist, können sie nicht beantworten: Die Frage nämlich, weshalb oder wodurch eine bestimmte körperliche Aktivität überhaupt als kulturelles bzw. als sportliches Objekt angesehen wird und welche Rolle universalistisches Denken dabei spielt. Es ist dies zugleich die grundlegende Frage nach der interpretativen Konstitution des Sports an sich. Erst wenn diese beantwortet ist, können kontextabhängig Fragen nach »Funktionen«, »Merkmalen« oder »Wirkungen« des Sports beantwortet werden.[56] Es gilt also, beim kulturellen Objekt selbst und seiner Interpretation anzusetzen und von ihm ausgehend die Konstruktion des Sports – auch in den internationalen Beziehungen – nachzuvollziehen. Da ein kulturelles Objekt allerdings nie an sich existiert, sich nicht aus sich selbst heraus konstituieren kann und seine Bedeutung nicht essentiell in sich trägt, ist es relational als Ergebnis von Semioseprozessen zu bestimmen, in denen enzyklopädisch repräsentierbares Wissen interpretativ und abduktiv aktualisiert wird.

Deutlicher noch als bei Houlihan zeigt sich bei Galtung, dass die Frage nach der interpretativen Bedeutungsgenese im Sport eine entscheidende Nuance erhält, sobald man sie mit dem Ziel stellt, Sport in den internationalen Beziehungen zu analysieren. Es spricht tatsächlich einiges für Galtungs Feststellung, dass Sport westliche Ideologien transportiert oder gar selbst als eine Art westliche Ideologie verstanden werden kann. Gleichwohl bleibt das Problem ungelöst, dass Sport nicht weltweit auf Ablehnung stößt, wenn er doch westliche Ideologie ist oder zumindest ein Mittel zu deren Verbreitung darstellt. Anders formuliert: Wie wird Sport als Bestandteil der internationalen Beziehungen in einer Art und Weise interpretativ konstituiert, die es der großen Anzahl Sportbegeisterter aus aller Welt ermöglicht, dessen westliche Herkunft entweder zu ignorieren oder affirmativ zu bejahen?

Auch für Houlihan stellt sich dieses Problem, wenngleich nur indirekt. Indem er konstatiert, Sport könne dem Image des eigenen Staates zuträglich sein, könne gar Prestige sichern, setzt er voraus, dass sportlicher Erfolg oder sportliche Leistung als Imageträger global von einer ausreichenden Anzahl Menschen als Kriterium anerkannt wird.[57] Wenn er konstatiert, dass mit der Mitgliedschaft oder Nichtmitgliedschaft in internationalen Sportorganisationen Politik gemacht werden könne, so muss diese Mitgliedschaft oder Nichtmitgliedschaft global als relevant angesehen werden.[58] Ähnliches gilt für den Boykott von Staaten oder von sportlichen Ereignissen wie auch für die bilaterale Kontaktaufnahme mittels des Sports:[59] Auch hier muss eine bestimmte kulturelle Interpretation eines dem Sport zugerechneten kulturel-

56 Eine ähnliche Kritik formuliert Kövecses. Er verweist darauf, dass zunächst einmal der semantische Inhalt des Sports bekannt sein müsse, bevor eine Definition des Sports getroffen werden könne. Vgl. Kövecses 1976, S. 314-315.

57 Vgl. Houlihan 1994, S. 203. Ähnlich auch Allison/Monnington 2002.

58 Vgl. Houlihan 1994, S. 20-21 und 70-78.

59 Vgl. Houlihan 1994, S. 9-12 und 205.

len Objektes gegeben sein, die diesem sowohl Relevanz als auch eine distanzierte Nähe zur Politik zuschreibt.

Es ist also die Frage nach der interpretativen Konstitution des Sports als einem Phänomen der Staatenwelt zu stellen. Um sie zu verstehen, scheint allerdings zunächst ein sehr viel allgemeinerer Blick auf Frankes Vorschlag einer semiotischen Erklärung der interpretativen Konstitution des Sports als solchem sinnvoll zu sein. Franke bestimmt unter Rückgriff auf ästhetische Überlegungen zwei Faktoren, die eine bestimmte Handlung als sportliche Handlung interpretieren lassen. Den ersten Faktor gewinnt er aus der Rezeptionsästhetik Hans Robert Jauß'. Aus ihr leitet er die Annahme ab, dass Rezipienten aufgrund bestimmter kontextueller Kennzeichen und »Konstruktions-Indikatoren« einen Gegenstand als literarisch oder ästhetisch interpretierten.[60] Er ergänzt diese Überlegungen unter Rückgriff auf die ästhetische Theorie Jan Mukařovskýs durch die Feststellung, dass Kunst darüber hinaus durch einen »institutionalisierten Rahmen kulturabhängiger Regel- und Normensysteme« konstituiert werde.[61] Die spezielle Kennzeichnung eines Objektes als Teil der Kunst erfolge oder unterbleibe unter Bezug auf eine »Theorie des semiologischen Systems ›Kunst‹«, die sozial und kulturell konstruierte Bewertungskriterien bereitstelle.[62]

Diese Überlegungen überträgt Franke nun auf den Sport, wo er sie mit Roland Barthes' Aussagen zum »Mythos als semiologisches System« kombiniert. Unter Rückgriff auf Saussure hat Barthes ein Zeichenmodell entworfen, das Franke zunächst übernimmt. Es sieht eine primäre Ebene vor, in dem ein Signifikant und ein Signifikat einander zugeordnet sind und gemeinsam ein Zeichen konstituieren.[63] Im »Mythos« als sekundärer Zeichen-Funktion wird dieses Zeichen selbst zum Signifikanten, das einem weiteren Signifikat zugeordnet ist und gemeinsam mit diesem, nun eben sekundär, ein weiteres Zeichen bildet.[64] Was Barthes hier Mythos nennt, entspricht weitgehend dem, was bei Hjelmslev Konnotation heißt. Das Begriffspaar der Denotation als primärer Zeichenebene und der Konnotation als sekundärer Zeichenebene verwendet Barthes in einem späteren Werk auch selbst. Ich werde im Folgenden dieses in der Semiotik üblichere Begriffspaar gebrauchen, das sich im Übrigen auch bei Eco findet.[65]

Anhand des Beispiels eines Weitsprung-Wettkampfes macht Franke deutlich, welche Konzeption sportlicher Bedeutungskonstitution aus seinen Überlegungen resultiert. Zunächst lasse sich ein weiter Sprung als Versuch verstehen, »einen möglichst großen Raum zu überspringen«. Diese körperli-

60 Franke 1978, S. 86-87.

61 Franke 1978, S. 88.

62 Franke 1978, S. 89.

63 Franke spricht von »Bedeutendem« und »Bedeutetem«.

64 Barthes 1964, S. 88-94. Barthes und Franke sprechen allerdings nicht von Semiotik, sondern von Semiologie.

65 Vgl. Barthes 1964, S. 75-78; Hjelmslev 1974, S. 111-120; Eco 1987a, S. 82-86.

che Aktivität verweise auf ein Signifikat insofern, als sie von einer beobachtenden Person als zweckhafte Tätigkeit angesehen und damit – sozialwissenschaftlich gesprochen – als Handlung angesehen werden könne. Innerhalb eines sportlichen Wettkampfs werde der weite Sprung zu einem Weitsprung. Den Sprung als geschlossene, in sich in ein Signifikant und ein Signifikat aufgeteilte Entität versteht Franke als ein Zeichen, das selbst wieder zu einem Signifikanten in zweiter Instanz wird. Innerhalb des sekundären semiotischen Systems erhalte dieses Zeichen als Signifikant eine neue Bedeutung, die Franke mit Barthes als »mythologisch« bezeichnet: Der weite Sprung wird zu einer sportlichen Handlung und damit zu einem Weitsprung.[66]

»Findet diese Handlung nun in einem sportlichen Wettkampf statt, dann wird, gestützt auf das primäre semiologische System ›Sprung‹, ein sekundäres semiologisches System konstruiert, das dem Sprung als ZEICHEN eine neue, andere Bedeutung gibt. […] Innerhalb des sekundären semiologischen Systems erhält nun diese isolierte, ahistorisch gewordene ›Form‹ erneut, diesmal als (mythologisches) ZEICHEN, eine neuartige Bedeutung.« [67]

Um zu erklären, weshalb in einer bestimmten Situation ein primäres semiotisches System mythologisiert wird, weshalb also bestimmte Handlungen konnotativ als sportliche Handlungen interpretiert werden, verweist Franke auf Signalisierung durch Konstruktions-Indikatoren als auslösendes Moment. Anders als Barthes wertet er die Interpretation einer Handlung als sportliche bzw. mythologische nicht negativ, sondern positiv als Konstruktions- und Bewertungsprozess. Mythologische Interpretation basiere auf Konstruktions-Indikatoren, von ihnen ausgehend werde eine neue Bedeutung geschaffen – an dieser Stelle führt Franke Barthes und Mukařovský bzw. die von Saussure ausgehende (post-)strukturalistische Tradition mit dem Prager Formalismus und rezeptionsästhetischen Überlegungen zusammen.[68]

Bis hierhin ist Frankes Modell allerdings nur eingeschränkt sozialwissenschaftlich nutzbar. Es vermag zu beschreiben, wie die semiotische Interpretation einer körperlichen Handlung als sportliche Handlung zustande kommt. Es vermag aber nicht zu verdeutlichen, weshalb und auf welche Weise diese sportliche Handlung gesellschaftlich und politisch eingebunden werden und soziale Relevanz erhalten kann. Franke scheint dieses Problem selbst gesehen zu haben. In einem 1992 veröffentlichten Aufsatz greift er sein Modell von 1978 wieder auf, erweitert es aber um einen wesentlichen Punkt: Er führt eine dritte Ebene ein, die er »tertiäres System« nennt, in ihr verortet er nicht mehr konstitutive, sondern »verwertungsrelevante« und »ideologische« Aspekte. Auf der tertiären Ebene werde das Zeichen des se-

66 Franke 1978, S. 97-99.

67 Franke 1978, S. 99. Schriftauszeichnung im Original.

68 Franke 1978, S. 100.

kundären Wettkampfsystems selbst zum Signifikanten, der auf wertethische oder soziale Zusammenhänge verweise. So könne eine Handlung, nachdem sie (sekundär) als sportliche Handlung interpretiert wurde, tertiär mit bestimmten Werten wie Mut, Kameradschaft oder Leistungswille assoziiert werden und dadurch soziale Relevanz erlangen.[69]

An dieser Stelle ließe sich Frankes Modell auch für soziale, politische und kommerzielle Verwertungszusammenhänge öffnen. Theoretisch dürfte der Anzahl der konnotativen Ebenen, die sich in Prozessen interpretativer Konstitution sportlicher Objekte unterscheiden lassen, keine Grenzen gesetzt sein. Auch Frankes Zeichen auf tertiärer Ebene könnte selbst wieder zum Signifikanten werden, der auf einen Signifikaten verweist und damit eine quartiäre Ebene bildet.

Sport ließe sich nun mit Franke als ein Phänomen denken, das zwar interpretativ konstituiert wird – dieser Prozess interpretativer Konstitution wäre allerdings für internationale Politik zunächst irrelevant. Aus der Perspektive der Staatenwelt erschiene der Sport als ein präexistentes Phänomen. Zeichentheoretisch formuliert: Die politische Interpretation des Sports wäre sekundär und konnotativ, also hinge sie notwendig von der primären denotativen Bedeutungsgebung ab.[70] Eine umgekehrte Abhängigkeit der Denotation von der Konnotation sehen weder das ursprüngliche Modell nach Barthes noch dessen Adaption durch Franke vor. Sport träte deshalb in die Staatenwelt als außerhalb ihrer selbst konstituiertes Phänomen ein. Jedes kulturelle Objekt, das als sportliches Objekt zu einem Faktor internationaler Politik wird, könnte in seiner »Sportlichkeit« als interpretativ konstituiert, gleichwohl aber zunächst als gegeben angesehen werden.

Aus der Perspektive internationaler Politik erscheint dieses »Gegebensein« als primäre Ebene. Eine sportliche Handlung oder ein sportliches Ereignis stellte dann ein Zeichen dar, mit dem Interpretierende in der Staatenwelt konfrontiert wären. Sie könnten es nicht nur als Zeichen interpretieren (was Voraussetzung dafür ist, dass man von ihm überhaupt als Zeichen sprechen kann), sondern zugleich als Signifikant einer zweiten, eben sekundären Bedeutungsebene verstehen. Erst auf dieser sekundären Bedeutungsebene würde der Sport politisch relevant, sein politischer Gehalt fußte auf einer primären Zeichen-Funktion, die zunächst nicht politisch wäre. Das sportliche Zeichen würde dann zum politischen Zeichen, weil beispielsweise die über den Sport erfolgte Aufnahme oder Beendigung von Kontakten zwischen zwei Staaten eben nicht nur sportliche, sondern davon abgeleitet auch politische Relevanz hätte.

Damit entpuppt sich Frankes Modell, zumindest wenn man mit ihm über sportliche Bedeutungsgebung hinaus auch gesellschaftliche Bedeutungsge-

69 Franke 1992, S. 45-47 und 55-56. Vgl. dazu auch Hauk 1997.

70 Genau dies ist auch die Schwäche der Konzeption von Denotation und Konnotation bei Eco. Vgl. zu Denotation und Konnotation bei ihm Eco 1988, S. 101-112; Eco 1977a, S. 99-102; Eco 1987a, S. 82-86.

bung verstehen möchte, entgegen seiner eigenen Intention in einem zentralen Aspekt als ähnlich strukturiert wie die eingangs kritisierten klassischen Theorien des Sports. Zwar beschreibt Franke dessen Konstitution als interpretative Konstruktion – dies hat er den genannten Theorien voraus. Innerhalb seines Zeichenmodells bleiben die konnotativen Ebenen allerdings von der denotativen abhängig, ohne dass eine umgekehrte konstitutive Wirkung beschrieben würde. An dieser Stelle zeigt sich ein Essentialismus, der den Sport letztlich als eine geschlossene und präexistente Ebene denotativer Bedeutungsgebung in die Gesellschaft bzw. in die internationale Politik eintreten lässt.[71]

Genau hierin aber liegt eine Schwäche des Modells nach Franke und Barthes. Die Konnotation nämlich stellt, legt man einen interpretativen Ansatz zu Grunde, zunächst einmal nichts anderes als eine spezifische Interpretation der denotativen Ebene dar. Diese Interpretation setzt bei Barthes und Franke eine Denotation voraus, weshalb diese bei ihnen als in sich geschlossenes Zeichen angesehen werden kann. Da es nun aber äußerst fragwürdig ist, anzunehmen, dass ein kulturelles Objekt außerhalb seiner konkreten Interpretationssituation »da ist« oder einfach existiert, kann folgerichtig von einer präexistenten Denotation gerade nicht ausgegangen werden. Die Denotation wäre, folgt man einem interpretativen Ansatz, nicht als dem konnotativen Interpretationsakt vorgängig, sondern als zumindest teilweise durch diesen konstruiert anzusehen. Sport ist in der internationalen Politik nicht einfach »da«, sondern seine spezifische – auch denotative – Bedeutung wird in dem Moment geschaffen, in dem er als Phänomen der Staatenwelt geschaffen und enzyklopädisch repräsentiert wird.

Dies soll im Folgenden an einem Beispiel deutlich gemacht werden. Ganz wesentlich gehört zur Konstitution des Sports als gesellschaftliches und internationales Phänomen eine diffuse Vorstellung seiner Eigenwertigkeit und Autonomie. Diese Vorstellung zeigt sich am offensichtlichsten in Überlegungen und Debatten zu institutionalisierten Formen des Sports, wenn beispielsweise die Autonomie der olympischen Bewegung gegenüber politischen Interventionen verteidigt oder die Autonomie des internationalen Sportrechts gegenüber dem einzelstaatlich verfassten Recht unterstrichen wird.[72] Argumentativ fußt eine solche Interpretation einerseits auf der Vorstellung einer Trennung verschiedener gesellschaftlicher Sphären oder Komplexe, andererseits aber auch auf der Auffassung sportlicher Handlungen als besonderer Form menschlich-sozialer Aktivität. Wird dem Sport nun interpretativ eine spezifisch politische Funktion zugeschrieben, die auf der

71 Eine ähnliche, wenngleich nicht identische Kritik an Franke findet sich bei Hauk 1997, S. 99-100. Vgl. dazu Spinners Kritik am Konnotationsbegriff in den Literaturwissenschaften; Spinner 1980.

72 Vgl. zum Autonomieanspruch der olympischen Bewegung Franck 1984; Pfeiffer 1987; Güldenpfennig 1981; vgl. zur Autonomie des internationalen Sportrechts Nafziger 1992. Vgl. dazu auch Unterkap. 3.1.1 dieser Untersuchung.

Vorstellung seiner Autonomie und Besonderheit basiert, so geht diese Autonomievorstellung ihrer Interpretation nur vermeintlich voraus. Faktisch bedingen sich Interpretation und Interpretiertes gegenseitig, da die Interpretation zwar ohne das Interpretierte nicht vorgenommen werden kann, das Interpretierte aber zugleich nur deshalb zu solchem wird, weil überhaupt eine Interpretation vorliegt. Ohne seine politische Relevanz wäre der Gedanke einer Autonomie des Sports auf internationaler Ebene schlicht nicht präsent, ein autonomer Sport wird (unter anderem) durch seine entsprechende politische Interpretation überhaupt erst konstruiert. Das essentialisierende Modell einer Denotation und einer darauf aufbauenden Konnotation wird der gegenseitigen Bedingtheit beider nicht gerecht.

Ähnliches gilt auch für Autoreferentialität als einem für die Staatenwelt zentralen Interpretationsmuster sportlicher Zeichen, das den Nukleus meines semiotischen Ansatzes zur Beschreibung von Kultur in den internationalen Beziehungen darstellt. Sport wird seitens der politisch Handelnden in vielen Fällen als autoreferentiell aufgefasst. Das Interpretationsmuster der Autoreferentialität stellt ein normatives Ideal dar, eine normative Anforderung an die Interpreten, die durch eine entsprechende Interpretation diese Anforderung nicht nur erfüllen, sondern reproduzieren und perpetuieren. Zugleich ist diese Autoreferentialität für den Sport in der Staatenwelt von konstitutiver Bedeutung.

Was aber meint Autoreferentialität des sportlichen Zeichens? Wird ein kulturelles Objekt auf internationaler Ebene als dem Sport zugehörig interpretiert, so wird es mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zugleich als zunächst nichtpolitisches Zeichen verstanden. Es tritt eine Vorstellung von Eigentlichkeit ein, die das sportliche Zeichen als »eigentlich« nichtpolitisches Zeichen interpretativ konstituiert. Das sportliche Zeichen verweist dabei insofern auf sich selbst, als es primär mit sportspezifischen Normen und Kriterien verbunden wird. Weil es in diesem Sinne als autoreferentiell interpretiert wird, kann es politische Relevanz erhalten, also zugleich als spezifisches politisches Zeichen gelten. Dabei ist das Verhältnis von Autoreferentialität (die mit den oben beschriebenen Schwächen als Denotation gelten könnte) und politischer Relevanz (die der Konnotation entspräche) nicht als monokausal zu verstehen. Autoreferentialität und politische Relevanz bedingen sich vielmehr gegenseitig. Eine Interpretation des sportlichen Zeichens als autoreferentiell ermöglicht dessen Interpretation als politisch relevant, die notwendigen und entsprechenden Kontexte und Enzyklopädien vorausgesetzt. Seine Interpretation als politisch relevant wiederum reproduziert und perpetuiert Vorstellungen von Autoreferentialität, die für den Sport in der Staatenwelt konstitutiv sind.

Wie die empirischen Beispiele in den folgenden Unterkapiteln zeigen werden, ist Autoreferentialität dabei nicht notwendig Bestandteil offener, sprachlich manifester Diskurse. Zwar besteht durchaus ein gewisser argumentativer Zusammenhang zwischen der Annahme einer Autonomie des Sports und dessen Interpretation als autoreferentiell. Es wäre aber zu kurz

gegriffen, Autoreferentialität nur dort zu sehen, wo manifest von einer »Autonomie«, einer »Eigengesetzlichkeit« oder einem »Freiraum« des Sports gesprochen wird. Auch wäre es ein verkürztes Verständnis, würde man entsprechende Interpretationsmuster nur dann wahrnehmen, wenn diese affirmativ bejaht werden. Damit stellt sich allerdings zwingend die Frage, wie Autoreferentialität als interpretativ zugeschriebene Eigenschaft sportlicher Zeichen empirisch fassbar gemacht werden kann, soll sie doch gerade auch dann vorliegen, wenn sie sich nicht sprachlich-diskursiv manifestiert.

Von Autoreferentialität kann gesprochen werden, wenn ein Universalismus eine wesentliche enzyklopädische Grundlage der Interpretation eines Zeichens bildet und wenn dieser Universalismus stark genug ist, um die Interpretation als Autoreferentialität gegenüber anderen möglichen Interpretationsmodi dominieren zu lassen. Auf den Sport angewendet, bedeutet dies: Es müsste für jede Interpretation eines Zeichens als sportliches Zeichen ein Universalismus nachweisbar sein, der dem betreffenden kulturellen Objekt eine übergeordnete Wertigkeit zuweist.[73] Übergeordnet bedeutet, zumindest im Fall des Sports als Element der Staatenwelt, auf die normative Vorstellung einer internationalen oder globalen Gesamtheit bezogen.

Bei diesem Universalismus des Sports handelt es sich um eine sozial und semiotisch konstruierte Vorstellung mit starkem Anspruch auf breite soziale Gültigkeit. Sie unterliegt einer ausgeprägten historischen und sozialen Kontingenz, konnte aber zumindest in den westlichen Gesellschaften und in der modernen Staatenwelt eine vergleichsweise große Stabilität erlangen. Der Universalismus im Bereich des Sports beruht auf einem Ideal komparativer und kompetitiver Körperlichkeit, das interpretativ mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit versehen wird. Was den Sport zu einem Faktor der internationalen Staatenwelt macht, ist seine Konstruktion als spezifisches Tätigkeitsfeld, das eine Vergleichbarkeit körperlicher Leistung anhand vermeintlich objektiver, mindestens aber für alle Menschen geltender Maßstäbe suggeriert.[74]

Der Universalismus stellt eben diese Maßstäbe zur Verfügung. Um sie genauer zu bestimmen, möchte ich auf einige der in diesem Kapitel schon skizzierten Sporttheorien zurückgreifen. So lohnt insbesondere ein Blick auf einige der von Guttmann genannten Merkmale des modernen Sports, nämlich die der Chancengleichheit, der Spezialisierung, der Quantifizierung und

73 Aus einer systemtheoretischen Sicht argumentiert Schimank ganz ähnlich, wenn er von einer Selbstreferentialität des teilsystemspezifischen binären Codes als Konstitutionsmerkmal teilsystemischer Autonomie bei Niklas Luhmann spricht. Im Sport sei es der binäre Code »Sieg/Niederlage«, der Akteure in Konkurrenz zueinander bringe. Schimank 1995, S. 60-61.

74 Dabei ist körperliche Leistungsfähigkeit weit auszulegen: Sie umfasst neben Kraft und Schnelligkeit beispielsweise auch Geschicklichkeit, Koordinationsfähigkeit und Körperbeherrschung.

der Suche nach Rekorden.[75] Sie alle dienen direkt oder indirekt dazu, körperliche Leistung erstens vergleichbar zu machen, zweitens in einer spezifischen Weise zu erbringen und drittens zu steigern. Das Merkmal der Chancengleichheit verlangt, dass zum einen gleiche Leistung gleich beurteilt wird, zum anderen bei unterschiedlichen Ausgangsbedingungen (wie beispielsweise bezüglich des Geschlechts, des Alters, des Gewichts oder hinsichtlich einer Behinderung) unterschiedliche Maßstäbe angelegt werden. Das Merkmal der Spezialisierung führt zu einer Konzentration auf eine ganz spezifische Form körperlicher Leistungserbringung. Das Merkmal der Quantifizierung reduziert die Komplexität der erbrachten körperlichen Leistung auf einen oder wenige für relevant gehaltene, quantitativ bestimmbare Aspekte. Das Merkmal der Suche nach Rekorden schließlich verlangt, die Leistung in einer Weise zu erbringen, die gegenüber anderen Leistungen als überlegen beurteilt wird.

Wie schon oben ausgeführt, handelt es sich dabei keineswegs um Merkmale, die dem Sport präexistent vorausgehen oder ihn kausal begründen. Es handelt sich vielmehr um interpretativ konstruierte normative Kriterien, die eine allgemeine Tätigkeit als spezifisch sportliche Tätigkeit interpretieren lassen. Der Sport zeichnet sich nun gerade dadurch aus, dass er zur Vergleichbarkeit sportlicher Tätigkeiten eine Vorstellung von »Leistung« sowie Maßstäbe zu dessen Messung entwickelt hat. So besteht die Leistung im Fußball darin, als Team mindestens ein Tor mehr zu erzielen als der Gegner, die Anzahl der Tore stellt den Leistungsmaßstab dar. Im 100-Meter-Lauf besteht die Leistung darin, schneller zu rennen als die Mitbewerber(innen), hier stellt die für den Lauf benötigte Zeit den Leistungsmaßstab dar.

Bestimmte Tätigkeiten werden also in Abhängigkeit von bestimmten Kriterien als sportliche Tätigkeiten interpretiert, die wiederum in Abhängigkeit davon, ob sie den an sie angelegten Maßstäben gerecht werden, als erfolgreich oder nicht erfolgreich gelten. Damit die genannten Kriterien sowie die Maßstäbe zur Leistungsmessung allerdings eine solche Wirkung zeitigen können, müssen sie umfassende soziale Relevanz erhalten. Diese soziale Relevanz beruht notwendig auf sozialer Konvention. Sportlicher Erfolg kann deshalb keine individuelle Angelegenheit sein, sondern ist notwendig eine soziale Konstruktion. Er ist unter anderem abhängig von den Regeln, die zur Produktion, Messung und Beurteilung sportlicher Leistung konstruiert, weithin akzeptiert und für relevant gehalten werden.

Der Universalismus des Sports in den internationalen Beziehungen ist mit diesen Kriterien und Maßstäben eng verknüpft, ohne mit ihnen identisch zu sein. Damit soll nun aber gerade nicht behauptet werden, dass Kriterien zur Festlegung oder Maßstäbe zur Messung sportlicher Leistung universale Gültigkeit besäßen. Diese sind angreifbar, kontingent, historisch geworden

75 Guttmann 1979, S. 26-61.

und als soziale Phänomene von grundsätzlich prekärer Existenz.[76] Der Begriff des Universalismus bezeichnet vielmehr gerade den Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der solchen Kriterien und Maßstäben notwendig innewohnt. Sie beanspruchen, konkrete sportliche Tätigkeiten in einen abstrakten, allgemeingültigen Bewertungszusammenhang zu überführen – ein Anspruch, dem im Regelfall seitens der Interpretierenden entsprochen wird.

Der Universalismus im Bereich des Sports ist nichts weiter als eine enzyklopädische Konstruktion, die die Interpretation sportlicher Zeichen prägt und ganz wesentlich mitbestimmt. Die Bewertung sportlicher Leistung möchte in doppelter, nämlich normativer und faktischer Weise universal sein. Sie wendet sich mit ihrem normativen Anspruch auf Gültigkeit zum Ersten an alle potentiellen Interpret(inn)en einer sportlichen Tätigkeit. Zum Zweiten möchte sie in vergleichbarer Weise als Interpretationsmuster für alle Tätigkeiten gelten, sofern diese interpretativ als sportlich bestimmt werden können. Damit erhebt sie inhärent den Anspruch, Staatengrenzen zu transzendieren. Eine sportliche Leistung will eine sportliche Leistung sein und erheischt als solche Akzeptanz – völlig unabhängig davon, welcher Nation oder welchem Staat die Person angehört, die sie erbringt. Und während sie eine entsprechende Akzeptanz im Normalfall tatsächlich erhält, wird jede Negation dieses Universalismus zu einer Abweichung von der Norm.

Dieser Universalismus wirkt subtil. Er beansprucht nicht offen, Staaten, Nationen und Grenzen zu transzendieren (und sich allerdings zugleich gerade hierdurch auf diese zu beziehen).[77] Insbesondere beansprucht er nicht, ausschließlich dies zu tun. Gleichwohl finden sich in Wissenschaft, Sport und Medien zahlreiche Vorstellungen und Beschreibungen des Sports als einer übernationalen, völkerverbindenden oder zwischenstaatliche Grenzen ignorierenden Kraft. So benennt Hans-Georg Ehrhart zahlreiche Beispiele, in denen Fußball der »Völkerverständigung« dienen sollte – wie Norbert Elias sieht er dabei die Regelhaftigkeit dieses Sports sowie dessen Egalitarismus als Voraussetzung.[78] Die olympische Bewegung verstand sich von Beginn an als an die Grenzen der Nationalstaaten gebunden und diese zugleich verbindend – also als »internationalistisch«.[79] Die ausgeprägten Kontakte des amerikanischen Baseballs mit dem japanischen Baseball in den 1920er und 1930er Jahren waren begleitet von einer Rhetorik der »Völkerverständigung«, des Friedens und des Kosmopolitismus (was in den 1940ern allerdings weder japanischen noch US-amerikanischen Nationalis-

76 Vgl. zur hierdurch notwendigen Institutionalisierung dieses Universalismus in internationalen Sportverbänden, in Regelwerken sowie in Institutionen zu deren Durchsetzung McIntosh 1978, S. 300.

77 Hier sei an den Gegensatz von Partikularismus und Universalismus erinnert; vgl. Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

78 Ehrhart 2006.

79 Vgl. Hoberman 1995; Loland 1995, S. 58-60; Morgan 1995.

mus noch den Angriff auf Pearl Harbor verhindern konnte).[80] Solche Theoriegebäude und Denkmuster stellen konkretisierende Interpretationen universalistischer Ideologien dar, die nicht notwendig genau diese Formen annehmen müssen, die sich nicht in diesen erschöpfen und die gegenüber meinem sehr eng gefassten Verständnis von Universalismus einen enormen semantischen Überschuss aufweisen. In den gängigen Theorien internationaler Beziehungen wird dieser Überschuss gemeinhin als »Idealismus« bezeichnet.

Eine Erklärung dafür, dass dieser Universalismus in der Staatenwelt wie auch innerhalb der meisten, wenn nicht aller Staaten auf breite Akzeptanz stößt, ist schwierig; ein entsprechender Versuch würde den Rahmen dieser Untersuchung sprengen. Zumindest aber lässt sich festhalten, dass seine Akzeptanz mit der Prestigeträchtigkeit und der Akzeptanz des internationalen Sports eng zusammenhängt. Es ist die spezifische Konstitution des internationalen Sports auf der Grundlage eines übergeordneten Universalismus, die eine große Mehrheit der Menschen und der Staaten den Sport trotz (oder wegen) seiner westlichen Herkunft affirmativ bejahen lässt – was Galtung beklagt.[81] Und es ist diese spezifische Konstitution, die Sport zu einem potentiellen Prestige- und Imageträger wie auch zu einem geeigneten diplomatischen Instrument für die Staaten macht – was Houlihan beschreibt.[82]

Zu dieser charakteristischen Konstitution des internationalen Sports gehört notwendig die Interpretation sportlicher Zeichen als autoreferentielle Zeichen. Der übergeordnete Universalismus sorgt bei der Interpretation eines sportlichen Zeichens in der Staatenwelt für eine Art Teil-schließung der Zeichenbedeutung. Ein sportliches Zeichen scheint seine Wertigkeit, seine Bedeutung und seine Relevanz primär gerade nicht aus politischen Zusammenhängen zu gewinnen, sondern aufgrund eines übergeordneten, gleichwohl in der Staatenwelt präsenten und akzeptierten Universalismus. In diesem Sinne wurzelt dieser Universalismus in entsprechenden Enzyklopädien; er ist zugleich dem Kontext einer Interpretationssituation zuzuordnen. Von einer Teil-Schließung der Zeichenbedeutung ist dabei insofern zu sprechen, als bei der Interpretation des Zeichens dieser Universalismus – und mit ihm Vorstellungen von Autoreferentialität – als vermeintlich eigenständiges Interpretationsmuster herangezogen werden. Das Tischtennis-Team der USA, das im Rahmen der so genannten »Ping-Pong-Diplomatie« China besuchte, verstand sich als Sportequipe und wollte primär als solche verstanden werden – und nicht als politischer oder diplomatischer Botschafter. Dass es zugleich aber als ein solcher Botschafter fungieren konnte, ist einer spezifischen Interpretation seiner als sportliches Zeichen zu verdanken, die es mit Vorstellungen von Universalismus und Autoreferentialität verknüpfte.

80 Crepeau 1982.

81 Vgl. Galtung 1982.

82 Vgl. Houlihan 1994.

Aus einer einzelstaatlichen Perspektive wird der Nutzen des auf diese Weise konstituierten Sports noch deutlicher. Ein als autoreferentiell interpretiertes sportliches Zeichen kann einerseits einem bestimmten Nationalstaat zugeordnet werden, andererseits kann es als autoreferentielles Zeichen übernationale Akzeptanz finden.[83] Damit lassen sich nationalistische Denkmuster, die auf gegenseitiger Abgrenzung und kultureller Differenzierung beruhen, mit Bedürfnissen nach Akzeptanz der eigenen sportlichen Besonderheit durch Dritte vereinbaren – sie bedingen sich gar gegenseitig. Die Abgrenzung und Differenzierung beruht dabei auf der spezifischen Form und Leistung der sportlichen Aktivitäten, die als Zeichen interpretiert und einem bestimmten Nationalstaat zugeordnet werden. Sie werden als »typisch« oder als »besonders«, ihrer Form und ihres normativen Anspruchs nach aber zugleich auch als autoreferentiell und universalistisch verstanden und in diesem Sinne produziert. Die Akzeptanz dieser kulturellen (sportlichen) Besonderheit durch Dritte beruht wiederum darauf, dass sie eben nicht nur als nationalistisch, sondern auch als sportlich interpretiert wird – und damit als autoreferentiell.

In den folgenden drei Unterkapiteln skizziere ich in Kürze drei Beispielfälle. Der erste (»Ping-Pong-Diplomatie« zwischen China und den USA) zeigt ein empirisches Phänomen, das mit meinen semiotischen Begrifflichkeiten zu Kultur in den internationalen Beziehungen erklärt werden kann. Der zweite Fall (Olympiaboykotte, insbesondere im Jahr 1980) zeigt eine Interpretationsweise, die meinem Ansatz auf den ersten Blick zu widersprechen scheint, ihm bei genauerer Betrachtung aber durchaus gerecht wird. Der dritte Fall (»Fußball-Krieg« zwischen El Salvador und Honduras) zeigt ein historisches Beispiel, bei dem meine Begriffe tatsächlich nicht funktionieren.

3.1.3 Fallbeispiel 1: »Ping-Pong-Diplomatie«

Krisenhafte Beziehungen zwischen zwei Staaten eignen sich in besonderer Weise, um die Sinnhaftigkeit meines Vorschlags für eine Analyse von Kultur in der Staatenwelt exemplarisch nachzuweisen. Der Grund für diesen Umstand liegt in der spezifischen Problematik einer solchen Situation, in der sich beide Seiten über das Ausmaß der Bereitschaft der jeweils anderen Seite, sich wieder einander anzunähern, nicht im Klaren sein können. In einem solchen Kontext des gegenseitigen Misstrauens (oder zumindest der Unsicherheit über das Verhalten der jeweils anderen Seite) ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass die Handlungen und Äußerungen der jeweils anderen Seite in einer Art und Weise interpretiert werden, die das gegenseitige

83 In den gängigen wissenschaftlichen Beschreibungen wird dieser Sachverhalt als Widerspruch zwischen einer internationalistischen Ideologie des Olympismus bzw. des Sports sowie dessen nationalistischer Grundausrichtung aufgefasst. Beispielhaft bei Beacom 2000, S. 12-13.

Misstrauen perpetuiert. Gerade in solchen Situationen lassen sich zahlreiche Fälle nachweisen, in denen auf Kultur im Allgemeinen bzw. den Sport im Besonderen zurückgegriffen wurde, um Prozesse der Wiederannäherung einzuleiten. Hier kommt das Interpretationsmuster des Sports in der Staatenwelt deutlicher zum Ausdruck, als es in gewöhnlichen Phasen bilateraler oder internationaler Beziehungen der Fall ist.

Das vermutlich bekannteste Beispiel politischer Annäherung mittels des Sports stellt die sogenannte »Ping-Pong-Diplomatie« zwischen den USA und der Volksrepublik China dar, die ich in diesem Kapitel schon mehrfach erwähnt habe. In den frühen 1970er Jahren befanden sich die bilateralen Beziehungen zwischen beiden Staaten auf einem Tiefpunkt. Gleichwohl – oder gerade deshalb – begann sich China, das die Sowjetunion als seinen nördlichen Nachbarn zunehmend als Bedrohung empfand, schon seit Ende der 1960er Jahre langsam umzuorientieren und hierbei die USA stärker in den Blick zu nehmen.[84] Deren Präsident Richard Nixon hatte schon 1969 erklärt, dass die USA beabsichtigten, ihre Truppen aus Asien abzuziehen und die bilateralen Beziehungen zu China zu verbessern.[85] Die USA hatten nicht zuletzt angesichts des militärischen und politischen Desasters in Vietnam durchaus ein (auch strategisches) Interesse an einer Verständigung mit China, wie auch umgekehrt China ein solches an einer Verständigung mit den USA hatte.[86] Erste diplomatische Gespräche auf der Ebene der Botschafter, initiiert überwiegend von amerikanischer Seite, gab es seit 1969. Dem folgten zahlreiche vorsichtige politische Signale, ohne dass es aber zu politischen Spitzengesprächen gekommen wäre.[87]

In dieser Situation griff die chinesische Regierung auf den Sport als Mittel diplomatischer Annäherung zurück. 1971 lud sie ein US-amerikanisches Tischtennisteam, das sich gerade in Japan aufhielt, nach China ein, um dort diese Sportart im Wettstreit mit den (sportlich weit überlegenen) besten chinesischen Spielern auszuüben. Das Team kam der Einladung noch im gleichen Jahr nach und wurde in Peking von Premierminister Zhou Enlai persönlich empfangen. Er stimmte umgekehrt einer späteren Reise eines chinesischen Teams in die USA zu. 1972 ging ein US-amerikanisches Basketballteam nach China, um dort gleichfalls einige Spiele zu bestreiten. Auf diese ersten Kontakte im Bereich des Sports folgte ein Staatsbesuch durch US-Präsident Nixon, der noch 1972 nach China reiste.[88] Die kulturellen Beziehungen zwischen beiden Staaten erlebten bis Mitte der 1970er Jahre einen Aufschwung, die politischen Beziehungen verbesserten sich zunehmend – wobei sich die Kommunikation zwischen Washington und Peking sowohl

84 Hamm 1975, S. 242-243.

85 Copper 1982, S. 241.

86 Iriye 1992, S. 354; Crockatt 1995, S. 246-248.

87 Cohen 1990, S. 196-197.

88 Kropke 1978, S. 318; Houlihan 1994, S. 9-10; Nafziger 1992, S. 496-497; Taylor 1988, S. 50; Cohen 1990, S. 198.

über öffentlich sichtbare als auch über nicht sichtbare Kanäle vollzog. Diese Wiederannäherung, ausgehend von sportlichen Kontakten, aber beiderseits politisch und strategisch intendiert, führte schließlich 1978 zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen.[89]

Tischtennis bot der chinesischen Regierung offenbar eine gute Möglichkeit, an die USA als führende westliche Weltmacht ein Signal der Bereitschaft zur Wiederannäherung zu senden. Houlihan beschreibt die Funktion des Sports auch in diesem Zusammenhang als die einer »Ressource«:

»For many governments the development of international sporting contacts has provided them with a low-cost, but high-profile resource for publicising their policy on international issues or towards specific states. Mention has already been made of the well-known use to which sport was put in the early 1970s when attempts were being made to improve relations between the USA and the PRC.« [90]

Er lässt dem eine kurze, etwas detailliertere Beschreibung der »Ping-Pong-Diplomatie« folgen. Es ist der erste Satz der eben zitierten Textstelle, der eine genauere Betrachtung verdient. Er enthält drei wesentliche Aussagen. Zum Ersten scheint Houlihan die Interaktion zwischen den USA und China als Kommunikationsprozess zu verstehen. Sport habe es der chinesischen Regierung ermöglicht, ihre Politik nach außen zu tragen. Zumindest implizit legt er damit eine semiotische oder kommunikationstheoretische Interpretation der Vorgänge nahe, ohne dass er eine solche aber systematisch vornimmt.

Zugleich, und dies ist der zweite interessante Aspekt des Zitats, versteht Houlihan den Sport als eine »low-cost«-Ressource. In Houlihans ökonomisierender Sprache ausgedrückt: Würde der Einsatz des Sports als politisches Mittel oder als politische Ressource scheitern, so führte dies in seinen Augen offenbar zu keinen gravierenden »Kosten«. Der Sport wird seitens der ihn einsetzenden Regierungen wie auch seitens des wissenschaftlichen Analysten Houlihan eben doch »nur« als eine Nebensache interpretiert, deren »eigentliche« Bedeutung für die internationale Politik gering ist. Wäre die »Ping-Pong-Diplomatie« gescheitert, so hätte dies weder zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen beiden Staaten geführt, noch hätte es die bilaterale Krise verstärken können.

Zum Dritten schließlich bezeichnet Houlihan den Sport als »high-profile«-Ressource. Er schreibt ihm also, trotz seiner »eigentlich« geringen Bedeutung, einen übergeordneten Wert zu – oder nimmt zumindest an, dass er einen solchen im Kontext internationaler Politik besitzt. In irgendeiner Form und auf irgendeine Weise vermag der Sport doch relevant zu werden. Die chinesische Seite konnte mit einiger Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass die US-amerikanische Seite die Einladung an die Tischtennis-Mann-

89 Copper 1982, S. 241.

90 Houlihan 1994, S. 9.

schaft nicht als banal und irrelevant ansehen würde. Sie konnte darüber hinaus sogar davon ausgehen, dass der Einsatz des Sports – semiotisch gesprochen – auch als politisches Zeichen verstanden werden würde.

Nach Houlihan stehen der zweite und der dritte der genannten Aspekte in Widerspruch zueinander: »low-cost, but high-profile resource«. Tatsächlich erscheint es auf den ersten Blick erstaunlich und widersprüchlich, dass eine »Ressource« der internationalen Politik auf der einen Seite peripher, auf der anderen Seite relevant und bedeutsam zu sein scheint. Entsprechende Interpretationsweisen finden sich offen oder versteckt in zahlreichen theoretisch motivierten oder auch empirischen Arbeiten zur Problematik des Sports in den internationalen Beziehungen.[91] Eine kommunikationstheoretische oder semiotische Analyse aber, die Houlihan gerade nicht vornimmt, kann zeigen, dass es sich hierbei keineswegs um einen Widerspruch handelt. Ich werde dies im Folgenden unter Anwendung meines Analysevorschlags für Kultur in der Staatenwelt kurz aufzeigen.

Die Uneigentlichkeit des Sports in den internationalen Beziehungen ist nichts weiter als ein wesentlicher Aspekt seiner Interpretation als autoreferentiell. Insofern widerspricht sie nicht dessen Potential als Medium der Wiederannäherung, sondern sie ist Voraussetzung und Grundlage dafür. Nur weil der Sport aus politischer Perspektive als unwichtig, peripher, unpolitisch angesehen wurde, konnte er zugleich als wichtig, relevant und politisch interpretiert werden. Im konkreten Beispielfall vermochte China den Sport zu nutzen, weil es davon ausgehen konnte, dass die USA den Versuch der Wiederannäherung als solchen verstehen würden: Ohne sich direkt auf das schwierige Terrain internationaler Diplomatie zu begeben, konnte China seinen politischen Willen artikulieren.

Die gegenseitigen Einladungen zu sportlichen Wettkämpfen, die jeweiligen zustimmenden Reaktionen wie auch die Durchführung der Sportkontakte lassen sich als sportliche Zeichen verstehen. Sie sind autoreferentiell, weil sie primär als auf sich selbst bezogen interpretiert werden konnten: Tischtennis sollte zunächst einmal Tischtennis, Basketball zunächst einmal Basketball sein. Dass gemäß der sportlichen Leistungsfähigkeit beider Seiten Tischtennis eher als »chinesischer Sport« und Basketball eher als »US-amerikanischer Sport« interpretiert worden sein dürften, tut dieser Feststellung keinen Abbruch. Die Interpretation dieser sportlichen Zeichen verlief nach identischen Mustern: Die Konstruktion einer »eigentlichen« interpretativen Ebene, der des Sports, wurde ergänzt durch die Konstruktion einer »uneigentlichen« interpretativen Ebene, auf der dem Sport politische Relevanz zugewiesen wurde. Keine dieser Ebenen wäre ohne die andere denkbar, sie bedingen sich gegenseitig. Ohne diese doppelte Konstruktionsleistung wäre wiederum der Einsatz des Sports nicht in der Form denkbar gewesen, in der er erfolgte. Die politische Brisanz der damaligen Situation im

91 Neben Houlihan 1994 beispielhaft auch: Allison/Monnington 2002, S. 107; Beacom 2000; Irwin 1988; Taylor 1988, S. 550-551.

Hinterkopf, behandelten China und die USA die sportlichen Zeichen formal als nichtpolitische Zeichen.

Intentionen und Motive der politisch Handelnden beider Seiten sind dabei nicht nur als Voraussetzungen, auch nicht nur als Folgen von Interpretationen zu verstehen, die Sport als autoreferentiell konstituieren, sondern sowohl als deren konstitutive Folgen als auch als deren konstitutive Voraussetzungen zugleich. So mögen die chinesischen und die US-amerikanischen Außenpolitiker(innen) die Chance gesehen haben, im Falle eines möglichen Scheiterns der Kontaktaufnahme das Gesicht nicht zu verlieren, handelte es sich doch lediglich um Kontakte im Bereich des Sports. Auch mag die politische Unverbindlichkeit verlockt haben, die sportliche Kontakte – gegenüber diplomatischen, politischen oder gar militärischen Kontakten – ganz offensichtlich aufgewiesen haben. Diese Motive und Intentionen der Akteurinnen und Akteure vermögen aber nicht zu erklären, weshalb der Sport als autoreferentiell interpretiert wurde. Die Annahme, dass der Sport autoreferentiell sei und auch von der anderen Seite als autoreferentiell angesehen werden würde, ist vielmehr konstitutive Voraussetzung dafür, dass entsprechende Motive und Intentionen überhaupt entwickelt werden konnten. Zugleich, das heißt analytisch gleichgeordnet, perpetuieren diese Motive und Intentionen im Erfolgsfalle Interpretationsmuster, die den Sport als autoreferentiell konstruieren. Alle denkbaren politisch relevanten Intentionen und Motive der politisch Handelnden beruhen einerseits auf der Annahme breiter Gültigkeit und Akzeptanz solcher Interpretationsmuster, die sie andererseits durch beiderseitigen Vollzug reproduzieren.

Gleichwohl kann sich eine semiotische Erklärung nicht darin erschöpfen, das Verhältnis zwischen den Intentionen der Akteurinnen und Akteure sowie den angewendeten Interpretationsmustern zu schildern. Mindestens ebenso wichtig ist der semiotisch relevante Kontext, in dem die Interpretation eines kulturellen und damit sportlichen Zeichens vorgenommen wird. Hier wäre zunächst auf den unmittelbaren politischen Kontext, mithin die weltpolitische Situation zu verweisen. Erste Zeichen der Bereitschaft zur Wiederannäherung zwischen China und den USA waren schon zuvor gegeben worden, die beiderseitigen Interessen an politischer Entspannung dürften nicht unbekannt gewesen sein. Ob es sich dabei allerdings, über ein bloßes auslösendes Moment hinaus, um eine notwendige Bedingung handelte, ist fraglich. Zumindest dürfte – auf sehr viel abstrakterer Ebene – für die erfolgreiche Anwendung des Interpretationsmusters ein spezifisches Verständnis des Sports sowie dessen spezifische Verankerung in den jeweiligen Gesellschaften wie auch in der Staatenwelt von größerer Bedeutung gewesen sein.

Hier ist primär zu verweisen auf universalistische Vorstellungen als ganz wesentliche Kontextfaktoren, die in Enzyklopädien zur Verfügung gestellt werden. Die im vorliegenden Fall relevanten Sportarten Tischtennis und Basketball funktionieren nach ihren eigenen Regeln und transportieren eigene Wertvorstellungen und Konzeptionen sportlichen Erfolges. Zugleich in-

korporieren sie einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der die Grenzen Chinas und der USA transzendiert. Es gibt kein spezifisch chinesisches und kein spezifisch US-amerikanisches Tischtennis und auch keinen solchen Basketball. Die Regeln beider Sportarten sind in beiden Staaten weitgehend oder vollständig identisch. Die damit verknüpften Werte sind gleichfalls, zumindest in Teilbereichen, identisch. Dass dabei Tischtennis in den USA ebenso wenig beachtet war und ist wie Basketball in China, tut dieser Feststellung keinen Abbruch: Beide Sportarten bilden Tätigkeitsbereiche, in denen sportliche Leistungen erbracht und als solche global – mithin von den beiden an der »Ping-Pong-Diplomacy« beteiligten Staaten – akzeptiert und für relevant gehalten werden. Erst auf der Basis geteilter Vorstellungen und Wertmaßstäbe sportlichen Erfolges und sportlicher Leistung erscheint die gegenseitige Einladung zu Wettkämpfen im Tischtennis und im Basketball überhaupt sinnvoll und schlüssig. Ohne solche Vorstellungen, die ich als Universalismus bezeichne und die nichts weiter als konventionalisierte Ideologien darstellen, sind Interpretationen sportlicher Zeichen als autoreferentiell kaum denkbar.

Nicht nur die »Ping-Pong-Diplomatie« zwischen den USA und China lässt sich auf die geschilderte Weise verstehen. Auch zahlreiche andere empirische Fälle aus den vergangenen Jahrzehnten lassen sich unter Anwendung meines Analysevorschlags, mithin dem Nachweis und der Analyse diffuser oder konkreter Vorstellungen von Autoreferentialität und Universalismus, besser verstehen. So wäre etwa zu denken an die zunächst erfolgreiche, dann aber letztlich angesichts der weltpolitischen Ereignisse doch gescheiterte Annäherung zwischen den USA und Japan in den 1920er und 1930er Jahren mittels des Baseballs. Ein weiteres Beispiel bildet die politische Wiederannäherung zwischen Südkorea und China Mitte der 1980er Jahre mittels der »Tennis-Diplomatie«, die ihren Namen sogar in Anlehnung an die »Ping-Pong-Diplomatie« erhalten hat. Auch die gesamten Versuche, über die Mitgliedschaft in Sportorganisationen politische Anerkennung zu erfahren, können in diesem Zusammenhang genannt werden.[92]

3.1.4 Fallbeispiel 2: Olympia-Boykotte 1968 und 1980

Olympia-Boykotte, Drohungen mit ihnen und die Diskussionen um sie haben die Geschichte der Olympischen Spiele bis zuletzt begleitet, waren aber insbesondere zu Zeiten der Dekolonialisierung und des Kalten Krieges präsent. Auf den ersten Blick scheinen sie meinem semiotischen Vorschlag für eine Analyse von Kultur in der Staatenwelt zu widersprechen. Wenn, wie dieses Modell unterstellt, Kultur – und damit Sport – seitens der Beteiligten im Regelfall als autoreferentiell und universalistisch interpretiert wird, so

92 Vgl. zum Baseball zwischen USA und Japan Crepeau 1982; zur Tennis-Diplomatie Nafziger 1992; zur Mitgliedschaft in Sportorganisationen Houlihan 1994, S. 70-78.

wäre zu erwarten, dass Sportereignisse wie die Olympischen Spiele politischen Zielen nicht unterworfen, mithin nicht zu politischen Mitteln würden. Sportimmanente Regeln und Werte, insbesondere sportimmanente Maßstäbe für Leistung und Kriterien für Relevanz werden im Sportboykott politischen Kriterien nachgeordnet. Anders als im Fall der »Ping-Pong-Diplomatie«, wo die Politisierung des Sports dessen primär nichtpolitischen Charakter bedingte, tritt zumindest im allgemeinpolitisch motivierten Boykott von Sportereignissen oder Sportler(inne)n eines Landes die Politisierung vermeintlich von außen an den Sport heran. Die spezifische Konstitution des Sports als autoreferentiellem Tätigkeitsfeld selbst scheint für eine solche Art der Politisierung nicht von Relevanz zu sein.

Ich möchte im Folgenden aufzeigen, dass es sich bei einem solchen Verständnis der Olympia-Boykotte um einen Trugschluss handelt. Ein Trugschluss allerdings, der sich in wissenschaftlicher Literatur nicht selten findet[93] – nämlich immer dann, wenn die Politisierung des Sports durch Boykotte beklagt und darin eine Verletzung seiner Autonomie gesehen wird. Eine solche Sichtweise umgeht zu Gunsten einer vereinfachten Autonomie-Nichtautonomie-Dichotomie die wichtige Frage, inwiefern Vorstellungen von Autonomie – oder eben umfassender universalistische Vorstellungen – möglicherweise überhaupt erst konstitutive Bedingungen für einen Sportboykott darstellen.

Was aber ist ein Boykott? Mit diesem Begriff wird gemeinhin die demonstrative und von normgemäßem Verhalten abweichende Weigerung bezeichnet, bestimmte Handlungen zu vollziehen. Im Falle des Sports handelt es sich dabei um die Weigerung, an bestimmten Sportereignissen teilzunehmen oder solche Sportereignisse organisatorisch mitzutragen, beispielsweise die Olympischen Spiele, Weltmeisterschaftsturniere oder Wettkämpfe gegen bestimmte Gegner. Entscheidend bei einem Boykott ist, dass weniger die Weigerung der eigenen Leistungserbringung im Vordergrund steht als vielmehr die Weigerung, bestimmte Leistungen anzunehmen. Gerade auf dieser zumindest teilweise auch für die boykottierende Seite nachteiligen Konstellation des Boykotts beruht in weiten Teilen die symbolische Wirkung, die ein solcher entfalten kann.[94]

Mit einem Boykott kann entweder versucht werden, auf das boykottierte Ereignis selbst oder auf mit ihm zusammenhängende Sachverhalte Einfluss zu nehmen, oder aber es sollen Effekte in anderen Bereichen herbeigeführt werden. Auf den Sport bezogen können Boykotte also sowohl auf sportpolitische und sportimmanente als auch auf allgemeinpolitische Sachverhalte zielen. Für beide Typen von Intentionen eines Sportboykotts lassen sich Beispiele finden, wobei sich sportpolitische und allgemeinpolitische Motive im empirischen Regelfall oft vermischen. Im Folgenden sollen zwei empiri-

93 Vgl. beispielhaft Pfeiffer 1987, bes. S. 462-465; Güldenpfennig 1981; Beacom 2004, S. 99; allgemeiner Irwin 1988, S. 26.

94 Güldenpfennig 1981, S. 134-135.

sche Fälle skizziert werden. Beim ersten Fallbeispiel handelt es sich um den angedrohten Boykott der Olympischen Spiele von 1968 in Mexiko-City durch zahlreiche afrikanische Staaten. Er stützte sich primär auf sportpolitische Argumente, hinter denen aber durchaus auch allgemeinpolitische Intentionen und Motive standen. Das zweite Fallbeispiel bildet der Boykott der Olympischen Spiele von 1980 in Moskau durch die USA sowie zahlreiche weitere, vorwiegend westliche Staaten. Dieser Boykott hatte keine sportpolitischen Gründe.

Für die letztlich erfolgreiche Drohung zahlreicher afrikanischer Staaten, die Olympischen Spiele von 1968 zu boykottieren, bildete die Dekolonialisierung der 1950er und 1960er Jahre den Hintergrund. Zwei Kernprobleme der neu entstandenen, meist fragilen Staaten waren eine mangelnde Integration nach innen und eine schwierige regional- und weltpolitische Positionierung nach außen. In der gemeinsamen Gegnerschaft gegen das rassistische Apartheid-Regime Südafrikas hofften sie, einen Beitrag zur Lösung beider Probleme zu finden. Die Apartheid galt ihnen als Residuum eines kolonialistischen Zeitalters, das die meisten Staaten Afrikas gerade erst hinter sich gebracht hatten. Der internationale Sport im Allgemeinen und die Olympischen Spiele im Besonderen boten dabei prestigeträchtige Foren, um eine entsprechende Politik gegen die Apartheid zu betreiben und sich auf der internationalen Bühne zu positionieren.[95]

Auf die Vorgeschichte der Boykottdrohung sei nur kurz verwiesen. 1960 verschärfte die südafrikanische Regierung massiv die Apartheid im Sport, entsprechend gab es fortan lediglich noch ein rein weißes Nationales Olympisches Komitee (NOK). Schwarze Sportler(innen) konnten am – materiell weitaus besser ausgestatteten – Sport der Weißen allenfalls noch zu Alibizwecken partizipieren. Das Internationale Olympische Komitee (IOC) stellte daraufhin dem südafrikanischen NOK ein Ultimatum: Es solle entweder den Statuten entsprechende gemischte Teams aufstellen, oder aber es müsse mit seinem Ausschluss rechnen. Da das NOK diesen Forderungen nicht gerecht wurde, schloss das IOC Südafrika von der Teilnahme an den Olympischen Spielen 1964 in Tokio aus.[96]

Da das südafrikanische NOK damit nicht endgültig ausgeschlossen worden war, stellte sich im Vorfeld der Olympischen Spiele von 1968 in Mexiko-City das Problem erneut. Das IOC hatte Südafrika zunächst zur Teilnahme zugelassen, da man in direkten Verhandlungen Konzessionen erreicht zu haben glaubte und damit rechnete, das Land würde gemischte Teams nach Mexiko entsenden. Obwohl allerdings deutlich wurde, dass die südafrikanische Regierung sich an entsprechende Vereinbarungen nicht halten würde, lehnte das IOC mit politischer und sportpolitischer Rückendeckung vorwiegend aus westlichen Ländern sämtliche Forderungen nach ei-

95 Guttmann 2003, S. 373; Irwin 1988, S. 46; Houlihan 1994, S. 116; Pfeiffer 1987, S. 141; vgl. beispielhaft zu Tansania McHenry 1980.

96 Pfeiffer 1987, S. 137-139; Houlihan 1994, S. 116-117.

nem erneuten Ausschluss Südafrikas ab. Der schon 1966 von 32 afrikanischen Staaten gegründete Supreme Council for Sport in Africa (SCSA) hielt an der Forderung fest, Südafrika müsse mit gemischten Teams antreten und damit dem Diskriminierungsverbot in den olympischen Statuten gerecht werden. Ihrer Drohung, andernfalls in Mexiko-City nicht anzutreten, schlossen sich im März 1968 die Sowjetunion (UdSSR) sowie zahlreiche ihrer Verbündeten an. Erst daraufhin schloss das IOC Südafrika erneut von einer Teilnahme aus, allerdings widerstrebend und lediglich aus Angst vor einer Spaltung der Olympischen Bewegung bzw. der Etablierung alternativer Gegen-Spiele durch Staaten der »Zweiten« und der »Dritten Welt«. Mit diesem erneuten Ausschluss Südafrikas bekam die sportliche Isolierung des Landes Dynamik: 1970 erfolgte der vollständige Ausschluss des südafrikanischen NOKs aus dem IOC, und auch andere Sportverbände gingen zu einer entsprechenden Politik über.[97]

Festgehalten werden sollte, dass sich die Gegner Südafrikas auf gute sportpolitische Argumente stützen konnten: Ohne Zweifel wurden in diesem Land nichtweiße Menschen massiv diskriminiert. Dies betraf eben gerade auch den Sport. Eine solche Politik widersprach dem Diskriminierungsverbot, das in den Statuten des IOC festgeschrieben war und ist. Insofern kann die Forderung nach einem Ausschluss Südafrikas von den Olympischen Spielen als sportpolitische Forderung gewertet werden.[98] Hinter ihr stand allerdings sicherlich auch die allgemeinpolitische Forderung nach einer Abschaffung des Apartheid-Systems als Ganzem, eine scharfe Trennung ist hier schwierig – wie insbesondere das massive Engagement afrikanischer Regierungen in dieser Frage zeigt. Gleichwohl handelte es sich um eine Auseinandersetzung auf sportpolitischem Terrain, die sich in erster Linie um sportpolitische Argumente drehte.

Anders als der drohende Boykott der Olympischen Spiele von 1968 durch afrikanische Staaten und die Sowjetunion war der Boykott der Spiele von 1980 ausschließlich allgemeinpolitisch motiviert. Mit der Vergabe nach Moskau sollten die Spiele als wichtigstes Ereignis des Weltsports zum ersten Mal in einem kommunistischen Staat stattfinden. Was zunächst vergleichsweise verhaltene Kritik hervorrief, führte schließlich zum meistdiskutierten Boykott Olympischer Spiele, in den zudem die beiden Weltmächte des Kalten Krieges direkt involviert waren.

Eine verschärfte Kritik an der UdSSR, verbunden mit Forderungen nach Verlegung oder Boykott der Spiele, gab es schon seit dem Prozess gegen den sowjetischen Wissenschaftler und führenden Dissidenten Anatoli Schtscharanski 1978. Nach der Verurteilung weiterer Dissidenten in den darauf folgenden Monaten wurde der Vorwurf erhoben, Moskau wolle frühzeitig vor den Olympischen Spielen jede Opposition im Land zum Schweigen

97 Houlihan 1994, S. 117-118; Pfeiffer 1987, S. 141-149; Geldenhuys 1990, S. 632-633.

98 Pfeiffer 1987, S. 139-140; vgl. normativ dazu Nafziger 1992, S. 499.

bringen – und eine Verlegung der Spiele bzw. ein Boykott sei das adäquate Mittel, um hiergegen zu protestieren.[99]

US-Präsident Jimmy Carter lehnte eine solche Reaktion zunächst ab. Seine Position wandelte sich, auch unter dem Eindruck der schlechten Umfragewerte im Vorfeld des eigenen Präsidentschaftswahlkampfs, als die Sowjetunion nach Weihnachten 1979 in Afghanistan einmarschierte. Dieser Schritt wurde im Westen als Gefährdung des fragilen Kräftegleichgewichts im Kalten Krieg wie auch als Einmischung in die inneren Angelegenheiten Afghanistans aufgefasst, während die Sowjetunion sich darauf berief, lediglich einem Ruf der befreundeten afghanischen Regierung nach Unterstützung nachgekommen zu sein. Im Januar 1980 sprach Carter erstmals von der Möglichkeit eines Boykotts, der seitens der Regierung schließlich – neben weiteren wirtschaftspolitischen und sicherheitspolitischen Maßnahmen – massiv vorangetrieben wurde und von Beginn an weltweit enormes öffentliches Interesse fand. Der daraufhin ausgeübte politische Druck, verbunden mit einer eindeutigen Mehrheit von Boykott-Befürworter(inne)n in der US-amerikanischen Öffentlichkeit, trug dazu bei, dass das NOK der USA im April den Boykott der Moskauer Spiele beschloss.[100]

In westeuropäischen Staaten löste insbesondere die Verurteilung des Dissidenten Andrej Sacharow zum Binnen-Exil in Gorki im Januar 1980 eine Welle des Entsetzens aus. Beginnend mit den Niederlanden und Norwegen, schlossen sich in Folge dieses Ereignisses mehr und mehr westeuropäische Staaten dem von den USA vorangetriebenen Boykott der Moskauer Spiele an, schließlich auch die Bundesrepublik Deutschland.[101]

Diese Gründe, die zum Boykott der Olympischen Spiele 1980 durch zahlreiche, vorwiegend westliche Staaten beitrugen, waren allgemeinpolitischer Natur. Menschenrechtsverletzungen in der Sowjetunion sowie die militärische Überschreitung der traditionellen sowjetischen Interessensphäre, zu der Afghanistan nicht gerechnet wurde, waren keine Probleme, die den Sport unmittelbar betrafen. Entsprechend wehrte sich das IOC gegen alle Versuche, Sportpolitik und Weltpolitik miteinander zu verknüpfen, indem die Olympischen Spiele verlegt, abgesagt oder boykottiert würden.[102] Gleichwohl wurde seitens der USA und ihrer Verbündeten neben anderen Sanktionsmaßnahmen auch auf den Sportboykott als wichtiges und vermutlich meistdiskutiertes Mittel zurückgegriffen, um politischen Protest auszudrücken, ohne aber eine noch gravierendere diplomatische Verstimmung zwischen Ost und West zu riskieren:

99 Kanin 1980, S. 5.

100 Pfeiffer 1987, S. 411-413; Kanin 1980, S. 5-8; Dumbrell 1997, S. 47-50; Crockatt 1995, S. 286-288.

101 Kanin 1980, S. 11-13; Houlihan 1994, S. 119.

102 Pfeiffer 1987, S. 422; Doxey 1983, S. 76; Güldenpfennig 1981, S. 137-138.

»Sport, that most peripheral and most publicized form of international relations, provided the perfect answer. [...] Afghanistan simply was more important than the Games.« [103]

Von Autoreferentialität des Sports zu sprechen, erscheint angesichts dieser Konstellation auf den ersten Blick als unpassend. Genauso scheint es keinen Grund zu geben, zu versuchen, in den Auseinandersetzungen um die Spiele von 1968 und 1980 den von mir beschriebenen Universalismus auffinden zu wollen. Gleichwohl waren Autoreferentialität und Universalismus von konstitutiver Bedeutung dafür, dass ein Sportboykott überhaupt als politisches Mittel dienen konnte, wie ich im Folgenden unter Rückgriff auf meinen semiotisches Analysevorschlag zeigen werde.

Ein Boykott Olympischer Spiele, oder auch nur dessen Androhung, kann als Zeichen interpretiert werden. Allgemein gesprochen, übermittelt ein solches semiotisches Handeln das eigene Nichteinverständnis mit einem Umstand, der mit dem boykottierten Ereignis in einen direkten oder indirekten Zusammenhang gebracht wird. Dieser Zusammenhang mag teilweise sportimmanent sein, wie im Fall der Olympischen Spiele von 1968, oder aber er mag ausschließlich allgemeinpolitischer Natur sein, wie es 1980 der Fall war – völlig unabhängig hiervon muss ein solcher Zusammenhang für Zeicheninterpret(inn)en kommunikativ verstehbar (wenn auch nicht zwingend inhaltlich nachvollziehbar bzw. als berechtigt erkennbar) sein.

Die besondere Wirkung, die ein solcher Zeichengebrauch zu erzielen vermag, liegt aber keineswegs in der extremen Nebensächlichkeit des Sports oder im enormen publizistischen Interesse an den Olympischen Spielen begründet, wie es David Kanin in obigem Zitat nahelegt. Beides mag aus einer politisch-strategischen Perspektive dazu beigetragen haben, dass der Sportboykott den Beteiligten als ein attraktives Mittel – und damit als ein adäquates politisches Zeichen – erschienen ist. Die spezifische semiotische Konstitution des kulturellen bzw. sportlichen Zeichens »Olympiaboykott« kann aber nicht ausgeblendet werden, wenn eine Detailanalyse die kommunikativen Prozesse verstehbar machen soll, die im Vorfeld der Olympischen Spiele 1968 und 1980 zu beobachten waren.

Die Besonderheit des sportlichen Zeichens im Falle eines Olympia-Boykotts beruht gerade darauf, dass mit üblichen Interpretationsmustern gebrochen wird, ohne diese zu suspendieren. Gerade weil ein kulturelles Zeichen, das dem Sport zugeordnet werden kann, unter gewöhnlichen Umständen als autoreferentiell interpretiert worden wäre, funktioniert auch ein umgekehrter Zeichengebrauch. Das sportliche Zeichen gilt hier, auf den Einzelfall bezogen, als politisches Zeichen. Die Konstruktion seiner Eigentlichkeit wird verweigert, es wird demonstrativ gerade nicht als autoreferentiell interpretiert. Diese Verweigerung ist selbst semantischer Bestandteil des Zeichens, gerade hierin liegt ja die demonstrative Wirkung dieser Interpretation. Vor-

103 Kanin 1980, S. 6.

stellungen von Eigentlichkeit werden also nicht vollständig eliminiert, sondern lediglich anlassbezogen suspendiert. Würden sie hingegen grundsätzlich suspendiert, so ginge die demonstrative Wirkung dieser Interpretation verloren.

Solche Vorstellungen von Eigentlichkeit des Sports sind auch im Falle von Olympia-Boykotten präsent, allerdings verschoben. »Eigentlich« müsste die Autoreferentialität des Sports anerkannt werden – gerade in der Verweigerung dieses Schrittes liegt die politische Botschaft. Die Anwendung des entsprechenden, »eigentlich« erwartbaren Interpretationsmusters unterbleibt seitens der Boykottierenden. Damit erscheint nicht nur die Konstruktion einer sportlichen Bedeutungsebene als vorgängig der Konstruktion einer politischen Bedeutungsebene, sondern diese Konstruktion einer politischen Bedeutungsebene in der erwartbaren Weise unterbleibt. Sie ist damit aber keinesfalls abwesend: Die politische Wirkung des sportlichen Zeichens besteht jetzt vielmehr gerade darin, dass der Sport eben nicht als autoreferentiell anerkannt wird, sehr wohl aber »eigentlich« als solcher anerkannt werden müsste. Es ist der situative Bruch mit einem gängigen Interpretationsmuster, der Bruch mit dem »eigentlich« Erwartbaren, der politische Signalwirkung zeitigt. Gleichwohl setzt ein solcher Bruch mit einem Interpretationsmuster dessen vorherige wie auch dessen nachherige Gültigkeit voraus: In einem Boykott Olympischer Spiele werden Vorstellungen einer Autoreferentialität sportlicher Zeichen nicht aufgegeben, sondern in anderer Weise genutzt, als es »eigentlich« erwartbar wäre.

Wenn die politische Wirkung des Olympia-Boykotts nun aber gerade auf der demonstrativen Verweigerung des auf Autoreferentialität abzielenden Interpretationsmusters beruht, ohne dieses grundsätzlich zu suspendieren, so bleiben auch Vorstellungen von Universalismus trotz des Boykotts präsent, auf denen Vorstellungen von Autoreferentialität beruhen. Den Beteiligten ist gemein, dass sie Sport für einen relevanten Tätigkeitsbereich halten, der Normen und Regeln folgt, die für alle gleich sind, und der ähnliche Vorstellungen von Relevanz konstruiert. Dass die USA den olympischen Sport für weniger relevant hielten als die Vorgänge in Afghanistan, ändert nichts an der Tatsache, dass sowohl die USA (und ihre Verbündeten) als auch die Sowjetunion den Sport grundsätzlich durchaus für relevant hielten.

Es erscheint zunächst banal, ist aber aus theoretischer und semiotischer Sicht durchaus nicht unwichtig, an dieser Stelle auf den Kontext zu verweisen, in dem der Gebrauch des kulturellen Zeichens »Sportboykott« erfolgt. Der Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan und die Menschenrechtsverletzungen des sowjetischen Regimes sowie, im anderen Fall, die Ausgrenzung schwarzer Sportler(innen) im Apartheid-Südafrika sind hierbei zentrale Aspekte. Ohne ihre Kenntnis musste nicht nur unklar bleiben, weshalb die beteiligten Staaten einen Sportboykott letztlich doch vorantrieben bzw. einen solchen androhten, sondern auch, dass und inwiefern ein solcher Sportboykott eines spezifischen Interpretationsmusters bedarf, das auf Vorstellungen von Autoreferentialität und Universalismus beruht.

Diese Feststellungen lassen sich auf den Boykott der Olympischen Spiele von 1980 in Moskau direkt und ohne Weiteres anwenden. Seine politische Signalwirkung bestand in der Botschaft, dass das innen- und außenpolitische Verhalten der Sowjetunion eine Anwendung des üblichen Interpretationsmusters, mithin die Wahrung der interpretativ als vorgängig verstandenen Eigenweltlichkeit des Sports unmöglich mache. Führt man sich vor Augen, dass die Drohung eines Boykotts der Olympischen Spiele von 1968 in Mexiko-City durch zahlreiche afrikanische Staaten zumindest in Teilen auch als Ausdruck allgemeinpolitischer Ablehnung des rassistischen südafrikanischen Apartheid-Regimes verstanden werden konnte, so resultiert auch hier die politische Signalwirkung zumindest partiell in der ostentativen Weigerung, dieses Interpretationsmuster anzuwenden.

Gleichwohl stellt sich der Sachverhalt etwas anders dar, führt man sich vor Augen, dass die afrikanischen Staaten ihre Boykottdrohung im Wesentlichen mit sportimmanenten Argumenten begründeten. Sie protestierten gegen die Diskriminierung nichtweißer Sportler(innen) in Südafrika, mithin für die Einhaltung des Diskriminierungsverbots im olympischen Regelwerk. Dieses Regelwerk lässt sich als codifizierte Form universalistischer Vorstellungen verstehen, die eben ausschließlich die sportliche Leistung (und beispielsweise nicht die Hautfarbe der Sporttreibenden) als Prinzip der Bewertung einer sportlichen Tätigkeit akzeptieren. Damit zeigt sich die Boykottdrohung der afrikanischen Staaten, soweit sie sportimmanent motiviert war, nicht als Verweigerung einer Interpretation des Sports als autoreferentiell, sondern als Einfordern einer solchen Interpretation. Während die Signalwirkung eines allgemeinpolitisch motivierten Sportboykotts auf der ostentativen Verweigerung beruht, den Universalismus des Sports höher zu bewerten als das allgemeinpolitische Ereignis, das argumentativ als Grund für den Boykott angegeben wird, so beruht die Signalwirkung eines sportpolitisch motivierten Boykotts gerade umgekehrt auf dem Vorwurf, gegen den Universalismus zu verstoßen bzw. den Sport nicht als autoreferentiell zu verstehen.

Bei allen Sportboykotten, seien sie allgemeinpolitisch oder sportpolitisch motiviert, wird das Interpretationsmuster, das das sportliche Zeichen als autoreferentielles Zeichen konstituiert, folglich nicht preisgegeben. Ein solches Interpretationsmuster ist vielmehr Voraussetzung dafür, dass ein Sportboykott funktionieren kann – und damit nicht zuletzt auch dafür, dass der Sport in der Staatenwelt politische Relevanz erhält.

3.1.5 Fallbeispiel 3: »Fußball-Krieg«, El Salvador und Honduras

Die bloße Existenz eines »üblichen« Interpretationsmusters für Kultur in der Staatenwelt bedeutet nicht, dass es auch regelmäßig und notwendig Anwendung findet. Ich habe in den vorherigen beiden Kapiteln Beispiele geschildert, in denen mein semiotischer Vorschlag zur Analyse von Kultur in der

Staatenwelt helfen kann, politische Prozesse und ihnen zu Grunde liegende Interpretationen zu verstehen. In diesem Kapitel steht ein Beispiel im Mittelpunkt, für das meine Begriffe keine Erklärungskraft besitzen. Hier wird deutlich, dass die Interpretation eines sportlichen Zeichens als autoreferentiell alles andere als selbstverständlich ist: Wie jede Interpretation, ist sie prekär und angreifbar.

Die Rede ist vom so genannten »Soccer-War«, im Folgenden »Fußball-Krieg«. Gemeint ist damit kein Krieg, der durch Fußball begründet gewesen wäre – einen solchen gibt es nicht. Wohl aber verschärften drei Fußballspiele zwischen den Nationalmannschaften von El Salvador und Honduras 1969 massiv die politisch ohnehin schon sehr angespannte Lage zwischen beiden Staaten bis hin zu einem Krieg.[104] Dies zeigt, dass Sport nicht nur keine notwendig »völkerverständigende« Wirkung hat, sondern auch, dass die Interpretation des Sports immer von Kontexten abhängt: Im Falle des »Fußball-Krieges« waren diese derart von innen- und außenpolitischen Konflikten sowie von Nationalismus geprägt, dass der Sport zu einer Verschärfung dieser Konflikte führte und von Autoreferentialität nicht zu sprechen war.

El Salvador und Honduras sind benachbarte Staaten, die sich in den 1970er Jahren mit massiven sozialen und ökonomischen Problemen auseinandersetzen mussten. Dabei wiesen beide unterschiedliche Ausgangsbedingungen auf. So hatte El Salvador mit über drei Mio. Einwohnern auf einer Fläche von 21.393 Quadratkilometern eine deutlich höhere Bevölkerungsdichte als Honduras, auf dessen Fläche von 112.000 Quadratkilometern lediglich 2,5 Mio. Einwohner lebten.[105] Beide Staaten waren seit Beginn der 1960er Jahre mit Nicaragua, Guatemala und später mit Costa Rica zu einem gemeinsamen Markt (Mercado Común Centroamericano, MCCA) zusammengeschlossen. In El Salvador, das über die entwickeltste Industrie aller fünf Mitgliedsstaaten verfügte, führte der MCCA zu gravierenden sozialen Verwerfungen und Unruhen, die sich 1969 zuspitzten. In den ersten acht Monaten des Jahres gab es 13 Streiks. Ende der 1970er Jahre emigrierten mit mehr oder weniger offener Unterstützung der eigenen Regierung etwa 300.000 Salvadorianer(innen) nach Honduras, wo sie sich, zunächst von Honduras geduldet, auf unbebautem Land ansiedelten.[106]

Honduras seinerseits war vom MCCA auf andere Weise mit ähnlichen Konsequenzen betroffen. Seine Industrie konnte im Wettbewerb mit den Industrien der anderen Staaten, insbesondere der El Salvadors, nicht mithalten. Es sah sich einem konstanten Fluss an billigeren salvadorianischen Waren gegenüber, während das soziale Elend und die Arbeitslosigkeit im eigenen Land massiv zunahmen. Schon bald forderte die honduranische Regierung Schutzmaßnahmen gegen die Folgen des MCCA.[107]

---

104 Arbena 1993, S. 841; Ehrhart 2006, S. 22-23; Boniface 1998, S. 93.

105 Cable 1969, S. 658.

106 Richter/Beverly et al. 1980, S. 120-125; Niebling 2002; Scheina 2003, S. 301.

107 Cable 1969, S. 659-660; Richter/Beverly et al. 1980, S. 123-125.

In beiden Staaten waren politische Diskurse zunehmend von nationalistischen Denkmustern geprägt. Zunächst weigerte sich Honduras, ein Immigrationsabkommen mit El Salvador zu verlängern. Die honduranische Regierung machte die etwa 300.000 salvadorianischen Immigrant(inn)en für die zahlreichen sozialen Probleme des Landes verantwortlich. Sie nutzte Ansätze einer Agrarreform zur expliziten Nichtanerkennung von Eigentumsrechten der Salvadorianer(innen) an honduranischem Land. Viele von ihnen wurden ausgewiesen oder gewaltsam vertrieben.[108] Auch in El Salvador reagierte die Regierung auf die sozialen Unruhen nicht mit Reformen, sondern mit Repression und nationalistischer, hier anti-honduranischer Propaganda, die durch Berichte über Menschenrechtsverletzungen an den aus Honduras zurückkehrenden Flüchtlingen angeheizt wurde.[109]

Am 26. Juni 1969 brach El Salvador die diplomatischen Beziehungen zu Honduras ab. Knapp drei Wochen später, am 14. Juli, griff sein Militär das größere Nachbarland an, nachdem es zuvor schon zu einzelnen Vorfällen an den Grenzen gekommen war.[110] Am 18. Juli, also nur vier Tage nach Kriegsausbruch, kam es zu einem Waffenstillstand, der von der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) erfolgreich vermittelt und überwacht wurde.[111]

Im Klima der übersteigerten nationalistischen Denkmuster und der tiefen gegenseitigen Abneigung, wie es vor dem Krieg zwischen beiden Staaten herrschte, wirkten drei parallel stattfindende Qualifikationsspiele zur Fußball-Weltmeisterschaft (WM) konfliktverschärfend. Beide Nationalmannschaften hatten die Vorrunde in der WM-Qualifikation des mittel- und nordamerikanischen Fußballverbands CONCACAF überstanden und trafen im Halbfinale aufeinander. Im Hinspiel, das am 8. Juni 1969 in Honduras stattfand, unterlag El Salvador in der Nachspielzeit, was im nationalistischen Fieber gemeinhin als ungerechtfertigte Benachteiligung aufgefasst wurde. El Salvador konnte allerdings das Rückspiel im eigenen Land mit 3-0 für sich entscheiden. Zu einer Verschärfung der anti-honduranischen Haltungen wie auch der bilateralen Krise führten gewaltsame Übergriffe auf zahlreiche salvadorianische Fans im Anschluss an das Spiel, bei denen es auch zu Todesfällen kam. Zugleich häuften sich gewaltsame Übergriffe auf die salvadorianischen Immigrant(inn)en in Honduras, die Zahl der Flüchtlinge nahm zu.[112] Am 27. Juni, wenige Tage vor dem Kriegsausbruch, gewann El Salvador

108 Richter/Beverly et al. 1980, S. 126-129; Anonym 2000; Cable 1969, S. 659; Niebling 2002.

109 Richter/Beverly et al. 1980, S. 130-131; Niebling 2002.; Mallin 2004.

110 Richter/Beverly et al. 1980, S. 130-131; Scheina 2003, S. 302.

111 Mallin 2004; Anonym 2000.

112 Cable 1969, S. 662; Mallin 2004; Anonym 2000; Scheina 2003, S. 302.

mit 3-2 in der Nachspielzeit ein Entscheidungsspiel, das laut damaligem Regelwerk ausgetragen werden musste und in Mexiko-City stattfand.[113]

Von einer Interpretation des Sports als autoreferentiell kann angesichts dieser Ereignisse und Entwicklungen nicht gesprochen werden. Der Fußball schien vielmehr die Rolle eines Neben- und Vor-Kriegsschauplatzes einzunehmen. Während die bilateralen Beziehungen in eine bewaffnete militärische Auseinandersetzung getrieben wurden, wirkte der Fußball als Katalysator nationalistischer Übersteigerung. Von einer interpretativen Konstitution des Sports als autonomer und politikferner Sphäre sind die Vorgänge im Vorfeld des »Fußball-Krieges« weit entfernt: Zwischen Sport und Politik wurde vielmehr eine direkte Verknüpfung hergestellt, die Politisierung des Sports beruhte hier gerade nicht auf dessen Konstitution als »eigentlich« politikferner Ebene.

Entsprechend kann von universalistischen Vorstellungen nicht einmal annähernd gesprochen werden. Die Gültigkeit sportlicher Regeln und sportlicher Kriterien zur Festlegung von Leistung waren begrenzt auf die Fußballspiele selbst: Sowohl die Nichtanerkennung des Ergebnisses des ersten Spiels, wie auch die Ausschreitungen angesichts der honduranischen Niederlage im zweiten Spiel, aber auch die allgemeine Verschärfung der bilateralen Beziehungen durch die sportlichen Ereignisse legen die Vermutung nahe, dass sportliche Regeln und Leistungen nur insoweit auf Akzeptanz stießen, wie sie zum Erringen des eigenen Sieges notwendig waren. Regeln und Kriterien zur Festlegung sportlicher Leistung waren damit in ihrer übergeordneten Funktion als allgemeine Prinzipien gerade nicht bedingungslos akzeptiert. Sie wurden nicht grundsätzlich anerkannt, sondern nur, solange sie den eigenen politischen Zwecken unmittelbar dienlich zu sein versprachen. Ideen einer Eigenweltlichkeit des Sports spielten angesichts dessen keine Rolle.

Beide Regierungen hatten ein ausgeprägtes, durchaus auch gesellschaftspolitisch motiviertes Interesse daran, simplifizierende, nationalistische Denkmuster als vermeintliche Erklärungen für bestehende Probleme zu befördern.[114] Die Fußballspiele boten dazu ideale Gelegenheiten und Anlässe. Es war im vorliegenden Fall in erster Linie dieser Nationalismus, der gängige Muster zur Interpretation des Sports in der Staatenwelt verunmöglichte.

---

113 Cable 1969, S. 662; Mallin 2004. Das bei Cable angegebene Ergebnis von 4-3 für El Salvador ist ebenso wenig korrekt wie das Datum: Nicht am 22.6., sondern am 27.6. fand das Entscheidungsspiel statt, das 3-2 für El Salvador endete. Diese Angaben macht der Welt-Fußballverband FIFA auf seiner Homepage: <http://de.fifa.com/worldcup/archive/edition=32/preliminaries/preliminary=29/index.html> (15.01.2008).

114 Richter/Beverly et al. 1980, S. 128 und 131-132; Niebling 2002; Cable 1969, S. 660.

Auf den ersten Blick scheint dieser Sachverhalt dem Olympia-Boykott 1980 durch die USA und weitere Staaten nicht unähnlich zu sein. Hier wie dort verschoben sich die Prioritäten: Politische Sachverhalte dominierten die Interpretation sportlicher Sachverhalte. Zwar handelten die USA und ihre Verbündeten aus einer Ablehnung sowjetischer Politik heraus, während El Salvador und Honduras aus nationalistisch fundierter gegenseitiger Feindseligkeit handelten – hier liegen also verschiedene Motive und Konstellationen vor. Gleichwohl sind beides politische Motive, die eine entscheidende Kontextbedingung bei der Interpretation sportlicher Ereignisse (mithin sportlicher Zeichen) darstellten. Bei genauerer Betrachtung aber unterscheiden sich beide Fälle durchaus grundlegend. Die USA und ihre Verbündeten nutzten Vorstellungen eines autoreferentiellen Sports dazu, Kritik an der Sowjetunion zum Ausdruck zu bringen. Der Boykott signalisierte, dass es die Politik der Sowjetunion unmöglich mache, an der »eigentlich« erwartbaren Interpretation des Sports als autoreferentiell festzuhalten. Somit beruht dieses Vorgehen letztlich darauf, dass die Vorstellung von Autoreferentialität gerade nicht aufgegeben wird. Für El Salvador und Honduras hingegen war der Sport bar jeder Vorstellung von Autoreferentialität ausschließlich Mittel politischer Auseinandersetzung und Schlachtfeld nationalistischer Exzesse. Dass hierzu formal am fußballerischen Regelwerk festgehalten werden musste, tut dieser Feststellung keinen Abbruch.

3.1.6 Resümee

In der Staatenwelt konnte sich ein Interpretationsmuster etablieren, das den Sport als autoreferentiellen Tätigkeitsbereich erscheinen lässt. Es beruht auf einem Universalismus des Sports als einer die Interpretation leitenden Ideologie. Beide sind moderne und westliche Formen des Umgangs mit einer spezifischen, gleichfalls modernen und westlichen Form der körperlichen Betätigung. Ich werde sie im Folgenden zusammenfassend darstellen.

Der Universalismus im Sport bildet eine Ideologie, die sich in drei wesentlichen Faktoren niederschlägt. Wichtig sind zum Ersten Regelwerke, nach denen eine bestimmte Leistung erbracht wird, sowie Kriterien, an denen sich diese Leistung messen lässt. Die soziale Relevanz dieser Regelwerke und dieser Leistungskriterien resultieren aus der universalen Gültigkeit, die ihnen insofern zugeschrieben wird, als sie Richtlinien für all diejenigen bilden, die in einer bestimmten Sportart aktiv sein möchten. Gerade auf der Ebene der Staatenwelt ist dies relevant, weil es einen Vergleich körperlicher Leistung über Staatengrenzen hinweg überhaupt erst möglich macht. Historisch resultieren die Regelwerke und Leistungskriterien des Sports aus der Kombination bürgerlicher Kompetitivitätsideale mit Vorstellungen einer von Lohnarbeit wie auch von staatsbürgerlichen Rollenmustern separierten Freizeitsphäre sowie einem Ideal des gesunden Körpers als Vorbedingung eines guten Lebens.

Der Universalismus im Sport erschöpft sich aber keineswegs in Regelwerken und Leistungskriterien, diese bilden vielmehr lediglich dessen empirisch fassbarste, weil kodifizierbare Grundlage. Seinen zweiten Faktor bildet eine weit reichende normative Aufwertung sportlicher Leistung und generell sportlicher Tätigkeit. Sportliche Leistung gilt als herausragend und anerkennenswert – und zwar unabhängig davon, wer sie erbringt. Dieser Wert ist interpretativ zugeschrieben, erscheint aber aus der Perspektive des sportlichen Universalismus als intrinsisch: Der Wert sportlicher Leistung scheint aus dieser selbst heraus zu resultieren und durch diese selbst begründet zu sein. Sie erhält interpretativ einen quasi-natürlichen Status zugeschrieben.

Zugleich, und dieser dritte Faktor macht den Universalismus überhaupt erst zu einem solchen, beanspruchen die sportlichen Regelwerke und Leistungskriterien sowie die normative Aufwertung sportlicher Leistung allgemeine Gültigkeit. Sie wollen und sollen gerade nicht nur für eine bestimmte soziale Gruppe, eine bestimmte soziale Schicht oder die Bewohner(innen) eines bestimmten Landes gelten, sondern allgemein über alle Schichten und Grenzen hinweg. Diesem Anspruch auf Allgemeingültigkeit wird innergesellschaftlich und global seitens einer ausreichenden Anzahl der Zeichennutzer(innen) entsprochen: Wenngleich die Vorlieben im Einzelfall verschieden sein mögen, so gilt sportliche Leistung doch weltweit als anerkennenswert, sofern sie regelgemäß erbracht wird. Die Bedeutung, die dem Sport in der Staatenwelt zukommt, beruht gerade auf dieser Allgemeingültigkeit.

Der Universalismus ermöglicht es, ein kulturelles Objekt als sportliches Objekt zu erkennen und als Zeichen in einer spezifischen Weise zu interpretieren. Das Zeichen wird seitens der Interpretierenden mit universalistischen Vorstellungen verknüpft und erhält seine Wertigkeit und Allgemeingültigkeit aus der Zuordnung von Zeichen und Universalismus. Damit erscheint es als autoreferentielles Zeichen; es scheint sich zumindest teilweise auf sich selbst zu beziehen – und damit auf den übergeordneten Universalismus. Eine solche Interpretation ist allerdings, wie jede Interpretation, unsicher und Ergebnis menschlicher Kreationsleistung. Die Zuordnung von Zeichen und Universalismus ist deshalb kontextabhängig und keineswegs selbstverständlich, wie das Beispiel des »Fußball-Kriegs« zwischen El Salvador und Honduras gezeigt hat. Widersprechende oder einseitige alternative Interpretationsmuster können gegenüber universalistischen Vorstellungen des Sports dominieren. In diesen Fällen liegen Autoreferentialität und Universalismus fern.

Die Interpretation eines sportlichen Zeichens als autoreferentielles Zeichen ermöglicht es, dessen politische Relevanz auf einen scheinbaren primären Charakter des Nichtpolitischen zurückzuführen. Gerade weil der Sport zunächst als nichtpolitisch erscheint, vermag er politische Funktionen zu erfüllen und politische Wirkungen zu zeitigen. Zugleich aber ist diese Interpretation als autoreferentielles Zeichen nur möglich dank einer spezifischen Einbindung des Sports in die politischen Strukturen und Prozesse der Staa-

tenwelt. Wäre Sport nicht nationalistisch verortet und würde er für die Konstitution der Nationalstaaten keine Rolle spielen, so wäre seine internationale politische Relevanz nicht vorhanden. Zwischen der Autoreferentialität des sportlichen Zeichens und dessen politischer Relevanz liegt damit ein Verhältnis wechselseitiger Konstitution vor.

Historisch beruhen der Universalismus des Sports und Vorstellungen der Autoreferentialität sportlicher Zeichen auf diffusen Vorstellungen von Autonomie und Eigenweltlichkeit. Sie sind auf die Entstehung der westlichen, bürgerlichen Gesellschaften zurückzuführen und weisen, auch auf der Ebene der Staatenwelt, eine enge ideologische Verflechtung mit dieser auf. Die Trennung von Arbeit und Freizeit in der Industriegesellschaft, das bürgerlich-aufklärerische Leistungsdenken, die Entwicklung von Idealbildern eines sportlichen und gesunden Körpers, insbesondere aber die Entwicklung des Sports zu einem kollektive Identitäten stützenden Massenphänomen bilden hierfür wichtige ideologische und soziale Voraussetzungen. Die zunächst in England einsetzende Verbreitung des Sports durch Kirchen, Gewerkschaften, Unternehmen und staatliche Einrichtungen war dabei von Allgemeinwohlideen getragen; die internationale Verbreitung des Sports wiederum fußte auf einer Vorbildhaftigkeit Englands aufgrund seiner ökonomischen Vorreiterrolle. Sowohl diese Allgemeinwohlideen als auch die Vorbildhaftigkeit Englands können als Frühformen eines universalistischen Verständnisses des Sports verstanden werden, da in beiden zwischen dem konkreten sozialen Träger eines sportlichen Objektes und seiner allgemeinen sozialen Gültigkeit und Wertigkeit eine Grenze gezogen wird.

Gegenüber allen oder den meisten anderen kulturellen Bereichen, die ich in meiner Arbeit untersuche, weist der Sport zwei Spezifika auf. Zum Ersten ist Sport ein Massenphänomen. Wenngleich die Geschmäcker verschieden sind, so ziehen internationale Großveranstaltungen wie die Olympischen Spiele oder die Weltmeisterschaften der wichtigsten Sportarten Millionen, wenn nicht Milliarden Menschen in ihren Bann. Dies ist ganz wesentlich mitverantwortlich für die Bedeutung, die Sport in der Staatenwelt hat. Zugleich trägt dieser, gerade weil er eine Vielzahl an Menschen zu erreichen vermag, erfolgreich zur Konstruktion von Kollektiven, mithin zur Konstruktion von Nationalstaaten bei.

Zum Zweiten ist Sport derjenige der von mir untersuchten kulturellen Bereiche, der Körperlichkeit am deutlichsten in den Vordergrund stellt.[115] Die Idee einer Vergleichbarkeit menschlicher Körper unabhängig von ihrer Herkunft und nationalstaatlichen Zuordnung, allerdings unter Beachtung von Besonderheiten wie Geschlecht, Alter, Gewicht oder Behinderung, spielt für universalistische Vorstellungen des Sports eine zentrale Rolle.[116]

115 Zur Körperlichkeit im Sport vgl. Alkemeyer 1997.

116 Hier liegt zugleich der Verdacht nahe, dass neben dem Ideal körperlicher Leistung auch das Ideal des ästhetischen (insbesondere männlichen) Körpers zumindest historisch eine nicht unwichtige Rolle bei der Herausbildung universa-

Der starke und positive Bezug auf Körperlichkeit ermöglicht es jedem Menschen, selbst sportliche Erfahrungen zu machen; der universalistische Anspruch des Sports korrespondiert hier mit der Annahme einer grundsätzlichen Fähigkeit aller Menschen, eine Beziehung zum eigenen Körper zu entwickeln.

Das Verhältnis zwischen universalistischen Vorstellungen des Sports sowie der Interpretation sportlicher Zeichen als autoreferentielle Zeichen einerseits und der Bedeutung des Sports für Politik und für die Konstitution von Nationalstaaten andererseits scheint auf den ersten Blick ein widersprüchliches zu sein. Einerseits beansprucht der Universalismus, Nationalstaaten und Grenzen zu transzendieren, was wiederum den argumentativen Nukleus gängiger idealistischer Erwartungen an den Sport bildet. Andererseits betont und reproduziert er gerade diese nationalstaatliche Ordnung der Staatenwelt, indem er dem Sport politische Relevanz zuweist und ihn nationalstaatlich verortet. Dass es sich hierbei keineswegs um ein widersprüchliches Verhältnis handelt, möchte ich im Folgenden kurz und abschließend ausführen.

Meine semiotische Betrachtung hat gezeigt, dass sich Autoreferentialität und politische Relevanz gegenseitig bedingen. Ein sportliches Zeichen erscheint in der Staatenwelt als »eigentlich« autoreferentielles, mithin unpolitisches Zeichen. Seine politische Relevanz und Bedeutung beruht auf dieser spezifischen Konstruktion. Gerade weil Sport als primär autoreferentiell erscheint, vermag er sekundär für Nationalstaaten politische Funktionen zu erfüllen und Wirkungen zu zeitigen.

Die Perspektive, die einer solchen Interpretation des sportlichen Zeichens zu Grunde liegt, ist dabei allerdings selbst eine politische. Aus semiotischer Sicht bedingen sich ein Verständnis des sportlichen Zeichens als autoreferentiell und seine politische Funktionalisierbarkeit gegenseitig. Die spezifische Rolle, die der Sport in der Staatenwelt spielt, beruht auf seiner Autoreferentialität, zugleich aber ist mit dieser Rolle die regelmäßige Anwendung und damit Reproduktion des entsprechenden Interpretationsmusters verbunden. Würde ein sportliches Zeichen nicht als primär autoreferentiell konstruiert, so gäbe es keine Vorstellung darauf aufbauender, sekundärer politischer Relevanz; und gäbe es umgekehrt nicht diese Vorstellung politischer Relevanz, so wäre eine Interpretation des sportlichen Zeichens als autoreferentielles Zeichen in der von mir beschriebenen Weise nicht möglich, da dem Sport in der Staatenwelt in diesem Fall keinerlei Bedeutung zukäme.

Dies erklärt aber noch nicht, weshalb das Verhältnis zwischen universalistischen Vorstellungen des Sports und dessen nationalstaatlicher Verortung nicht als widersprüchlich verstanden werden kann. Zunächst einmal folgt

---

listischer Vorstellungen des Sports gespielt haben dürfte; vgl. dazu Hoberman 1995, S. 17. Zur Kategorie des Geschlechts im internationalen Sport vgl. Harris/Humberstone 2004.

aus der bloßen gegenseitigen Konstitution von Autoreferentialität und politischer Relevanz des sportlichen Zeichens nämlich nicht, dass dieses Zeichen zugleich an einen Nationalstaat gebunden sein muss. Tatsächlich ist diese Bindung nur dann verstehbar, wenn man sich vor Augen führt, dass universalistische Vorstellungen des Sports und daraus resultierende Interpretationen sportlicher Zeichen als autoreferentielle Zeichen es ermöglichen, gegenüber Hervorbringungen anderer Nationalstaaten ein positives Verhältnis zu entwickeln. Gerade hierauf nämlich beruht jede politische Relevanz des Sports. Und da das sportliche Zeichen eben nicht nur als autoreferentiell, sondern zugleich auch als nationalstaatlich verortet gilt, ließe sich wie folgt zusammenfassen: In der Anerkennung einer sportlichen Leistung ist die Anerkennung des jeweiligen Nationalstaates mit enthalten. Aus diesem Grund ist eine politische Relevanz des Sports, zumindest in der gegenwärtigen Staatenwelt, nur zusammen mit seiner nationalstaatlichen Verortung zu denken. Ohne nationalistische Partikularismen wäre die Ideologie eines übergreifenden Universalismus undenkbar und unnötig. Gerade weil der Sport nationalstaatlich organisiert und fundiert ist, braucht es eines Universalismus als dessen Alter ego. Und umgekehrt trägt der Universalismus des Sports seine Negation insofern in sich, als es ohne Nationalismus kein Bewusstsein über universalistische Gehalte geben kann. Der Nationalismus bildet die notwendige Gegenfolie, die bei jeder Berufung auf einen Universalismus zur Geltung kommt: Dessen Besonderheit ist ja gerade die partielle Negation des Partikularen.

3.2 KÜNSTE

Neben dem Sport stellen die Künste den zweiten Bereich dar, in dem universalistische Vorstellungen und Interpretationsmuster der Autoreferentialität eine zentrale Rolle für den Kulturaustausch in der Staatenwelt spielen. Als Kunst soll dabei zunächst gelten, was im zwischenstaatlichen Verkehr als Kunst angesehen und präsentiert wird. Da sich das Verständnis dessen, was als Kunst gilt, historisch wandelt und zudem von Staat zu Staat oder von Region zu Region unterschiedlich sein kann, verbietet sich eine abschließende Definition. Um einen pragmatischen Umgang mit dieser, gegenüber dem Sport noch ausgeprägteren, definitorischen Unsicherheit zu finden, sollen im Folgenden insbesondere die bildende Kunst (Malerei, Bildhauerei, Grafik, Kunsthandwerk, Fotografie) und die Literatur, daneben auch die darstellende Kunst (Theater, Tanz, Film) sowie die Musik (inklusive populärer Musik) im Vordergrund stehen. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, dass die folgenden Aussagen nicht auch für andere Ausdrucksformen Geltung besitzen können. Umgekehrt muss diese Aufzählung nicht für jeden Einzelfall und nicht für alle Zeiten und Kontexte Gültigkeit besitzen.

3.2.1 Zur Genese der Künste in der Staatenwelt

Eine umfassende Geschichte der modernen Künste auf wenigen Seiten darzustellen, ist unmöglich und wäre an dieser Stelle auch nicht zielführend.[117] Dies gilt auch, wenn man einschränkend die Künste in der Staatenwelt in den Mittelpunkt stellt. Ich werde mich deshalb im Folgenden auf vier relevante Teilaspekte konzentrieren, die beispielhaft historische Entwicklungen hin zu einem modernen Verständnis der Künste und zu deren heutiger Rolle in der Staatenwelt skizzieren. Zum Ersten ist, durchaus in Analogie zum Sport, die Entwicklung eines Gedankens der Autonomie oder Eigenwertigkeit von Kunst, Kunstwerk oder Künstler(in) zu nennen. Zweitens bildete sich in der Moderne die Vorstellung einer nationalen Zuordnung von Künsten und Kunstwerken heraus; für die Frage nach Künsten in der Staatenwelt ist sie von entscheidender Bedeutung. Zum Dritten stellt die Entstehung eines modernen Kunstpublikums und einer modernen bürgerlichen Kunstöffentlichkeit einen wichtigen Faktor dar, der nicht zuletzt auch für internationale Kunstaustauschprozesse zwischen Staaten eine wichtige Rolle spielt. In diesem Zusammenhang ist auch ein Blick auf moderne Formen der Kunstpräsentation sinnvoll, wobei sich beispielhaft das Museums- und Ausstellungswesen anbietet.[118] Zum Vierten schließlich stelle ich die auf diesen Entwicklungen beruhende Relevanz der Künste für die Beziehungen zwischen heutigen Nationalstaaten dar.

Um die Entwicklungen zu verstehen, die sich im 18. und 19. Jahrhundert vollzogen und die das Aufkommen eines bürgerlichen, auf Autonomie zielenden Kunstverständnisses zur Folge hatten, müssen materielle, soziale und ideengeschichtliche Neuentwicklungen jener Zeit berücksichtigt werden. Materiell und sozial stellten Verstädterung, relativer Wohlstand und technischer Fortschritt bedeutsame Eckpunkte gesellschaftlichen Wandels dar.[119] Mit ihnen entwickelte sich ein wachsendes Lese- und Kunstpublikum, Kunst wurde in verschiedener Form immer breiteren Schichten der Gesellschaft zugänglich.[120] Als Institutionen der Distribution und Finanzierung dienten

117 Zur Geschichte der verschiedenen Künste in der Moderne sei auf einige Überblickswerke verwiesen: für die Künste allgemein Jung 1966; für Bildende Kunst Kemp 2000; Gombrich 1982; für Kunst und Literatur Hauser 1953; für Malerei Held/Schneider 1993; für Literatur Wiegmann 2003; für das Theater Simhandl 2007; für die Musik Wörner 1993.

118 Vgl. zum Zusammenhang von »ästhetischer Einstellung« und deren Institutionalisierung im Museum Bourdieu 1987, S. 60.

119 Tenbruck 1986, S. 266.

120 Mai 1986, S. 11; Habermas 1990, S. 107-116; Hauser 1953, Bd. 2, S. 167; Tenbruck 1986, S. 267-271.

dabei Kunstmärkte oder auch Salons und Ausstellungen.[121] Zugleich entstanden im 18. Jahrhundert mit der Kunstkritik, der Geschichtswissenschaft (und mit ihr der Kunstgeschichtswissenschaft) sowie mit der philosophischen Ästhetik drei Institutionen, die Kunst als eigenständigen Tätigkeitsbereich zur Grundlage hatten, sie entsprechend reflektierten und damit reproduzierten.

Diese sozialgeschichtlichen Entwicklungen gingen mit ideengeschichtlichen Entwicklungen Hand in Hand. So bildete die Loslösung der Kunst aus ihren höfischen und vor allem religiösen Funktionsbezügen einen wichtigen Schritt hin zur Vorstellung einer Funktionslosigkeit von Kunstwerken, Künstlern[122] und Kunstgenuss. Mit ihr wurden bürgerliche Freiheits- und Gesellschaftsideale zur Grundlage der Kunstproduktion. Deren Rolle und Bedeutung wandelte sich damit grundlegend – oder anders formuliert, um fragwürdige Vorstellungen sozialer Sukzession zu vermeiden:[123] Es entstand eine neue, bürgerlich-westliche Vorstellung der Künste. Ideengeschichtlich beruhte sie auf Konzeptionen, in denen zwischen Nützlichem und Zweckfreiem, zwischen Gutem und Schönem unterschieden wurde.[124] Die Künste galten fortan als Tätigkeitsbereiche, die nicht nur eigenen Gesetzen folgten und ihren Wert aus sich selbst heraus gewannen, sondern eine solche Autonomie und Eigenwertigkeit zur Entfaltung ihrer Möglichkeiten auch benötigten. Damit lud sich die Vorstellung einer Autonomie der Kunst normativ auf: Sie war nicht einfach vorhanden, sondern galt als Vorbedingung für künstlerische Qualität. Pierre Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von einem »Primat der Form über die Funktion«.[125]

Kunst entwickelte sich vor diesem Hintergrund zu einem »relativ autonomen intellektuellen Kräftefeld«.[126] Diese Aussage beschränkt sich zunächst einmal auf die Vorstellung einer relativen Autonomisierung künstlerischer Tätigkeiten und Objekte innerhalb der Gesellschaft selbst, an die die Künste letztlich aber – beispielsweise über Märkte, über Bildungseinrichtungen, über Kunstpolitik und im frühen 19. Jahrhundert über Salons – gebunden blieben. Insofern sind unter eine solche Autonomiekonzeption

121 Thamer 1993, S. 52; Mai 1986, S. 12-13; Hauser 1953, Bd. 1, S. 352; Habermas 1990, S. 67; Tenbruck 1986, S. 266; Bringmann 1983; Borgmann 1995, S. 95; Shumway 1998, S. 359-360.

122 Es kann davon ausgegangen werden, dass es sich bei Künstlern zum damaligen Zeitpunkt fast ausschließlich um Männer handelte.

123 Vgl. zur Fragwürdigkeit eines überhistorischen Kunstbegriffs Grimm 1979, S. 530-531; Grimm 1984, S. 45-48.

124 Busch 1987, S. 199-200; Thorlby 1972, S. 461-462; Bourdieu 1987, S. 100-104; vgl. beispielhaft Immanuel Kants Konzeption in der »Kritik der Urteilskraft«; Kant 1995, § 4.

125 Bourdieu 1994, S. 162.

126 Bourdieu 1994, S. 162. Vgl. dazu auch Bourdieu 1969, S. 90-91; Habermas 1990, S. 97-107.

durchaus auch kommerziell orientierte sowie sozial engagierte Schulen, Stile, Richtungen und Formen zu subsumieren, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert entwickelten. Ästhetische Theoreme des L'Art pour l'Art, die diese Autonomie radikalisierten und bewusst provozierend jede gesellschaftliche Nutzeinbindung ihres Schaffens negierten, bildeten lediglich besonders ausgeprägte Varianten dieser allgemein sich durchsetzenden Idee freier und autonomer Künste. In ihnen verkehrte sich die bürgerliche Vorstellung einer Autonomie der Kunst in eine anti-bürgerliche Abneigung gegen diejenige Gesellschaft, der sie ihre eigene Kunstkonzeption letztlich verdankte.[127]

Es mag auf den ersten Blick überraschend erscheinen, dass im gleichen Zeitraum, in dem sich Vorstellungen von autonomen und selbstzweckhaften Künsten entwickelten, diese zugleich eng mit nationalistischen Ideologien verknüpft wurden. Künste galten auf der einen Seite als Selbstzweck, wurden andererseits aber nach innen wie nach außen als Repräsentation des eigenen nationalistischen Kollektivs verstanden, erfüllten also sehr wohl soziale und politische Zwecke. Die Künste, die historisch zunächst ihre religiösen und feudal-politischen Funktionen verloren, bekamen damit neue politische Bedeutung, die mit der Herausbildung moderner Nationalstaaten eng verknüpft war. Historisch gingen dem die Schaffung von Nationalsprachen sowie die Genese eines künstlerischen Publikums voraus, die sich gleichfalls an nationalstaatlichen Grenzen orientierten oder solche zumindest einforderten.[128] Von einer radikaleren Variante des Kunstnationalismus wurde die nationalistische Bedeutung von Künsten mit latenten künstlerischen Substanzen, Charakteren oder Fähigkeiten erklärt, die der eigenen Nation in ihrem Innersten zu Grunde lägen, sie zusammenhielten und die in künstlerischen Werken zum Ausdruck kämen. Eine gemäßigte Variante berief sich auf eine gemeinsame Geschichte oder Tradition eines Kollektivs, mithin auf einen historischen und sozialen Zusammenhang von Nation und Kunst. Beiderlei Denkweisen liegen bis heute der Vorstellung je spezifischer künstlerischer Ausdrucksformen und Traditionen der Nationen zu Grunde. Sie betonen mindestens ausgeprägte Unterschiede zwischen den Künsten verschiedener Nationen, können darüber hinaus aber durchaus auch Postulate der eigenen Überlegenheit vorsehen.[129] Auf diese Weise werden Künste genutzt, um eine »nationale Identität« herbeizuführen und damit letztlich das nationalistische Kollektiv selbst zu konstituieren:

127 Vgl. Bourdieu 2001, S. 98-102 und 118-126; Thorlby 1972, S. 462-465.

128 Lotter 1996, S. 206. Vgl. zum künstlerischen Publikum die Ausführungen ab S. 267 dieser Untersuchung.

129 Holzinger 1997, bes. S. 57-59 und 68-70; Shumway 1998; vgl. für Musik Dahlhaus 2001, S. 56-57; für Musik und für Literatur Shapiro 2001; für den Zusammenhang von Theater, Nationalstaat und Herrschaft Kruger 1992; für Literatur Corse 1995.

»Durch Kunst sollen dem kollektiven Bewußtsein über das Banale und Alltägliche von Nation und nationaler Symbolik (wie Hymne, National-Flagge oder nationale Währung) hinaus inhaltlich exzeptionellere Gründe und Anlässe geboten werden, damit es ihm möglich sei, sich zu identifizieren und die eigene Nation kraft beanspruchter ästhetischer Hoch- und Sonderleistungen nicht nur als einfach ›existent‹, sondern auch für besonders achtbar, kreativ und verehrungswürdig zu halten.« [130]

Die Relevanz von Vorstellungen einer Eigenwertigkeit und Autonomie der Künste wie auch die Relevanz nationalistischer Vorstellungen für die Produktion und Rezeption von Kunst gilt grundsätzlich für alles, was als Kunst angesehen wird – sei es Malerei, Literatur, Musik, Tanz, Theater, in neuerer Zeit Installationskunst oder anderes. Sie ist auch keineswegs auf die so genannte »Hochkultur« oder auf die »schönen Künste« beschränkt, sondern kann durchaus auch so genannte »Populärkultur« umfassen; im Rahmen der Nationenkonstruktionsprozesse in Lateinamerika spielte letztere sogar eine weitaus wichtigere Rolle.[131] Gleichwohl lassen sich vermeintliche Selbstzweckhaftigkeit und nationalistische Repräsentation, zumindest mit Blick auf Europa, vermutlich an keiner Institution des Kunstbetriebs so exemplarisch darstellen wie am modernen Museums- und Ausstellungswesen.[132] Dieses eignet sich aus mehreren Gründen, um die Rolle der Künste zu illustrieren, die diese vor dem Hintergrund der soeben geschilderten Entwicklung spätestens seit dem 19. Jahrhundert nicht nur, aber insbesondere in westlichen Gesellschaften spielen. So lässt sich am Kunst- und Ausstellungswesen beispielhaft die Entstehung eines modernen bürgerlichen Kunstverständnisses aufzeigen, zugleich aber aufgrund seines öffentlichen Charakters auch die Entwicklung moderner Formen von (Kunst-)Öffentlichkeit. Auch die Relevanz von Kunst für Vorstellungen eines nationalen kulturellen Erbes lässt sich anhand des Museumswesens gut erschließen. Obgleich deshalb in den folgenden Ausführungen Kunstmuseen im engeren Sinne (Museen für Malerei und Bildhauerei) beispielhaft im Vordergrund stehen, können die hieraus gezogenen Erkenntnisse prinzipiell durchaus auch auf andere Künste und ihre Institutionen übertragen werden. Dies werde ich an einigen Stellen durch entsprechende verallgemeinernde Hinweise verdeutlichen.

Kunstmuseen waren die ersten Museen überhaupt. Sie entstanden seit der Renaissance aus Bibliotheken und Archiven der Klöster, in geringerem Umfang aus Privatsammlungen, insbesondere aber aus fürstlichen Schatzkammern. Eng verbunden mit deren Öffnung für ein Publikum, das zunächst auf einen kleinen Kreis aristokratischer und bürgerlicher Interessierter be-

130 Holzinger 1997, S. 64.

131 Shapiro 2001, S. 583-587.

132 Unter anderem auch deshalb, weil beim Museums- und Ausstellungswesen nationalistische Verwertbarkeit nicht so unmittelbar ins Auge springt wie im Falle der Literatur. Vgl. zur Literatur Schöning 2000, S. 11-13.

schränkt blieb,[133] war eine sich wandelnde Sichtweise auf Kunstwerke: Während zuvor deren materieller Wert im Vordergrund stand, galt schon vor der Renaissance, insbesondere aber in den darauf folgenden Jahrhunderten in zunehmendem Maße deren künstlerische Bearbeitung als wertschaffend.[134] Gesammelt und ausgestellt wurden in den Museen sowie in deren Vorläuferinstitutionen zunächst vor allem antike, dann auch zeitgenössische Kunstwerke, ab dem 17. Jahrhundert schließlich auch lokale Altertümer und natürliche Objekte. Spätestens seit dem 19. Jahrhundert, verbunden mit der sich beschleunigenden Veränderung der Gesellschaften und Lebensweisen, galten weit über Kunst hinaus sämtliche Alltagsgegenstände als aufbewahrenswert und damit als museumswürdig.[135]

Das Museums- und Ausstellungswesen beruht auf der Präsentation und (dies allerdings nicht von Beginn an) historischen Einordnung spezieller, als relevant erachteter Objekte. Diese werden durch die spezifische Art und Weise ihrer musealen Ingebrauchnahme historisiert und autonomisiert. Historisiert werden sie, weil und indem man sie – da veraltet – aus ihrem vorgängigen Gebrauchszusammenhang herauslöst, ihnen aber zugleich eine neue Funktion zuweist: Sie dienen im Museum oder in der Ausstellung der allegorischen Evokation und Figuration von Vergangenheit. Autonomisiert werden diese historisierten Objekte, weil und indem sie mit dem Verlust ihres »eigentlichen« Gebrauchszusammenhangs auch ihre Nützlichkeit im Reproduktionszusammenhang der jetzt bürgerlichen Gesellschaft verlieren.[136]

In der Frühphase von Museen waren deren Exponate noch ohne weitere Erläuterung rein funktional oder gar dem Zufallsprinzip folgend aufgestellt. Sinnstiftung oder eine übergreifende Symbolik waren nicht intendiert. Erst in Folge der Aufklärung übernahm das museale Exponat als historisiertes Objekt selbst allegorische Funktionen, es wurde als dokumentarisch verstanden, als Zeichen für etwas in der Vergangenheit Liegendes.[137] Da historische Ereignisse, Kunstwerke und museale Objekte Geschichte allerdings nicht aus sich selbst heraus abbilden, sondern lediglich mehr oder weniger willkürliche Elemente darstellen, bedürfen sie einer narrativen, verknüpfen-

133 Mai/Paret 1993, S. 5-9; Hoppe 2003, S. 62-66; Pomian 1990, S. 45-48; Thamer 1993, S. 46-47.

134 Falcke 2006, S. 244-254; Warnke 1986, S. 262; Thamer 1993, S. 46. Vgl. zum in diesem Zusammenhang sich verändernden (Selbst-) Verständnis des Künstlers Wittkower/Wittkower 1989, S. 30-32.

135 Pomian 1990, S. 45-55; Thamer 1993, S. 46; Nora 1998, S. 11-12. Vgl. dazu auch Fliedl 1986, S. 66-69.

136 Fliedl 1986, S. 71; Ernst 1992, S. 24; Pomian 1990, S. 43; Heinisch 1992, S. 84-85; Kemp 1987, S. 162-163; Lidchi 1997, S. 155-160.

137 Ernst 1992, S. 20-24; Heinisch 1992, S. 84-86; Prösler 1996, S. 27-30. Dies ändert allerdings nichts daran, dass jede Form der dokumentarischen Überlieferung, sei sie bewusst oder unbewusst, geplant oder ungeplant, selektiv ist und eine Interpretation darstellt. Vgl. Williams 1961, S. 49-53.

den Form.[138] Diese erhalten sie, indem Beobachter(innen) eine solche schaffen; jede historische Erzählung ist deshalb immer nur eine von unzählig vielen möglichen Erzählungen, sie ist notwendig kontingent:

»Histories, then, are not only about events but also about the possible sets of relationships that those events can be demonstrated to figure. These sets of relationships are not, however, immanent in the events themselves, they exist only in the mind of the historian reflecting on them.« [139]

Nicht zuletzt tragen damit auch Museen zur Konstruktion historischer bzw. kunsthistorischer Erzählungen bei. Ihre Objekte, im hier interessierenden Fall Kunstwerke, werden in der musealen (genauso wie in der wissenschaftlichen) narrativen Konstruktion von Geschichte von ihrem historischen Kontext getrennt und in eine geschichtliche Erzählung eingereiht, die zumeist und zuallererst eine nationalistische Erzählung ist.[140] Das Vergangene wird dabei über bloße Vorgeschichte hinaus zu einer normativ aufgeladenen Erklärungs- und Leitinstanz des Bestehenden mit ausgeprägter sozialer und politischer Relevanz. Die Konstruktion kollektiver Identität, insbesondere die einer nationalistischen Identität, ist auf solcherlei Narrative angewiesen, die sich wiederum auf kulturelle Objekte stützen.[141] Es ist nicht zuletzt Kunst, die hierbei eine zentrale Rolle spielt.[142]

Der beschriebene Funktionsverlust oder Funktionswandel lässt sich gerade auch für historische Objekte feststellen, die in historischer Rückprojektion heute als Kunstwerke klassifiziert werden. Krzysztof Pomian hat ihn in die etwas saloppe Formel gepackt, dass ein Bild nicht in einem Museum hänge, um die Wände zu schmücken, sondern vielmehr die Wände errichtet worden seien, um das Bild ausstellen zu können.[143] In verallgemeinernden Worten und über bildende Kunstwerke hinaus: In dem Maße, in dem man

138 White 1985, S. 84-87.

139 White 1985, S. 94.

140 Grimm 1979, S. 533; Holzinger 1997, S. 62-66; McCrone 1998, S. 53-54; für Deutschland Hochreiter 1994, S. 184-185; Lotter 1996; Werckmeister 1971, S. 72-73; für Südostasien am Beispiel ehemaliger Kolonien Anderson 2006, S. 178-184; theoretisch dazu Nora 1998.

141 Vgl. Prösler 1996, S. 31-36.

142 Holzinger 1997, S. 64. Vgl. für Musik Dahlhaus 2001, S. 56-57; Leopold 2006; für Film und Kino Power/Crampton 2007; für Populärmusik Cloonan 1999, S. 201-203; für kanadische und US-amerikanische Literatur Corse 1995; am Beispiel kubanischer Musik Ferguson 2003. Aus völkerrechtlicher Sicht sei verwiesen auf Engstler 1963, S. 279-280; Jenschke 2005, S. 36; Wyss 1992, S. 29-32. Vgl. grundlegend dazu Poole 1999, S. 13-14, sowie die Überlegungen von John Hutchinson, dessen scharfe Trennung von politischem und kulturellem Nationalismus allerdings zu strikt erscheint; Hutchinson 1987, S. 12-17.

143 Pomian 1990, S. 44. Vgl. beispielhaft zu Berlin auch Borgmann 1995, S. 97.

zunehmend Künste als autonome Handlungsbereiche und Kunstwerke als autonome kulturelle Objekte verstehen mochte, entstanden Institutionen, in denen solche Interpretationsmuster ausgeprägt, eingeübt und zelebriert wurden. Moderne Museen und Ausstellungshallen, bürgerliche Literaturhäuser, Theater, Opern und Konzertsäle sowie später Kinosäle wären hier in erster Linie zu nennen. Die Kunstwerke finden hier ihren »eigentlichen« Ort, durch den und in dem sie aus »uneigentlichen« Gebrauchszusammenhängen gesellschaftlicher Reproduktions- und Machtverhältnisse herausgenommen zu sein scheinen.[144]

Kunstmuseen und Kunstausstellungen dienen darüber hinaus außerdem dazu, Kunstwerke einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.[145] »Öffentlichkeit« lässt sich dabei als eine anonyme und imaginierte Institution verstehen, die sich normativ auf eine vermeintliche Möglichkeit diskursiver und gleichberechtigter Kommunikation zwischen den Mitgliedern eines übergreifenden Kollektivs beruft.[146] Das mit der bürgerlichen Gesellschaft entstandene Kunstverständnis beruht, und hieraus resultiert die Relevanz einer Vorstellung von Öffentlichkeit, nicht nur auf der Annahme einer breiten sozialen Relevanz der Künste, sondern will diese zugleich demokratisieren, indem es sie immer breiteren Schichten zugänglich zu machen beansprucht. Die oben genannten Einrichtungen, in denen Künste produziert oder präsentiert werden, unterliegen deshalb einem entsprechenden normativen Imperativ. Bürgerliche Kunst-Kultur möchte keine Begrenzungen kennen, sondern regionale, soziale, ständische und religiöse Grenzen überbrücken – oder eben auch nationalstaatliche Grenzen wie im Falle der Außenkulturpolitik. Ohne die Vorstellung einer sich in diesem Sinne als demokratisch verstehenden Öffentlichkeit waren und sind bürgerliche Künste nicht denkbar.[147] Dass es dabei faktische soziale Schranken des Zugangs zu den Künsten bzw. eine soziale Hierarchisierung gibt und dass Kunstmuseen von Beginn an eine ausgeprägte Nähe zu den Reichen und Mächtigen der jeweiligen Gesellschaften aufwiesen,[148] tut der grundsätzlichen normativen

144 Über die genannten Institutionen hinaus wurden Vorstellungen autonomer Kunst abgesichert durch neue soziale Institutionen und Prozesse, in denen dieses »Ideal der ‚reinen' Wahrnehmung des Kunstwerks« (Bourdieu) beständig reflektiert und reproduziert wurde und wird – gemeint sind die oben schon erwähnten Wissenschaften (Geschichtswissenschaft, philosophische Ästhetik, sämtliche Kunstwissenschaften und Philologien) sowie die Kunstkritik als neben dem Markt wichtigste vermittelnde Instanz zwischen Künstler(in) und Publikum. Vgl. Bourdieu 1994, S. 162, Fn. 4; Mai 1986, S. 12-13; Bringmann 1983, S. 260-262.

145 Kemp 1987, S. 158; Mai/Paret 1993, S. 9-10.

146 Vgl. zum Begriff der Öffentlichkeit Giesen 1997, S. 334-335.

147 Tenbruck 1986, S. 266 und 272-273; Treue 1957, S. 192-194.

148 Vgl. Bourdieu 2006; Bourdieu 1994, S. 181-198; Blau 1988, S. 279; Pomian 1990, S. 54.

Bedeutung von Öffentlichkeit für das bürgerliche Kunstverständnis keinen Abbruch:

»Museum und Ausstellung setzen gleichermaßen eine Öffentlichkeit voraus, die als allgemeines Forum über Wert, Wohl und Wehe von Kunst und Künstlern befand und eigene Urteils- und Anschauungskriterien entwickelte bzw. die Gelegenheit dazu bekam. Zu einem solchen gleichsam dauerhaft institutionalisierten Plebiszit über eine Kunst für alle war es im 19. Jahrhundert gekommen, also dann und dort, wo die Demokratisierung der Verhältnisse auch im Beziehungsfeld der Künste Veränderungen nach sich zog. Klassischer Auftragsbindung an Hof und Kirche ledig, und dem freien Markt mit der Selbstgesetzlichkeit des eigenen Tuns überantwortet, und zwar mit allen Risiken der Existenz, wurde die Öffentlichkeit der Kunst nicht nur zum Ersatzforum neuer Adressaten und Auftraggeberschichten; auch der Staat bekannte sich mehr und mehr zur institutionalisierten Pflege und Förderung der Künste.« [149]

Nach dem Verlust der Bindung künstlerischer Produktion und Präsentation an fürstliche oder kirchliche Auftraggeber stellte die Öffentlichkeit, mithin die gesamte Gesellschaft, in Form des Publikums deren neuen primären Bezugspunkt dar.[150] Umgekehrt war nun aber auch die Gesellschaft selbst, vermittelt über die Öffentlichkeit, an die Künste gebunden, die sie als ihre eigenen Künste verstand. Jürgen Habermas beschreibt das Entstehen einer bürgerlichen Kunst-Öffentlichkeit, die er als Vorgängerin einer politischen Öffentlichkeit ansieht, als Folge einer »Privatisierung des Lebens«. Das bürgerliche Publikum sei ab 1750 ein sich »leidenschaftlich selbst thematisierendes« Publikum gewesen, dessen Räsonnement auf der patriarchalischen Kleinfamilie als Nukleus einer »spezifischen Subjektivität« beruht habe.[151] Dabei bildete die Konzeption der Kleinfamilie als vermeintlich freiwilliger, auf Liebe und Bildung beruhender Lebensform den Ausgangspunkt einer Idee reiner Innerlichkeit und universaler Humanität. Dass eine solche Vorstellung Fiktion ist, räumt Habermas ein. Gleichwohl sei durch sie das bürgerliche Verständnis von Kunst und damit eine Kunstöffentlichkeit ideengeschichtlich ganz maßgeblich geprägt worden. Kunst, bei Habermas die Literatur, bildet dasjenige Medium, durch das sich Bürger(innen) über Innerlichkeit und Humanität austauschen:

»Die Sphäre des Publikums entsteht in den breiteren Schichten des Bürgertums zunächst als Erweiterung und gleichzeitig Ergänzung der Sphäre kleinfamilialer Intimität.« [152]

149 Mai 1986, S. 11-12. Vgl. dazu auch Habermas 1990, S. 86-122.

150 Bourdieu 1969, S. 92-93.

151 Habermas 1990, S. 107.

152 Habermas 1990, S. 115. Anderson weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass mit dem modernen Publikum zugleich die Vorstellung eines sozialen Or-

Spätestens seit der Aufklärung galt die Rezeption von Kunstwerken als ein Akt der persönlichen Bildung, der jedem und jeder offenstehen sollte. Mit zunehmendem Einfluss des Bürgertums änderten sich entsprechend dieser neuen Maxime der Darstellungsbereich und die Ausstellungsmethodik, insbesondere entwickelte sich nun überhaupt erst eine politisch-pädagogische Aufgabenstellung der Museen und Ausstellungen. Übergreifende narrative Sinnstiftung durch Erklärung und Kontextualisierung der einzelnen musealen Objekte sowie begleitend dazu deren wissenschaftliche Erforschung wurden zur Norm und schufen das Museumswesen im modernen Sinne.

Es war eine aufklärerische Idee, dass gerade die Vermittlung und Bildung eine Aufgabe von Museen sei und diese sich gerade deshalb an eine breite Öffentlichkeit zu richten hätten.[153] Eine solche Bildungsfunktion wurde dabei auf zweierlei Weise konzipiert. Zunächst sollte die Rezeption von Kunstwerken der eigenen Charakterbildung dienen. Universalistische Ideale einer allgemeinen Humanität, als deren Reflexionsmedien die Künste angesehen wurden, sollten so konstruiert, dem Individuum vermittelt und zur Grundlage der Gesellschaft schlechthin gemacht werden. Friedrich Tenbrucks Aussage, dass hinter bürgerlichen Tugenden von Beginn an Ideen gestanden hätten, die über das Bürgertum hinauswiesen, findet in einem solchen Verständnis der Künste ihre Begründung.[154]

Die zweite Weise, in der Künste bilden sollten, steht mit der ersten in einem gewissen Spannungsverhältnis und ist zugleich eng mit ihr verbunden. Es ist dies eine Bindung, von der bis heute nicht zuletzt auch Außenkulturpolitik, internationale Kunstpolitik und völkerrechtliche Fragen der Kunst geprägt sind. Gemeint ist die Vorstellung eines nationalistischen Moments der Bildungsfunktion von Kunst. Hinter der Einrichtung von Museen, aber auch von künstlerischen Gedenkstätten und Archiven oder der Herausbildung von Kanones steht die Vorstellung und die Konstruktion eines überlieferten kollektiven Erbes, das sich in den ausgestellten Objekten repräsentiere und das an das entsprechende nationalistische Kollektiv vermittelt werden müsse.[155] Gerade in Museen, in Ausstellungen und in der diese begleitenden Forschung werden solcherlei Vorstellungen konstruiert. Sie sind zumindest hinsichtlich kultureller Objekte aus dem Bereich der Kunst, also insbesondere Gemälden und Skulpturen, die wichtigsten Institutionen, um ein kulturelles Erbe zu schaffen, zu veranschaulichen und, gemeinsam mit Bildungseinrichtungen, zu vermitteln.[156] Individuelle Bildung meint deshalb seit der

ganismus Einzug in die literarische Produktion halten kann; vgl. Anderson 1993, S. 33.

153 Fliedl 1986, S. 71-72.

154 Tenbruck 1986, S. 274.

155 Prösler 1996, S. 35.

156 Vgl. zum bürgerlichen Bildungsbegriff Assmann 1993, bes. S. 27-40 und für Kunst S. 57-66.

Aufklärung immer auch, einen individuellen Zugang zu dieser Konstruktion eines kollektiven kulturellen Erbes zu finden.

Die Vorstellung einer Autonomie, Eigenwertigkeit und Selbstzweckhaftigkeit der Künste auf der einen Seite und deren nationalistische Zwecksetzung auf der anderen Seite scheinen dabei in einem grundlegenden Widerspruch zueinander zu stehen. Tatsächlich ist dieser Widerspruch nicht vollständig aufzulösen, sondern Bestandteil der Rolle, die Kunst in der Moderne einnimmt. Gleichwohl lassen sich Autonomie und Nationalismus zumindest ein Stück weit insofern miteinander vereinbaren, als Autonomievorstellungen im modernen Kunstverständnis eine Vorbedingung für nationalistische Konstruktionsmechanismen sind. Ein Blick auf die sich in der Moderne wandelnde Aufgabe von Repräsentation soll dies verdeutlichen.

In der frühen Neuzeit existierte eine Form der Öffentlichkeit, die Jürgen Habermas als »repräsentativ« bezeichnet. Er sieht darin keine soziale Sphäre, sondern eine Art Statusmerkmal: Repräsentiert wurde hier nicht mehr die abstrakte Grundherrschaft, sondern die Person des Monarchen selbst;[157] unter anderem waren auch Kunstwerke wichtige Statuszeichen dieser personalen Herrschaft. Mit dem nationalistischen Denken im bürgerlichen Zeitalter kehrt sich diese Form der Repräsentation um. Nationalismus beruht auf der Annahme einer zumindest prinzipiellen Gleichheit ihrer Mitglieder;[158] Kunstwerke konnten angesichts dessen nicht mehr einem Herrscher gehören und diesen personal repräsentieren, sondern sie sollten dem ganzen Volk gehören[159] und die Nation nach außen wie auch nach innen als Kollektiv und als künstlerische Tradition repräsentieren. Da eine Nation nicht als Kollektiv Kunstwerke produzieren kann, bleibt dies in einer arbeitsteilig funktionierenden Gesellschaft Spezialist(inn)en überlassen – den Künstler(inne)n. Autonomievorstellungen und Vorstellungen nationalistischer Repräsentation treten hier in ein Verhältnis gegenseitiger Konstitution, das zugleich ein Spannungsverhältnis darstellt. Dass es sich um eine prekäre und historisch hochkonfliktive ideologische Konstruktion handelt, liegt auf der Hand. Die Versuche staatlicher bzw. nationalistischer Einflussnahme auf künstlerische Prozesse bzw. die Ausgrenzung bestimmter Kunstformen und -stile als unpassend sind mindestens ebenso häufig wie umgekehrt die Versuche der Künste, die eigenen Grenzen zu testen und zu erweitern. Dies betrifft nicht nur, aber eben auch die Künste in der Staatenwelt bzw. im zwischenstaatlichen Kulturaustausch, und es betrifft keineswegs nur autoritäre Regime.[160]

---

157 Habermas 1990, S. 60-66.

158 Anderson 1993, S. 17; Weichlein 1997, S. 174-175.

159 Am deutlichsten kam dieser Gedanke wohl in den Kunstenteignungen während der Französischen Revolution zum Ausdruck; vgl. Treue 1957, S. 194. Zur ästhetischen Repräsentation heutiger Demokratien vgl. Vorländer 2003.

160 Vgl. beispielhaft zur Einflussnahme Chinas und der DDR auf die Kunstproduktion im eigenen Land Wobst 2004, S. 25-101; zu Vorstellungen adäquater Kunstformen in den USA am Beispiel einer Kunstausstellung 1946 Cummings

Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass zum bürgerlich-modernen Gesellschaftsmodell ein Verständnis der Künste gehört, das Selbstzweckhaftigkeit und Autonomie zur Vorbedingung ihrer repräsentativen Zwecke machen möchte – so widersprüchlich dies im Einzelfall auch sein mag.

Mit dem Aufkommen der nationalistischen Idee einer Zuordnung von Kunstwerken zu Nationen ging notwendig ein Bewusstsein für vermeintliche Unterschiede zwischen den kulturellen Erben verschiedener Nationen einher. Die Logik, die hinter dieser Form nationalistischer Abgrenzungsakte steht, ist die Logik einer formalen Divergenz: Die Kunstproduktion einer bestimmten Nation wird als grundlegend verschieden behauptet, verglichen mit der Kunstproduktion einer anderen Nation.[161] Diese Divergenz kann nun entweder sozial und historisch oder aber essentialistisch mit einem »Wesen« von Kunst oder Nation begründet sein.[162] Sie kann ferner als Divergenz in der Qualität der Kunstproduktion oder lediglich als formaler Unterschied begriffen werden.[163]

Neben dieses partikularistische Nationalstaatsprinzip trat die universalistische Idee einer Zugehörigkeit jedes Kunstwerks zu einer transzendenten Kunst-Gesamtheit. Beide Gedanken fanden Eingang etwa auch in völkerrechtliche Regelungen und Debatten. Der Begriff »kulturelles Erbe der Menschheit« ist fester Bestandteil der internationalen kulturpolitischen Diskurse.[164] Dieser Begriff, der auf eine über zweitausendjährige Entwicklungsgeschichte zurückblicken kann, zeigt sich heute insbesondere in Debatten um den Raub von Kunstwerken durch Militär und das daraus aufgrund ihrer nationalistischen Bindung resultierende Problem der Restitution.[165] Der Gegensatz zwischen einer Vorstellung von universalistischer Eigenwertigkeit der Künste einerseits und ihrer nationalstaatlichen Verortung andererseits, auf dem seit der Aufklärung das bürgerliche Kunstverständnis beruht, hat damit auch hier seine Entsprechung in der Staatenwelt gefunden.

2003, S. 6-7; zu Vorstellungen adäquater Kunstformen in der Schweiz am Beispiel einer Kunstausstellung 2004 in Paris Maurer 2004.

161 Vgl. Holzinger 1997, S. 66 und 70. Im Sport, daran sei erinnert, steht hingegen eine andere Logik im Zentrum. Sie ließe sich als Logik der quantitativen Divergenz bezeichnen: Weniger die Art und Weise der betreffenden Tätigkeit als vielmehr deren erfolgreicherer Vollzug anhand weniger, quantitativ messbarer Kriterien ist dort entscheidend.

162 Werckmeister 1971, S. 72-74.

163 Holzinger 1997, S. 57-58.

164 Jenschke 2005, S. 301-305. Jenschke argumentiert, dass das universalistische Welterbe-Konzept als eine Art »Zusammenfassung der einzelnen nationalen Kulturerben« angesehen werden müsse.

165 Vgl. Engstler 1963, S. 282; Gornig 2007, S. 20; Jayme 1999, S. 54; Jenschke 2005; Wahl 1999, S. 27-28; Mai 1986, S. 26; Savoy 2004; Partsch 1994, S. 306; Treue 1957, S. 270-271.

Historisch führte der widersprüchliche Charakter der Künste als zugleich universalistisch wie auch partikularistisch einerseits zu einem Interesse an den Kunstproduktionen anderer Nationen, andererseits zu einem kompetitiven Prestigestreben.[166] Ein bloßes Interesse ist in Ansätzen schon zu Frühzeiten des Museums- und Ausstellungswesens feststellbar. Auf Kunstwerke, die nun im historischen Rückblick anderen Nationen zugerechnet wurden, konnte man zunächst durch die Aneignung fürstlicher und kirchlicher Sammlungen sowie die Öffnung privater Sammlungen zugreifen. Diese entstammten Zeiten, in denen nationale und territoriale Grenzen noch keine Relevanz besaßen, entsprechend bestand das Inventar aus einer Vielzahl von Kunstwerken verschiedenster Herkunft. In den nun konzipierten Ausstellungen sowie in der beginnenden wissenschaftlichen Aufarbeitung spielten die neuen nationalistischen Interpretationsmuster eine zentrale Rolle, sie trugen nicht zuletzt zur Reproduktion und Verstärkung ihrer selbst bei.[167] Im 19. Jahrhundert wurde es zudem üblich, auf Kunstausstellungen auch Künstler(innen) und Werke aus anderen Nationen zu präsentieren, oft mit der Intention eines (bisweilen auch kompetitiven) Vergleichs. Begleitet war dies von ähnlichen Leistungsschauen in Form von Gewerbe- und Industrieausstellungen, Weltausstellungen sowie Warenmessen, wobei zwischen diesen und Kunstausstellungen nicht immer scharf zu trennen war.[168] Auch Regierungen hatten die außenpolitische Relevanz solcher kompetitiver Veranstaltungen entdeckt, wenngleich sie sich mit eigenen finanziellen oder organisatorischen Engagements zunächst noch zurückhielten.[169]

Im 20. Jahrhundert wurde die Vermittlung der Kunstproduktion eines Nationalstaats im Ausland zur Norm. Fast alle Nationalstaaten präsentieren heute im Ausland durch staatliche, halbstaatliche oder private Akteure in mehr oder weniger großem Umfang Literatur, Musik, Gemälde und andere Kunstwerke, die sie der eigenen Nation zurechnen. Diese Form des Kunstaustauschs hat ihre Wurzeln in den eben beschriebenen Ausstellungen des späten 19. Jahrhunderts, wenngleich damals von einem in modernem Sinne außenpolitisch intendierten Engagement der Staaten in der grenzüberschreitenden Kunstvermittlung noch nicht die Rede sein konnte.[170] Einen Austausch von Gütern, die heute im historischen Rückblick als Kunstwerke angesehen werden, gab es allerdings zwischen politischen Instanzen schon vorher, auch über weite Entfernungen hinweg. So lässt sich Kunstraub als

166 Holzinger 1997, S. 63-64; Mai 1986, S. 25.

167 Mai 1986, S. 24-26.

168 Mai 1986, S. 22-24 und 27-32; Schroeder-Gudehus 2000; Fuchs 1999, S. 9-10; Düwell 1983, S. 104-105. Vgl. dazu auch Iriye 1997, S. 4-6; für deutsche Kunst in Frankreich Esner 2001, S. 357-361.

169 Mai 1981, S. 107-110 und 120. Vgl. beispielhaft für das Deutsche Reich und Frankreich Forster-Hahn 1985, S. 506-510.

170 Vgl. beispielhaft Balfe 1987, S. 6-8.

eine Art unfreiwilliger Austausch mindestens seit der Antike nachweisen.[171] Im Geschenkewesen der Diplomatie waren Kunstwerke in Einzelfällen schon vor, insbesondere aber nach der Renaissance üblich.[172] Seit dem 16. Jahrhundert gehörte es zudem zum Aufgabenbereich der ständigen Gesandten, einen Blick auf die künstlerische und wissenschaftliche Situation des besuchten Hofes zu haben – erst Ende des 18. Jahrhunderts, mit der Professionalisierung und Spezialisierung des Diplomatie-Berufsbildes, entfiel dies.[173]

All diese Formen des Kunstaustauschs unterschieden sich von modernen Formen auf dreierlei Weise: Sie richteten sich nicht an eine breite Öffentlichkeit, sie verstanden Künste nicht als autonome Tätigkeitsbereiche und sie wurden nicht als Austausch zwischen zwei oder mehr »Nationen« mit jeweiligem nationalem kulturellem Erbe verstanden. Mit anderen Worten: Vorstellungen von Öffentlichkeit als Adressaten der Künste, Vorstellungen einer trotz ihrer politischen Einbindung nicht zu hintergehenden Autonomie der Künste sowie Vorstellungen von Nationen als entscheidenden Kontexten und Quellen jeder Kunstproduktion stellen zentrale Kriterien dar, anhand derer sich der zwischenstaatliche Kunstaustausch der Moderne beschreiben lässt.

Mit dem Einsatz von Künsten in der Außenpolitik bzw. in der internationalen Politik können verschiedene Zwecke verfolgt werden. Nach innen werden Künste als wesentliche Elemente der nationalistischen Konstruktion von Nation und nationaler Identität bestärkt, indem sie um das Moment der Abgrenzung gegenüber anderen Nationen ergänzt werden.[174] Mit jeder Reflexion über die Selbstdarstellung nach außen ist eine Reflexion über das eigene kollektive Selbstverständnis verbunden. Die Konstruktion einer Vorstellung nationaler Einheit und Einigkeit nach innen und die Repräsentation dieser Einheit und Einigkeit nach außen sind vor diesem Hintergrund eng an Kohäsion und Distinktion gebunden.[175] Umgekehrt ist das nationale Selbst-

171 Jenschke 2005, S. 114-121.

172 Warnke 1986, S. 259-269; Falcke 2006, S. 62-64 und 244-277; Jarchow 1998, S. 15-16. Vgl. beispielhaft für Florenz und Frankreich Cox-Rearick 1994, S. 239-240; für Sachsen-Polen und Frankreich Weber 2006, S. 25. Vgl. zur Rolle der Höfe als »Knotenpunkte des Kunsttransfers am Beginn der Neuzeit« Hoppe 2003.

173 Externbrink 2003, S. 238-248.

174 Wenn Seeger nach dem Zweiten Weltkrieg und zu Beginn des Kalten Krieges betont, dass Kunst zugleich Mittel der Annäherung wie auch der Distanzierung sein könne, so scheint er diesen Moment der Abgrenzung zu erfassen. Zu korrigieren wäre allerdings, dass der Einsatz von Kunst in der Außenpolitik immer Momente von beidem enthält. Vgl. Seeger 1949, S. 42.

175 Vgl. beispielhaft zum Verhältnis zwischen nationaler Identität und Kulturfestivals im Ausland Wallis 2000, S. 265-269 und 274.

verständnis wiederum durch die rückwirkende Wahrnehmung der Nation durch Dritte geprägt.

Beispiele für Versuche, durch eine entsprechende künstlerische Selbstdarstellung in der Außenpolitik Prozesse innergesellschaftlicher Identitätsbildung zu unterstützen, finden sich einige. So ließe sich der Umstand, dass sich während des Kalten Krieges in der Kunstpolitik der realsozialistischen Staaten aus westlicher Sicht politische Selbstdarstellung mit künstlerischer Selbstdarstellung vermischten, mit der Hoffnung auf eine Legitimation des eigenen politischen Systems nach innen durch wohlwollende Aufnahme im Ausland erklären.[176] In den USA wiederum signalisierte der in Teilbereichen stark ausgeprägte Anteil schwarzer Künstler(innen) an der Kunstvermittlung im Ausland während des gleichen Zeitraums, trotz zahlreicher, aber abnehmender rassistischer Untertöne, die Zugehörigkeit dieser Bevölkerungsgruppe zur Nation – und zwar nach innen wie auch nach außen.[177] In Kanada war die wachsende Sezessionsneigung Quebecs und damit die als zunehmend unsicher empfundene nationale Identität in den vergangenen Jahrzehnten ein wichtiger Einflussfaktor auf die wachsende Bedeutung von Künsten und Kultur in der Außenpolitik.[178]

An den genannten Beispielen zeigt sich aber nicht nur direkt oder indirekt eine Hoffnung politischer Akteurinnen und Akteure auf positive Rückwirkung künstlerischer Repräsentation nach innen. Vielmehr kann der Einsatz von Kunst in der Außenpolitik offenbar auch und vor allem mit der Hoffnung verbunden sein, durch künstlerische Medien nationalstaatliche Konzeptionen zu verbreiten oder um Sympathien zu werben.[179] Programmatisch wird der politische Wille, mit Künsten im Ausland um Sympathien zu werben und als falsch oder negativ empfundene Stereotypen zu korrigieren, oft verknüpft mit idealistischen Vorstellungen einer den Frieden oder das

176 Dass der Aspekt der Vermittlung der eigenen Ideologie bzw. der Unterminierung des Kapitalismus von vermutlich sogar größerer Bedeutung gewesen sein dürfte, soll damit nicht bestritten werden. Vgl. für die Beziehungen zwischen DDR und Italien Martini 2007, bes. S. 419; für die DDR und China Wobst 2004, S. 233-236; für die Sowjetunion Gould-Davies 2003.

177 Vgl. für den Jazz Eschen 2004, S. 250-260. Im Tanz allerdings erst spät und erst, als die Bürgerrechtsbewegung weltweite Aufmerksamkeit fand; vgl. Prevots 1998, S. 93-110.

178 Bélanger 1999, S. 680-682. Vgl. dazu auch Cooper 1985, S. 9-15.

179 Wallis 2000; Balfe 1987, S. 23; Bower/Sharp 1956, S. 221-222. In diesem Zusammenhang ist zudem allgemein auf Forschungen zu Stereotypen zu verweisen; vgl. Hahn 1995, S. 197-198 und 200-202. Zur notwendig kollektiven Gebundenheit von Stereotypen Stangor/Schaller 1996. Grundlegend zu Stereotypen und Vorurteilen vgl. zudem Allport 1971, bes. S. 43-80, 198-213 und 229-249; Lippmann 1964, S. 61-114.

gegenseitige Verständnis fördernden Wirkung.[180] Die Künste erscheinen hier als Produzenten von Medien, in denen vermeintliche Eigenarten einer Nation geradezu exemplarisch zum Ausdruck kommen und die gerade deshalb geeignet zu sein scheinen, solche als historisch, sozial oder anthropologisch verstandene Eigenarten im Ausland zu vermitteln und verstehbar zu machen. Die Nähe solcher Vorstellungen zu modernen Konzepten einer Rückbindung jeder Kunstproduktion an die jeweilige Nation, wie ich sie oben beschrieben habe, ist evident.

Zuletzt sei noch auf eine weitere Zieldimension verwiesen, die gleichfalls oft als empirische Grundlage für das idealistische Argument herangezogen wird, durch den Einsatz von Künsten in zwischenstaatlichen Beziehungen könnten Frieden oder gegenseitiges Verständnis gefördert werden. Gemeint ist der Versuch, fernab politischer und diplomatischer Gegebenheiten Kontakt zwischen zwei Staaten aufzunehmen, zu halten oder angespannte Beziehungen zu verbessern. Ähnlich dem Sport scheinen auch Künste offenbar ein geeignetes Tätigkeitsfeld zu sein, das Interaktion unter geringen Risiken ermöglicht:[181]

»Nonetheless, as these examples have attested, artworks are increasingly sent traveling to help to ›normalize‹ political relations, as bona tides of trust precisely because of their fragility and pricelessness – as in an exchange of hostages, or, in tribal societies, of women.« [182]

Die Beispiele für eine solche Politik, der »Ping-Pong-Diplomatie« im Sport vergleichbar, sind zahlreich. Zu nennen ist etwa, um auf ein weit zurückliegendes Ereignis zurückzugreifen, die Gründung des Germanischen Museums in Cambridge (Massachusetts) 1903.[183] Zu Beginn des Kalten Krieges spielten Tanzgruppen im Austausch zwischen der Sowjetunion und den USA eine wichtige Rolle.[184] Für die DDR waren Künste in ihrer Außenpolitik gegenüber Italien und anderen westlichen Staaten wichtig, weil sie eine Kontaktaufnahme und Präsenz auch in Zeiten ermöglichten, in denen keine

180 Balfe 1987, S. 23; Wallis 2000, S. 265-267. Vgl. allgemein dazu Mitchell 1986, S. 12-14 und 17-18; Düwell 2005, S. 53; Beusch 2005. Schon 1949 hat Charles Seeger auf die Fragwürdigkeit der Annahme hingewiesen, Kunstvermittlung könne Frieden oder Verständnis befördern: Schließlich seien Bürgerkriege meist die schlimmsten Kriege – die Beteiligten aber verfügten hier über besonders gute Kenntnisse übereinander. Vgl. Seeger 1949, S. 41.

181 Vgl. Mitchell 1986, S. 175-190; Brown 2009.

182 Balfe 1987, S. 23. Vgl. dazu auch Berger/Play et al. 2008, S. 18.

183 Vgl. Ungern-Sternberg 1994; Pommerin 1979. Zum auf die Gründung des Germanischen Museums folgenden Professorenaustausch vgl. Brocke 1991.

184 Vgl. Prevots 1998.

offiziellen diplomatischen Beziehungen möglich waren.[185] Frankreich und die Bundesrepublik Deutschland setzten nach 1945 unter anderem auf Kunstausstellungen, um sich wieder einander anzunähern.[186] Die Niederlande setzen seit dem 11. September 2001 verstärkt Künste in ihrer Außenpolitik ein, um die nicht unproblematischen Beziehungen zu islamischen Staaten zu verbessern.[187] Und schließlich sei, um auf ein weiteres Beispiel neueren Datums zu verweisen, die Ausstellung »Das MoMA in Berlin« genannt. Sie wurde 2004 zwar privat organisiert und gezeigt, aber nach den bilateralen Verstimmungen anlässlich des Krieges der USA und ihrer Verbündeten gegen den Irak von den Regierungen der USA und Deutschlands politisch unterstützt und begleitet.[188] Auf diese Ausstellung werde ich an späterer Stelle ausführlicher eingehen. Zunächst allerdings seien einige allgemeinere Überlegungen zu Autoreferentialität und Universalismus der Künste in der Staatenwelt vorausgeschickt.

3.2.2 Autoreferentialität und Universalismus in den Künsten

In diesem Unterkapitel untersuche ich, an die vorhergehenden Überlegungen anknüpfend, die Frage nach den Inhalten und der Konstitution universalistischer Vorstellungen von Künsten in der Staatenwelt. Hierzu werde ich zunächst drei Theorien der Kunst herausgreifen und näher untersuchen. Von diesen Überlegungen ausgehend werde ich im zweiten Teil des Kapitels schließlich den Universalismus der Künste sowie die Autoreferentialität künstlerischer Zeichen in der Staatenwelt beschreiben.

Die Zahl der Theorien, die sich im weitesten Sinne mit Künsten befassen, ist nicht einmal annähernd überschaubar. Die Künste dürften vermutlich zu den meistuntersuchten menschlichen Tätigkeitsfeldern gehören – wofür nicht zuletzt auch die große Zahl geisteswissenschaftlicher Disziplinen spricht, die sich mit ihnen befassen. Im Folgenden soll deshalb nicht versucht werden, die gesamte Breite des Forschungsstandes abzubilden. Ich möchte vielmehr eine kleine Zahl an wichtigen und exemplarischen Ansätzen herausgreifen, um an ihnen oder in Abgrenzung zu ihnen die Relevanz und Anwendbarkeit der Konzepte Universalismus und Autoreferentialität für die Analyse von Künsten in der Staatenwelt aufzuzeigen.

Theorien und Ansätze, die sich mit Künsten befassen, lassen sich in zwei Gruppen gliedern. Für die Ansätze der ersten Gruppe sind Künste Selbstzweck, ihre Entwicklung entfaltet sich gemäß einer immanenten Logik, die Künste von anderen Phänomenen grundlegend unterscheiden lasse und die es wissenschaftlich nachzuvollziehen gelte. Walter Gallie hat in ei-

185 Vgl. Martini 2007; Saehrendt 2009; Lill 1997; Lill 2001; Bortfeld 2001; Pöthig 2000; Herno 2000.

186 Vgl. Schieder 2005, S. 19-88.

187 Berger/Play et al. 2008, S. 20-28.

188 Ich verweise auf das entsprechende Unterkap. 3.2.3 dieser Untersuchung.

nem älteren Aufsatz diese Ansätze als »idealistisch« bezeichnet; er kritisiert an ihnen einen Essentialismus, der tief im menschlichen Denken wurzle und der den Phänomenbereich der Künste wie auch den wissenschaftlichen Zugriff auf Künste isoliere:

»[...] they [idealistische Theorien der Künste, P.S.] presuppose [...] that whenever we are in a position to define a substance or activity we must know its essence or ultimate nature – and know this by methods that are entirely different from those used in the experimental and mathematical sciences or in our commonsense judgments about minds and material things.« [189]

Für die kunstwissenschaftlichen Ansätze der zweiten Gruppe sind Künste hingegen direkt oder indirekt mit sozialen Prozessen verknüpft; künstlerische Entwicklung in Form und Inhalt entfaltet sich hier zumindest teilweise anhand einer Logik, die den Künsten selbst nicht inhärent ist.[190] Künste erscheinen hier als soziale Tätigkeitsbereiche, die soziale Funktionen erfüllen oder von sozialen Phänomenen geprägt werden, entsprechend ist für solche Ansätze eine Trennung von Kunstanalyse und Gesellschaftsanalyse nicht möglich.

Die Annahme, Künste oder Kunstwerke wären essentiell und inhärent autonom gegenüber sozialen Prozessen und menschlicher Interpretation, ist angesichts der Geschichtlichkeit und der sozialen Gebundenheit des modernen Kunstverständnisses fragwürdig. Insofern ist Gallies Kritik mit Recht erweiterbar um den Vorwurf, dass »idealistische« oder essentialistische Kunsttheorien nichts weiter sind als ein Kunstdenken, das der bürgerlichen Gesellschaft als solcher zu eigen und sozial sowie historisch eng an diese gebunden ist. Die Künste sind Teil spezifischer gesellschaftlicher Gegebenheiten, die sich zunächst in Westeuropa entwickelten und später weltweit wirkmächtig wurden. Moderne westliche Vorstellungen von künstlerischer Autonomie, von künstlerischer Qualität oder von Relevanz, durch Aufklärung und Romantik ganz wesentlich geprägt, sind ohne die bürgerliche Gesellschaft undenkbar. In ihr hat sich eben nicht, wie Hans-Georg Gadamer meint, lediglich ein neuer (Kunst-)Begriff für eine immergleiche Kunsterfahrung herausgebildet, sondern eine historisch neue und veränderliche Form der Wirklichkeitserfahrung, die spezifische Enzyklopädien, Konzepte und Interpretationsmuster verlangt und (re-)produziert.[191] Das Bemühen, vor

189 Gallie 1948, S. 302.

190 Vgl. zum Gegensatz zwischen beiden kunstwissenschaftlichen Ausrichtungen Blau 1988; Möseneder 1993.

191 Vgl. Gadamer 1995. Zur Kritik an der Annahme eines überhistorischen Wesens der Kunst vgl. Bourdieu 1993; Bourdieu 1987, S. 57-107; Bourdieu 2001; Grimm 1984, S. 43-50; Grimm 1979, S. 527-531; aus anthropologischer Sicht Geertz 1983, S. 119-120; aus interpretationsphilosophischer Sicht Lenk 1993, S. 366-380.

dem Hintergrund beständiger sozialer und ästhetischer Veränderungen an einer überhistorischen Eigenwertigkeit und Sonderweltlichkeit der Künste festzuhalten, ist somit weniger auf ein tatsächliches Wesen als vielmehr auf die spezifische Rolle von Künsten in der bürgerlichen Gesellschaft zurückzuführen:

»Die Geschichte des Kunstbegriffs zeigt als einheitliches Moment das Bemühen, an der überhistorischen, konstanten Qualität von etwas Objektivem, Autonomen festzuhalten. [...] Die Ästhetik und später die Stadien der Kunstgeschichte erscheinen in solcher Distanzierung als ideologische Absicherungsunternehmungen für eine innerweltliche, innergeschichtliche Begegnung mit dem Absoluten.« [192]

Im Folgenden sollen aus diesem Grund lediglich Ansätze Beachtung finden, die nach der historischen, interpretativen und sozialen Konstitution der Künste fragen. Sie sollten eine gewisse Nähe zur Semiotik, ein zumindest loses sozialwissenschaftliches Interesse sowie eine interpretative Grundausrichtung aufweisen. Dies liegt nicht zuletzt auch angesichts meines Interesses an der Relevanz der Künste für internationale Politik und Außenpolitik nahe, die – als soziales und interpretatives Phänomen verstanden – einen sozialen und interpretativen Zugriff verlangen.

Die Frage, was denn Kunst sei und wodurch sie konstituiert werde, ist komplexer als die entsprechende Frage hinsichtlich des Sports. Dort ließen sich zwei Aspekte unterscheiden: Zum einen den Sport als gesellschaftlichem Teilbereich, dem bestimmte Institutionen, Normen, Interpretationsmuster, Handlungen und Rollen interpretativ zugewiesen werden, zum anderen das sportliche Objekt, im Regelfall also eine interpretativ als sportlich konstituierte Handlung. Die sportimmanente Bedeutung dieser Handlung, also beispielsweise die Regelgerechtigkeit und die meist an quantitativen Kriterien gemessene Perfektion ihres Vollzuges, war für meine Überlegungen irrelevant. Sie konnte in dem Moment vorausgesetzt werden, in dem eine sportliche Handlung als solche interpretiert wurde.

Diese Möglichkeit entfällt, betrachtet man Künste. Auch sie sind zwar als gesellschaftliche Teilbereiche abstrahierbar, die bestimmte Institutionen, Normen, Interpretationsmuster, Handlungen und Rollen vorsehen und schon im Bewusstsein der Zeicheninterpretierenden als solche gelten. Auch hier können kulturelle Objekte, im Regelfall Kunstwerke, zudem als wichtigste Einheiten verstanden werden. Die Frage nach der inhärenten Bedeutung dieser Kunstwerke aber ist von der Frage nach der Konstitution als solche zu unterscheiden: Es gibt keine einheitlichen, für alle Künste, Kunstwerke, Nationen und Künstler(innen) verbindlichen Regelwerke, die ein kulturelles

192 Grimm 1979, S. 530.

Objekt relativ eindeutig anhand seiner inhärenten Bedeutung als Kunstwerk identifizieren ließen.[193]

Anknüpfend an diese Unterscheidung sind mindestens zwei semiotische Ansätze denkbar, die sich durch ein je eigenes Erkenntnisinteresse auszeichnen. Eine semiotische Analyse könnte das Kunstwerk zum einen als Träger inhärenter Bedeutung verstehen, folglich als Zeichen, das etwas mitteilen soll, was sich aus dem Kunstwerk selbst heraus ergibt. Gefragt würde nach dessen Inhalt. Zwar verstehen zahlreiche semiotische Ansätze als Besonderheit des künstlerischen Zeichens, dass es gerade keine oder keine eindeutige Mitteilung enthält.[194] Dies widerspricht aber nicht grundsätzlich der hypothetischen methodologischen Annahme, es könne eine Aussage enthalten – das Fehlen einer Mitteilung oder einer eindeutigen Bedeutung zu bemerken, setzt ja deren Suche erst voraus. Für diese Ansätze stünde deshalb die Frage nach einer vermeintlichen inhärenten Bedeutung – oder eben deren Fehlen – im Mittelpunkt. Erst hiervon ausgehend, würde in einem zweiten Schritt das Kunstwerk als solches klassifiziert.

Zum anderen aber könnte die Semiotik den umgekehrten Weg gehen. Sie könnte das Kunstwerk als Träger übergreifender sozialer Kommunikationsprozesse verstehen; es diente hier als Zeichen aufgrund der bloßen interpretativen Zuschreibung des Status eines Kunstwerks, durch den es mit interpretativ zugeschriebenen Vorstellungen von Autonomie und Eigengesetzlichkeit verknüpft werde. Ohne dass ihm der Status eines Kunstwerks zukäme, würden in einem Objekt keine Inhalte gesucht und keine Autonomiegehalte erkannt.

Für eine semiotische Analyse der Rolle von Künsten in der Staatenwelt ist nun tatsächlich weniger die Frage relevant, ob und wie ein Kunstwerk adäquat interpretiert werden kann, sondern vielmehr, wie ein Kunstwerk in der Staatenwelt zu seinem Status kommt und welche politischen Konsequenzen damit einhergehen. Die Frage nach einer vermeintlichen inhärenten Bedeutung ist hier nur so weit zu beantworten, wie sie Aufschluss geben kann über die politische Interpretation von Kunstwerken in der Staatenwelt. Unter anderem aus diesem Grund ist eine semiotische Analyse von Außenkulturpolitik nicht notwendig auf kulturelle Objekte beschränkt, die interpretativ als Kunstwerke bestimmt werden, sondern sie kann auch komplexere künstlerische Zeichen wie etwa Kunstausstellungen, Dichter(innen)lesungen, künstlerische Stipendienprogramme oder Fördermaßnahmen für Künste in anderen Staaten in den Blick nehmen.

---

193 Dies dürfte, neben ihrem höheren Prestige, einer der Gründe dafür sein, dass die wissenschaftlichen Versuche, Künste zu verstehen, zahlreicher und vielfältiger sind als die entsprechenden Versuche beim Sport.

194 So etwa Schmücker 1998, S. 273-283; Mukařovský 1989, S. 76-78; Vodička 1976, S. 57-58; Piepmeier 1981, S. 120-122; Eco 1977; Eco 1987a, S. 347-367; Eco 198, S. 145-167.

Ich werde, von diesen Vorüberlegungen ausgehend, im Folgenden drei semiotische oder der Semiotik nahestehende Ansätze vorstellen, um zu prüfen, inwiefern sie helfen könnten, die interpretative Konstitution von Künsten, die Rolle universalistischer Vorstellungen hierbei sowie die Mechanismen autoreferentieller Zeicheninterpretation in der Staatenwelt zu verstehen. Es sind dies der Strukturalismus Jan Mukařovskýs, die literaturwissenschaftliche Rezeptionsästhetik Hans Robert Jauß' und Wolfgang Isers sowie die Kultursoziologie Pierre Bourdieus.

Bevor ich mit der Darstellung dieser drei Positionen beginne, seien allerdings einige Anmerkungen zu Umberto Ecos eigener Ästhetik vorausgeschickt. Es mag verwundern, dass ich dieser hier keinen breiteren Raum gebe, ist die zentrale theoretische Grundlage meiner Untersuchung doch aus Ecos Werk abgeleitet, hat Eco seine Karriere doch als Ästhetiker begonnen und erfüllt er doch alle oben genannten Bedingungen einer sozialwissenschaftlich interessierten Ästhetik.[195] Es ist eine bewusste Entscheidung, ihn hier auszublenden: Zu groß scheint mir die Gefahr, dass sich meine Analyse von Kunst und meine semiotischen Grundlagen in einer Art Zirkelschluss wechselseitig bestätigen, führt man sich vor Augen, wie eng Ästhetik und Semiotik für Eco zusammenhängen. Nicht vergessen werden sollte zudem, dass ich mit der »Autoreferentialität« einen zentralen Begriff meiner Untersuchung aus Ecos ästhetischer Semiotik abgeleitet habe – wenngleich stark modifiziert. Ihn mit Eco selbst bestätigen zu wollen, wäre unredlich. Gerade weil es das Ziel der folgenden Überlegungen ist, allgemeine Ansätze von Universalismus und Autoreferentialität im modernen Kunstdenken zu finden, ist es wenig zielführend, hier erneut auf Eco zurückzugreifen, dessen Vorstellungen der Selbstbezüglichkeit ästhetischer Zeichen ich in dieser Untersuchung schon mehrfach aufgegriffen habe.[196]

Nach dieser kurzen Anmerkung zu Ecos Ästhetik beginne ich nun mit meinen Ausführungen zum tschechischen Strukturalisten Mukařovský. Dieser hat, im Grundsatz von Saussures Zeichenmodell ausgehend, eine ästhetische Semiotik entwickelt, die die Konstitution des künstlerischen Zeichens an individuelle oder kollektive Zuschreibungsmechanismen koppelt. Entscheidend für sein Modell ist der Begriff der ästhetischen Funktion, den er aus einer Typologie vier denkbarer Einstellungen des Menschen gegenüber seiner Umwelt ableitet. Mukařovský unterscheidet:

---

195 Vgl. Kirchof 2002.

196 Eco 1987a, S. 347-367; Eco 1988, S. 145-166; Jakobson 1987, S. 64-68. Vgl. dazu auch Kirchof 2002. Dabei scheint Eco, ohne dass er dies selbst explizit einräumte, durchaus auch selbst universalistischen Vorstellungen anzuhängen, indem er künstlerischen Zeichen einen Sonderstatus einräumt, der aus seiner Semiotik heraus nicht unmittelbar abzuleiten ist; vgl. Müller 2000, S. 135-136; Proni 1998, S. 2318; Schalk 2000b, S. 5.

- eine praktische Einstellung, die auf die Veränderung der Wirklichkeit ziele und damit einen direkten Wirklichkeitsbezug aufweise,
- eine theoretische Einstellung oder Erkenntniseinstellung, die auf die Feststellung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten ziele, die Wirklichkeit in Zeichen überführe und damit gleichfalls einen direkten Wirklichkeitsbezug aufweise,
- eine religiös-magische Einstellung, für die Wirklichkeit per se wesenhaft oder zeichenhaft sei, die sich für das hinter den Symbolen Liegende interessiere und damit einen indirekten Wirklichkeitsbezug aufweise,
- sowie eine ästhetische Einstellung, die – wie die theoretische Einstellung – Wirklichkeit in Zeichen überführt, diese Zeichen allerdings verwiesen auf alles außerhalb ihrer selbst, weshalb die ästhetische Einstellung einen indirekten Wirklichkeitsbezug habe.[197]

Aus diesen vier denkbaren Einstellungen des Menschen gegenüber seiner Wirklichkeit leitet Mukařovský vier entsprechende Funktionen ab, die den Dingen und Handlungen interpretativ zugeschrieben werden können. Diese treten dabei zwar, so Mukařovský, immer in Mischformen auf, ließen sich aber insofern unterscheiden, als bei verschiedenen Objekten verschiedene Funktionen dominierten. Die für Kunstwerke wichtigste, weil in ihnen dominierende Funktion sei die ästhetische. Durch sie werde dem Träger der Funktion, als Zeichen verstanden, lediglich aufgrund der Art, Weise und Form seiner Existenz ein Wert an sich zugeschrieben; nur durch sie gelinge es dem Menschen, gegenüber der Wirklichkeit Distanz zu schaffen.[198]

Diese Kombination von bis zu vier verschiedenen Funktionen, die einzelnen Gegenständen und Handlungen zugeschrieben werden können, konstituiert nach Mukařovský die Möglichkeit eines beständigen Wandels von Interpretationen. So hält er etwa die Grenze zwischen Kunst und Nichtkunst nicht nur für grundsätzlich unscharf, sondern darüber hinaus auch für keineswegs objektiv vorgegeben. Die ästhetische Funktion werde bestimmten Objekten subjektiv zugeschrieben. Nur wenn diese dominiere, würden Objekte überhaupt erst zu Kunstwerken. Solche Zuschreibungen könnten dabei über ihren subjektiven Charakter hinaus eine kollektive Stabilisierung erfahren (was sie häufig auch tun), etwa über Codes und feste Interpretationsmuster sowie deren institutionelle Absicherung und Reproduktion. Diese Stabilisierung sei allerdings immer nur relativ und zeitlich begrenzt; einen beständigen Wandel nicht nur der Kunst und der mit dem Status eines Kunstwerks versehenen Artefakte, sondern auch des Verständnisses von Kunst sieht Mukařovský als unumgänglich an.[199]

197 Vgl. zur Typologie der vier denkbaren Einstellungen des Menschen gegenüber der Wirklichkeit Mukařovský 1989, S. 61-64.

198 Mukařovský 1989, S. 65-66.

199 Vgl. Mukařovský 1970, S. 12-34, 37-43 und 78-80.

Beim Kunstwerk sei der Verweisungszusammenhang von Signifikant und Signifikat folglich nur relativ stabil, da sich durch Änderungen von Interpretationen und Traditionen im Zeitverlauf die Wahrnehmung des Artefakts ändere.[200] Zudem sei dieser Verweisungszusammenhang aufgrund der oben genannten Spezifika der ästhetischen Funktion prinzipiell vieldeutig. In seiner Eigenschaft als autonomes Zeichen verweise das Kunstwerk nämlich auf den Gesamtkontext des Interpretierenden, worunter sowohl subjektive als auch soziale Faktoren zu fassen seien.[201]

Die ästhetische Funktion nach Mukařovský wird trotz seines grundsätzlich interpretativen Herangehens auf zweierlei Weise von universalistischen Vorstellungen recht direkt tangiert. Zum einen legt sie eine spezifische Interpretationsweise nahe, die zwar historischem Wandel unterliegt, aber dennoch den Anspruch hat, eine menschliche Universalie zu sein. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass sie von Mukařovský bewusst als undefinierbare Negation oder Umkehrung aller anderen denkbaren Funktionen konzipiert wird, er ihr also keinerlei ontischen Status zubilligt.[202] Zum anderen ruft das künstlerische Zeichen Interpretationen hervor, die sich zwar je nach sozialem und historischem Kontext radikal voneinander unterscheiden können, die aber dennoch einen Anspruch auf universale Gültigkeit erheben.[203] Beide Universalismen wären insofern unterschiedlichen Analyseebenen zuzuordnen, als der erste Bestandteil der Theorie Mukařovskýs, der zweite hingegen notwendiger Bestandteil aller ästhetisch orientierten Interpretationsmuster (und damit aus Sicht der Theorie Objekt) ist. Gleichwohl sind beide nicht wirklich voneinander zu trennen: So scheinen sie sich nicht nur gegenseitig zu bedingen, sondern können theoriegeschichtlich auch beide aus traditionellen bürgerlichen Ästhetiken abgeleitet werden.

Spätestens hier wird deutlich, dass Mukařovskýs Ansatz sich von essentialistischen oder »idealistischen« (Gallie) Kunstkonzeptionen weniger unterscheidet, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Zwar legt seine Semiotik der Zuschreibung ästhetischer Funktionen ein nichtessentialistisches, weil semiotisch relativiertes Verständnis des künstlerischen Zeichens selbst nahe. Ein Kunstwerk ist nach Mukařovský schließlich nicht per se ein Kunstwerk, ebenso wie die künstlerische Wahrnehmung nicht per se eine solche ist. Die Idee, den Wandel von Bedeutung und Status bestimmter Objekte auf eine sich wandelnde Zuschreibung verschiedener Funktionen zurückzuführen, ermöglicht insofern durchaus eine abstrahierende Distanz der Analyse gegenüber dem Gegenstand. Allerdings verschiebt sie bei genauerer Betrachtung das essentiell Künstlerische lediglich auf eine nachgeordne-

200 Mukařovský 1970, S. 74 und 138-142; Mukařovský 1974, S. 13-14; vgl. dazu auch Fischer-Lichte 2001, S. 52-53.

201 Mukařovský 1970, S. 138-145; Mukařovský 1989, S. 76-77.

202 Vgl. zum ontischen Status der ästhetischen Funktion bei Mukařovský Burg 1985, S. 22.

203 Mukařovský 1974, S. 16.

te Analyseebene, ohne entsprechende Vorstellungen gänzlich aufzugeben.[204] Bei Mukařovský ist zwar nicht die Kunst unwandelbar, wohl aber die Möglichkeit, Fähigkeit und Neigung des Menschen, ästhetische Funktionen zuzuschreiben. Deutlich wird dies etwa, wenn er die Klassifizierbarkeit der Künste, nicht aber die Künste selbst historisiert.[205] Indem er die ästhetische Einstellung und daraus resultierend die ästhetische Funktion (nicht in ihrer konkreten, historisch und sozial gebundenen Zuschreibung, wohl aber in ihrer Potentialität) als anthropologische Konstanten ansieht, ist sein Modell letztlich weniger interpretativ, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.[206]

Diese Kritik betrifft nicht zuletzt auch die Frage nach universalistischen Vorstellungen in den Künsten selbst. Gerade weil Mukařovský die Möglichkeit einer ästhetischen Einstellung des Menschen gegenüber der Wirklichkeit zu einer anthropologischen Konstante erklärt, versieht er die ästhetische Funktion mit dem Nimbus des Universellen. Zwar wird ein konkretes Objekt im Zeitverlauf nicht notwendig dauerhaft als Kunstwerk interpretiert, auch sind Begriff und Inhalt des Ästhetischen keineswegs überhistorisch, aber dass es beständig als universalistisch verstandene Kunstwerke geben muss, ist nach Mukařovskýs Konzeption mindestens sehr wahrscheinlich; dass es beständig welche geben kann, gilt ihm als sicher.[207]

Wenn Mukařovský konstatiert, dass eines der zentralen Merkmale des Kunstwerks als Zeichen dessen relativ instabiler Verweisungszusammenhang zwischen Signifikant und Signifikat sei, so scheint auch hier ein genaueres Hinsehen sinnvoll. Der Umkehrschluss dieser Annahme wäre, dass zwischen dem Signifikant und dem Signifikat nichtkünstlerischer Zeichen ein relativ stabiler Verweisungszusammenhang bestünde – eine fragwürdige Annahme. Zwar ist Mukařovskýs Argumentation an dieser Stelle insofern konsequent, als er auch hier die Künste nicht essentialistisch, sondern als Negation des Nichtkünstlerischen versteht, sie einer semantischen Fixierung also in doppelter Weise entzieht. Zudem ist zu berücksichtigen, dass der genannte instabile Verweisungszusammenhang für ihn nicht absolut existiert, sondern im Akt der Interpretation überhaupt erst konstituiert wird. Allerdings ist zu bedenken, dass die Suche nach angemessenen Interpretationsmustern oder passenden Codes sich keineswegs auf ästhetische Wahrnehmung beschränkt. Es wäre durchaus die Frage zu stellen, ob interpretativ konstituierte Zeichen-Funktionen nicht per se instabil und prekär sind, Künste also anderes als eine bloße Residualkategorie sein müssten. Will

204 Warning zufolge hält Mukařovský an einem objektiven ästhetischen Wert fest, damit geht er über meine kritische Interpretation noch hinaus; vgl. Warning 1975, S. 17-18. Vgl. dazu auch Burg 1985, S. 51-54.

205 Vgl. Mukařovský 1989, S. 86.

206 Insofern merkt Erika Fischer-Lichte zu Recht an, dass Mukařovský in der Tradition Immanuel Kants stehe; vgl. Fischer-Lichte 2001, S. 54, Fn. 13, und S. 57.

207 Vgl. zur Anthropologie Mukařovskýs Burg 1985, S. 114-117.

man nun von einer relativ instabilen Konstitution des künstlerischen Zeichens als deren Spezifikum ausgehen, so wäre diese Instabilität als ein Sonderfall allgemeiner Instabilität von Zeichen in besonderer Weise erklärungsbedürftig.

Mukařovskýs Konzeption liefert zwar wichtige Anregungen für eine Kunstsemiotik, ist aber aus den genannten Gründen nicht geeignet, die Frage nach der Konstitution universalistischer Vorstellungen von den Künsten adäquat zu beantworten. Der Universalismus und die Instabilität des Verweisungszusammenhangs zwischen Signifikant und Signifikat gehen bei Mukařovský dem Kunstwerk als Möglichkeit notwendig voraus, stellen seine Vorbedingung dar. Ein Kunstwerk, so es als solches interpretativ konstituiert wird, kann folglich gar nicht anders, als in diesem Sinne vieldeutig, instabil und universell zu sein. Ein konsequent interpretativer Ansatz hingegen müsste von der gegenseitigen Bedingtheit von Interpretation und Interpretiertem ausgehen. Erst die interpretative Konstitution eines Kunstwerks wäre also als derjenige Moment zu bestimmen, in dem einem bestimmten Objekt universalistische Gehalte und Autonomie zugeschrieben werden – und zwar nicht, weil Kunstwerke per se mit solchen versehen werden, sondern weil entsprechende Interpretationsmuster in einer bestimmten historischen und sozialen Situation dies nahelegen. Universalismus, Autonomie, Eigenwertigkeit, Vieldeutigkeit und Instabilität des Verweisungszusammenhangs wären nicht Eigenschaften des Kunstwerks, sondern Bestandteile von dessen prekärer Bedeutung, konstituiert aufgrund historisch entwickelter Enzyklopädien und Interpretationsmuster.[208] Zugleich wäre eine solche interpretative Zuschreibung als deren Reproduktion zu verstehen.

Dies gilt gerade für eine Analyse der Künste in der Staatenwelt: Dass es heute im durch Staaten induzierten oder unterstützten Kunstaustausch zwischen verschiedenen Ländern nur vergleichsweise wenige Auseinandersetzungen um die Frage gibt, was als Kunstwerk gelten könne, ist eben weniger auf eine anthropologische Möglichkeit ästhetischer Funktionszuschreibungen als vielmehr auf ein weltweit zumindest von politischen und kulturellen Eliten geteiltes, relativ einheitliches Kunstverständnis zurückzuführen, für das eine Zuordnung künstlerischer Produktion zu Nationen ebenso wie universalistische Vorstellungen der Künste und autoreferentielle Interpretationen künstlerischer Zeichen wesentliche Merkmale sind. Zwar ließe sich mit Mukařovský durchaus zeigen, dass es gemeinsamer Interpretationsmuster für die interpretative Zuschreibung des Status eines Kunstwerks zu bestimmten Artefakten bedarf. Nicht zeigen ließe sich allerdings, dass die Interpretation von Kunstwerken als autoreferentielle Zeichen unter Berufung

208 So wurde seit dem Mittelalter bis mindestens zur Renaissance der Wert eines Gegenstands nicht durch dessen künstlerische Bearbeitung, sondern durch seinen materiellen oder rituellen Wert festgelegt. Vgl. Falcke 2006, S. 244-254; Warnke 1986, S. 262; Thamer 1993, S. 46 sowie die Ausführungen in Unterkap. 3.2.1 dieser Untersuchung.

auf universalistische Vorstellungen von Künsten genauso prekär und abhängig von sozialen, in diesem Fall international verbreiteten Interpretationsmustern ist.

Schon bei Mukařovský war die historische Wandelbarkeit der Rezeption künstlerischer Artefakte angelegt, ohne aber im Zentrum zu stehen. Deutlicher ausformuliert und theoretisch systematisiert wurde sie von Felix Vodička, der damit – neben Mukařovský – zu einem der wichtigsten Referenzautoren der Rezeptionsästhetik wurde. Sie bildet die zweite von drei wesentlichen Theorien, die im Mittelpunkt dieses Unterkapitels stehen. Vodička versteht Literaturgeschichte nicht nur als eine Geschichte der Produktion literarischer Werke, sondern insbesondere als eine Geschichte ihrer Rezeption.[209] Methodisch legt er ein Verfahren nahe, das sich auf Roman Ingardens Begriff der »Konkretisation« stützt:[210] Ingarden wiederum konzipiert literarische Werke als schematische Gebilde, die Bedeutung gewinnen erst in einer Vielfalt unterschiedlicher Widerspiegelungen im Bewusstsein derer, die sie ästhetisch wahrnehmen. Solche Widerspiegelungen nennt er Konkretisationen. Für Vodička ist Literaturgeschichtsschreibung nun die Geschichtsschreibung der Abfolge von Konkretisationen eines Werks.[211]

Die (vorwiegend literaturwissenschaftlich ausgerichtete) Rezeptionsästhetik nach Hans-Robert Jauß und Wolfgang Iser teilt die in dieser Konzeption angelegte grundsätzliche Offenheit des Textes, betont dabei aber noch stärker die Rolle des Lesers.[212] Jauß entwickelte den Begriff des »Erwartungshorizonts« als theoretische Konzeption einer nicht vorwiegend psychologisch zu verstehenden Haltung des Lesers gegenüber dem Text. Es handelt sich dabei um einen Komplex feststellbarer Erwartungen, mit denen jedes Kunstwerk im Moment seiner Produktion konfrontiert sei. Die Kenntnis des Erwartungshorizontes ermögliche es, den Kunstcharakter der Artefakte zu bestimmen und die »Frage« zu finden, auf die es eine »Antwort« war.[213] Diese grundlegende Ausrichtung an der Rezeption und Wirkung von Kunstwerken verbindet Jauß mit deren Geschichtlichkeit:

»Die ästhetische Implikation liegt darin, daß schon die primäre Aufnahme eines Werkes durch den Leser eine Erprobung des ästhetischen Wertes im Vergleich mit schon gelesenen Werken einschließt. Die historische Implikation wird daran sichtbar, daß sich das Verständnis der ersten Leser von Generation zu Generation in einer Kette von Rezeptionen fortsetzen und anreichern kann, mithin auch über die geschichtliche Bedeutung eines Werkes entscheidet und seinen ästhetischen Rang sichtbar

209 Vodička 1976, S. 87-91.

210 Ingarden 1997, bes. S. 61-70. Vgl. dazu auch Warning 1975, S. 10-12.

211 Vodička 1976, S. 30-63, 94-96 und 103-106. Vgl. dazu auch Warning 1975, S. 13-15; Jauß 1973, S. 206.

212 Ich verzichte an dieser Stelle auf die Nennung des weiblichen Pendants, da dieses auch in den Texten der Referenzautoren keine Berücksichtigung findet.

213 Jauß 1969, S. 29-49.

macht. Sieht man Literatur derart in der Dimension ihrer Aufnahme und Wirkung, so wird der Gegensatz ihres ästhetischen und ihres historischen Aspekts vollständig vermittelt und der Faden von der vergangenen Erscheinung zu der gegenwärtigen Erfahrung der Dichtung weitergeknüpft, den der Historismus durchschnitten hatte.« [214]

Mit einer Kombination diachroner und synchroner Literaturforschung, die im Begriff des Erwartungshorizonts gerade auch soziale Faktoren der Rezeption einbeziehen möchte, ist Jauß' Ansatz breiter als derjenige Isers. Für letzteren steht primär die Struktur des literarischen Textes selbst im Mittelpunkt. In deutlicher Anlehnung an Ingarden beschreibt er Texte als Kombination einer Vielfalt »schematisierte[r] Ansichten«, die den Gegenstand durch konsekutiven Ablauf hervorbringen und veranschaulichen. Zwischen diesen sieht er allerdings Leerstellen, die aufzufüllen oder zu beseitigen die Lesenden gefordert seien.[215]

Für Jauß und Iser beruht die ästhetische Erfahrung in letzter Instanz nicht auf essentialistischen, ästhetischen, überhistorischen oder gar metaphysischen Eigenschaften der Kunstwerke, sondern auf ihrer grundsätzlichen Offenheit. Allerdings reproduzieren sie damit die schon bei Mukařovský angelegte Problematik eines instabilen Verweisungszusammenhangs zwischen Signifikant und Signifikat des künstlerischen Zeichens, denn auch bei ihnen scheint diese Instabilität eine Grundeigenschaft des Kunstwerks schlechthin zu sein: Nicht eine entsprechende interpretative Zuschreibung, die wiederum entsprechende Interpretationsmuster hervorriefe, konstituiert bei ihnen den Status des Kunstwerks, sondern dessen uneindeutige Bedeutung. Dabei stehen Iser und Jauß zudem der traditionellen Hermeneutik sogar näher als Mukařovský, denn sie halten trotz der Annahme prinzipieller Offenheit an einer Vorstellung »richtigen« und »falschen« Verstehens ebenso fest,[216] wie sie das Kunstwerk von vornherein als Kategorie hinnehmen, also dessen Status nicht eigens als interpretativ konstituiert problematisieren. Damit trennt die Rezeptionsästhetik deutlich zwischen der Bedeutung des Kunstwerks, die sie als zumindest weitgehend offen ansieht, und der Zuschreibung des Status eines Kunstwerks.[217] Ihr Interesse gilt, weitaus offensichtlicher als bei Mukařovský, vorwiegend der Frage nach der inhärenten Bedeutung in Form historisch wandelbarer Konkretisationen. Da für eine Analyse der Künste in der Staatenwelt nun aber gerade die Verbindung universalistischer Vorstellungen der Künste und autoreferentieller Interpretationen der Kunstwerke relevant ist, wodurch Fragen nach der interpretativen

214 Jauß 1969, S. 27-28.

215 Iser 1970, S. 5-16.

216 Vgl. Iser 1970, S. 7-8; Warning 1975, S. 24; Hohendahl 1985, S. 18. In gewisser Weise beginnt die Rezeptionsästhetik damit erst dort, wo die Semiotik aufhört: bei tatsächlichen Textkonkretisationen. Vgl. Jurt 1979, S. 216.

217 Vgl. beispielhaft Jauß 1973, S. 207-209.

Konstitution des Status eines Kunstwerks zentral werden, führt ein Rückgriff auf rezeptionsästhetische Konzepte an dieser Stelle nicht weiter.

Begibt man sich nun auf die Suche nach stärker soziologisch geprägten Ansätzen, die sich nicht an vermeintlich inhärenten Bedeutungen von Kunstwerken ausrichten, so bietet sich Pierre Bourdieus Werk an. Seine Kunstsoziologie weist zunächst durchaus einige Gemeinsamkeiten mit den Überlegungen Mukařovskýs auf: Beide lehnen es ab, künstlerische Prozesse als vollständig immanent getrieben zu verstehen, sie lehnen es aber auch ab, Kunst als bloßes Abbild der Gesellschaft oder als durch diese gesteuert zu konzeptionalisieren.[218] Beide betonen darüber hinaus die Bedeutung gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse für die Entwicklung der Künste.[219] Des Weiteren teilen sie die Ansicht, dass kollektive Codes für künstlerische Interpretationsprozesse von zentraler Bedeutung sind; in einem sehr weiten Sinne ließe sich auch Bourdieu semiotisch lesen.[220] In diesem Zusammenhang betonen beide überdies die Rolle gesellschaftlicher Institutionen zur Durchsetzung solcher Codes.[221] Schließlich, und das sei abschließend erwähnt, sehen beide einen Zusammenhang zwischen der Schichtung der Gesellschaft und der sozialen Schichtung der Künste, letztere ausgedrückt in sozialen Prestigezuschreibungen, wobei Bourdieu – anders als Mukařovský – diesen Zusammenhang sehr stark betont.[222]

Zentral für Bourdieus Kunstsoziologie, wie für seine Soziologie schlechthin, ist der Begriff des Feldes.[223] Er versteht darunter eine in stetem prozesshaftem Wandel begriffene soziale Konstellation, die sich auf einen unscharf abgegrenzten Teilbereich der Gesellschaft bezieht und sich als Schauplatz von Kämpfen zwischen verschiedenen Kräften verstehen lässt. Die an einem Feld beteiligten Akteure nutzen ihre Kräfte, von Bourdieu auch als »Kapital« bezeichnet, um die eigene Position innerhalb dieser Konstellation zu verbessern.[224] Sie tun dies durch die Durchsetzung eigener Definitionen des Legitimen und des Relevanten.[225] Diese diskursiven und zeichenhaften Prozesse der Definition und Durchsetzung von Legitimität und

218 Mukařovský 1967, S. 21; Mukařovský 1974, S. 12; Bourdieu 1993, S. 971-973; Bourdieu 1992, S. 163; Bourdieu 1969, S. 118.

219 Mukařovský 1989, S. 82; Bourdieu 1993, S. 971-978.

220 Mukařovský 1970, S. 31-37, 78-80 und 138-140; Bourdieu 1994, S. 159-177.

221 Mukařovský 1989, S. 99; Bourdieu 1994, S. 181-198; Bourdieu 1969, S. 115; Bourdieu 2001, S. 459-461.

222 Mukařovský 1967, S. 22; Bourdieu/Boltanski 1983, S. 89-109; Bourdieu 1987, S. 60-68 und 81-85.

223 Ich spreche im Folgenden vom »literarischen oder künstlerischen Feld«. Bourdieu selbst benutzt verschiedene Adjektive, betont aber, dass die Logik aller Felder kultureller Produktion die gleiche sei. Vgl. Bourdieu 1997, S. 34, Fn. 2.

224 Bourdieu 1992, S. 155-158; Bourdieu 1969, S. 89; Bourdieu 1997, S. 34-35; Jurt 1995, S. 81-84.

225 Bourdieu/Boltanski 1983, S. 105-109; Bourdieu 1987, S. 60-92.

Relevanz sorgen – bewusst eingefordert oder unbewusst – für eine relative Autonomisierung des Feldes, die im historischen Wandel unterschiedlich ausgeprägt sein kann.[226]

Die Herausbildung und Autonomisierung des künstlerischen Feldes in der Moderne sieht Bourdieu nun mit einem spezifischen, diskursiv entstandenen Kunstbegriff eng verbunden. Der Soziologie erwächst in seinen Augen daraus die Aufgabe, diesen Begriff als soziales Konstrukt und feldspezifischen Machtfaktor bloßzulegen. Entsprechend kritisiert Bourdieu die überkommenen, von Gallie als »idealistisch« bezeichneten ästhetischen Theorien:

»Das Bemerkenswerte an der Unterschiedlichkeit der von den Philosophen auf die Frage nach der Besonderheit des Kunstwerks gegebenen Antworten liegt weniger darin, daß sie meistenteils dahingehend übereinstimmen, die Betonung auf das Fehlen von Funktionen oder auf die Interesselosigkeit oder die Zweckfreiheit usw. zu legen, sondern in dem ihnen gemeinsamen Bestreben (vielleicht mit der Ausnahme Wittgensteins), eine transhistorische oder ungeschichtliche Essenz zu erfassen. Indem er seine eigene Erfahrung, die Erfahrung eines kultivierten und gebildeten Menschen einer bestimmten Gesellschaft, zum Gegenstand seiner Überlegungen macht, ohne dabei die Geschichtlichkeit seiner Reflexion wie auch die des Gegenstandes, auf den sie sich richtet, zum Objekt zu machen, erhebt der reine Denker einer reinen Kunsterfahrung unwissentlich eine partikuläre Erfahrung in den Rang einer transhistorischen Norm jeder künstlerischen Wahrnehmung.« [227]

Bourdieu versteht die Autonomie des künstlerischen oder literarischen Feldes ebenso als geschichtlich und interpretativ konstituiert wie den Status des Kunstwerks sowie dessen Zuschreibung zu bestimmten Objekten und deren Interpretation. Gleichwohl erscheine dem Individuum die entsprechende Interpretation eines Kunstwerks, man mag sie wie Bourdieu in Anspielung an die Ästhetiken der Kant-Tradition als »ästhetische Erfahrung« oder »Kunsterfahrung« bezeichnen, als durch und durch natürlich.[228] Die »ästhetische Einstellung« oder, an anderer Stelle, der »reine Blick« stellten entsprechende Interpretationsmuster zur Verfügung, die innerhalb der Künste als selbstverständlich, legitim und relevant gelten, im Zeitverlauf stetem Wandel unterliegen und doch für die relative Autonomisierung des Feldes, für die Hierarchisierung der Akteure und Kunstwerke wie auch für die Konstitution von Kunstwerken überhaupt verantwortlich zeichnen.[229] Obgleich diese Re-

226 Bourdieu 1969, S. 89-91; Bourdieu 1992, S. 161; Bourdieu 1997, S. 36-39 und 56-60; Bourdieu 1987, S. 81-95. Vgl. Bourdieu 2001, S. 41: »Ein Feld ist ein autonomer Mikrokosmos innerhalb des sozialen Mikrokosmos.«

227 Bourdieu 1993, S. 968.

228 Vgl. Bourdieu 1993, S. 968-970.

229 Bourdieu 1987, S. 57-63; Bourdieu 1993, S. 968-978; Bourdieu 1994, S. 162-163, Fn. 4.

levanz und Legitimität für Bourdieu soziale Setzungen sind, die sich durch die wiederholte Anwendung passender Interpretationsmuster reproduzieren und zugleich durch den beständigen Kampf um Relevanz und Legitimität einem beständigen Wandel unterliegen, erscheinen sie den Individuen gerade nicht als solche. Die in der Moderne übliche Interpretation eines Kunstwerks als autoreferentiell, selbstzweckhaft, funktionslos oder als reine Form sei von historischen und sozialen Entwicklungen nicht zu trennen, die der Herausbildung solcher Interpretationsmuster historisch vorausgehen:

»Mag das Auge des Kunstliebhabers des 20. Jahrhunderts sich selbst auch als Naturgabe vorkommen, es ist ein historisches Produkt: Phylogenetisch gesehen ist der reine Blick, der das Kunstwerk so zu erfassen vermag, wie es erfaßt zu werden verlangt, an und für sich selbst, als Gestalt und nicht als Funktion, nicht trennbar von dem Auftauchen von Produzenten, die eine rein künstlerische Intention motiviert, welche ihrerseits mit der Herausbildung eines autonomen künstlerischen Feldes untrennbar verbunden ist, das seine eigenen Zwecke gegen die externe Nachfrage zu setzen und durchzusetzen imstande ist, und auch einer Population von ›Liebhabern‹ oder ›Kennern‹, die fähig sind, den auf diese Weise produzierten Werken den ›reinen‹ Blick zuzuwenden, den sie verlangen; ontogenetisch gesehen ist jenes Auge an ganz besondere Bildungsvoraussetzungen gebunden wie etwa an frühzeitig einsetzende Museumsbesuche und verlängerten Schulbesuch und vor allem an schole als freie Zeit und an die damit vorausgesetzte Distanz gegenüber den Zwängen und dem Zeitdruck, die materielle Not verursacht.« [230]

Bourdieu berücksichtigt damit universalistische Vorstellungen auf zweierlei Weise. So beschreibt er einerseits, etwa auch in den beiden aufgeführten Zitaten, den Universalismus der Künste als eine historisch sich entwickelnde, sozial zu erklärende Ideologie. Das bürgerliche Kunstverständnis zeichnet sich in Bourdieus Augen durch die Behauptung autonomer Kreation, reiner Formalität des Kunstwerks und damit letztlich autoreferentieller Interpretationsmuster aus. Die Konstitution des Kunstwerks und seiner Bedeutung ist damit als vollständig interpretativ verstehbar beschrieben: Das Kunstwerk ist nicht universell, sondern es wird interpretativ mit einem »Anschein von Universalität« versehen, es ist zugleich nicht einzigartig, sondern ihm wird mit einem »Gefühl der Einzigartigkeit« begegnet.[231] Es gilt für das bürgerliche Kunstverständnis als autonome Entität, die der übergeordneten, universalistischen Kategorie der Kunstwerke angehört und deshalb als autoreferentiell interpretiert wird.

Zugleich allerdings geht Bourdieu von einer faktischen Autonomie des Feldes aus. Da auch Künste und Literatur Felder darstellen, weisen sie Vorstellungen von Autonomie nicht nur als inhärente Ideologien und als Interpretationsmuster, sondern auch als Merkmale ihrer selbst auf. Es ist das Feld

230 Bourdieu 2001, S. 453-454. Vgl. dazu auch Albertsen/Diken 2004, S. 36-39.

231 Bourdieu 1993, S. 968-969.

selbst, das sich »objektiv« als autonom präsentiert und das entsprechend als autonomes Phänomen theoretische Berücksichtigung finden muss. Den sozio-historischen Hintergrund hierfür bilden gesellschaftliche Differenzierungsprozesse.[232] Das literarische oder künstlerische Feld erlangt Autonomie in einer Weise, die seiner eigenen Konzeption als Raum der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Kräften entspricht: Als Auseinandersetzung zwischen Kräften innerhalb und außerhalb des Feldes, die seine Autonomisierung und mithin eine weitreichende Gültigkeit seiner Prinzipien anstreben, und anderen Kräften, die seine Anbindung an andere Felder fordern. Je besser sich folglich seine eigenen Prinzipien gegenüber äußeren Prinzipien durchzusetzen vermögen, desto größer ist die Autonomie des Feldes.[233]

Damit ist diese letztlich an Prinzipien gebunden, die dem Feld selbst inhärent sind, also etwa auch an Vorstellungen von Autonomie und Universalismus. Letzterer trägt dabei ja den Anspruch auf übergreifende, eben auch das Feld transzendierende Gültigkeit geradezu in sich, wodurch sich die institutionelle Autonomisierung des Feldes legitimiert. Ohne einen Kampf um und mit Vorstellungen eines Universalismus der Künste wäre deren Autonomie ebenso wenig denkbar wie eine Autonomie des Feldes, in dem um und zugleich mit universalistischen Vorstellungen gekämpft wird und in dem Akteure universalistische Vorstellungen nach innen und nach außen als legitim und relevant zu konstituieren suchen. Wenn Bourdieu also betont, dass Künste nur angesichts einer breiten Geschichtsvergessenheit universale Gültigkeit zugeschrieben bekommen, so meint er damit nicht nur die Vergessenheit gegenüber gegenteiligen Interpretationen von Kunstwerken und der Kategorie des Kunstwerks als solcher, sondern auch gegenüber einer früheren Nichtexistenz und einer grundsätzlichen Kontingenz des künstlerischen Feldes.[234]

Universalistische Vorstellungen, so ließe sich zusammenfassen, finden bei Bourdieu an zwei Stellen Beachtung. Sie stellen einerseits das ideologische Material dar, um das und mit dem innerhalb des künstlerischen oder literarischen Feldes sowie über deren Grenzen hinweg gekämpft wird. Insofern ist Universalismus eine interpretative Zuschreibung. Ihre Durchsetzung auch über die Grenzen des Feldes hinaus aber ist zugleich ursächlich dafür, dass sich eine Autonomie des Feldes entwickeln und durchsetzen kann. Gerade weil Künste für universalistisch gehalten werden, bilden sie eigene Tätigkeitsbereiche, die eine weitreichende Autonomie zugeschrieben bekommen.

---

232 Bourdieu 1969, S. 95; Bourdieu 1993, S. 972-973. Vgl. dazu auch Bourdieu 1992, S. 161.

233 Bourdieu 1997, S. 37-39. Zur Beschreibung der entsprechenden historischen Prozesse vgl. beispielhaft Bourdieu 1993, S. 971-973; Bourdieu 1994, S. 162-163, Fn. 4; Bourdieu 2001.

234 Bourdieu 1993, S. 968-969.

Mit dieser Feststellung ist die Frage nach dem ontologischen Status des Feldes selbst schon beantwortet. Das Feld ist für Bourdieu sowohl ein methodisches Konstrukt als auch ein Phänomen von eigenem ontologischem Wert: Weil durch eine Analyse der Verhaltens- und Interpretationsweisen der Akteure ein Feld und dessen relative Autonomisierung objektiv bestimmt werden könne, hält er die Annahme eines tatsächlich existierenden Feldes wie auch dessen methodologische Autonomisierung für legitim.[235] Gleichwohl bleibt damit noch immer unklar, weshalb Bourdieu zwischen einer objektiven Existenz und einem methodischen Charakter des Feldes unterscheidet. An der objektiven Existenz kann er zunächst festhalten, ohne ihr Priorität gegenüber interpretativen Prozessen bzw. gegenüber Zeichengebrauch und Codeanwendung zuzuschreiben. Aus ontologischer Sicht existieren für ihn Akteure, Handlungen, Stellungen, Stellungnahmen, Felder, Zeichen und Codes, ohne dass eines der genannten Phänomene mehr oder weniger ursprünglich wäre als das andere, ohne dass eines in einem kausalen Verhältnis zum anderen stünde. Methodisch aber erlaubt es die Annahme einer tatsächlichen Existenz des Feldes, dessen Auswirkungen auf die Kunstproduktion und den Kampf um künstlerische Legitimität und Relevanz zu untersuchen. Auch dies wäre eher konstitutionslogisch als kausallogisch zu denken, zudem will Bourdieu das Feld selbstredend keineswegs als starres Gebilde oder als erstarrte Konstellation verstehen. Wohl aber leitet er aus der methodischen Annahme einer objektiven Existenz des Feldes die Möglichkeit ab, an einer bestimmten Stelle der sozialen und semiotischen Prozesse einen Schnitt zu setzen, um von hier aus wissenschaftliche Analyse zu beginnen:

»Die Wissenschaft kann nichts anderes tun als versuchen, die Wahrheit dieser Kämpfe um die Wahrheit herauszuarbeiten und die objektive Logik zu erfassen, die den Einsätzen und den Feldern, den Strategien und den Siegen zugrunde liegt, und Vorstellungen und Denkwerkzeuge, die sich als voraussetzungslos verstehen, auf die gesellschaftlichen Voraussetzungen ihrer Produktion und Benutzung, das heißt die historische Struktur des Feldes, in dem sie hervorgebracht werden und funktionieren, zurückzuführen.« [236]

In einer Analyse der Kultur und der Künste in der Staatenwelt kann auf den Begriff des Feldes verzichtet werden, sofern dessen methodologische Funktion anderweitig aufgefangen wird. Bourdieu autonomisiert den Bereich des Feldes als komplexe soziale Institution methodologisch durch einen entsprechenden Schnitt im Bedeutungs- und Zeichengefüge. Eine semiotische Arbeit muss, da sie bei Zeichen-Interpretationsprozessen ansetzt, diesen Schnitt auf die Zeichenebene verlagern und von hier ausgehend Prozesse der

235 Bourdieu 1969, S. 89.

236 Bourdieu 2001, S. 467. Vgl. dazu auch Bourdieu 1997, S. 34-36; Bourdieu 1969, S. 95.

interpretativen Konstruktion von (Macht-)Beziehungen, Positionierungen, Eigenlogiken, Konsistenzen und Autonomien ableiten. Eine starke Bezugnahme auf den Begriff des Kontextes, der jeder Zeicheninterpretation vorausgeht und zugleich durch sie geprägt wird, ist deshalb unabdingbar. Ich verzichte überdies darauf, Prozesse gesellschaftlicher Differenzierung im Begriff des Feldes zu fassen. Was Bourdieu als »Feld« bezeichnet, wäre vielmehr selbst als Teil eines semiotischen Kontextes zu verstehen, auf den sich Zeicheninterpretation bezieht, der sie mitbestimmt und der zugleich durch sie konstituiert wird.

Gleichwohl sind Bourdieus Überlegungen für meine Analyse eines Universalismus der Künste und einer Interpretation künstlerischer Zeichen als autoreferentielle Zeichen überaus wichtig. Die soziale und interpretative Zuschreibung von Bedeutung zu bestimmten Objekten, die hierdurch überhaupt erst zu Kunstwerken werden, und die Konzeption eines Universalismus als Vergessen von Geschichtlichkeit des Sozialen sind Gedanken, an denen jede interpretative Analyse der Künste ansetzen muss.

Die historischen und theoriegeschichtlichen Analysen dieses Unterkapitels haben gezeigt, dass universalistischen Vorstellungen in der Analyse der Künste eine zentrale Bedeutung zukommt. Ähnlich wie im Falle des Sports ist auch im Falle der Künste der Universalismus – hier etwa mit Bourdieu – als eine Ideologie zu verstehen, die sich als solche nicht selbst zu erkennen vermag, sondern vielmehr die Künste und damit sich selbst durch einen positiven und affirmativen Bezug auf eine übergeordnete Wertigkeit zu einer »transhistorischen Norm«[237] erhebt. Jedes einzelne Kunstwerk scheint quasi natürlicherweise Träger dieser übergeordneten Wertigkeit zu sein. Was faktisch eine interpretative, auf sozialen Konventionen beruhende Zuweisung von Bedeutung darstellt, erscheint als völlig natürlicher, aus dem Objekt selbst sich speisender Vorgang. Es überrascht angesichts dieser Vermengung von vermeintlich transhistorischer Vorstellungen mit konkret fassbaren Objekten nicht, dass Bourdieu den Universalismus der Künste in einem engen Zusammenhang sieht mit einem »Gefühl der Einzigartigkeit« gegenüber jedem Kunstwerk.[238]

Dieser Universalismus beansprucht, Metatheorie gegenüber Prozessen der Produktion, Distribution und Interpretation von Kunstwerken zu sein; in seiner wissenschaftlichen Variante unterliegt er in gewisser Weise dem, was Brubaker in anderem Zusammenhang als Verwechslung von Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse bezeichnet hat. Künste gelten entsprechenden Ideologien als universal, und dieser universale Geltungsanspruch selbst verfügt gleichfalls wieder über einen universalen Geltungsanspruch auch über den eigenen kulturellen Kontext hinaus. Den Kunstwerken wird ein universalistischer Charakter zugeschrieben, der sie als überhistorische und übersoziale Besonderheiten des menschlichen (Zusammen-)Lebens er-

237 Bourdieu 1993, S. 968.

238 Bourdieu 1993, S. 968.

scheinen lässt. Zugleich ist dieser Universalismus normativ, weil er aus einer Meta-Position heraus entsprechende Interpretationsmuster nahelegt und als quasi-natürlich erscheinen lässt. Es handelt sich um eine sozial und semiotisch konstruierte Vorstellung mit starkem Anspruch auf breite soziale Gültigkeit. Zwar unterliegt sie, auch hier in Analogie zum Universalismus des Sports, einer ausgeprägten historischen und sozialen Kontingenz. Sie konnte allerdings in westlichen Gesellschaften und, von ihnen ausgehend, in der modernen Staatenwelt eine vergleichsweise große Stabilität erreichen.

Der Universalismus im Bereich der Künste beruht auf einem Ideal menschlicher Kreativität,[239] das in keineswegs widerspruchsfreier Weise in der Person des Künstlers bzw. der Künstlerin und zugleich in nationalistischen Kollektiven als wesentlichsten Kontexten künstlerischer Produktion, Distribution und Interpretation verortet wird.[240] Dieses Ideal wird interpretativ mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit versehen, so dass entweder die künstlerischen Codes selbst oder, in gemäßigter Form etwa bei Mukařovský, die grundsätzliche Möglichkeit künstlerischen Schaffens und Interpretierens als quasi-natürliche, soziale Gruppen übergreifende Gegebenheiten menschlicher Existenz erscheinen. Es ist diese ideologische Konstruktion der Künste als einem spezifischem Tätigkeitsfeld, das eine Vergleichbarkeit künstlerischer Produktion anhand vermeintlich einheitlicher Maßstäbe und Kriterien suggeriert.

Intention dieser Vergleichbarkeit ist dabei nicht notwendig, wie beim modernen Sport, die Konstruktion von auf Gemeinsamkeit basierender Differenz gerade durch die Schaffung kompetitiver Situationen. Das vermeintlich natürliche Anders-Sein der Kunstproduktion eines nationalistischen Kollektivs gegenüber der eines anderen kann zwar durchaus kompetitive Charakterzüge annehmen, wie die Kunstwettbewerbe im Rahmen der Olympischen Spiele oder die Kunstausstellungen des späten 19. Jahrhunderts zeigen.[241] Dies ist aber, anders als beim per definitionem kompetitiv ausgerich-

239 Vgl. Mitchell 1986, S. 178.

240 Hier scheint mir ein Verweis auf den Zusammenhang von Nation und Kultur angebracht: Im Rahmen meiner nationalismustheoretischen Überlegungen habe ich in Unterkap. 1.3.2 dieser Untersuchung ausgeführt, dass der Nationalismus Kultur als Veränderliches mit dem essentialistischen Gedanken eines im Kern unveränderlichen Nationalen zusammenführen möchte. Hier liegt die Wurzel des Widerspruchs zwischen einem vermeintlich universalistischen Ideal individueller Kreativität und dessen nationalistischer Bindung.

241 Vgl. zu den Olympischen Kunstwettbewerben Kramer 2004. In einem grundsätzlicheren Sinne wäre in diesem Zusammenhang auch auf die kolonialistische Unterscheidung von vermeintlich zivilisierter Kunst und vermeintlich primitiver Kunst zu verweisen, die sich in einer entsprechenden Spaltung der Gesellschafts- und Geisteswissenschaften in (Kunst-) Soziologie, Philologien und Kunstwissenschaften einerseits, Ethnologie und Anthropologie andererseits spiegelte.

teten Sport, nicht zwingend notwendig. Je deutlicher sich die Unmöglichkeit der Fixierung eindeutiger, überzeitlicher und übersozialer Regeln des Künstlerischen am Wandel der Kunstproduktionen zeigte, desto unwichtiger wurde zumindest auf der Ebene der Staatenwelt die Kompetitivität der Künste, verglichen mit Vorstellungen bloßen Anders-Seins der künstlerischen Produktion verschiedener Nationen. Kompetitivität selbst konnte sich fortan lediglich noch auf das tatsächliche empirische Interesse an bestimmten Kunstproduktionen berufen, immer weniger aber auf vermeintlich überzeitliche und übersoziale, mithin objektive Maßstäbe und Regelwerke.[242]

Die Differenz, die durch und mit Künsten konstruiert wird, beruht gleichwohl auf der grundsätzlichen Annahme gemeinsamer Ausgangsbedingungen. Die Kunstproduktionen zweier oder mehrerer Nationen erscheinen nur vergleichbar unter der Voraussetzung einer interpretativ hergestellten intentionalen und kategorialen Allgemeingültigkeit künstlerischer Produktion. In diesem Sinne sind Künste in der Staatenwelt eine soziale und interpretative Konstruktion, deren Relevanz auf einer anthropologisch begründeten vermeintlichen Gemeinsamkeit kreativen Ausdruckswillens sowie auf der nationalistischen Kontextualisierung, wenn nicht Fundierung resultierender Ausdrucksformen und -bedürfnisse beruht. Der Universalismus der Künste in der Staatenwelt ist vor diesem Hintergrund von der interpretativen Konstruktion von Andersheit nicht zu trennen.

Auch ein solcher Universalismus ist dabei in zweierlei Weisen wirksam. Zum einen richtet er sich an alle Interpret(inn)en potentieller künstlerischer Objekte und Handlungen. Zum anderen will er sich auf alle Objekte beziehen, die entsprechenden Interpretationsmustern folgend dem Tätigkeitsbereich der Künste zugeordnet werden. So gesehen ist er dem eigenen Anspruch nach als Staatengrenzen transzendierend zu verstehen: Ein Kunstwerk will ein Kunstwerk sein und erheischt als solches Akzeptanz – völlig unabhängig davon, welcher Nation oder welchem Staat die Person angehört, die es schafft.[243] Und während es eine entsprechende Akzeptanz im Normalfall tatsächlich erhält, wird jede Negation dieses Universalismus zu einer Abweichung von der Norm.

Diese interpretative Konstruktion eines Grenzen transzendierenden Charakters der Künste bildet explizit oder implizit den argumentativen Kern zahlreicher Ideologien, die die Künste als völkerverbindend oder übernational qualifizieren. In internationalistischen und idealistischen Denkmustern der praktischen Politik zumindest westlicher Staaten wie auch in der wissenschaftlichen Analyse von Politik spielen Künste als Produzenten vermittelnder und verbindender Medien seit mindestens dem 19. Jahrhundert, wenngleich unter sich wandelnden Vorzeichen, eine gewisse Rolle.[244] So forderten linke und liberale Republikaner im Frankreich des späten 19. Jahrhun-

242 Vgl. Grimm 1979; Grimm 1984.

243 Vgl. dazu auch Balfe 1987, S. 5-8 und 23-25; Berger/Play et al. 2008, S. 18.

244 Iriye 1997. Vgl. dazu auch Seeger 1949, S. 42; normativ Khademi 1999, S. 49.

derts eine Öffnung gegenüber deutscher Kunst – wobei sie argumentativ wesentlich auch auf die Vorstellung einer gegenseitigen Annäherung vermittels der Kunst rekurrierten.[245] Beispielhaft deutlich wird die interpretative Verknüpfung von Friedenspolitik und Künsten auch an der Programmatik bundesdeutscher auswärtiger Kulturpolitik, die sich seit Ende des Zweiten Weltkriegs immer wieder unter verschiedenen Begrifflichkeiten auf eine friedensfördernde Wirkung von Künsten berief und dies noch heute unter veränderten außenpolitischen Bedingungen macht.[246] »Völkerverständigung« war auch die Schablone, mit der die Medienberichterstattung auf ein Konzert der New Yorker Philharmoniker in Nordkorea reagierte – sie dürfte damit der politischen Intention dieses Projektes recht nahe gekommen sein.[247]

Solcherlei Vorstellungen basieren letztlich auf dem Universalismus der Künste in der Staatenwelt, gehen aber deutlich über diesen hinaus bzw. radikalisieren ihn. Sie sind, analog der entsprechenden Vorstellungen im Bereich des Sports, als idealistisch zu bezeichnen. Es ist ein Kennzeichen dieses Idealismus, dass er die Grenzen transzendierenden Gehalte des Universalismus überbetont und seinen Charakter als notwendiges Substrat gegenseitiger nationalistischer Abgrenzung herunterspielt oder notorisch ausblendet. In einer moderneren Formulierung findet sich dieser Idealismus auch in aktuellen Programmatiken, hier etwa der des British Council:

»The arts have a particular ability to inspire, and connect people; they create economic, social and cultural value, and help us articulate, fuel and better understand the great debates of our time.« [248]

Es ist die spezifische Konstitution der internationalen Künste auf der Grundlage eines normativ und ideologisch übergeordneten Universalismus, die eine große Zahl der Menschen und der Staaten dazu anhält, den modernen Künsten positiv entgegenzutreten. Dass dies innerhalb einzelner Gesellschaften nicht auf alle Menschen gleichermaßen zutrifft und Kunstgenuss eines der wichtigsten Mittel sozialer Distinktion darstellt, ändert an dieser Tatsache nichts Grundsätzliches.[249] Besonders wenn man die Bedeutung so genannter Populärkünste für den internationalen Kulturaustausch berück-

245 Esner 2001. Eine solche Haltung gegenüber Kunst ist allerdings keineswegs selbstverständlich, der Universalismus stellt schließlich keine Eigenschaft von Künsten oder Kunstwerken, sondern eine interpretative Zuschreibung dar. Man vergleiche hierzu Kostka 2005 mit Esner 2001.

246 Schreiner 2008, S. 12-16. Vgl. beispielhaft für die »Dankspende des deutschen Volkes« Müller 2005 sowie Fn. 253 auf S. 297 dieser Untersuchung.

247 Vgl. Kornelius 2008; Maass 2008; Pitzke 2007.

248 British Council 2008, S. 10.

249 Bourdieu/Boltanski 1983, S. 89-109; Bourdieu 1987, S. 29-107 und 403-420; Bourdieu 1994, S. 159-198.

sichtigt, wird deutlich, dass durchaus auch breitere Gesellschaftsschichten erfasst und angesprochen werden.[250]

Zur Konstitution eines künstlerischen Zeichens in der Staatenwelt gehört nun aber regelmäßig seine Interpretation als autoreferentielles Zeichen. Der übergeordnete Universalismus sorgt bei der Interpretation eines kulturellen Zeichens, das den Künsten zugeordnet ist, für eine Teil-Schließung der Zeichenbedeutung. Seine Wertigkeit, seine Bedeutung und seine Relevanz gewinnt dieses primär nicht aus politischen Zusammenhängen, sondern aufgrund des übergeordneten, in der Staatenwelt präsenten und akzeptierten Universalismus. Wenn etwa die USA und die Sowjetunion auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges in den 1950er Jahren gegenseitig Theater- und Tanzgruppen entsandten, so verstanden sich deren Mitglieder selbst primär als Künstler(innen) – und sie wurden auch seitens beider Staaten primär als solche verstanden.[251] Dass sie dennoch zugleich als politische oder diplomatische Zeichen verstanden werden konnten, ist einer spezifischen Interpretation zu verdanken, die die Künstler(innen)gruppen bzw. deren Aufführungen mit Vorstellungen von Universalismus und Autoreferentialität enzyklopädisch verknüpfen ließ.

Der spezifische Charakter dieser Zeicheninterpretation wird besonders deutlich, nimmt man die Perspektive eines Einzelstaates ein. Das als autoreferentiell interpretierte künstlerische Zeichen kann einem bestimmten Nationalstaat zugeordnet werden, zugleich aber findet es als autoreferentielles Zeichen übernationale Akzeptanz. Damit werden nationalistische Denkmuster in den Künsten, die auf gegenseitiger Abgrenzung und kultureller Differenzierung beruhen, mit Bedürfnissen nach Akzeptanz der eigenen künstlerischen Besonderheit durch Dritte vereinbar – sie bedingen sich gar gegenseitig. Die spezifische, im Ausland präsentierte Form und Leistung der künstlerischen Produktion wird als gemäß dem Nationalstaat »typisch« und »besonders«, ihrer Form und ihrem normativen Anspruch nach aber auch als autoreferentiell und der universalisierenden Kategorie der Künste angehörend interpretiert.

Ich werde in den folgenden drei Unterkapiteln drei Beispiele aufgreifen, anhand derer sich die vermeintlich widersprüchliche Logik und die empirische Relevanz von nationalistischer Zuordnung und universalistischer Wertigkeit, kulminierend in autoreferentieller Zeicheninterpretation, anschaulich aufzeigen lässt. Dabei werde ich zwei Fälle skizzieren, in denen die Autoreferentialität künstlerischer Zeichen deutlich wird, nämlich den zweier Kunstausstellungen in Berlin und New York 2004 im Anschluss an die außenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und den USA wegen des Irak-Krieges sowie den des Barcelona-Prozesses der Europäischen Union. Andererseits werde ich aber auch einen Fall schildern, in dem

250 Vgl. beispielhaft für die USA Nye 1970, S. 1-5; aus außenpolitischer Perspektive Schwarzkopf 2004.

251 Rosenberg 2005; Prevots 1998.

Interpretationsmuster der Autoreferentialität in einem bestimmten Moment nicht mehr zur Anwendung kamen – gemeint ist der Kulturaustausch im Kunstbereich zwischen der früheren Sowjetunion und den USA in den 1970er Jahren.

3.2.3 Fallbeispiel 1: Deutsch-amerikanischer Kunstaustausch 2004

Die politischen und diplomatischen Beziehungen zwischen zwei oder mehr Staaten können in unterschiedlicher Weise und in unterschiedlichem Ausmaß problematisch sein. Am Beispiel der »Ping-Pong-Diplomatie« im Bereich des Sports konnte ich zeigen, dass eine autoreferentielle Interpretation von Kultur zur gegenseitigen Annäherung zweier Staaten auch oder gerade dann genutzt werden kann, wenn die Beziehungen zwischen beiden auf ein absolutes Mindestmaß reduziert sind bzw. faktisch nicht existieren. Im Folgenden möchte ich einen Fall skizzieren, bei dem Künste eine gewisse Rolle für die Verbesserung des Verhältnisses zwischen zwei traditionell einander außenpolitisch verbundenen Staaten spielten – ein Verhältnis, das sich aufgrund vorangegangener weltpolitischer Ereignisse verschlechtert hatte. Die Rede ist von Deutschland und den USA im Nachgang zum Einmarsch der USA mitsamt ihrer Verbündeten in den Irak und der deutschen Nichtteilnahme hieran. Interessant an diesem Beispiel ist, dass die Verstimmung zwischen diesen Staaten nicht einmal annähernd mit den eingefrorenen diplomatischen und politischen Beziehungen zwischen den USA und China während der 1960er Jahre gleichgesetzt werden kann.[252] Es bestand 2004 ein breites Fundament an kulturellen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen, die selbstredend durch eine außenpolitische Krise nicht zu existieren aufhörten. Deutschland und die USA hatten zudem angesichts der vielfältigen gegenseitigen Anbindung durchaus zahlreiche Möglichkeiten und Wege zur Wiederannäherung, die sie gewiss auch nutzten. Gleichwohl spielten die Künste in diesem Prozess einer Verbesserung der Beziehungen, von vergleichsweise hohem Niveau ausgehend, eine gewisse Rolle, wie ich im Folgenden darstellen möchte.

Hierzu sei zunächst ein kurzer Blick auf die Vorgeschichte gestattet.[253] 1998 wurde der Sozialdemokrat Gerhard Schröder zum Kanzler gewählt.

---

252 Dass die Künste noch heute, der »Ping-Pong-Diplomatie« eher vergleichbar, auch bei sehr viel stärker zerrütteten bilateralen Beziehungen von Bedeutung sein können, zeigt das Beispiel der New Yorker Philharmoniker, die im Frühjahr 2008 in Pjöngjang (Nordkorea) spielten. Auf diesen interessanten Fall von Kulturaustausch, der auf Initiative Nordkoreas zurückging, sei auch an dieser Stelle wenigstens kurz verwiesen. Vgl. Kornelius 2008; Maass 2008; Pitzke 2007.

253 Der Einsatz von Kunst als Instrument war für die deutsche Außenpolitik nichts Neues. So wurde etwa schon unmittelbar nach der Gründung der Bundesrepu-

Die SPD bildete mit der Partei Bündnis 90/Die Grünen eine Regierungskoalition, Joseph (»Joschka«) Fischer als der damals prominenteste grüne Politiker übernahm die Ämter des Außenministers und Vizekanzlers. Zunächst schien die Regierung einen Kurs zu verfolgen, der aus amerikanischer Sicht als Kurs der Kontinuität erscheinen konnte und den sie auch rhetorisch entsprechend darstellte. Der erste Kampfeinsatz der Bundeswehr seit ihrer Gründung, den die Schröder-Fischer-Regierung unmittelbar nach Amtsantritt im Krieg gegen das damalige Rest-Jugoslawien durchführen ließ, konnte durchaus noch als Fortsetzung bundesdeutscher Bündnis- und Zivilisierungspolitik mit neuen Mitteln dargestellt werden.[254] Nach den Terroranschlägen auf das New Yorker World Trade Center am 11. September 2001 erklärte Schröder sofort die »uneingeschränkte Solidarität« Deutschlands, was sich als Fortsetzung der deutschen Westanbindung und der außenpolitischen Orientierung an den USA interpretieren ließ. Entsprechend beteiligte sich Deutschland auch militärisch am Krieg in Afghanistan, mit dem die USA und die NATO auf die Anschläge reagierten.[255]

Einer Beteiligung am Krieg einer »Koalition der Willigen« unter Führung der USA und Großbritanniens gegen den Irak, der im Frühjahr 2003 durchgeführt wurde, verweigerte sich die deutsche Bundesregierung allerdings vehement. Die US-Regierung unter Präsident George W. Bush verstand diesen Militäreinsatz, der den Sturz Saddam Husseins und die Installation eines demokratischen Regimes zum Ziel hatte, als »präemptive« Maßnahme gegen vermeintliche irakische Massenvernichtungswaffen sowie als Beitrag im »Kampf gegen den Terrorismus«.[256] Diese Kriegslegitimation basierte auf der Annahme einer massiven Gefahr, die vom Irak ausgehe – eine Annahme, die die deutsche Bundesregierung nicht teilte. Schon als im Sommer 2002 die Anzeichen eines drohenden Krieges nicht mehr zu übersehen waren, nahm Schröder in mehreren Wahlkampfreden und Zeitungsartikeln dezidiert Stellung gegen das Vorhaben der USA und ihrer Verbündeten. Er begründete seine deutliche, aus US-amerikanischer Sicht allzu brüsk

---

blik Kunst wiederholt eingesetzt, um gegenüber dem Ausland eine Rückkehr Deutschlands zu Demokratie, Rechtstaatlichkeit und außenpolitischer Kalkulierbarkeit zu signalisieren. Die vom damaligen Bundespräsident Theodor Heuss (FDP) initiierte »Dankspende des Deutschen Volkes«, eine Schenkung von über 2000 Kunstwerken an den Deutschen freundlich gesinnte Staaten, ist sicher ein besonders auffälliges Beispiel hierfür. Vgl. Müller 2005; Warnke 1985, S. 210.

254 Vgl. Risse 2004, S. 29. Dass dies wissenschaftlich und journalistisch auch genau gegenteilig interpretiert werden kann, nämlich als grundlegender Wandel deutscher Außenpolitik sowie als Zäsur in der deutschen Nachkriegspolitik, soll damit nicht bestritten werden. Vgl. aus linker und kritischer Sicht etwa Hartmann 1999; eher affirmativ Friedrich 2005, S. 131-136; Sommer 2001.

255 Schöllgen 2005, S. 3-5.

256 Hubel 2006, S. 15.

vorgetragene Ablehnung damit, dass es für die Existenz irakischer Massenvernichtungswaffen sowie für die Unterstützung Al-Qaidas durch Hussein keine gesicherten Hinweise gäbe. Eine deutsche Beteiligung lehnte Schröder selbst unter der Bedingung ab, dass ein Militärschlag gegen den Irak noch durch eine UN-Resolution abgesichert würde.[257] Insbesondere seine überdeutliche Formulierung eines »deutschen Weges«, die zumindest teilweise der damaligen Wahlkampfsituation geschuldet gewesen sein dürfte, ließ aufhorchen.[258]

Die politikwissenschaftliche Debatte um die Frage, ob Deutschlands Außenpolitik sich nach 1990 oder nach der Regierungsübernahme durch das erste Kabinett Schröder gewandelt habe oder vielmehr Kontinuität aufweise, ist umfangreich, an dieser Stelle aber nur von nachgeordneter Relevanz.[259] Wichtig ist für das Verständnis der damaligen Situation allerdings durchaus, dass die offensiv vorgetragene und begründete deutsche Nichtteilnahme an dem Krieg gegen den Irak, anders als die Politik zuvor, in den USA als drastischer Bruch mit der bis dahin US-freundlichen deutschen Außenpolitik verstanden wurde. Eine überdeutliche Orientierung an Frankreich, das traditionell eine gegenüber den USA distanzierte Außenpolitik verfolgt und den Irak-Krieg gleichfalls vehement ablehnte,[260] sowie eine gewisse Annäherung an das nicht minder kritische Russland sorgten für zusätzliches Unverständnis auf Seiten der Bush-Regierung, der Kongressmehrheit und der US-amerikanischen Medien.[261] Umgekehrt wurde das Vorgehen der USA von der Mehrheit der deutschen Medien und in den deutschen Regierungsparteien als Bruch mit traditioneller US-amerikanischer Bündnispolitik aufgefasst.[262] Aus dieser politischen Konstellation resultierte die wohl gravierendste Krise des deutsch-amerikanischen Verhältnisses seit Bestehen der Bundesrepublik:

»Ein ›clash of strategic cultures‹ führte zu einem seit der Gründung der Bundesrepublik noch nicht da gewesenen Dissens zwischen Deutschland und den USA. [...] In den USA wurde Gerhard Schröders Antikriegsposition als reiner Wahlopportunismus gesehen. [...] Aus deutscher und europäischer Sicht hatte Amerika seine traditionelle Politik aufgegeben.« [263]

Wenngleich diese Krise auch von bis dahin nicht gekanntem Ausmaß war, so lag ein dauerhafter und tiefgreifender Bruch für beide Seiten doch selbst-

257 Kaiser 2006, S. 38; Hubel 2006, S. 11.

258 Hacke 2005, S. 9; Hubel 2006, S. 11; Hellmann 2004, S. 33-34.

259 Vgl. Hellmann 2002b; Risse 2004.

260 Hubel 2006, S. 12; Schöllgen 2005, S. 5; Szabo 2004, S. 38-40 und 48-49.

261 Kaiser 2006, S. 37; Szabo 2004, S. 32; Hacke 2005, S. 14.

262 Kaiser 2006, S. 36.

263 Kaiser 2006, S. 38. »Clash of strategic cultures« ist ein Zitat Kaisers aus Szabo 2004, S. 52.

redend weit außerhalb des Denk- und Wünschbaren. Zwei von gewiss zahlreichen Möglichkeiten zur politischen Wiederannäherung bildeten 2004 zwei Kunstausstellungen, die nur durch zufällige Museumsumbauten überhaupt möglich wurden.[264] So bot sich aufgrund eines Umzugs der Staatlichen Kunstsammlung Dresden, verbunden mit entsprechenden Baumaßnahmen, die Gelegenheit, eine breite Auswahl der dortigen Kunstwerke zeitlich befristet zu verleihen. Der »Mississippi Arts Pavilion« in Jackson (Mississippi), einer für die Größe und Lage der Stadt im Süden der USA erstaunlich großen und renommierten Kunsthalle, wurde schließlich zum Gastgeber einer über 700 Einzelstücke umfassenden Ausstellung mit dem Titel »The Glory of Baroque Dresden«. Der organisierenden und die finanziellen Lasten tragenden »Mississippi Commission for International Cultural Exchange« war es schon in den Jahren zuvor wiederholt gelungen, hochkarätige Ausstellungen nach Jackson zu holen.[265]

Eine kunstpolitisch wie auch außenpolitisch sicherlich noch wichtigere Ausstellung fand im gleichen Jahr in Berlin statt. Ausgangspunkt war eine längere Umbauphase im derzeit wohl weltweit bedeutsamsten Museum für moderne Kunst, dem New Yorker »Museum of Modern Art« (MoMA). Dem »Verein der Freunde der Nationalgalerie« war es gelungen, die wichtigsten Werke des MoMA für eine Ausstellung an der Berliner Nationalgalerie auszuleihen. Der Etat des Projektes »Das MoMA in Berlin« betrug 8,5 Mio. Euro, die von den deutschen Organisatoren aufgebracht wurden; ein vermutlich nicht geringer, aber der Öffentlichkeit unbekannter Teil davon floss als Leihgebühren nach New York. Eine Million Euro finanzierte die Deutsche Bank, der Beitrag der Bundesregierung beschränkte sich auf die Übernahme der Versicherung für die Kunstwerke per Staatshaftung.[266] Letzteres ist nach Aussage der damaligen Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Christina Weiss, bei Ausstellungen dieser Größenordnung kein unübliches Vorgehen, da diese andernfalls nicht durchgeführt werden könnten. Ein direkter Zusammenhang zwischen der deutsch-amerikanischen Krise und dem Engagement der Bundesregierung scheint also auf den ersten Blick nicht vorgelegen zu haben.[267] Mit insgesamt über einer Million Besucher(inne)n wurde »Das MoMA in Berlin« 2004 zum wichtigsten und erfolgreichsten Kunstereignis Deutschlands, das selbst die üblichen Besuchszahlen vergleichbarer Ausstellungs-Blockbuster bei Weitem übertraf.[268]

---

264 Baier 2004. Die folgenden empirischen Darstellungen beruhen mangels wissenschaftlicher Untersuchungen ausschließlich auf der Presseberichterstattung und dabei im Wesentlichen auf jener des Jahres 2004.

265 Riese 2004; Ellmer 2004.

266 Wagner 2004; Spies 2004; Anonym (I.L.) 2004; Werneburg 2004.

267 Fuhr 2004a.

268 Liebs 2004.

Sowohl die Ausstellung in Jackson als auch diejenige in Berlin wurden ausgehandelt und geplant in einer Phase schwieriger außenpolitischer Beziehungen zwischen Deutschland und den USA, deren Hintergrund ich eingangs skizziert habe. Es handelte sich bei beiden Projekten um Initiativen privater, kommunaler oder halbprivater Akteure, die Bundesregierungen der USA und Deutschlands waren darin zunächst ebenso wenig eingebunden wie die nachgeordnete Bundeslands- bzw. Staatsebene. Gleichwohl wäre es zu kurz gegriffen, wollte man die außenpolitisch relevanten Aspekte dieser Ausstellungen nur deshalb nicht zur Kenntnis nehmen, weil sie einem engen, regierungszentrierten Verständnis von »Auswärtiger Kulturpolitik« beziehungsweise »Cultural Diplomacy« nicht entsprechen wollen. Tatsächlich waren nämlich beide Ausstellungen außenpolitisch von einiger symbolischer Relevanz, obwohl sie von den Regierungen Bush und Schröder weder initiiert noch durchgeführt oder finanziert wurden.

Deutlich wird dies vornehmlich an der Ausstellung »Das MoMA in Berlin«,[269] und hier insbesondere an der Übernahme der Schirmherrschaft durch die beiden damaligen Außenminister, Fischer auf Seiten Deutschlands und Colin Powell auf Seiten der USA. Obgleich beide für die tatsächliche Durchführung der Ausstellung keine Rolle spielten und nicht aktiv involviert waren, war dieser Akt gerade aufgrund seiner Beidseitigkeit von einiger außenpolitischer Symbolkraft. Dass darüber hinaus die deutsche Bundesregierung relativ kurzfristig ein umfassendes, thematisch auf die USA abgestimmtes Rahmenprogramm in ihren Berliner Kultureinrichtungen unter dem Titel »American Season« initiierte, verstärkt diesen Eindruck eines politischen Signals zur Wiederannäherung mit Hilfe der Künste. Interessant hieran ist, dies sei nebenbei bemerkt, dass in dieser Sache zumindest nach außen hin nicht das Auswärtige Amt, sondern das Bundeskanzleramt in Person der Beauftragten für Kultur und Medien aktiv wurde[270] – wollte man Außenkulturpolitik nur dort sehen, wo klassische außenpolitische Akteure am Werk sind, so folgte man offensichtlich einem für dieses Politikfeld völlig unzureichenden Akteursbegriff.

---

269 Dass diese Ausstellung vor dem Hintergrund des Irak-Krieges und des »Krieges gegen den Terror« gerade auch inhaltlich politische Brisanz besaß, soll zumindest in dieser Fußnote kurz erwähnt werden. So lässt sich die Aussage von »Das MoMA in Berlin«, glaubt man den Interpret(inn)en in den Feuilletons, in den folgenden drei wesentlichen Sätzen zusammenfassen: 1. Es gebe einen gemeinsamen Kanon westlicher Kunst, die (mindestens) Europa und Nordamerika umfasst. 2. Die USA seien heute die führende Nation, in der diese Kunst stattfindet, gesammelt und produziert wird (mit dem MoMA an der Spitze). 3. Das MoMA (und damit diese Kunst) habe seine (ihre) Wurzeln in Berlin, verbinde also die deutsche Hauptstadt mit New York. Vgl. Wagner 2004; Spies 2004; Werneburg 2004; Fuhr 2004b; Walde 2004. Vgl. allgemein zur Pressekritik der Ausstellung Lüddemann 2007, S. 92-96.

270 Fuhr 2004a; Fuhr 2004b; Wagner 2004.

Obgleich politisch nicht ganz so sehr in Beschlag genommen, ging von der Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlung Dresden in Jackson gerade aufgrund ihrer zeitlichen und, wenn man so möchte, politischen Parallelität zur Berliner MoMA-Ausstellung eine gleichfalls beachtenswerte außenpolitische Symbolkraft aus. Dass sie Ende Februar 2004 unter anderem vom damaligen sächsischen Ministerpräsidenten Georg Milbradt (CDU) eröffnet wurde, überrascht nicht, sind die betreffenden Kunstwerke und Kulturgüter doch im Besitz des Landes Sachsen. Dass er dies aber zusammen mit Bundeskanzler Schröder tat, ist schon weitaus interessanter. Die Teilnahme eines Bundeskanzlers an einer entsprechenden Veranstaltung ist nicht selbstverständlich, sondern dürfte im konkreten Fall auf die spezifische Situation der deutsch-amerikanischen Beziehungen zurückzuführen gewesen sein. Schröder hatte zuvor im Weißen Haus bei US-Präsident Bush seinen ersten Besuch nach der Irak-Krise absolviert und verband insofern eine direkte politische Wiederannäherung mit einer indirekten über den Umweg der Künste.[271] Die Vorgeschichte dieses Staatsbesuchs zeigte dabei allerdings eine genau umgekehrte politische Stoßrichtung, nämlich von der Kunst zur Politik: So hatte das Bundeskanzleramt zunächst Schröders Teilnahme an der Ausstellungseröffnung angekündigt und zugleich Bush eingeladen, ebenfalls hieran teilzunehmen. Sowohl die Bundesregierung als auch die Staatliche Kunstsammlung Dresden gingen noch zu Beginn des Jahres 2004 davon aus, dass Bush diese Einladung annehmen würde. Tatsächlich aber reagierte Bush seinerseits mit einer Einladung ins Weiße Haus, was diplomatisch als höherrangig und gewiss nicht nur in der Presse als Erfolg Schröders bewertet wurde.[272]

Offensichtlich hat insbesondere die deutsche, aber auch die amerikanische Regierung die Kunstausstellungen in Berlin und Jackson als Möglichkeiten gesehen, nach den außenpolitischen Zerwürfnissen im Zuge des Irak-Krieges 2003 wieder auf höchster Ebene miteinander in Kontakt zu treten und Bereitschaft zur Wiederannäherung zu signalisieren. Hierfür war nicht zuletzt ein spezifisches Verständnis der Künste wichtig, das diese nicht nur als gegenüber der Politik anders, sondern auch als besonders ansieht. Im Folgenden sei, um dies zu veranschaulichen, ein kurzes Statement zur politischen Relevanz der Künste zitiert, das die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Weiss, in einem Zeitungsinterview gegeben hatte. Sie erläuterte darin nicht nur die politische Funktion von Kunst und Kultur, sondern nicht zuletzt auch ihr eigenes politisches Handeln, spielte sie doch für die außenpolitische Nutzung der Berliner MoMA-Ausstellung eine zentrale Rolle:

271 Fuhr 2004a; Baier 2004; Riese 2004; Anonym 2004b; Ellmer 2004.

272 Anonym 2004a; Anonym 2004c; Anonym 2004d; Anonym 2004e.

»Frage: Diese Woche das MoMA, nächste Woche will der Bundeskanzler in Jackson/Mississippi die Ausstellung ›Die Pracht des barocken Dresden‹ eröffnen. Zwei Mal kurz hintereinander wird die Kunst zur Dienerin der Politik.
Weiss: Dahinter steckt durchaus Absicht. Wir haben im vergangenen Jahr während des deutsch-amerikanischen Disputs um den Irak-Krieg, der auch ein ideologischer Konflikt war, gespürt, dass wir nicht mehr genug voneinander wissen.
Frage: Und da soll nun die Kunst weiterhelfen?
Weiss: An dem Bild, das wir voneinander haben, müssen wir ganz erheblich arbeiten. In Deutschland wirkt hier immer noch die Teilung nach, die auch zwei ganz unterschiedliche Amerikabilder bedingte. Wir müssen im deutsch-amerikanischen Verhältnis unsere gemeinsamen Wurzeln betrachten. So verbindet Berlin und New York eine ganz spezielle Beziehung. New York wurde für die Kunst die Stadt, die Berlin ohne die Nazis hätte sein können. Solche Zusammenhänge ins Bewusstsein zu heben, ist kulturelle Arbeit. Kultur kann Sichtweisen und Selbstbilder ganz anders beeinflussen als Politik und Wirtschaft.« [273]

Das Zitat enthält zwei Grundaussagen, auf denen die gesamte Argumentation aufbaut. Zum Ersten konstatiert Weiss, dass das deutsch-amerikanische Zerwürfnis in Folge des Irak-Kriegs im Wesentlichen eines sei, das auf falschen »Bildern« voneinander und mangelndem gegenseitigem »Wissen« beruht, also auf einer inadäquaten reziproken Wahrnehmung. Sie spezifiziert nicht im Detail, was damit genau gemeint ist. Es liegt deshalb die Vermutung nahe, dass es sich dabei keineswegs nur um künstlerische Wissensbestände und Bilder handelt, sondern angesichts der damaligen Zeitumstände insbesondere auch um gesellschaftliche und politische. Dieser Eindruck erhärtet sich, zieht man die zweite Grundaussage des obigen Zitates hinzu, mit der sie zwischen Künsten einerseits und Politik bzw. Wirtschaft andererseits deutlich unterscheidet. Weiss skizziert die Künste, hier verallgemeinernd als »Kultur« bzw. »kulturelle Arbeit«, als einen Bereich des Besonderen und des Nichtpolitischen. Künste machten es möglich, über sich selbst hinaus zu Verständigung, zu besserem gegenseitigem Wissen und einer adäquateren Wahrnehmung zweier Staaten zu gelangen – gerade deshalb eigneten sie sich als außenpolitische Instrumente in der damals gegebenen Situation. Hier schließt sich der Kreis ihrer Argumentation.

Mit dieser zweiten Grundaussage knüpft Weiss an traditionelle Kunst-Vorstellungen an. Die Besonderheit der Künste, hier definiert in Abgrenzung zu Politik und Wirtschaft, beruht letztlich auf einem Verständnis ihrer als primär nichtpolitisch. Es ist diese Besonderheit, die in Weiss' Augen die Künste zu einem geeigneten Instrument der Außenpolitik macht: Sie scheinen einerseits ihrer selbst zu sein, andererseits aber über sich selbst hinauszuweisen; Kunst als Kunst, Kultur als Kultur, zugleich aber beide als Politik. Eigenwertigkeit und politische Relevanz der Künste verschmelzen in

273 Fuhr 2004a (Interview mit der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Christina Weiss).

einer Weise miteinander, die ich in meiner Analyse des Denkens über Künste in der Staatenwelt beschrieben habe. Dass all dies überhaupt erst einmal in Nationen aufteilbare Kunstproduktionen auf der einen, ein nationenübergreifendes Kunstverständnis auf der anderen Seite voraussetzt, sei mit besonderem Nachdruck erneut erwähnt.

Was Weiss hier in Teilen explizit ausführt, in Teilen stillschweigend voraussetzt, verweist auf eine spezifische Interpretation künstlerischer Zeichen, die diese als autoreferentielle Zeichen erscheinen lässt und die hierzu auf universalistische Vorstellungen der Künste zurückgreift. Es ist eine Interpretation, die im vorliegenden Fall seitens der deutschen wie auch seitens der US-amerikanischen Regierung in einander zumindest ausreichend ähnlicher Weise vollzogen wurde. Ohne sie wären die beiden Kunstausstellungen kaum als politische Akte konstituiert worden. Sowohl die Bereitschaft Schröders, die Ausstellung in Jackson zu eröffnen, als auch die Bereitschaft Powells und Fischers, für die Berliner Ausstellung eine Schirmherrschaft zu übernehmen, hier ergänzt um das durch die Bundesregierung initiierte Rahmenprogramm, wurden als politische Zeichen interpretiert. Dieser politische Charakter wurde allerdings nur möglich, weil die Kunstausstellungen an sich als »eigentlich« unpolitische Zeichen verstanden wurden und gerade hierdurch auf eine positive Reaktion der jeweiligen Gegenseite zu hoffen war. Nur weil die Künste aus politischer Perspektive als unwichtig, peripher, unpolitisch angesehen wurden, konnten sie zugleich als wichtig, relevant und politisch interpretiert werden. Umgekehrt formuliert: Gerade weil die Kunstausstellungen beanspruchten, lediglich Kunstausstellungen zu sein, und sie als autoreferentiell und nichtpolitisch interpretiert wurden, konnten sie ein gefahrloses, prestigereiches und Gemeinsamkeit suggerierendes politisches Instrument darstellen.

Die Annahme, dass die Kunstausstellungen autoreferentiell seien und auch von der jeweils anderen Seite entsprechend interpretiert werden würden, ist konstitutive Voraussetzung dafür, dass politische Motive und Intentionen überhaupt entwickelt sowie entsprechende Handlungsmöglichkeiten gesehen werden konnten. Zugleich, das heißt analytisch gleichgeordnet, perpetuieren diese Motive, Intentionen und Handlungen im Erfolgsfalle Interpretationsmuster, die Künste als autoreferentiell konstruieren lassen. Alle denkbaren politisch relevanten Interpretationen durch die Akteure beruhen einerseits auf der Annahme breiter Gültigkeit und Akzeptanz solcher Interpretationsmuster, die sie andererseits durch beiderseitigen Vollzug gewährleisten und reproduzieren.

Diese Interpretationsmuster stellen bestimmte stillschweigende Vorannahmen bereit, mit denen den zu interpretierenden künstlerischen Objekten begegnet wird. Dies gilt auch für die Interpretation der Kunstausstellungen in Berlin und Jackson. So mussten etwa beide Seiten davon ausgehen, dass auch die jeweils andere Seite Künste für relevant hält. Alle Interpret(inn)en mussten ferner annehmen, es gebe überhaupt etwas Gemeinsames, was als Kunst bezeichnet wird. Nicht zuletzt aber musste eine Wertschätzung der

tatsächlich ausgestellten Kunstwerke auf beiden Seiten vorhanden sein. An entsprechende Einschätzungen appellierte ja nicht zuletzt die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Weiss, in oben zitiertem Interviewausschnitt, dort sehr verstärkt durch ihre instrumentalisierende Behauptung einer gemeinsamen deutsch-amerikanischen Geschichte der Kunst.

All diese Annahmen lassen sich unter den Begriff eines Universalismus der Künste fassen, den ich aus meiner Analyse des bürgerlichen Denkens über Kunst abgeleitet habe: Künste funktionieren aufgrund ihrer entsprechenden interpretativen Konstitution nach eigenen Regeln, transportieren eigene Wertvorstellungen und vermitteln eigene Kriterien für Relevanz und Qualität. All dies machen sie mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der die Grenzen der beteiligten Staaten transzendieren will und dem beide Seiten offensichtlich entsprochen haben. Solche universalistischen Vorstellungen bilden das wichtigste Interpretationsmuster für Künste in der Staatenwelt, das sich nicht zuletzt auch in den Ausstellungen von Berlin und Jackson manifestierte. Im vorliegenden Fall stellten sie, neben der politischen Krise im Verhältnis beider Staaten, ganz wesentliche Kontextbedingungen der Interpretation dar.

3.2.4 Fallbeispiel 2: Kunst und »Euro-Mediterrane Partnerschaft«

Dass Kultur im Allgemeinen und Kunst im Besonderen nicht nur für Außenpolitik im Sinne einer Außenpolitik einzelner Staaten relevant sind, soll das folgende Beispiel zeigen. Im Mittelpunkt steht darin die Europäische Union (EU), die als Staatenverbund mit staatsähnlichen Charakteristika angesichts des erreichten Niveaus der Integration einen interessanten Sonderfall darstellt.[274] So hat sie zum einen, historisch von zunächst ökonomisch intendierten Integrationsschritten ausgehend, auch nach innen eine eigene Kulturpolitik entwickelt. Mit ihr strebt sie nach eigenen Aussagen unter anderem die Schaffung einer europäischen Identität an, die nationale Identitätsvorstellungen ergänzen soll. Hierbei spielt immer wieder auch der Einsatz der Künste eine gewisse Rolle; organisatorisch dominieren schon bestehende staatliche, parastaatliche, kommunale und private Akteure die Umsetzung europäischer Kulturpolitik.[275] Zum anderen hat die EU verstärkt seit dem Vertrag von Maastricht versucht, eine eigene europäische Außenpolitik unter dem Schlagwort der »Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik« (GASP) bzw. »Common Foreign and Security Policy« zu entwickeln. Hierbei tritt sie als eigenständiger außenpolitischer Akteur auf, der die klassische Außenpolitik ihrer Mitgliedstaaten teilweise ergänzt und teilweise ersetzt.[276]

---

274 Hafner 2006, S. 10.

275 Singer 2008; Schäfer 2007, S. 52-60; Quenzel 2005.

276 Regelsberger 2007, S. 265-267; Hafner 2006, S. 9-12; Schmalz 2007.

Die Frage, inwiefern die Europäische Union nun – analog zu ihren Mitgliedstaaten – Kultur zu einem Bestandteil ihrer Außenpolitik machen dürfe oder solle, findet seit einigen Jahren insbesondere in praxisnahen, weniger allerdings in wissenschaftlichen Diskussionen Beachtung.[277] Die Brisanz einer solchen Kombination von Kultur- und Außenpolitik auf europäischer Ebene liegt in der großen Bedeutung, die beide Politikbereiche klassischerweise für Nationalstaaten haben. Dies wird nicht zuletzt deutlich an dem Umstand, dass sich einerseits die GASP nur sehr langsam entwickeln konnte und angesichts der Vielzahl außenpolitischer Interessen nur bedingt kohärent erscheint, andererseits eine europäische Kulturpolitik nur durch die Hintertür der Subsidiarität und zur Kompensation der Defizite einer rein ökonomischen Integrationspolitik entstehen konnte. Gleichwohl haben kulturelle Aspekte, und mit ihnen auch künstlerische, längst in die GASP Eingang gefunden. Ich möchte dies im Folgenden anhand des Barcelona-Prozesses bzw. der so genannten »Euro-Mediterranen Partnerschaft« aufzeigen, die einen wesentlichen Bestandteil der EU-Politik gegenüber den Mittelmeer-Anrainerstaaten darstellt.[278] Dabei greife ich insbesondere auf eine von Isabel Schäfer verfasste Dissertation zu diesem Thema zurück, in der die kulturellen Aspekte des Barcelona-Prozesses empirisch sehr detailliert dargestellt sind.[279]

Ich beschränke mich bei diesen Darstellungen auf den Zeitraum zwischen dem Beginn des Barcelona-Prozesses 1995 und dessen Ergänzung um die so genannte »Union für das Mittelmeer« 2008. Letztere stellt in gewisser Weise ein neues Stadium und eine neue Qualität der EU-Mittelmeerpolitik dar, lässt sich aber angesichts der geringen Zeitabstände noch nicht adäquat erfassen, so dass ein Einschnitt an dieser Stelle sinnvoll erscheint. Keine Rolle spielt überdies die politische und wissenschaftliche Kritik, die wiederholt an der Umsetzung des Barcelona-Prozesses geübt wurde:[280] Nicht die Frage der tatsächlichen Sinnhaftigkeit dieser Politik als vielmehr die in der politischen Programmatik der EU-Mittelmeerpolitik innewohnenden Konzeptionen von Künsten sowie die mit dieser Politik verbundenen Zeichenprozesse sollen im Mittelpunkt stehen.

1995 veranstaltete die Europäische Union auf Initiative der damaligen spanischen Ratspräsidentschaft in Barcelona eine Mittelmeerkonferenz, an

277 Vgl. im deutschsprachigen Raum etwa Weringh/Schürmann 2004 oder einige der Aufsätze aus Institut für Auslandsbeziehungen/Robert-Bosch-Stiftung 2007.

278 Nicht unerwähnt bleiben soll, dass der Barcelona-Prozess, nachdem seit Mitte der 1990er Jahre die ost- und südosteuropäischen Nachbarstaaten der EU stärker in deren Fokus gerückt sind, als Teil einer breiteren Europäischen Nachbarschaftspolitik verstanden wird; vgl. Lippert 2007.

279 Schäfer 2007.

280 Zu Union für das Mittelmeer und zur Kritik am Barcelona-Prozess Zorob 2008, S. 2-3.

der die Außenminister(innen) der damals 15 EU-Staaten, die Außenminister von zehn südlichen Mittelmeer-Anrainerstaaten sowie Jordaniens und der Präsident der Palästinensischen Autonomiebehörde teilnahmen. Man verabschiedete eine Erklärung sowie ein Arbeitsprogramm, die in den darauf folgenden Jahren Referenztexte für die Umsetzung des Vorhabens bleiben sollten. Ziel war es, die als defizitär empfundenen Beziehungen zwischen den EU- und den Mittelmeer-Drittstaaten durch ein umfassendes Ensemble bilateraler und multilateraler Maßnahmen auf eine neue Basis zu stellen. In der Erklärung von Barcelona selbst sprachen die Beteiligten von der Initiierung einer »Europa-Mittelmeer-Partnerschaft« mit dem Ziel, einen »gemeinsamen Friedens- und Stabilitätsraum« sowie eine »Zone gemeinsamen Wohlstands« zu schaffen und das »gegenseitige Verständnis« der »Kulturen« zu fördern.[281]

Die im Zuge des Barcelona-Prozesses umzusetzenden Maßnahmen und die zu erreichenden Ziele wurden in Anlehnung an die frühere Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa in drei Körbe unterteilt. Korb I umfasst dabei politische und insbesondere sicherheitspolitische Aspekte – wie beispielsweise die Achtung von Menschenrechten und rechtstaatlicher Demokratie, die Achtung der territorialen Integrität der beteiligten Staaten sowie Abrüstung und Nichtverbreitung bestimmter Rüstungsgüter. In Korb II, dessen Inhalte die umfangreichsten und detailliertesten sind, stehen wirtschaftliche und finanzielle Beziehungen im Mittelpunkt. Sie sollen ausgebaut werden, wozu man durch bilaterale Assoziierungsabkommen zwischen der EU und den Mittelmeer-Drittstaaten insbesondere eine Freihandelszone auf dem Gebiet der beteiligten Staaten einrichten möchte. Korb III schließlich umfasst soziale und kulturelle Belange, er ist für die folgenden Überlegungen der wichtigste. Mit ihm soll eine dezentrale Zusammenarbeit zwischen gesellschaftlichen und kulturellen Akteuren aus den teilnehmenden Ländern herbeigeführt werden. Nachdem der programmatische Titel dieses Korbes aufgrund harscher Kritik nach der Konferenz nochmals überarbeitet wurde, lautete er schließlich »Partnerschaft im sozialen, kulturellen und menschlichen Bereich: Entwicklung der Humanressourcen, Förderung des gegenseitigen Verständnisses zwischen den Kulturen und des Austauschs zwischen den Zivilgesellschaften.«[282]

Die Umsetzung der Maßnahmen und Ziele, die im Rahmen des Korbes III skizziert sind, erfolgte durch entsprechende Regionalprogramme, die mit EU-Mitteln finanziert wurden. An allen Aktivitäten, die man unter Berufung auf Korb III förderte, mussten sich zugleich Akteure aus EU-Staaten und aus Mittelmeer-Drittstaaten beteiligen. Auf diese Weise wollte die EU so-

281 Europäische Kommission 1995; Schäfer 2007, S. 110-112; Neugart 2007, S. 315. Ich verzichte im Falle der Nicht-EU-Staaten auf die Angabe der weiblichen Form, da deren Teilnehmer allesamt männlich waren.

282 Europäische Kommission 1995; Neugart 2007, S. 316; Schumacher 2005, S. 214-216.

ziale und kulturelle Netzwerke und Kontakte über das Mittelmeer hinweg fördern. Das erste solcher Regionalprogramme war »Euromed Heritage«, das sich seit 1998 dem Schutz und der Erforschung des nationalen kulturellen Erbes insbesondere der Mittelmeer-Drittstaaten widmete. Das zweite war »Euromed Audiovisual«, das seit 1999 Medien in den Mittelpunkt stellt. Daneben existieren oder existierten weitere, allerdings kleinere Programme, die für meine Überlegungen nicht von thematischer Relevanz sind.[283]

Relevant sind auch keineswegs alle Projekte, die im Rahmen der beiden genannten Regionalprogramme durchgeführt wurden. Tatsächlich scheinen auf den ersten Blick weder der Schutz des »Kulturerbes« noch die Förderung bestimmter Medienprojekte künstlerisch bedeutsam zu sein. Überdies wurde zwar immer wieder über weitere Regionalprogramme diskutiert, die sich direkt einem Austausch etwa in den Bereichen Musik, Theater, Tanz oder Literatur widmen sollten, zur Verwirklichung kamen sie aber nie.[284] Gleichwohl zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass die Programme »Euromed Heritage« und »Euromed Audiovisual« durchaus Projekte förderten, die – und sei es nur in Teilbereichen – auch als künstlerische Projekte verstanden werden konnten oder aber der Förderung von Künsten und Kunstwerken dienen sollten.

Einige Beispiele seien zunächst für das Teil-Regionalprogramm »Euromed Heritage I« genannt, das 1998 bis 2001 durchgeführt wurde. Das Projekt »Corpus« etwa hatte sich vorgenommen, einen Überblick über architektonische Traditionen am Mittelmeer zu erlangen und Möglichkeiten zu finden, diese zu erhalten. Ein weiteres Heritage-Projekt widmete sich der Organisation einer Konferenz unter dem Titel »Unimed Symposium«, als deren Ziel es galt, »immaterielle Kultur« als verbindendes und einheitliches Element zu verstehen und zu vermitteln. Hierbei wurden nicht zuletzt auch Künstler(innen) angesprochen. Das Projekt »Museum ohne Grenzen: Islamische Kunst im Mittelmeerraum« richtete touristische Reisewege zu Kunststätten im islamischen Raum ein, führte eine Kampagne durch und erstellte Materialien für eine entsprechende Öffentlichkeitsarbeit. Das Projekt »Dionysos« vernetzte antike Theater und Spielstätten im Mittelmeerraum und förderte neue, moderne Formen der künstlerischen Nutzung dieser Orte.[285]

Die Folgeprogramme »Euromed Heritage II« und »Euromed Heritage III« der Jahre 2001 bis 2008 förderten Projekte, die häufig noch offensichtlicher künstlerisch relevant waren. So unterstützte das Projekt »Prodecom« traditionelle mediterrane Künste und Kunsthandwerksformen. Das Projekt »Medimuses« untersuchte historische Gemeinsamkeiten in Musik, Musikstilen und Instrumenten, darüber hinaus führte es Künstler(innen) verschiede-

283 Vgl. Schäfer 2007, S. 150-236; Schumacher 2005, S. 335-338.

284 Schäfer 2007, S. 152.

285 Schäfer 2007, S. 156-166; Europäische Kommission 2002b, S. 12; Europäische Kommission 2002a, S. 11-12.

ner Herkunft zu Konzerten zusammen. Zudem wurde das oben genannte Projekt »Museum ohne Grenzen« unter dem Titel »Discover Islamic Art« ebenso fortgesetzt wie »Corpus«, letzteres nun unter dem Titel »Rehabimed«.[286]

Das Medien-Regionalprogramm »Euromed Audiovisual« wurde 1998 gestartet, die sechs in einer ersten Phase ausgewählten Projekte begannen 2000 mit ihrer Arbeit. Hier wäre etwa zu verweisen auf »Cinemamed«, einem reisenden Filmfestival, das Gemeinsamkeiten der europäischen und der arabisch-islamischen Filmtraditionen betonen wollte. Das Projekt »Medea« schuf Fördermöglichkeiten für die Produktion und Zirkulation von Spiel- und Dokumentarfilmen. »Europa Cinemas« ist ein Film-Netzwerk, das schon seit 1992 bestand und durch Mittel des Barcelona-Prozesses auf die Mittelmeer-Drittstaaten ausgedehnt wurde.[287]

Wichtig ist bei der Betrachtung dieser Maßnahmen aber, die tatsächliche Relevanz der Künste für die EU-europäische Mittelmeerpolitik nicht überzubewerten. Die genannten Programme betreffen nur in Teilen oder nur peripher die Künste, zudem umfassen sie nur einen Teil der Korb-III-Maßnahmen, der selbst wiederum nur ein eher nebensächlicher von insgesamt drei Körben darstellt. Auch der Umstand, dass explizit künstlerisch-ästhetische Regionalprogramme zwar immer wieder diskutiert, aber nie umgesetzt wurden, sollte vorsichtig stimmen. Es kann deshalb in den folgenden Ausführungen nicht darum gehen, eine große Relevanz der Künste für die europäische Mittelmeerpolitik zu behaupten. Die Frage ist vielmehr, weshalb Künste überhaupt eine – und sei es eher unwichtige – Rolle spielten, welche Bedeutung den Künsten dabei zugemessen wurde und wie dies semiotisch interpretiert werden kann.

Programmatisch zielte die Erklärung von Barcelona sowie die daran anschließende Politik darauf, ein Bewusstsein über Gemeinsamkeiten der beteiligten Länder zu konstruieren. Neben vermeintlichen gemeinsamen Interessen im sicherheits- und wirtschaftspolitischen Bereich umfasste dies insbesondere auch die Konstruktion der Vorstellung einer gemeinsamen Kultur oder zumindest verschiedener Kulturen mit gemeinsamen, einander verbindenden Bestandteilen. In der Erklärung von Barcelona, die auch über kulturelle Fragen hinaus bemüht ist, bei allen Differenzen auch Gemeinsamkeiten herauszustellen, lautet eine entsprechende Passage wie folgt:

»Die Teilnehmer erkennen an, daß die kulturellen und zivilisatorischen Überlieferungen im gesamten Mittelmeerraum, der Dialog zwischen diesen Kulturen [...] von grundlegender Bedeutung für eine gegenseitige Annäherung ihrer Völker sind, die Völkerverständigung fördern und die gegenseitige Wahrnehmung verbessern.« [288]

286 Schäfer 2007, S. 166-172.

287 Schäfer 2007, S. 191-194.

288 Europäische Kommission 1995, S. 157.

Die zweiseitige Konstruktion von Kultur als einem verbindenden und einem zugleich divergierenden Element entspricht der klassisch westlichen Auffassung einer universalistischen und zugleich nationalistisch gebundenen Kultur. Im Folgenden sei aus dem Summary einer Studie zum Kulturdialog im euro-mediterranen Raum zitiert, die ein hochrangig besetztes Expertengremium im Auftrag der EU-Kommission erstellt hat. Sie erhebt darin die aus jüngerer nationalstaatlicher Außenkulturpolitik bekannte Forderung, beim Changieren zwischen der nationalistischen und der universalistischen Komponente von Kultur weder in einen universalistischen Nihilismus noch in partikularistische Identitätspolitiken zu verfallen:

»The only way for everyone to creatively construct a common future is to endeavour to steer a path of change together between a resigned fatalism in the face of an essentially economic globalisation on the one hand and a retreat into exclusive identity politics on the other. For this to be possible, two conditions must be present: first a readiness to seek in the dialogue with the Other new reference points for oneself and, second, general agreement on the aim of constructing a ›common civilisation‹ beyond the legitimate diversity of the cultures that have been handed down.« [289]

Die Annahme, es gebe neben Differenzen auch Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen »Kulturen« eines (schon sprachlich in fast allen EU-offiziellen Texten zum Thema in dieser Weise vereinheitlichten) »euro-mediterranen Raumes«, durchzieht explizit oder implizit alle Programmatiken und (Selbst-)Darstellungen des Barcelona-Prozesses. So ist etwa häufig von gemeinsamen Werten, gemeinsamen materiellen und immateriellen kulturellen Ausdrucksformen oder gemeinsamen Traditionen die Rede, ohne dass diese Gemeinsamkeiten genauer spezifiziert würden. Im Rahmen von »Euromed Heritage« findet sie sich explizit als Annahme eines gemeinsamen euro-mediterranen kulturellen Erbes:[290]

»Euromed Heritage is the regional programme for the conservation and development of the Euro-Mediterranean region's cultural heritage, launched following the 1996 Bologna Conference. It comprises four types of measure (development, training, awareness raising and skills transfer), the overarching aim being to promote the idea of a common Euro-Mediterranean heritage drawing together diverse traditions and customs so as to underpin the political objective of increasing openness and tolerance in the region and ultimately fostering peace and stability.« [291]

Im Insistieren auf Gemeinsamkeiten bei aller Verschiedenheit, die durchaus an den EU-Leitspruch »Einheit in Vielfalt« erinnert,[292] rekurriert die EU

289 Europäische Kommission 2003, S. 1-2.

290 Schäfer 2007, S. 122-127.

291 Europäische Kommission 2000, S. 25.

292 Schäfer 2007, S. 127. Vgl. dazu auch Domnick 1999, bes. S. 83.

auch auf Vorstellungen eines Universalismus der Künste. Der Schutz von architektonischen und anderen künstlerischen Kulturgütern der Mittelmeer-Region beruft sich auf einen vermeintlich universellen und intrinsischen Wert dieser Objekte sowie dessen universelle Akzeptanz. Die Förderung und Verbreitung von Dokumentar- und insbesondere Spielfilmen erscheint gleichfalls als Förderung und Verbreitung universell relevanter, akzeptierter und wertvoller kultureller Objekte. Semiotisch lässt sich diese Politik der EU interpretieren als ein Komplex an Zeichen, die unter Berufung auf entsprechende Interpretationsmuster des Universalismus als autoreferentiell verstanden werden. Unterstützung zum Erhalt bestimmter Gebäude, zur touristischen Erschließung islamischer Kunstwerke oder zur gemeinsamen Produktion von Filmen erscheint gerade nicht als primär politisch intendiert, sondern die Intention dieses Handelns beansprucht, in den künstlerischen Objekten selbst zu gründen.

Dass es sich gleichwohl um politische Handlungen, mithin um politische Zeichen handelt, soll damit nicht bestritten werden. Der politische Charakter dieser Maßnahmen ist evident, womöglich sogar noch evidenter als bei vergleichbaren außenkulturpolitischen Programmatiken klassischer Nationalstaaten. Er bedingt aber zugleich die autoreferentielle Wahrnehmung der künstlerischen Objekte selbst. Dabei geht es allerdings im vorliegenden Fall weniger um eine bloße Wiederaufnahme gegenseitigen Kontaktes, wie dies 2004 bei den beiden Kunstausstellungen in Jackson und Berlin oder wie es bei der so genannten Ping-Pong-Diplomatie der Fall war. Auch geht es nicht um ein bloßes Aufrechterhalten kultureller Kontakte, die als eine wesentliche Dimension zwischenstaatlicher und zwischengesellschaftlicher Beziehungen von vielen Staaten im Rahmen von Außenkulturpolitik gefördert werden. Universalistische Vorstellungen der Künste, die ideologisch ja gerade das Ausblenden differenzierender Elemente bedingen, werden von der Europäischen Union im Falle des Bologna-Prozesses vielmehr im Sinne der Konstruktion eines Gemeinsamen herangezogen.[293] Das (auch) zahlreiche künstlerische Objekte, mithin zahlreiche als autoreferentiell interpretierte Zeichen umfassende »gemeinsame kulturelle Erbe« ist die Referenzidee, aus der heraus und mit deren Hilfe eine Idee europäisch-mediterraner Gemeinschaft konstruiert werden soll. Auch hierin stimmen die Kulturpolitik innerhalb der EU und die Kulturpolitik als Bestandteil des Barcelona-Prozesses überein.

Gleichwohl stellen sich an dieser Stelle zwei Fragen, die die Methodologie meiner Untersuchung und die empirische Tragfähigkeit universalistischer Vorstellungen betreffen. Methodologisch wäre zu fragen, inwiefern

293 Dass ein Universalismus der Künste allerdings keineswegs auf die euro-mediterrane Region beschränkt wäre, soll damit nicht bestritten werden, sondern verweist lediglich auf den Umstand, dass einmal mehr die Berufung auf Universalismen zugleich mit Abgrenzungen einhergeht, in diesem Fall impliziten Abgrenzungen gegenüber den nicht am Barcelona-Prozess beteiligten Staaten.

dieser Fall überhaupt mit gängigen Vorstellungen von Kultur in der Staatenwelt vergleichbar ist – schließlich präsentiert hier nicht die EU als Proto-Nationalstaat europäische Künste, sondern sie fördert weit überwiegend die Künste in den Mittelmeer-Drittstaaten. Allerdings zeichnet sich ja jeder Gebrauch von Kultur in der Staatenwelt, der sich auf universalistische Vorstellungen beruft, gerade durch die Annahme einer Möglichkeit aus, nationalistische Gebundenheit zu transzendieren. Genau dies geschieht auch hier: Weil die EU und ihre Mitgliedsstaaten die Künste der Mittelmeer-Drittstaaten unter Berufung auf Interpretationsmuster des Universalismus interpretieren, ist ihnen eine positive, vermeintlich nichtnationalistische Bezugnahme möglich. Methodologisch wäre für meine Untersuchung deshalb festzuhalten, dass kulturelle Objekte in der Staatenwelt offenbar nicht immer nur als bloße Repräsentationsobjekte verstanden werden sollten. Im vorliegenden Fall sind es vielmehr die Fördermaßnahmen, die als politische Handlungen verstanden werden, die aber gleichwohl den Bezug auf als autoreferentiell interpretierte künstlerische Objekte voraussetzen. Dass diese Objekte narrativ nicht dem Nationalstaat bzw. der kulturellen Region zugeordnet werden, die diese Handlungen vollzieht, ist zweitrangig.

Empirisch stellt sich die Frage, weshalb nur bestimmte künstlerische Objekte in die euro-mediterrane kulturelle Zusammenarbeit einbezogen wurden. Es fällt auf, dass ältere Architektur und traditionelle Kunstgegenstände sehr deutlich im Vordergrund standen, aktuelle Künste – von Spielfilmen abgesehen – hingegen fast keine Berücksichtigung fanden. Schäfer gibt hierfür zwei Gründe an, die inhaltlich allerdings zusammenhängen dürften. Zum einen sei es leichter, sich mit Fragen der »kulturellen Vergangenheit« zu beschäftigen, da kulturelle Gegenwartsthemen unweigerlich mit Problemen der Zensur oder mit politischen Aspekten konfrontiert wären. Zugleich sei das »historische Kulturerbe« repräsentativer und damit für die euro-mediterrane Partnerschaft werbewirksamer einsetzbar.[294]

Mit meinem eigenen Vokabular lässt sich sagen, dass sich gerade diejenigen künstlerischen Objekte im Rahmen des Barcelona-Prozesses als politische Zeichen eigneten, die mit hoher Wahrscheinlichkeit von der Gegenseite als autoreferentiell interpretiert werden würden. Bei ihrer Interpretation wird auf einen Universalismus Bezug genommen, den beide Seiten im Grundsatz teilen: Den Kunstwerken, von denen hier die Rede ist, wird eine überhistorische und übersoziale Wertigkeit und allumfassende Relevanz und Gültigkeit beigemessen. Es sind dies in der Tat Objekte, denen aufgrund ihres Alters keine aktuelle politische Brisanz zugeschrieben wird. Damit einher geht die durchaus plausible Annahme Schäfers, dass die Kunst-Vorstellungen EU-Europas und der Mittelmeer-Drittstaaten nicht deckungsgleich sind.[295] Zwar teilen beide Seiten grundsätzlich die Annahme, dass

294 Schäfer 2007, S. 179.

295 Diese Aussage stellt eine übermäßige Vereinfachung des tatsächlichen Sachverhaltes dar. Sie ist im aktuellen Zusammenhang legitim, da lediglich schema-

Künste universalistisch seien. In der Frage, was genau aber unter diese zu subsumieren sei, gibt es hingegen offensichtlich keine Einigkeit. Um gleichwohl unter Berufung auf einen Universalismus der Künste Vorstellungen mediterraner Gemeinsamkeit und Gemeinschaft konstruieren zu können, haben es die beteiligten Staaten unter maßgeblicher Führung der EU vermieden, Formen der Künste in die Regionalprogramme aufzunehmen, die mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zumindest von einigen Teilnehmerstaaten nicht als autoreferentiell interpretiert worden wären. Durch Ausblendung der Möglichkeiten seines Scheiterns, also durch Negation seiner Randbereiche, wurde die Ideologie des Universalismus aufrecht erhalten.

3.2.5 Fallbeispiel 3: Die USA und die Sowjetunion in den 1970ern

Die Geschichte der Kulturbeziehungen zwischen den USA und der Sowjetunion während des Kalten Krieges gehört vermutlich zu den interessantesten Beispielen bilateraler Kulturkontakte – und dank mehrerer Publikationen der vergangenen zwei Jahrzehnte auch zu den am besten erforschten.[296] Ich werde im Folgenden nach den Olympiaboykotten 1980 und 1984 einen weiteren Beispielfall mit Beteiligung beider Staaten herausgreifen, der verglichen mit dem derzeitigen Forschungsstand allerdings eher untypisch ist.[297] Ich betrachte Kunstausstellungen in den 1970er Jahren, die von großen amerikanischen und sowjetischen Museen im jeweils anderen Land mit politischer Unterstützung beider Regierungen organisiert und gezeigt wurden. Im Fokus stehen dabei insbesondere die sowjetischen Ausstellungen in den USA, zu denen mehr Informationen verfügbar sind als zu den US-amerika-

---

tische Interpretationslogiken dargestellt werden sollen. Im Rahmen einer genaueren Untersuchung allerdings bedürfte es einer detaillierteren Analyse nicht zuletzt auch der unterschiedlichen Kunstbegriffe innerhalb der hier dichotomisch einander gegenüber gestellten Staaten- bzw. Gesellschaftsgruppen.

296 Beispielhaft: Gould-Davies 2003; Hixson 1997; Rosenberg 2005; Prevots 1998; Eschen 2004; Arndt 2005. Einen guten, breiter angelegten Überblick über weitere Literatur bietet Shaw 2001.

297 So liegt das Interesse der bisher erstellten wissenschaftlichen Arbeiten erstens schwerpunktmäßig auf den Wissenschafts- und Personalaustauschprogrammen, die zumindest im Fall der USA gegenüber Beziehungen im Bereich der Künste als außenpolitisch wichtiger und umfangreicher gelten können. Zweitens liegt ein eindeutiger Forschungsschwerpunkt auf den 1950er und frühen 1960er Jahren als dem Zeitraum, in dem sich der Kalte Krieg und der blockübergreifende Kulturaustausch einerseits herausbildeten, andererseits ihren frühen Höhepunkt erreichten. Drittens sind, die Künste betreffend, insbesondere die Theater-, Musik- und Tanzbeziehungen zwischen beiden Staaten relativ gut erforscht. Vgl. Ash 2001; Miller 2006; Caute 2003; Bu 1999, S. 393; Ninkovich 1981; Prevots 1998, S. 69-91; Rosenberg 2005, S. 125-172; Eschen 2004.

nischen Ausstellungen in der UdSSR. In meinen Ausführungen greife ich wiederholt und kritisch auf den bislang einzigen Aufsatz zurück, in dem systematisch und abstrahierend das Verhältnis von politischer Instrumentalisierung und universalistischer Ideologisierung der Künste in der internationalen Politik anhand von vier empirischen Beispielen analysiert wird. Es handelt sich dabei um den 1987 im »International Journal of Politics, Culture and Society« erschienenen Text »Artworks as Symbols in International Politics« der Kunstsoziologin Judith Huggins Balfe.[298]

Die 1970er Jahre sind insofern ein interessanter Zeitraum, als sich damals eine vorsichtige gegenseitige Annäherung abzuzeichnen schien, die allerdings mit dem Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan und den beiden Olympia-Boykotten 1980 und 1984 ein vorläufiges Ende fand, bevor es ab Mitte der 1980er Jahre im Zuge von Glasnost und Perestroika erneut zu einer Annäherung kam. Aus kunstpolitischer Sicht sind die 1970er Jahre interessant, weil beginnend ab den 1960er Jahren in zunehmender Häufigkeit »Blockbuster«-Ausstellungen veranstaltet wurden, die unter Rückgriff auf große Namen oder bekannte Werke eine sehr große Anzahl an Menschen anlocken konnten.[299] Für meine Untersuchung am relevantesten ist aber, dass sich an diesem Beispielfall die Ambivalenz autoreferentieller Interpretationen aufzeigen lässt: So ist Kunst eben gerade nicht per se autoreferentiell, sondern die entsprechende Interpretation eines künstlerischen Objektes ist von – in diesem Falle politischen – Kontexten nicht unabhängig. Diese scheinen je nach spezifischer Konstellation nicht nur die Zuschreibung des Status »Kunstwerk«, sondern auch die Interpretation der künstlerisch vermittelten Inhalte zu prägen. Die folgenden Ausführungen sollen also gerade kein schematisches Funktionieren autoreferentieller Interpretationsmuster beschreiben, sondern vielmehr deren stets prekäre Situation und die beständige Möglichkeit der Verweigerung unterstreichen.

Kulturkontakte zwischen den USA und der Sowjetunion gab es schon in den 1920er und 1930er Jahren, sie brachen allerdings nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst zusammen. In der Sowjetunion unterband Josef Stalin fast jeden kulturellen Kontakt mit westlichen Staaten, und auch die USA wandten sich in der McCarthy-Ära von Kulturbeziehungen mit der Sowjetunion und deren Verbündeten ab. Eine Wiederaufnahme von Kontakten in den Bereichen Wissenschaft und Künste wurde erst nach Stalins Tod 1953 möglich.[300] In dieser Zeit entwickelte die Bundesregierung der Vereinigten Staaten erstmals ein größeres Engagement im auswärtigen Kunst- und Kulturaustausch, ohne aber das politisch im Grundsatz unumstrittene Primat privater Akteure in Frage zu stellen. 1953 gründete sie die United States In-

298 Balfe 1987.

299 Balfe 1987, S. 11. Cummings sieht den Beginn der »Blockbuster«-Ausstellungen in der frühen Nachkriegszeit; Cummings 2003, S. 4.

300 Gould-Davies 2003, S. 196-200 und 203; Bu 1999, S. 412; Prevots 1998, S. 11-15.

formation Agency (USIA) als zuständige Organisation, neben der aber das State Department ein wichtiger Akteur im Kultur- und insbesondere im Kunstaustausch blieb. Explizit pro-amerikanische Kulturprogramme im Ausland wurden überdies bis mindestens in die späten 1960er Jahre verdeckt durch den Auslandsgeheimdienst CIA unterstützt.[301] Gerade im Vergleich mit europäischen Staaten zeichnet sich die US-amerikanische Außenkulturpolitik damals wie heute weniger durch direktes Engagement staatlicher Stellen als vielmehr durch eine enge programmatische, personelle und bisweilen auch finanzielle Verflechtung privater und öffentlicher Akteure aus.[302]

Dies gilt auch für die Durchführung der hier zu betrachtenden wechselseitigen Kunstausstellungen der USA und der Sowjetunion in den 1970er Jahren. Das State Department hatte 1974 die neue Position eines Art Advisors geschaffen und mit dem kunsterfahrenen Diplomaten Peter Solmssen besetzt. 1975 verabschiedete der Kongress einen »Arts and Artifacts Indemnity Act«, der es der Bundesregierung ermöglichte, Versicherungskosten bis zu 50 Mio. Dollar für Ausstellungen zu übernehmen, die sie als im »nationalen Interesse« liegend ansah. Durch beides sollten private Akteure, wie etwa die beiden großen New Yorker Museen für moderne Kunst, bei internationalen Ausstellungen unterstützt und die Kooperation mit der Bundesregierung gestärkt werden. Eine direkte finanzielle Förderung solcher Ausstellungen war schon zuvor in Ausnahmefällen möglich gewesen.[303]

1973 unterschrieben US-Präsident Richard Nixon und der sowjetische Staats- und Parteichef Leonid Breschnew ein Kulturabkommen, das sie auf einem Gipfeltreffen 1974 bestätigten. Im Vorfeld und in Folge dieses Abkommens fanden in den 1970ern mehrere Ausstellungen statt. So wurden 1973 und 1975 zahlreiche Meisterwerke aus der Leningrader Eremitage in New York gezeigt, was allerdings noch privat finanziert wurde. 1975 erlaubten die Sowjets dem New Yorker Metropolitan Museum of Art (»Met«), Goldobjekte der Skythen zu zeigen, die bis dahin noch nie außerhalb der Sowjetunion zu sehen waren. Im Austausch hierfür stellte das Metropolitan Museum in Leningrad und Moskau selbst mehrere hundert »realistische«, will sagen wenig abstrakte amerikanische Werke aus.[304]

Anders als die US-amerikanischen Ausstellungen zielten die sowjetischen zunächst auf hohe Besuchszahlen. Sie waren gerade vor diesem Hin-

---

301 Hurlburt/Ivey 2005, S. 6-7; Cockcroft 1974, S. 40; Hoffmann 2005, S. 283; Bu 1999, S. 326-327.

302 Hoffmann 2005, S. 282. Beispielhaft hierfür etwa das grenzüberschreitende Engagement des Museum of Modern Arts New York; vgl. Cockcroft 1974.

303 Glueck 1976; Balfe 1987, S. 16. Dass hierbei häufig auf vermeintlich universalistische und Verständigung fördernde Gehalte der Künste rekurriert wurde, soll nicht unerwähnt bleiben.

304 Balfe 1987, S. 16-18. Skeptisch aus der Sicht eines Kunstkritikers Kramer 1975.

tergrund bewusst als unpolitische und nicht provokative Ausstellungen konzipiert, die zwar die russische und europäische Tradition als bedeutsam und der heutigen Kunst vorgängig präsentieren, dabei aber aktuelle politische Relevanz nur aufgrund dieses historischen, vermeintlich primär unpolitischen Charakters erhalten sollten. Balfe versteht diese interpretative Konstruktion des Politischen, basierend auf eigentlich Unpolitischem, zu Recht als paradox und doch gerade in diesem Paradoxen als Ausdruck des Willens, sich auch politisch einander anzunähern:

»They were widely publicized both as ›apolitical‹ art having historical significance, and as having inherently political importance for their ›apoliticality!‹ In these paradoxical claims, no one could escape the underlying message of détente.« [305]

Bis hierhin wäre das Geschilderte nicht überraschend, sondern könnte in Vielem etwa mit der politischen Wiederannäherung zwischen den USA und Deutschland 2004 oder mit der »Ping-Pong-Diplomatie« zwischen den USA und China gleichgesetzt werden: Zwei Staaten nutzen als autoreferentiell interpretierte kulturelle Objekte, um außenpolitische Zeichen der Bereitschaft zur Wiederannäherung auszutauschen. Die kulturellen Objekte werden zu außenpolitischen Zeichen, die als autoreferentiell konstruiert und gerade deshalb politisch bedeutsam werden. Interessant ist im vorliegenden Fall allerdings die weitere Entwicklung. Zum Ersten nämlich schien sich das politische Ziel der Wiederannäherung abzunutzen, so dass weiteren Ausstellungen ihre politische Besonderheit abhanden kam. Zum Zweiten, und dies dürfte der wichtigere Punkt sein, wurde Kunst in öffentlichen Debatten des Westens zunehmend politischer verstanden. So öffnete 1976 in Paris eine Ausstellung antisowjetischer Kunst, die in den USA einige Aufmerksamkeit fand. Berichte über die Unterdrückung von Künstler(inne)n in der UdSSR häuften sich. Die Biennale von Venedig 1977 hatte schließlich das Thema »The Art of Dissent«. In einem solchen Klima galten fortan selbst Stellungnahmen, die weiterhin auf dem universalistischen Ideal einer Kunst um der Kunst Willen bestanden, als politische und politisch unerwünschte Sichtweisen.[306]

In Presse und Öffentlichkeit entsprechend scharf kritisiert wurde eine 1977 im Metropolitan Museum eröffnete Ausstellung mit dem Titel »Russian and Soviet Painting«, die nun gerade nicht mehr nur auf die alten Meister, sondern auch auf aktuelle sowjetische Kunst zurückgriff. Als Beispiel mag ein Zitat Hilton Kramers dienen, damals Kunstkritiker der New York Times:

»Why should a great art museum in a free, democratic country go to immense trouble and expense to bring before its public a large exhibition consisting, for the most part,

305 Balfe 1987, S. 17-18.

306 Balfe 1987, S. 18.

of mediocre (or worse than mediocre) paintings, many of which were deliberately designed to serve a malevolent political purpose in their country of origin?« [307]

In diesem Zitat deutet sich schon an, dass der Streit zwischen beiden Seiten keineswegs mehr auf der Basis eines geteilten Kunstverständnisses geführt wurde. Er erreichte vielmehr eine inhaltliche Dimension, die Interpretationsmuster der Autoreferentialität und universalistische Vorstellungen der Künste absurd erscheinen und über den Status der Kunstwerke hinaus auch deren Inhalte politisch relevant werden ließ. Während das Met sich mit politischer Rückendeckung zunehmend weigerte, in seinen eigenen Ausstellungen auf dem Gebiet der UdSSR auf abstrakte, aus sowjetischer Sicht nichtrealistische Kunst zu verzichten, zeigten die sowjetischen Ausstellungen umgekehrt in größerem Ausmaß Werke des sozialistischen Realismus.[308] Das Problem lag dabei allerdings nicht nur einfach in einem Miss- oder Andersverstehen der Kunstform der jeweils anderen Seite. In der Sowjetunion galt moderne westliche Kunst zumindest (aber, wie der Kunstkritiker David Shipler suggeriert, nicht nur)[309] den Eliten als dekadent oder zumindest unverständlich. In den USA galt die Kunst des sozialistischen Realismus als Ergebnis unterdrückter und gegängelter Kunst. Damit waren die betroffenen Kunstwerke beiderseits als schlecht, insbesondere aber als politisch gebrandmarkt.

Zumindest implizit trägt eine solche Position den Gedanken in sich, die jeweils andere Seite verletze den universalistischen Charakter der Künste und mache damit eine Interpretation der Kunstwerke als autoreferentielle Zeichen unmöglich. Autoreferentialität ist hier offenbar an inhaltliche Bedingungen geknüpft, die das Kunstwerk zu erfüllen habe. Beide Seiten konnten sich dabei durchaus auf eine Politisierung der künstlerischen Inhalte durch die jeweils andere Seite berufen. In der Sowjetunion wurde Kunst seit dem Jahr 1932 unter die Kuratel des Staates gestellt, nachdem die dortigen Avantgarden, die künstlerisch der westlichen Moderne durchaus verbunden waren, mit dem Sowjetregime in Konflikt gerieten.[310] Die USA zeigten sich zwar pluralistischer und freiheitlicher, gleichwohl gab es auch dort während des New Deal zahlreiche Versuche, einen nationalen Stil zu etablieren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war ein erbitterter Streit um die Frage im Gange, ob und in welchem Ausmaß Kunst politisch instrumentalisiert werden dürfe oder solle. Ein Ergebnis dessen war eine zurückhaltende, inhaltlich eher konservative offizielle Kunstpolitik gegenüber dem Ausland, verbunden mit einem starken Engagement für moderne, abstrakte Kunst sowohl privater Akteure wie insbesondere des MoMA als auch der verdeckt arbeitenden CIA. Auch wenn die Unterstützung für diese Kunst

307 Kramer 1977.

308 Balfe 1987, S. 18.

309 Shipler 1977.

310 Petrowa 1994, S. 15.

nicht unwidersprochen blieb und vermutlich auch nur von einer Minderheit der politischen Klasse getragen wurde, verfolgten ihre außenpolitischen Unterstützer(innen) durchaus eine erkennbare politische Programmatik: Abstrakte Kunst sollte den Liberalismus, die Modernität und den Pluralismus der USA und aller westlich-kapitalistischen Gesellschaften zum Ausdruck bringen – und in genau dieser Weise wurde sie auch seitens der sowjetischen Regierung wahrgenommen, die mehrfach mit Erfolg darauf bestand, nur »realistische« Werke sollten in der UdSSR ausgestellt werden.[311]

Wie aber ist vor diesem Hintergrund das kurzzeitige Scheitern der Détente Ende der 1970er Jahre zu verstehen? Balfe spricht in diesem Zusammenhang und auf dieses Beispiel bezogen von einer »international etiquette for cultural exchange«, die verletzt worden sei und die sich in der Grundregel zusammenfassen lasse: »I won't talk politics if you won't.«[312] Tatsächlich hatte die Sowjetunion 1979 eine weitere, diesmal als unpolitisch wahrgenommene Ausstellung »Treasures of the Kremlin« in den USA durchgeführt, die ebenso erfolgreich war wie einige zeitgleiche Ausstellungen zur Avantgarde-Kunst der russischen Revolution. Dies stellte einen letzten Aufschwung der US-amerikanisch-sowjetischen Kunstbeziehungen vor dem Einmarsch der UdSSR in Afghanistan dar und half, die zwischenzeitliche Krise im Kunstaustausch zu überwinden. Allen diesen Ausstellungen war gemein, dass sie auf Bilder und Skulpturen des sozialistischen Realismus wieder verzichteten – wie es schon Mitte der 1970er Jahre der Fall war.[313]

Balfe scheint mit ihrer Annahme, es gebe eine Art internationaler Etikette des Kulturaustauschs, in sozialkonstruktivistischer Manier nahezulegen, dass hinter der Akzeptanz oder Nichtakzeptanz der Kunst anderer Staaten lediglich Normen richtigen »Verhaltens« am Werke seien. Die im Kunstaustausch gültige Norm sei, nicht von Politik zu »sprechen« – eine Verletzung der Norm verunmögliche tendenziell den Erfolg dieses außenpolitischen Instruments, nämlich die gegenseitige (Wieder-)Annäherung oder das Aufrechterhalten bilateralen Kontaktes. Sie schließt dies aus der grundsätzlich richtigen und von ihr an vier Beispielen überzeugend begründeten Feststellung, dass sich Kunstwerke gerade deshalb als politische Instrumente eigneten, weil ihnen eine übergeordnete universelle Geltung und damit ein primär unpolitischer Charakter zugeschrieben werde. Diese universelle Geltung verknüpft Balfe, hierin durchaus mit der traditionellen westlichen Kunstauffassung übereinstimmend, mit der Annahme einer inhärenten Qualität des Kunstwerks. So konstatiert sie eine Korrelation zwischen der Politisierung des Kontextes und der Qualität von Kunstwerken: Je politisierter der Kontext sei, in dem eine Ausstellung stattfinde, desto höher müsse die Qualität – und damit die Universalität – der ausgestellten Kunstwerke sein. Im Falle

311 Balfe 1985, S. 5; Ninkovich 1981, S. 168-179; Cockcroft 1974; Burstow 1997; Shipler 1977; Warnke 1985, S. 209.

312 Balfe 1987, S. 19.

313 Balfe 1987, S. 19.

des Kunstaustauschs zwischen den USA und der UdSSR sei in einem Klima hochgradiger Politisierung der Künste seitens der Sowjetunion nur Kunst von schlechter Qualität – Propagandakunst – gezeigt worden, was zum Scheitern führen musste.[314] Auf diese Weise macht Balfe die inhärente Qualität eines Kunstwerks zum entscheidenden Kriterium:

»Over all, however, it is clear that of all the variables considered in this comparison of museum blockbusters, the irreducible factor is the aesthetic power of the artworks so obligingly co-opted for other purposes. Such propagandistic uses are effective only if the art remains, in some measure through its own qualities, transcendent. As such, in a general sense, the universal and individualizing values expressed in great art stand as judge and measure of those who would use it for their own purposes.« [315]

Nun lässt sich in der Tat nicht bestreiten, dass von den US-amerikanischen Akteuren der skizzierten Kunstaustauschprozesse gerade die nach 1932 entstandene sowjetische Kunst als schlechte, weil propagandistische Kunst angesehen wurde. Nicht zuletzt die Presseberichterstattung legt dies nahe.[316] Trotzdem bleibt das Problem, dass es keine objektiven Kriterien zur Festlegung künstlerischer Qualität gibt. Anders als Balfe es nahelegt, gibt es eben gerade keinen autonomen Nukleus des Künstlerischen und des Universellen, der Kunstwerke aus politischen Prozessen zu entheben vermag. Vielmehr ist die Annahme eines solchen Nukleus und, damit zusammenhängend, die Konstruktion eines Universalismus der Künste in der Staatenwelt selbst Bestandteil (auch) politischer Prozesse und Kontexte. Das Interpretierte geht dem Interpretierenden nicht voraus, sondern wird mit ihm und durch es konstituiert – ob ein Kunstwerk im Internationalen als politisch, als übermäßig politisch, als propagandistisch, als autoreferentiell oder überhaupt als Kunstwerk gilt, geht seinem Einsatz als politisches Instrument nicht voraus, sondern wird in diesem Einsatz interpretativ mitbestimmt und perpetuiert.

Damit wird auch Balfes Annahme einer Norm fragwürdig, Kunst in der Staatenwelt sei nicht zu politisieren – und zwar nicht nur, weil diese immer schon politisch ist, wie auch Balfe in einer Nebenbemerkung feststellt.[317] Fragwürdig wird diese Annahme vielmehr, weil sie Prämissen hat, die nicht expliziert werden und die überdies fragwürdig sind. So setzt sie einen Universalismus – auch als Maßstab oder Fixpunkt künstlerischer Qualität – voraus, der eine einheitliche Idee nichtpolitischer oder überpolitischer Kunst überhaupt erst konstituieren könnte. Tatsächlich gibt es einen solchen Universalismus aber nicht als objektiv Gegebenes, sondern »lediglich« als interpretativ Konstruiertes und Prekäres, als Ideologie. Ein objektives Ver-

314 Balfe 1987, S. 18-19 und 24.

315 Balfe 1987, S. 25.

316 Balfe 1987, S. 18-19; Shipler 1977; Kramer 1977; Kramer 1975.

317 Balfe 1987, S. 19: »(This [nicht über Politik zu reden, P.S.], too, becomes a political decision.)«

ständnis der Politisierung von Kunst kann es deshalb ebenso wenig geben wie unpolitisierte oder qualitativ hochwertige Kunst.

Zu fragen wäre folglich weniger nach vermeintlich objektiven politischen Gehalten der Kunstwerke als vielmehr nach den Bedingungen für deren Dominanz über das Interpretationsmuster der Autoreferentialität bzw. über universalistische Vorstellungen der Künste. Ob in einer konkreten Situation dieser politische Charakter außenpolitisch relevant wird, er also seine eigene interpretative Transzendierung unter Bezugnahme auf einen übergeordneten Universalismus unterbindet, ist anhand schematischer Normen unter Bezug auf vermeintlich objektive politische bzw. künstlerische Gehalte nicht zu bestimmen, sondern nur in Kenntnis der spezifischen Begleitumstände, Kontexte und subjektiven Bedeutungsgehalte. So war für die Sowjetadministration die eigene Kunst adäquater Ausdruck der gesellschaftlichen Verfasstheit der eigenen Nation – ebenso wie umgekehrt in den pluralistischeren USA Liberale und Konservative je verschiedene, aber doch auf die eigene Nation bezogene Vorstellungen adäquater Kunst hatten. Dies führte in einer spezifischen historischen Situation zu gegenseitiger Ablehnung, die aber keineswegs vermeintlich objektiven Gegebenheiten entsprang, seien es nun Bedeutungsgehalte der Kunstwerke, sei es die Verletzung abstrakter Normen oder sei es die Kombination beider.

Die beiderseits gezeigten und in einer kurzen historischen Phase abgelehnten Kunstwerke waren deshalb nicht einfach nur (zu) schlecht, wie Balfe suggeriert. Sie wurden vielmehr in einer Weise als politisch wahrgenommen, die eine Interpretation als autoreferentielle Zeichen und als Werke mit einer eigenen Qualität unmöglich machte. Die Einschätzung dessen, was unter einen Universalismus der Künste zu fallen habe, divergierte zwischen beiden Seiten. Damit war es unmöglich, interpretativ eine zweite Bedeutungsebene zu konstruieren, die diesen Kunstwerken gerade basierend auf ihrer primären Autoreferentialität einen politischen Charakter zugewiesen hätte. In den USA galt ja zeitweise selbst die Bezugnahme auf eine Universalität der Künste als unerwünschter politischer Akt. Die Frage nach der Qualität oder Autoreferentialität der Kunstwerke ist folglich keine nach inhärenten Eigenschaften, sondern eine nach interpretativer Zuschreibung.

Damit soll nun aber keineswegs bestritten sein, dass es in einer bestimmten historischen Situation unterschiedliche Einschätzungen der Qualität verschiedener Kunstwerke geben kann. Gewiss hätte die Sowjetunion mit ihren Ausstellungen in den USA größeren Erfolg gehabt, wenn sie weiterhin Werke gezeigt hätte, die vor der Oktoberrevolution entstanden waren. Sie musste damit rechnen, dass Werke des sozialistischen Realismus provozieren und als politische Propaganda aufgefasst werden würden. Dies ist aber auf die spezifische historische Situation, auf Interpretationskontexte und politische Konflikte zurückzuführen – und nicht auf vermeintlich objektive, überzeitliche Bedeutungsgehalte der Werke selbst.

Dass die Autoreferentialität von Kunstwerken und der Universalismus der Künste stets prekär und abhängig von entsprechenden Interpretationen

und Kontexten sind, zeigt dieser Fall eindrücklich. Eine Sozialwissenschaft, die versuchen wollte, hier Gesetzmäßigkeiten zu beschreiben, muss scheitern. Ebenso scheitern muss aber auch jeder Versuch, Normen angemessenen Verhaltens zu beschreiben, die auf ein spezifisches Verhältnis künstlerischer Qualität und politisch aufgeladener Kontexte abzielen. Bestimmen lassen sich allenfalls die konkreten Begleitumstände und Kontexte, in deren Rahmen eine bestimmte Interpretation vorgenommen wird. Durch die Komplexität und Widersprüchlichkeit ihrer Bedeutungsgehalte sind aber auch einem solchen interpretativen und semiotischen Zugriff enge Grenzen gesetzt. Das Soziale und das Internationale zeigen sich in ihrem Kern als unhintergehbar.

3.2.6 Resümee

In der Staatenwelt konnte sich ein Interpretationsmuster etablieren, das Künste als autoreferentiellen Tätigkeitsbereich erscheinen und kulturelle Objekte aus diesem Bereich als autoreferentiell interpretieren lässt. Hier sind sich Sport und Künste einigermaßen ähnlich. Die Basis dieser Interpretation als autoreferentielle Zeichen sind Universalismen des Sports und der Künste. Beide sind Ergebnisse sozialer und politischer Entwicklungen in westlichen Gesellschaften, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte, insbesondere aber seit der Aufklärung weltweit wirkmächtig werden konnten. Sie bilden nicht zuletzt die Grundlage für die politische Rolle, die Künste in der Staatenwelt spielen.

Der Universalismus der Künste weist zwei wesentliche Aspekte auf. Er zeichnet zum einen dafür verantwortlich, dass künstlerische Objekte hochgradig normativ aufgewertet werden. Sie scheinen in den Augen der Zeicheninterpretierenden ihren Wert aus dem Kunstwerk selbst heraus zu erhalten. Diese vermeintlich intrinsische Wertgebung erscheint als quasi-natürlich, ist aber faktisch eine Zuschreibung von außen, die auf entsprechenden Interpretationsmustern beruht.

Gerade weil die Künste aber als interpretativ konstruiert nicht erkannt werden, erscheinen sie als etwas allen Menschen Gemeinsames und von allen Wahrnehmbares – als etwas Universalistisches. Damit ist auch schon der zweite Aspekt angedeutet, den der Universalismus der Künste aufweist: ein Anspruch auf allgemeine, überhistorische und übersoziale Gültigkeit. Seinem Anspruch nach ist die Werthaftigkeit und die Relevanz von künstlerischen Objekten nicht auf bestimmte Schichten, Klassen, Nationen oder Religionen beschränkt, sondern erstreckt sich auf alle Menschen zu allen Zeiten. Dass dem Hindernisse und Grenzen entgegen stehen, hat nicht zuletzt Bourdieu in seinem Gesamtwerk wiederholt aufgezeigt – am Anspruch auf entsprechende Interpretation künstlerischer Objekte ändert dies allerdings nichts. Und tatsächlich entspricht eine weit überwiegende Anzahl der Zeicheninterpretierenden diesem Anspruch durch wiederholte Interpretation im universalistischen Sinne. Nicht zuletzt die Rolle der Künste in der Staaten-

welt basiert auf dieser Annahme einer allgemeinen, übergreifenden, eben universalen Gültigkeit.

Beim Sport war, ergänzend zu diesen beiden, noch auf einen dritten Aspekt zu verweisen: auf universale Regelwerke mitsamt entsprechender Mechanismen der Leistungsmessung. Bei den Künsten entfällt diese ebenso wie, damit zusammenhängend, die Existenz Regeln setzender und durchsetzender zentralisierter Organisationen. Versuche, auch nur relativ eindeutige überhistorische Definitionen für die Künste zu finden, müssen als gescheitert betrachtet werden. Selbst wenn man einige der Kriterien oder Merkmale akzeptieren möchte, die Ästhetik und Kunstphilosophie vorgeschlagen haben, so können diese allenfalls für einen begrenzten Zeitraum und ein begrenztes Territorium Gültigkeit beanspruchen, etwa eine bestimmte Gesellschaft oder Subkultur. Dies unterscheidet die Künste deutlich vom Sport, bei dem historische Momente des Streits über Regeln und deren Auslegung meist binnen vergleichsweise kurzer Zeit durch entsprechende Aushandlungen und Setzungen weniger zentralisierter Akteure beendet werden können.

Für die Künste in der Staatenwelt hat dieser Umstand gravierende Konsequenzen. Die Frage, ob und wie hier Interpretationsmuster der Autoreferentialität zur Anwendung kommen, ist ungleich komplexer als beim Sport. So war zwar zwischen den USA und Deutschland während der Kunstausstellungen in Berlin und Jackson 2004 unumstritten, dass es sich bei den betroffenen kulturellen Objekten um Kunstwerke handle. Nicht zuletzt die mit »MoMA in Berlin« verbundene Referenz an eine europäisch-amerikanische Tradition der Moderne legte dies nahe. Schon anders allerdings sah es im Barcelona-Prozess aus. Hier konzentrierte man sich bewusst auf diejenigen künstlerischen Bestandteile eines »kulturellen Erbes«, die keine politische Brisanz aufwiesen. Die Frage, was noch als Kunst durchgehen könne und was nicht mehr, ließ sich auf diese Weise umgehen, ohne dass die Illusion eines universalistischen Charakters der Künste bewusst preisgegeben werden musste. Letzteres geschah hingegen beim Streit zwischen den USA und der Sowjetunion Ende der 1970er, als man sich nicht darauf verständigen konnte oder wollte, welche Werke im jeweils anderen Land als Kunstwerke gezeigt werden konnten.

Der Universalismus der Künste ermöglicht es, diese in einer spezifischen Weise zu interpretieren: Durch die Verknüpfung mit universalistischen Vorstellungen werden Zeichen, die als künstlerische Zeichen wahrgenommen werden, mit bestimmten Wertigkeiten und mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit versehen. Sie erscheinen als autoreferentiell, scheinen sich also zumindest partiell auf sich selbst zu beziehen und ihren universalistischen Charakter aus sich selbst ableiten zu können. Diese Interpretation ist allerdings keineswegs selbstverständlich, sie ist Ergebnis menschlicher Kreativität und Interpretationsleistung. Als solches ist sie, wie jede Zeicheninterpretation, prekär. Ihre Unsicherheit entspringt unter anderem der Kontextabhängigkeit jeder Interpretation und der mangelnden Eindeutigkeit der

künstlerischen Objekte selbst: Wie sehr die politischen Kontexte nicht nur die Interpretation künstlerischer Objekte, sondern sogar deren Definition prägen können, haben nicht zuletzt die empirischen Fallbeispiele des Barcelona-Prozesses und des amerikanisch-sowjetischen Kunstaustauschs gezeigt.

Doch die beständige und letztlich politisch nur begrenzt kontrollierbare Unsicherheit von Interpretationsmustern der Autoreferentialität sollte nicht über deren tatsächliche Wirkmächtigkeit in der Staatenwelt hinwegtäuschen. Der Universalismus der Künste ist in einer Weise in die internationale Politik eingebunden, die die Interpretation bestimmter künstlerischer Objekte als autoreferentiell zwar nicht erzwingt, sehr wohl aber ermöglicht. Dabei erscheint ein künstlerisches Zeichen als unpolitisch, es scheint sich auf eine übergeordnete Wertigkeit zu berufen, die es den Niederungen der Politik zu entheben verspricht. Gerade hierdurch allerdings kann es seine spezifische politische Funktion erfüllen: Weil es nicht als politisch gilt, bekommt es einen besonderen politischen Charakter zugewiesen. Es scheint die Kunst zu sein, die bei den deutsch-amerikanischen und den amerikanisch-sowjetischen Kunstausstellungen sowie im Korb III des Barcelona-Prozesses im Vordergrund stand. Weil es nur um Künste zu gehen schien, ging es gerade nicht nur um diese. Dieses Verhältnis ist alles andere als widerspruchsfrei, und es ist keineswegs kausal auflösbar. Die Autoreferentialität künstlerischer Objekte und die politische Relevanz bedingen sich vielmehr gegenseitig: Ohne autoreferentiell interpretiert zu werden, könnten erstere keine politische Relevanz haben. Und ohne aber einen spezifischen politischen Charakter zu haben, ohne in die Staatenwelt eingebunden und ohne an nationalistische Vorstellungen gekoppelt zu sein, würden sie nicht als autoreferentiell interpretiert werden.

Historisch lassen sich universalistische Vorstellungen der Künste auf eine zunächst in Europa begonnene Entwicklung zurückführen, durch die verschiedene, als »Künste« bezeichnete Tätigkeitsbereiche eine diffuse Eigenweltlichkeit und Autonomie zugeschrieben bekamen. Die Loslösung der Künste von politischen und kultischen Gebrauchszwecken sowie die Codifizierung menschenrechtlicher, insbesondere künstlerischer Freiheiten bildeten hierfür entscheidende historische Wegmarken. Es handelt sich bei der Eigenweltlichkeit und Autonomie der Künste um westliche und bürgerliche Vorstellungen, die im Zuge der Ausbreitung dieses Staats- und Gesellschaftsmodells mittlerweile weltweit, wenngleich nicht überall in gleicher Weise wirksam werden konnten. Dies gilt nicht zuletzt auch für die internationale Politik, die sich heute in einem Staatensystem vollzieht, das in seinen Grundformen gleichfalls aus westlichen Entwicklungen und Setzungen heraus entstand.

Trotz – oder wegen – ihrer vermeintlichen Eigenweltlichkeit und Autonomie spielten die Künste eine zentrale Rolle im Entstehen westlicher Staats- und Gesellschaftsmodelle. Nationalistische Abgrenzung basierte und basiert noch heute unter anderem auf der Annahme, dass bestimmten Nationen bestimmte Kunstproduktionen oder Stile zugeordnet werden könnten.

Dabei ist die so genannte Hochkultur kein Massenphänomen wie der Sport oder wie Populärkultur, doch obgleich sie nur wenige Menschen tatsächlich zu erreichen vermag, übernimmt sie die Rolle eines Referenzpunktes nationaler Identität. Die Herausbildung nationaler Kanones in den verschiedenen Künsten spricht hier eine deutliche Sprache. Aber auch die Populärkünste tragen nicht minder dazu bei, dass eine bestimmte Gruppe Menschen zu glauben beginnt und am Glauben festhält, Nation zu sein. Der jährliche »Eurovision Song Contest« sei hier beispielhaft erwähnt.

Gleichwohl scheinen sich der Universalismus der Künste und deren nationalistischer Charakter zu widersprechen. Ganz ähnlich allerdings, wie sich Autoreferentialität und politische Relevanz in der Staatenwelt gegenseitig bedingen, bedingen sich bei genauerer Betrachtung auch künstlerischer Universalismus und nationalistische Verortung. Die Anerkennung einer künstlerischen Leistung kann nur unter Bezugnahme auf universalistische Vorstellungen erfolgen. Der zugleich Grenzen setzende, nationalistische Charakter der Künste wird auf diese Weise transzendiert, aus einer Anerkennung bestimmter künstlerischer Objekte vermag eine Anerkennung des betreffenden nationalistischen Kollektivs zu resultieren. Es ist dies die Grundlage dafür, dass Interpretationsmuster der Autoreferentialität in einer Staatenwelt Fuß fassen konnten, die sich durch beständige Prozesse nationalistischer Abgrenzung und fetischisierter Bezugnahme auf vermeintlich repräsentative kulturelle Objekte permanent konstituiert und reproduziert. Die spezifische Konstruktion künstlerischer Objekte ermöglicht es, mit den gleichen Zeichen genau gegensätzliche Interpretationen herbeizuführen, nämlich solche mit segregierender und zugleich solche mit integrierender Wirkung.

Universalismus und Nationalismus der Künste entpuppen sich vor diesem Hintergrund als unabdingbar aneinander gebunden. Ohne Nationalismus als Negativfolie wäre jedes Behaupten universalistischer Gehalte der Künste ebenso sinnlos, wie es das Betonen nationalistischer Besonderheit ohne Bezugnahme auf diffuse Vorstellungen übergreifender Allgemeinheit wäre.

3.3 WISSENSCHAFT

Wissenschaft[318] stellt den dritten Bereich dar, der sich als Kultur in der Staatenwelt im Sinne meiner Untersuchung beschreiben lässt. Zwar wird sich in diesem Unterkapitel zeigen, dass dabei nicht grundsätzlich alle gemeinhin als Wissenschaft verstandenen Handlungs- und Kommunikationsbereiche

318 Wenn ich im Folgenden von Wissenschaft spreche, so meine ich damit neben Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften immer auch Ingenieurwesen und Technologie, soweit diese sich die Vermehrung menschlichen Wissens oder die materielle Verbesserung der menschlichen Existenz zum Ziel nehmen.

als autoreferentiell interpretiert werden. Dies unterscheidet sie aber nicht grundsätzlich von den schon untersuchten Bereichen der Künste und des Sports: Die Grenzen dessen, was als Sport bzw. Künste bzw. Wissenschaft, damit als autoreferentiell und damit als Kultur in der Staatenwelt gilt, sind in jeder Hinsicht fließend; wie jede Interpretation ist auch diese prekär.

Von allen vier von mir untersuchten Bereichen dürfte die Wissenschaft derjenige sein, der sich am offensichtlichsten durch einen Anspruch auf Universalität auszeichnet. Nicht zuletzt die umfangreichen Forschungen zur Wissenssoziologie bzw. Wissenschaftssoziologie und insbesondere zur Wissenschaftsgeschichte weisen deutlich hierauf hin.[319] Eine systematische Analyse dieses Anspruchs werde ich, dem Aufbau der beiden vorhergehenden Kapitel folgend, am Ende des vorliegenden Unterkapitels vornehmen. Beginnen möchte ich zunächst mit der Beschreibung des Entstehungsprozesses moderner Wissenschaft, der zugleich auch die Genese des wissenschaftlichen Universalismus beinhaltet.

Zentral für die Geschichte der Wissenschaft ist der Begriff der Wahrheit, eine Untersuchung der Wissenschaftsgeschichte ist deshalb immer auch eine Untersuchung dieses Begriffes. Für ihn war die Herausbildung monotheistischer Religionen im östlichen Mittelmeerraum sowie in China und Indien während des ersten Jahrhunderts vor der Zeitenwende von zentraler Bedeutung. Diesen Glaubensformen lag ein universalistischer Wahrheitsbegriff zu Grunde, da sie sich als Glaube an nur genau einen Gott notwendig an potentiell alle Menschen richteten und auf einer Offenbarung als vermeintlich letztgültiger Wahrheit gründeten.[320] Dieses Wahrheitsverständnis sollte in seinen Grundzügen bis in die westliche Moderne gültig bleiben, wenngleich es beginnend ab der Renaissance, insbesondere aber im Zuge der Aufklärung säkularisiert wurde. Bei Isaac Newton etwa fand es seine naturwissenschaftliche Fundierung in der Vorstellung, der Mensch entdecke mittels seiner Vernunft die Gesetze der Natur. Analog hierzu ging die Aufklärung von der Möglichkeit unbestreitbarer, auf die menschliche Vernunft zurückzuführender Erkenntnisfortschritte aus – und zwar auch über die reinen Naturwissenschaften hinaus.[321]

Entscheidend für diese bis heute wirkmächtige Wahrheitskonzeption ist die Vorstellung, dass es eine außerhalb des menschlichen Verstandes liegende Welt gebe, die objektivierbar und durch den Verstand als allgemeingültig erkennbar sei. Wissenschaft zeichnete sich folgerichtig seit dem 17. Jahrhundert neben der Säkularisierung insbesondere durch ein stärkeres Bemühen um eine empirische Grundlegung des Wissens, verbunden mit seiner doktrinalen Systematisierung aus:

---

319 Vgl. etwa Stichweh 2003; Schroeder-Gudehus 1990a; Salomon 1971, S. 23-26; Riedel 1988; Weber 1988, S. 151-155; Danneberg/Schönert 1996; Crawford/Shinn/Sörlin 1992.

320 Tenbruck 1989, S. 95.

321 Tenbruck 1989, S. 102.

»Im Verlauf der wissenschaftlichen Revolution verschiebt sich der Ort der Wissenschaft von der Seele, einer menschlichen Habe und Verhaltung, auf das System, dessen dominierende Eigenschaften das Zusammensetzen, Anordnen und Machen sind. [...] ›Empirie‹ ist systematisierte Erfahrung, ›Disziplin‹ die Methode, nach der sie gewonnen wird, Theorie der Zusammenhang von Prinzipien, der Erfahrung ermöglicht, das Axiomensystem, aus dem dann in der Anwendung auf ihre einzelnen Gebiete ein Zusammenhang von Lehrsätzen, die ›Lehre‹, abgeleitet werden kann.« [322]

Zur wichtigsten wissenschaftlichen Institution der Moderne wurde die Universität. Noch im Mittelalter und der frühen Neuzeit war sie in ein christlich-religiöses Ideologiegeflecht eingebunden, das für eine grundsätzlich universalistische Ausrichtung sorgte. Beginnend ab der Renaissance waren Universitäts-Neugründungen zunehmend säkular und damit lokalen oder regionalen, später auch nationalen Interessen verpflichtet. An der universalistischen Grundausrichtung hielt die Universität gleichwohl fest: In ihr institutionalisierte sich die doppelte, keineswegs widerspruchsfreie Legitimation der modernen Wissenschaft und der Universität, die sich einerseits aus einem übergreifenden Universalismus und einer Idee der Selbstzweckhaftigkeit, andererseits aus nationalistischem Partikularismus und politischer Instrumentalisierung speist.[323]

Diese zunehmende Nationalisierung der Wissenschaft bei gleichzeitigem Festhalten an universalistischen Grundvorstellungen spiegelte sich auch in der Ausdifferenzierung der Disziplinen wider, die sich besonders im 18. und im 19. Jahrhundert vollzog. Eine immer ausgeprägtere Spezialisierung führte zum Entstehen immer kleinteiligerer Disziplinen und Teildisziplinen sowie damit zusammenhängend thematisch begründeter Institutionen innerhalb und außerhalb der Universitäten, spezialisierter Fachzeitschriften und themenbezogener wissenschaftlicher Kontakte. Die Neuheit des produzierten Wissens, bezogen auf den Stand der jeweiligen Wissenschaft, sowie ein selbst im Theoretischsten noch vorhandener grundsätzlicher Bezug auf die empirische Umwelt als neuen Garanten eines universalistischen Wahrheitsbegriffs wurden zu Grundnormen der disziplinär gegliederten Wissenschaften.[324] Hinzu trat eine grundsätzliche politische und nationalistische Orientierung bis hin zur offenen Widerspiegelung nationalistischer Denk- und Ordnungsmuster, die sich insbesondere in sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen schon in der Gliederung des Objektbereichs und der Methodik zeigte, vor der aber auch die Naturwissenschaften und insbesondere die Popularisierung naturwissenschaftlichen Wissens nicht gefeit waren.[325]

---

322 Riedel 1988, S. 50-51.

323 Crawford/Shinn/Sörlin 1992, S. 7-10; Stichweh 2003, S. 9-21; Salomon 1971, S. 25-26; Jessen/Vogel 2002, S. 18-23; Jordanova 1998, S. 192-199.

324 Stichweh 2003, S. 14; Schroeder-Gudehus 1990a, S. 910-911.

325 Vgl. zu Geistes- und Sozialwissenschaften beispielhaft Shumway 1998; Danneberg/Schönert 1996, S. 39-43; Jessen/Vogel 2002, S. 12-13; zu Naturwissen-

Von zentraler Bedeutung in diesem Prozess war die Ablösung des Lateinischen als Wissenschaftssprache durch die jeweiligen Nationalsprachen. Einerseits führte die Durchsetzung der Nationalsprachen als Wissenschaftssprachen zur eigenen nationalstaatlichen Begrenzung.[326] Neben den praktischen Folgen, etwa eines schwierigeren Austauschs über Sprachgrenzen hinweg, hatte dies insbesondere auch die symbolische Konsequenz, dass wissenschaftliche Errungenschaften nun als Errungenschaften einer Sprachgruppe und damit tendenziell einer Nation aufgefasst und dargestellt werden konnten. Andererseits aber war dies mit einer Demokratisierung und Verallgemeinerung verbunden: Zumindest formal wurde diese spezifische Form der Produktion von Wissen wie auch deren Ergebnisse breiten Bevölkerungsteilen zugänglich. Es konstituierte sich eine wissenschaftliche Öffentlichkeit als ein Konglomerat potentieller Adressat(inn)en als eine besondere Form bürgerlicher, auf Egalitätsvorstellungen beruhender Öffentlichkeit. Obgleich diese zwar faktisch nur in sehr geringem Maße und meist nur zu popularisierten Formen der Wissenschaft Zugang hatten, entsprach dies doch dem universalistischen Anspruch moderner Wissenschaft, für jedes Individuum allgemeine Gültigkeit und Relevanz zu haben.[327]

Die Nationalisierung der Wissenschaften bei gleichzeitigem Festhalten an universalistischen und internationalistischen Vorstellungen hatte zur Folge, dass auch über Nationen- und Sprachgrenzen hinweg wissenschaftliche Kontakte und Vergleiche für sinnvoll und wissenschaftliche Selbstdarstellung für notwendig gehalten wurden. Internationale Ausstellungen als wissenschaftlich-technologische Leistungsschauen und Nobelpreise als Leistungsmaßstäbe sind hier sicherlich nur die bekanntesten Beispiele.[328] Staatliches Engagement in diesem Bereich, sei es offen oder verdeckt, war dabei schon im späten 19. Jahrhundert nicht unüblich und wurde spätestens im 20. Jahrhundert zum Normalfall. Es gibt heute kaum mehr einen Staat, der nicht Wissenschaftspolitik betriebe, der nicht Wert auf wissenschaftliches Prestige legte und der wissenschaftlichen Austausch auch über Grenzen hinweg nicht in mehr oder weniger großem Umfang förderte.

Die ersten Versuche, im modernen Sinne wissenschaftliche Kontakte über Grenzen hinweg herzustellen, gingen allerdings von den wissenschaft-

---

schaften beispielhaft Schroeder-Gudehus 1990a, S. 914-916; Salomon 1971, S. 26-35; Edgerton 1990; Fischer 1995; Jessen/Vogel 2002; für die Chemie Meinel 1983. Gerade der Zusammenhang zwischen internationaler Politik bzw. Außenpolitik und Naturwissenschaft wurde aufgrund der hohen Relevanz der Rüstungsforschung während des Kalten Krieges recht intensiv untersucht, beispielhaft seien hier genannt Kistiakowsky 1960; Haberer 1972; Fox 1968.

326 Fischer 1995, S. 339.

327 Stichweh 2003, S. 21-22.

328 Vgl. Meinel 1983, S. 232; Schroeder-Gudehus 2000; Danneberg/Schönert 1996, S. 10; Jessen/Vogel 2002, S. 16; Metzler 2002, S. 290-291; Crawford 1992.

lichen Institutionen selbst aus. So gründete sich beispielsweise 1899 in Wiesbaden ein Zusammenschluss nationaler wissenschaftlicher Akademien aus dem Deutschen Reich, aus Österreich, aus Großbritannien, Frankreich, Russland und Washington, eine italienische wissenschaftliche Akademie trat kurze Zeit später bei.[329] Die Zahl internationaler Kongresse und anderer Aktivitäten nahm bis 1914 rapide zu.[330] Dabei war neben einer bloßen Förderung der Wissenschaft durchaus auch intendiert, diese unter idealistischer Berufung auf einen Universalismus der Wissenschaft als politisches Mittel der Verständigung zu nutzen.[331] Umgekehrt reagierte auch die Politik entsprechend: So begann zu jener Zeit der vorsichtige Einsatz von Wissenschaft in der Außenpolitik bestimmter Staaten, was in Deutschland eng mit dem Namen des preußischen Kulturpolitikers Friedrich Althoff verbunden war.[332] Auch dies war nicht selten von einer idealistischen und internationalistischen Rhetorik begleitet.

Gleichwohl war die Bereitschaft der Staaten, Wissenschaft als Teil ihrer Außenpolitik anzusehen, zu jener Zeit noch vergleichsweise gering. Dem weitgehend nichtstaatlichen und privaten Engagement von Wissenschaftlern, Universitäten, wissenschaftlichen Akademien und wissenschaftlich interessierten Dritten waren auf der anderen Seite aber enge Grenzen gesetzt. Deutlich wurde dies insbesondere während des Ersten Weltkriegs, als aller internationalistischer und idealistischer Rhetorik zum Trotz der Wissenschaftsnationalismus des späten 19. Jahrhunderts einen Höhepunkt fand. Dass Naturwissenschaften und Ingenieurwesen auf allen Seiten in die Dienste des Militärs gestellt wurden, war dabei nur die Spitze des Eisbergs.[333] Die bis dahin geknüpften internationalen Kontakte der Wissenschaft brachen zusammen, bestehende Kooperationen schliefen ein, ohne formell beendet worden zu sein.[334] Im Falle des »Aufrufs an die Kulturwelt« schlug das Pendel zwischen internationalistischem Universalismus und nationalistischem Partikularismus besonders symbolträchtig in Richtung des Zweitgenannten aus: 93 deutsche Wissenschaftler, Intellektuelle und Künstler[335] hatten ein im Ausland stark beachtetes Dokument unterschrieben und

329 Alter 1981, S. 202-205; Meinel 1983, S. 235.

330 Iriye 1997, S. 67; Crawford/Shinn/Sörlin 1992, S. 11-20. Als Gründe für diese Entwicklung nennen Crawford/Shinn/Sörlin die Schaffung internationaler wissenschaftlicher Einheitlichkeit, Vorteile durch wissenschaftliche Kommunikation an sich sowie die Entwicklung standardisierter Normen und Verfahren.

331 Fritz 2005; Meinel 1983, S. 233.

332 Brocke 1987, Brocke 1991; Ungern-Sternberg 1994, S. 141-148. Für das Deutsche Reich im 19. Jahrhundert vgl. Düwell 1983, S. 102-103.

333 Meinel 1983, S. 235-237.

334 Alter 1981, S. 213; Schroeder-Gudehus 1990a, S. 914-915; Schroeder-Gudehus 1999; Salomon 1971, S. 28.

335 Es waren ausschließlich Männer.

veröffentlicht, mit dem sie sich ohne Vorbehalt auf Seiten der deutschen Kriegsführung stellten.[336]

Nach 1918 fanden die deutsche und die österreichische Wissenschaft nur langsam zurück in die wieder aufgebauten transnationalen Strukturen, die nun von Wissenschaftler(inne)n anderer Staaten dominiert und initiiert wurden.[337] Aufgrund der umfassenden Isolation Deutschlands in Politik, Diplomatie und Wirtschaft schien gleichwohl die in dieser Situation wieder als universalistisch propagierte Wissenschaft einen vermeintlich unpolitischen und unproblematischen Weg zu Auslandskontakten zu bieten. Staatliches Engagement wurde zur Norm, es entstanden in dieser Zeit die Vorläufer der wichtigsten Institutionen, die noch heute für die deutsche Kultur- und Wissenschaftspolitik gegenüber dem Ausland zuständig sind; auch im Auswärtigen Amt wurde eine entsprechende Abteilung etabliert.[338] Eine ähnliche Entwicklung ließ sich auch bei anderen Staaten beobachten, darunter insbesondere auch bei den Siegermächten des Ersten Weltkriegs. So nahm in den 1920ern und 1930ern das staatliche Engagement nicht nur für Wissenschaft allgemein, sondern auch für deren Auslandsbeziehungen im Rahmen einer breiter angelegten Außenpolitik zu bzw. wurde zum Normalfall.[339]

Nach 1945 verstärkte sich der wissenschaftliche Austausch wie auch das staatliche Engagement in der Wissenschaftsförderung erneut. Angesichts des Kalten Krieges war dabei zwar der blocküberbreifende Austausch eingeschränkt, um so intensiver aber waren Austauschmaßnahmen innerhalb der beiden Blöcke. Für die Bundesrepublik Deutschland war Wissenschaft, neben den anderen Kulturbereichen, erneut eine Möglichkeit, vergleichsweise risikoarm und vermeintlich politikfern auf internationalem Parkett zu agieren. Für die USA dienten akademische Austauschprogramme der Initiierung grenzüberschreitender wissenschaftlicher Kontakte wie auch der (zumindest versuchten) Steuerung von Wissenschaft in Europa und Lateinamerika. Nach anfänglichem Stillstand gab es seit den späten 1950er Jahren auch Austauschprogramme zwischen den Blöcken, etwa zwischen der Sowjetunion und den USA oder Westdeutschland.[340] Die Interpretation von Wissenschaft als vermeintlich unpolitischem, autoreferentiellem Gesellschaftsbereich ermöglichte hier eine große Vielzahl an Kontakten, Programmen und Maßnahmen, die Wissenschaft zu einem der wichtigsten Außenpolitik-

336 Haberer 1972, S. 716; Lepenies 2006, S. 48-51; MacLeod 2000, S. 327.

337 Schroeder-Gudehus 1990b.

338 Düwell 2005, S. 59-61; Wala 2004; Schütte 2005, S. 115.

339 Crawford/Shinn/Sörlin 1992, S. 21-24; Salomon 1971, S. 26-29; für die USA Füssl 2001, S. 623-624; Miller 2006, S. 137-141. In anderen Staaten fand diese Entwicklung erst nach dem Zweiten Weltkrieg statt, etwa in der Schweiz in den 1970er Jahren; vgl. Hochstrasser 1992, S. 1003-1008.

340 Für die USA und Deutschland Ash 2001; für die Sowjetunion und Deutschland Nötzold 1988; für Deutschland Littmann 1981, S. 207-212; Schütte 2005, S. 115; für die USA Füssl 2001, S. 624-628; Bu 1999; Miller 2006, S. 143-150.

Bereiche jenseits von Diplomatie, Sicherheitspolitik und Außenwirtschaftspolitik werden ließ. Mit dem Ende des Kalten Krieges scheint ihre Bedeutung sogar noch zugenommen zu haben, führt man sich vor Augen, welch breite Berücksichtigung insbesondere naturwissenschaftliches Wissen bei der Interpretation und Bearbeitung globaler Probleme wie etwa dem Klimawandel, der Ernährungssicherung oder der Rohstoffsicherung findet. Diese Themen treten hierbei neben die zu Zeiten des Kalten Krieges global dominierenden Themen der Rüstung/Abrüstung und Entwicklungszusammenarbeit.[341]

Dass Wissenschaft in Politik und Diplomatie Bedeutung zukommt, ist dabei nicht zwingend mit ihrem nationalistischen Charakter gleichzusetzen oder zu begründen. Der politische Charakter von Wissenschaft allerdings hängt durchaus mit ihrem zugleich nationalistischen und universalistischen Gehalt eng zusammen. Ich werde im Folgenden, analog der vorhergehenden Kapitel zu Sport und zu Künsten, zunächst diese nationalistischen Aspekte näher beleuchten. Hiernach schildere ich allgemeiner die Relevanz, die der Wissenschaft in der Staatenwelt zukommt. Das Kapitel endet schließlich mit ausführlicheren Überlegungen zum wissenschaftlichen Universalismus und dem widersprüchlichen Verhältnis zwischen Universalismus und Nationalismus der Wissenschaft.

Wie Sport und Künste ist auch Wissenschaft ein ganz wesentlicher Faktor bei der Integration größerer Kollektive, die sich als »Nation« verstehen. Wissenschaft stellt einen als positiv verstandenen Bezugspunkt dar, der es erlaubt, die als Leistung verstandenen Beiträge bestimmter Wissenschaftler(innen) umzudeuten zu Beiträgen einer Nation für ein übergeordnetes Gesamtwohl. Die enge institutionelle Verknüpfung von Wissenschaft und Nationalstaat bildet hierbei einen wichtigen, wenngleich keineswegs den einzigen Faktor. Hinzu tritt vielmehr der Gedanke eines allgemeinen Nutzens für die Menschheit, den die eigene Nation mit ihrer Wissenschaft vollbringe, insofern sind nationalistischer Partikularismus und Universalismus nicht voneinander zu trennen. Ohne den Glauben an eine Relevanz und an positive Ergebnisse wissenschaftlichen Schaffens für die der Nation gegenübergestellte gesamte Menschheit wäre die Vereinnahmung der Wissenschaft durch nationalistische Interpretationsmuster sinnlos, unmöglich oder zumindest unvollständig.[342] Was Jesse/Vogel im folgenden Zitat für die Naturwissenschaften beschreiben, lässt sich insofern durchaus auch auf andere Wissenschaften übertragen, wenngleich zumindest in diesem Punkt eine gewisse

341 Vgl. Salomon 1971, S. 30; Edgerton 1990; Kistiakowsky 1960, S. 1022; Crawford/Shinn/Sörlin 1992, S. 21. Vgl. zur Rolle wissenschaftlicher Expert(inn)en in der internationalen Diplomatie auch Miller 2006, S. 134, Fn. 3.

342 Jordanova 1998, S. 192-196. Vgl. zur institutionellen Verflechtung von Nationalstaat und Wissenschaft auch Jessen/Vogel 2002, S. 18-23; Stichweh 2003, S. 13-16.

paradigmatische Funktion der Naturwissenschaften wohl nicht geleugnet werden kann:

»In diesen Extremfällen wie in anderen Situationen hingen die Attraktivität und die gemeinschaftsstiftende Wirkung der Naturwissenschaften offenbar davon ab, inwieweit es gelang, die universalistischen, übernational gültigen Wahrheitsansprüche und ›humanistischen‹ Fortschrittshoffnungen der Wissenschaft als Ausweis der spezifischen Affinität des jeweiligen ›Nationalcharakters‹ zu einem spezifischen Forschungsfeld oder einer Disziplin zu interpretieren, so daß der wissenschaftliche Fortschritt als Leistung der eigenen Nation zum Wohle der ganzen Menschheit überhöht werden konnte.« [343]

Die wissenschaftlichen Beiträge, die einzelne Nationen nun zu einem vermeintlichen Gesamtwohl der Menschheit zu leisten glauben, gelten im nationalistischen Verständnis als in einem kompetitiven Verhältnis stehend. Wenngleich diese Kompetitivität, hier den Künsten vergleichbar, weitaus weniger explizit gemacht wird als etwa beim Sport, so ist sie doch existent.[344] Der Gedanke, ein wissenschaftlicher Erfolg sei ein solcher der eigenen Nation, trägt die Annahme einer durch diesen Erfolg erzielten Überlegenheit gegenüber anderen Nationen notwendig in sich. Gedenkjahre und –feiern für Wissenschaftler(innen) wie auch für Künstler(innen) stellen dabei nur eines von vielen Beispielen dar – zu denken wäre etwa an das österreichische Sigmund-Freud-Jahr 2006 oder das Albert-Einstein-Jahr 2005 gleich in mehreren Ländern, die diesen Wissenschaftler als einen der ihren beanspruchen. Ein noch eindrücklicheres Beispiel dürfte die jährliche Verleihung der Nobelpreise darstellen, die als Ausdruck und Zeichen kollektiver Kompetitivität im Bereich der Wissenschaft par excellence gelten können.[345] Zu nennen wären aber auch hier internationale (Welt-)Ausstellungen und Messen, die immer auch der Darstellung eigener wissenschaftlicher und technologischer Leistungen dienen.[346]

Wissenschaft trägt damit zugleich auch zur Konstruktion von Grenzen und damit zur Abgrenzung gegenüber anderen Nationen und Nationalstaaten bei. Dies wird besonders deutlich an den Geistes- und Sozialwissenschaften, deren Objekte in vielen Fällen auf der Basis nationalstaatlicher Grenzen konstruiert werden und deren Methoden wie auch Theorien nicht selten mit einer bestimmten Herkunft identifiziert werden (etwa der »deutsche Idealismus«, der »französische Poststrukturalismus«, der »amerikanische Behaviourismus« oder die nationalstaatlich geprägten Außenpolitikforschungen zu den gleichfalls nationalstaatlich geprägten Außenpolitiken einzelner Län-

343 Jessen/Vogel 2002, S. 27.

344 Jordanova 1998, S. 200 und 202.

345 Jessen/Vogel 2002, S. 16; Schroeder-Gudehus 1990a, S. 912; Danneberg/Schönert 1996, S. 11.

346 Schroeder-Gudehus 2000.

der).[347] Dass Ähnliches in den Naturwissenschaften sich nicht durchsetzen konnte, wenngleich es auch dort Versuche gab, »nationale Stile« zu etablieren, ändert an der grundsätzlich abgrenzenden Wirkung von Wissenschaft nichts.[348] Schon die eben skizzierte kollektive Kompetitivität trägt ein solches Moment in sich, die enge institutionelle und kommunikative Verflechtung von Wissenschaft und Nationalstaat tut ein Übriges – und zwar gerade auch in den Naturwissenschaften.[349]

Wissenschaftsgeschichtsschreibung ist – zumindest in ihrer nationalstaatlich orientierten Variante – eine Erfindung der Moderne, die Nationalismus, Universalismus, kollektive Kompetivität und Abgrenzung in eine narrative Form bringt. »Erkenntnisse« und »Errungenschaften« werden hier der jeweiligen Nation zugeordnet und in einen Nachweis der nationalen Leistungsfähigkeit umgedeutet. Den oben erwähnten Gedenkfeiern und -jahren kommt dabei ebenso zentrale Bedeutung zu wie der Darstellung der eigenen Wissenschaftler(innen) in Schulbüchern, Lexika, populärwissenschaftlichen Schriften, Biografien oder im Wissenschaftsjournalismus.[350] Hier wird das geniale Individuum und die Forschungsleistung konstruiert und nationalistisch kontextualisiert; Wissenschaft wird mit nichtwissenschaftlichen Aspekten verknüpft. Auf diese Weise werden Heldinnen und Helden der Wissenschaft geboren und als Objekte der Identifikation entworfen;[351] zugleich wird damit ein Weg des Fortschritts zum Glück der Menschheit beschrieben, den zu beschreiten die eigene Nation nachgewiesenermaßen bereit sei. Der Wissenschaftler bzw. die Wissenschaftlerin vermittelt symbolisch zwischen dem einzelnen Individuum, der Nation und der Menschheit als ganzer – in diesem Punkt ist er/sie vergleichbar dem/der Sportler(in) oder dem/der Künstler(in). Umgekehrt wird die Nation als zentraler Bezugspunkt nationalistischer Interpretationsmuster zu einem nicht mehr weiter hinterfragten, als gegeben vorausgesetzten Signifikat, das gerade in diesem narrativen und semiotischen Als-Gegeben-Hinnehmen beständig reproduziert wird.

Die moderne Wissenschaft hat sich vor diesem Hintergrund zu einem zentralen Bezugspunkt nationalistischer Denkmuster entwickelt, zugleich wurde sie in vielfacher Hinsicht zu einem wichtigen Faktor in der Staatenwelt. Die weltweite Durchsetzung des westlich-wissenschaftlichen Modells der Wissenskonstruktion ist dabei vom Universalismus der Wissenschaft nicht unabhängig, aber auch keineswegs mit diesem deckungsgleich:

»Globalität meint die weltweite Durchsetzung jenes einigermaßen kohärenten Sets wissenschaftlicher Traditionen, der sich selbst unter den normativen Druck der Universalitätserwartung gesetzt hat und zu dessen Erfolg diese Selbstbeobachtung und

347 Shumway 1998.

348 Vgl. Fischer 1995.

349 Jessen/Vogel 2002, S. 18-31; Schroeder-Gudehus 1990a, S. 916-917.

350 Jordanova 1998, S. 199.

351 Jordanova 1998, S. 199-202; Salomon 1971, S. 26.

der mit ihr erzeugte normative Druck vermutlich einiges beigetragen hat. Globalität und Universalität wären insofern keine unverbundenen Phänomene; Universalität wäre eine Erfindung und Strategie, ohne die man sich die weltweite Durchsetzung nur einer Wissenschaft nicht vorstellen kann. Globalität meint im Einzelnen dann räumliche Ubiquität, eine weltweit fungierende wechselseitige Beobachtung der räumlich verteilten Orte wissenschaftlicher Produktion.« [352]

Die institutionelle Internationalisierung der Wissenschaft und die ideologische Internationalisierung als Durchsetzung ihres Universalismus-Verständnisses sind in letzter Konsequenz nicht voneinander zu trennen. Historisch entwickelte sich erstere, die ja in gewisser Hinsicht schon in vor-nationalistischer Zeit gegeben war, zunächst aus der Wissenschaft selbst heraus.[353] Neben direkten Kontakten zwischen Personen und Einrichtungen sowie der großen Anzahl internationaler wissenschaftlicher Konferenzen wären hierbei insbesondere internationale Zusammenschlüsse von Einzelpersonen, disziplinär sich organisierender Verbände sowie – breiter angelegt – wissenschaftlicher Akademien zu nennen. Diese selbstorganisierte Internationalisierung der Wissenschaft ist von einem staatlichen oder parastaatlichen Engagement für die Wissenschaften kaum zu trennen, die Grenzen zwischen beiden sind sicherlich fließend. So engagieren sich zahlreiche Staaten nicht nur nach innen, sondern auch in ihrer Außenpolitik direkt für Wissenschaft; sie machen sie zu einem Instrument derselben oder zumindest zu einem Bestandteil ihres Agierens auf internationaler Ebene.[354] Letzteres kann dabei in zweierlei Weisen geschehen. Einerseits kann eine wissenschaftliche Zusammenarbeit anhand konkreter Projekte politisch gewünscht und initiiert werden. So sind etwa an dem geplanten internationalen thermonuklearen Experimentalreaktor ITER in Südfrankreich neben der Europäischen Union noch mehrere Industriestaaten beteiligt. Andererseits kann im Rahmen von Außenpolitik die Kontaktaufnahme und der Austausch im Bereich der Wissenschaft ganz allgemein gefördert werden. Beispielhaft wäre hier auf den breiten Bereich des Personenaustauschs in der Wissenschaft, auf Fördermöglichkeiten für internationale wissenschaftliche Konferenzen oder auch auf Programme zur Förderung der grenzüberschreitenden Vernetzung wissenschaftlicher Einrichtungen zu verweisen. Die Grenze zum allgemeinen Personenaustausch[355] ist dabei sicherlich fließend, die gerade auch symbolische Bedeutung solcher Maßnahmen legen aber nahe, den Kontext der Wissenschaft hierbei besonders zu betonen. Gerade der Personenaustausch in der Wissenschaft ist von einiger außenpolitischer Bedeutung, weil er sich vergleichsweise schnell und flexibel durchführen lässt und ein vergleichs-

352 Stichweh 2003, S. 5-6.

353 Vgl. Crane 1971, S. 585-588; Crawford/Shinn/Sörlin 1992, S. 23-24; Danneberg/Schönert 1996, S. 7.

354 Vgl. Crane 1971, S. 585-588; Crawford/Shinn/Sörlin 1992, S. 23-24.

355 Vgl. die Ausführungen in Kap. 3.4 dieser Untersuchung.

weise großes Prestige genießt. Ich werde später in diesem Kapitel einige empirische Beispiele hierfür nennen.

Diese politische und institutionelle Internationalisierung beruft sich auf die Notwendigkeit oder Vorteilhaftigkeit internationaler Kooperation, die in der Wissenschaft selbst begründet liege. Dies mag in Einzelfällen tatsächlich ganz pragmatisch darauf zurückzuführen sein, dass größere Projekte, wie etwa der eben erwähnte ITER, aufgrund ihrer schieren Größe von einzelnen Staaten nicht mehr finanziert und durchgeführt werden können.[356] Gleichwohl bleibt festzuhalten, und sei es nur als Vorbedingung solch pragmatischer Überlegungen, dass Wissenschaft in der Moderne als per se auch übernationale Angelegenheit und damit als notwendiger Bestandteil der Staatenwelt interpretiert wird. Hier kommt eine Ideologie universalistischer Wissenschaft zum Tragen, die der Internationalisierung dieses gesellschaftlichen Teilbereichs zu Grunde liegt, ohne mit ihr identisch zu sein; sie ist mit dem eingangs genannten Wahrheitsbegriff eng verbunden:

»Science is by nature universal. The truths which scientists seek to discover are not national truths; they are the same everywhere and so can be unanimously recognized. The structure as well as the nature of science is international. Research and discoveries, whatever the particular genius of individuals and peoples, constitute a common and cumulative achievement.« [357]

Es wird Aufgabe der nun folgenden zweiten Hälfte dieses Kapitels sein, diesen Universalismus genauer zu untersuchen. Hierbei ist zunächst – dem eben aufgeführten Zitat widersprechend – festzuhalten, dass es sich dabei keineswegs um eine Eigenschaft der Wissenschaft selbst handelt, sondern vielmehr um eine Zuschreibung. Aus historischer Perspektive ist der Universalismus das Ergebnis spezifischer geschichtlicher Prozesse, durch die sich ein allumfassender Wahrheitsanspruch bestimmter Wissensformen der europäischen Moderne herausgebildet und durchgesetzt hat. Diese sind heute keineswegs mehr auf Europa beschränkt. Aus einer sozialen Perspektive geht der Universalismus mit einer spezifischen Form der Zuschreibung dieses Wahrheitsanspruchs zu bestimmten sozialen Gruppen und Institutionen einher, die damit als Besonderheit innerhalb der Gesellschaft konstituiert und mit dem Auftrag der Produktion universell gültigen Wissens versehen werden.[358]

Dieser Wahrheitsanspruch beruht auf drei Annahmen über das Verhältnis zwischen dem menschlichen, zeichengebrauchenden Individuum und seiner äußeren Umwelt. Die erste Annahme ist, dass es ein solches Verhält-

356 Vgl. Crane 1971, S. 587.

357 Salomon 1971, S. 23. Vgl. dazu auch Crane 1971, S. 585; Danneberg/Schönert 1996, S. 7-8; Schroeder-Gudehus 1990a, S. 909; Stichweh 2003, S. 2-6.

358 Vgl. Riedel 1988; Stichweh 2003, S. 6-7; Tenbruck 1989, S. 94-102; Tenbruck 1976, S. 68.

nis überhaupt gibt.[359] Die Konstruktion des Menschen als Gegenüber der Umwelt bzw. umgekehrt die Konstruktion der Umwelt als Gegenüber des Menschen ist Voraussetzung dafür, dass ein Wissen über diese Umwelt im spezifisch modernen Sinne überhaupt vorstellbar wird. Dabei umfasst Umwelt keineswegs nur das dem Menschen a priori Äußere, sondern auch die Körperlichkeit, Sozialität und Kreativität des Menschen selbst einschließlich seiner Handlungen, seines Zeichengebrauchs, seiner Beziehungen und seiner Artefakte. Vor dem Hintergrund dieses sehr weiten Begriffs der Umwelt reduziert sich der Begriff des Menschen auf den eines Verstandeswesens, das seine Umwelt und damit eben auch sich selbst wahrnimmt und erforscht. Am Bemühen jeder Wissenschaft, Objekte zu konstruieren, über die Wissen erlangt werden soll, und an der Aufgliederung der Wissenschaft in Disziplinen entlang abgeleiteter Objektklassen lässt sich dieses Konstruieren von Umwelt anschaulich ablesen, das zugleich ein Konstruieren des Menschen selbst ist.

Die zweite Annahme über das Verhältnis zwischen dem menschlichen Individuum und seiner äußeren Umwelt betrifft die Form des Wahrnehmens und Erforschens. Wissenschaft im modernen Sinne setzt den Glauben voraus, dass die äußere Umwelt des Menschen diesem mittels seiner Vernunft zugänglich sei.[360] Dieser Glaube ist zugleich Voraussetzung dafür, dass Kommunikation über diese Umwelt überhaupt möglich ist. Insofern beruht auch die Bedeutung, die Wissenschaft in der Staatenwelt genießt, auf der geteilten Annahme einer Zugänglichkeit der Umwelt für die menschliche Vernunft.

Die dritte für Wissenschaft grundlegende Annahme über das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt betrifft die Umwelt selbst. Sie wird als zumindest relativ regelmäßig oder regelhaft vorgestellt. Dies kann, wie in den Natur- und Ingenieurswissenschaften, mit der Suche nach Gesetzmäßigkeiten einhergehen, kann sich aber auch, wie in den Geistes- und Sozialwissenschaften, auf die Formulierung abstrahierender, sich auf einen begrenzten Objektbereich beziehender Gedankengebäude beschränken. Beiden gemein ist dabei ein Anspruch auf überzeitliche, übersoziale und allumfassende Gültigkeit, die allerdings nicht auf das Objekt bezogen ist und nicht aus diesem selbst resultiert, sondern auf der sozialen Bedeutung von Wissenschaft beruht. Hier mischen sich zwei Regelsysteme, die faktisch nicht voneinander getrennt werden können, die aber beide für Wissenschaft unerlässlich sind:

---

359 Latour 2002, S. 10-18. Vgl. allgemein zum Verhältnis zwischen Individuum und Umwelt in der Moderne Elias 2001, S. 171-174; Luhmann 1989, S. 215; sowie zu den daraus folgenden erkenntnistheoretischen Debatten Elias 2001, S. 265.

360 Tenbruck 1989, S. 102. Vgl. zum Verhältnis von Theorie und Empirie bzw. Erfahrung auch Riedel 1988, S. 46-47; Stichweh 2003, S. 4.

»Obschon die Wissenschaft also davon lebt, daß sie an der Sache mißt, kann die Übereinstimmung ihrer Erkenntnisse mit der Sache nur in einem sozialen Prozeß beglaubigt werden. Sie muß deshalb stets eine soziale Gestalt annehmen und existiert nur als eine Gemeinschaft von Wissenschaftlern, die ihre Thesen untereinander austauschen, begründen und beurteilen, um durch Diskussionen zu bestimmen, was mit allgemeiner Zustimmung als wahr gelten darf. So vollzieht Wissenschaft sich in zwei unerläßlichen Regelsystemen, die nicht notwendig deckungsgleich sind, weil das eine von einer Objektnorm ausgeht (Wahr ist, was am Gegenstand ausgewiesen werden kann), das andere von einer Sozialnorm (Wahr ist, was Wissenschaftler durch gemeinsames Urteil als so ausgewiesen erklären.)« [361]

Auf diese Verschränkung von objektgesättigter und sozialer Gültigkeit hat insbesondere diejenige Wissenschaftssoziologie immer wieder hingewiesen, die für die heute als sozialkonstruktivistisch bezeichneten Ansätze traditionsbildend war.[362] Entscheidend ist dabei, dass das widersprüchliche Verhältnis von »Objektnorm« und »Sozialnorm« hier kein bewusstes und kein egalitäres ist. Beide werden vielmehr unbewusst hierarchisiert: Die Sozialnorm stützt die Objektnorm. Eine wissenschaftliche Aussage gilt als wahr, weil sie gemäß bestimmter, sozial vorgegebener Regeln und Methoden getroffen wurde, weil sie aufgrund sozialer Normen als wissenschaftlich qualifiziert wird und ihr damit eine empirische Angemessenheit sozial zugeschrieben wird. Gleichwohl beruht Wissenschaft auf der Annahme, dass diese Wahrheit aus dem Objekt selbst resultiere.

Hier kehrt ein Denk- und Interpretationsmuster wieder, das ich als Universalismus bezeichnet habe. Von den drei genannten Annahmen ausgehend (Existenz eines Verhältnisses Mensch – Umwelt, Vernunftzugänglichkeit dieser Umwelt, mindestens relative Regelmäßigkeit dieser Umwelt) entwickelte sich die moderne Wissenschaft als derjenige gesellschaftliche Teilbereich, der universale Aussagen über die menschliche Umwelt zu treffen in der Lage sein soll und will. Dieser Universalismus beansprucht dabei Gültigkeit in dreierlei Hinsicht: So will Wissenschaft erstens Aussagen treffen, deren Gültigkeit und Relevanz zeitlich und räumlich nicht begrenzt sind – zumindest nicht begrenzter, als es die Gültigkeit und Relevanz ihrer Objekte ist. Zweitens will sie Aussagen formulieren, die keine private oder subjektive, sondern eine kollektive Wahrheit beschreiben; universell meint hier Gül-

361 Tenbruck 1976, S. 68.

362 So hat Ludwik Fleck die Begriffe des Denkkollektivs und des Denkstils geprägt, um die soziale Gebundenheit jeder Forschung zu beschreiben; Fleck 1994, bes. S. 53-68 und 129-134. Thomas Kuhn hat, anknüpfend an Fleck, den Begriff des Paradigmas als eines nicht hinterfragten Modells oder Schemas der Wissenschaft entwickelt, das der Forschung für eine begrenzte Zeit zu Grunde liege, bevor es durch ein anderes Paradigma abgelöst werde; Kuhn 1967. Vgl. dazu auch Bloor 1991; Knorr-Cetina 2002 sowie als Überblick Golinski 1998, S. 1-23.

tigkeit und Relevanz für potentiell alle Individuen. Zum Dritten möchte sie potentiell zu allen Sachverhalten Aussagen treffen – und zwar selbst über konkurrierende Aussagesysteme wie Religion, Recht oder Künste.[363]

Wissenschaft erfährt aufgrund dieses Universalismus nicht nur in der Staatenwelt, aber eben auch dort, eine beträchtliche normative Aufwertung. Wie schon Sport und Künste, erscheint auch Wissenschaft als vermeintlich natürlich und als dem menschlichen Sein intrinsische Dimension. Im Kern ist dieser Schein einer Natürlichkeit und damit zusammenhängend ihre Wertschätzung auf die Vorstellung einer aus dem wissenschaftlichen Objekt resultierenden Wahrheit fernab des Sozialen zurückzuführen. Wissenschaft wird auf diese Weise mit einem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit gerade auch in der Staatenwelt versehen: Wissenschaftliche Richtigkeit, »methodisch korrekt« hergeleitete wissenschaftliche Aussagen und stimmige Theoriesysteme beanspruchen Relevanz und Geltung auch jenseits des Nationalstaates, in dessen Kontext sie erhoben werden. Ähnlich einer Leistung, die als künstlerisch oder sportlich interpretiert wird, wird eine wissenschaftliche Leistung mit hoher Wahrscheinlichkeit als solche anerkannt. Hierin liegt die enorme Relevanz begründet, die Wissenschaft in der Außenpolitik vieler Staaten bzw. in der internationalen Politik spielt.

Dies setzt ein zumindest in weiten Teilen gemeinsames Verständnis dessen voraus, was Wissenschaft ausmacht; dank der globalen Verbreitung des westlich-europäischen Wissenschaftsmodells zumindest in seinen wesentlichsten Strukturen kann von einem solchen allerdings durchaus ausgegangen werden.[364] Dieses Modell beruht auf einem Wissens- und Wissenschaftsbegriff, für den das Konzept der Wahrheit und die scharfe Trennung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Individuum und Umwelt zentral ist. Auf Basis dieser Grundannahmen konnte sich Wissenschaft als ein gesellschaftlicher Teilbereich etablieren, dem analog zu Sport und Künsten eine relative Autonomie zugeschrieben wird. Schon alleine aufgrund der Tatsache, dass Wissenschaft im Rahmen nationalistischer Interpretationsmuster zur Konstruktion kollektiver Identitäten dient, muss eine solche Autonomie allerdings begrenzt sein – die Frage nach dem tatsächlichen Ausmaß der Autonomie von Wissenschaft ist für meine Untersuchung dabei aber weniger wichtig als die enorme Bedeutung, die solcherlei Autonomievorstellungen für die spezifische Einbindung von Wissenschaft in die Staatenwelt und in Außenpolitiken haben.

---

363 Stichweh 2003, S. 4-5.

364 Ein Beispiel: Sowohl die kolonialistische als auch die nach-kolonialistische Modernisierungspolitik in Afrika, und zwar gerade auch seitens der einheimischen Eliten, war stark vom westlich-modernen Modell der Wissensproduktion, -vermittlung und -anwendung geprägt; vgl. Bonneuil 2000. Darüber hinaus sprechen die immer breiteren globalen Strukturen der wissenschaftlichen Kooperation und des Austauschs eine deutliche Sprache. Ergänzend sei auch auf die empirischen Beispiele am Ende dieses Kapitels verwiesen.

In der Staatenwelt lässt der Universalismus die Wissenschaft als einen autoreferentiellen Tätigkeitsbereich mit universalistischem Anspruch erscheinen. Wahrheit erscheint als eine Kategorie, die sich politischer und diplomatischer Kriterien entzieht. Der Universalismus ermöglicht es, ein kulturelles Objekt als wissenschaftliches Objekt zu erkennen und als Zeichen in einer spezifischen Weise zu interpretieren. Indem es als wissenschaftliches Zeichen erkannt und anerkannt wird, wird es mit universalistischen Annahmen verknüpft. Es erscheint nun als autoreferentiell, scheint sich also insofern auf sich selbst zu beziehen, als im Zeichen immer auch eine Aussage über einen wissenschaftlichen Objektbereich gesehen wird, der es mit Relevanz und Geltung zu speisen scheint, was die Zeichenbedeutung zumindest teilweise schließt. Dies ermöglicht es den Staaten, Wissenschaft in einer spezifischen Weise zu einer Dimension ihrer Außenpolitik zu machen: Wissenschaftliche Austauschprogramme, Kulturabkommen mit wissenschaftsbezogenen Inhalten oder staatlich geförderte Wissenschaftskooperation erscheinen im Regelfall nicht als ausschließlich oder überwiegend politisch intendierte Zeichen, sondern sie werden zumeist als einen dominierenden Sachbezug aufweisend, mithin als politikfern oder gar unpolitisch interpretiert. Sie erscheinen als autoreferentiell, basierend auf der vermeintlichen Objektbezogenheit von Wissenschaft.

Eine solche Interpretation ist allerdings, wie jede Interpretation, prekär. Weder ist selbstverständlich, dass in jedem Einzelfall Konsens darüber herrscht, was als Wissenschaft gelten darf und was nicht, noch vermag wissenschaftliche Sachlogik in jedem Einzelfall über politische und andere Kontexte zu dominieren. Universalismus und Autoreferentialität entspringen gerade nicht, wie diese binnenlogisch glauben machen wollen, den Zeichen selbst – ebenso wenig, wie wissenschaftliche Wahrheit ihren Objekten entspringt. Dies macht aus methodologischer Sicht beständige Einzelfallanalysen notwendig, die einerseits von gewissen Regelmäßigkeiten ausgehen können, ein untypisches Anwenden autoreferentieller Interpretationsmuster und universalistischer Ideologien oder gar deren Scheitern aber nicht als Sonderfälle beiseite schieben darf.

An dieser Stelle sei ein kurzer Seitenblick auf die Geschichte der Politikwissenschaft erlaubt. Die aus sozialkonstruktivistischer Sicht fragwürdige oder zumindest unvollständige Annahme, es gebe eine aus dem Objekt selbst resultierende Wahrheit fernab des Sozialen, hat sich als Universalismus der Wissenschaft in der Staatenwelt in vielerlei Hinsicht niedergeschlagen – dies dürfte wenig überraschen. Interessant ist aber, dass diese Annahme nicht zuletzt auch in der Theorie der Internationalen Beziehungen Konsequenzen zeitigte: Der gerade zur Erforschung regionaler und internationaler Integrationsprozesse angetretene Funktionalismus hat sie zur theoretischen Grundlage seiner selbst gemacht. Historisch hat er seine Wurzeln in jener Phase des idealistischen und internationalistischen Denkens zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die auch für die Entwicklung von Sport und Künsten in der Staatenwelt wichtig war. Denker wie Paul Reinsch, John Hobson, Le-

onard Woolf oder David Mitrany nahmen an, dass die Entdeckung und Nutzung empirischer Fakten zu technologischen Entwicklungen und damit zu einem Fortschritt der Menschheit führten. Da Staaten sich zunehmend dem Wohlstand ihrer Bürger(innen) verpflichtet fühlten, seien wissenschaftliches Wissen und dessen Produktion in der Lage, Interdependenz zwischen Staaten zu induzieren. Das wahre Wissen, mithin die menschliche Umwelt erscheint hier als derjenige Faktor, der in zunehmendem Maße internationale Politik bestimmt.[365] Wenngleich die heute wichtigere, als Neofunktionalismus bezeichnete Weiterentwicklung dieses Ansatzes insbesondere durch Ernst Haas in einigen entscheidenden Punkten hiervon abweicht, etwa durch die Akzeptanz eines eigenständigen legitimen Handlungsraumes der Politik, so sind zumindest Spuren der Annahme eines solchen Universalismus in Form einer eigenständigen, aus dem wissenschaftlichen oder technologischen Objekt resultierenden Logik auch dort noch zu finden.[366]

Der Funktionalismus unterscheidet sich von einem »einfachen« Idealismus, wie er in jener Zeit und bis heute häufig zu finden ist, insbesondere in der Konsequenz, die er aus der Eigenlogik zieht, auf die er sich beruft. Während andere idealistische und internationalistische Ansätze an diesem Universalismus lediglich dessen allgemeine Relevanz betonen und daraus die Möglichkeit umfassender sachbezogener Kooperation ableiten, geht der Funktionalismus einen Schritt weiter. Für ihn tritt die (nicht nur, aber eben auch wissenschaftliche) Sachlogik nicht an die Seite der Politik, sondern sie verdrängt sie: Fernab von Diplomatie, Politik und Krieg sieht er eine neue Elite entstehen, die in der Staatenwelt Entscheidungen trifft, die sich an einer aus den Objekten selbst resultierenden Wahrheit orientiert und dabei nicht weniger als das Wohl der Menschheit im Blick hat. Gerade bei Mitrany ist der/die Experte/-in explizit nicht nur Berater(in), sondern selbst politische(r) Entscheider(in).[367]

Der Funktionalismus nach Mitrany begegnet Problemlösungsprozessen mit einem sehr ausgeprägten Optimismus und einer präskriptiven Grundhaltung, die beide auf scharfe Kritik stießen und beispielsweise seitens des Neofunktionalismus in dieser Form nicht mehr mitgetragen werden.[368] Nun mag man diese Kritik teilen oder nicht – die bloße empirische Feststellung Mitranys, dass sich im 19. und 20. Jahrhundert auf internationaler Ebene sachbezogene, relativ staatsferne oder gar private Prozesse der Institutionalisierung ereignet haben, lässt sich kaum leugnen. Mitrany selbst nennt unter anderem die Internationale Telegrafen-Union, die Internationale Postunion

365 Fritz 2005, S. 141-144; Mitrany 1975, S. 250-255. Vgl. auch allgemein zum Idealismus und Internationalismus jener Zeit Iriye 1997.

366 Haas 1964, S. 23-40; Conzelmann 2003, S. 147-151; Gabriel 2000, S. 22-26.

367 Fritz 2005, S. 145-149. Vgl. dazu auch Mitrany 1971, S. 537-538; Mitrany 1966, S. 63 und 134-135.

368 Haas 1964, S. 23-40. Vgl. dazu auch Conzelmann 2003, S. 147-151.

oder das Internationale Transportbüro.[369] Er leitet aus dieser Feststellung allerdings eine weitreichende, durchaus positiv bewertete Möglichkeit ab, auf internationaler Ebene in zunehmendem Maße politische Entscheidungen durch vermeintlich sachbezogene Entscheidungen zu ersetzen. Damit verabsolutiert er den Gegensatz zwischen Staat bzw. Nationalstaat und Wissenschaft bzw. Expert(inn)entum, zugleich übersieht er beider wechselseitige Bedingtheit.

Nach mittlerweile über hundertjähriger Erfahrung mit dem, was Mitrany »international agencies« nennt,[370] scheint eine gewisse Skepsis gegenüber deren tatsächlichen Handlungsspielraum angebracht: Zum einen folgt aus ihrer Existenz keineswegs, dass Nationalstaaten notwendig an Macht und Gestaltungsspielraum verlieren und die permanente Konstruktion von Nationen unterbleibt. Zum anderen wird selbst durch eine gelungene Reduktion des Nationalismus in bestimmten, sehr anwendungsbezogenen Teilbereichen der nationalistische Gehalt von Expertentum und Wissenschaft keineswegs überwunden.

Einem, wenn man so möchte, »reinen« Auftreten des Universalismus der Wissenschaft, losgelöst von nationalistischen Interpretationsmustern, sind damit faktisch enge Grenzen gesetzt. Wenn es eine solche »Reinheit« überhaupt geben sollte, was im Detail empirisch zu untersuchen den Rahmen dieser Untersuchung sprengen würde, so wäre sie auf eine Weise pragmatisch und anwendungsbezogen, die eher als Ergänzung denn als tatsächlicher Ersatz für staatliche Politik und nationalistische Denkmuster zu verstehen wäre. Dafür spricht nicht zuletzt auch die Emphase, mit der Mitrany vermeintliche Sachlogiken gegen Politik und Nationalismus in Stellung bringt – und dabei letztere zwei als Negativfolie durchaus benötigt. Aus diesem Grund und angesichts meines Interesses gerade an dem ko-konstitutiven Zusammenspiel von Universalismus und Nationalismus scheinen im Kontext meiner Untersuchung andere empirische Beispiele für die Rolle von Wissenschaft in der Staatenwelt und in den Außenpolitiken verschiedener Staaten aussagekräftiger und interessanter zu sein als jene, auf die sich Mitrany vorwiegend stützt.

So wäre beispielsweise auf den Professorenaustausch zu verweisen, den die Berliner Universität 1905 mit der Universität Harvard und 1906 mit der Universität Columbia (beide in den USA gelegen) auf Initiative des preußischen Wissenschaftsministeriums, aber finanziert durch private Mittel begann. Preußen hatte auch mit anderen, vorwiegend europäischen Staaten ähnliche Austauschprogramme für die Wissenschaft initiiert, begleitet von einer idealistischen Rhetorik mit Begriffen wie »Friedenssicherung« und »Völkerverständigung«. Wissenschaftsintern war diese Politik kaum zu erklären, stieß sie doch bei den Berliner Professoren mehrheitlich auf Widerstand: Mit ihren amerikanischen Kollegen wollten sie nicht gleichgesetzt

369 Beispielsweise Mitrany 1966, S. 86 und 133-134.

370 Mitrany 1966, S. 11.

werden. Es handelte sich bei diesem Professorenaustausch vielmehr um eine vorwiegend weltpolitisch intendierte Programmatik, die sich auf eine spezifische Interpretation des gesellschaftlichen Teilbereichs Wissenschaft sowie der entsprechenden wissenschaftlichen Zeichen stützte.[371] Für die USA und das Deutsche Reich war der Professorenaustausch sowie die vorausgegangene Gründung eines »Germanischen Museums« in Harvard außenpolitisch von einiger Bedeutung. Die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Staaten waren um die Jahrhundertwende angespannt; die von Deutschland angestrebte Weltmachtstellung stieß in den USA auf Ablehnung. Streitigkeiten gab es insbesondere wegen der deutschen kolonialistischen Aktivitäten in China, wegen des Samoa-Konflikts sowie aufgrund handelspolitischer Differenzen.[372] Die wissenschaftlichen Kontakte boten, als autoreferentielle Zeichen interpretiert, eine Gelegenheit zur Gestaltung bilateraler Beziehungen fernab solch umstrittener Themen.

Vor 1945 blieben solche Maßnahmen allerdings Ausnahmefälle. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg waren Austauschprogramme im Bereich der Wissenschaft und eine Ausbreitung der Außenwissenschaftspolitik auf immer mehr Staaten zur Norm geworden. In den USA etwa bemühte sich die dortige Bundesregierung in zunehmendem Maße, die internationalen Programme der Universitäten stärker zu koordinieren und auszubauen. Dabei trugen nach wie vor private Organisationen einen großen Teil der Finanzierung, arbeiteten allerdings mit öffentlichen Akteuren eng zusammen. Nachdem hierbei schon in den späten 1940er Jahren Austauschprogramme mit den Verbündeten in Europa initiiert wurden (etwa das bekannte »Fulbright«-Programm), etablierte man nach der McCarthy-Ära Ende der 1950er Jahre ähnliche Programme mit der Sowjetunion und mit Staaten der Dritten Welt.[373]

Auch die Bundesrepublik Deutschland unterhielt seit Mitte der 1950er Jahre wieder wissenschaftliche Kontakte zur Sowjetunion und zu anderen Staaten des Warschauer Paktes, im Rahmen der Entspannungspolitik ab Ende der 1960er Jahre spielte die Wissenschaft gar eine zentrale Rolle.[374] In einem allgemeineren Rahmen ist hier auch auf Bemühungen der Bundesrepublik Deutschland um Versöhnung mit Israel, Frankreich, Polen und Tschechien als denjenigen Staaten zu verweisen, deren Bevölkerungen massiv unter Nazideutschland, Shoah und dem Zweiten Weltkrieg zu leiden hat-

371 Brocke 1987, S. 211-213; Brocke 1991, S. 185-186 und 191-209; Düwell 1983, S. 106. Dass es sich dabei keineswegs um einen Einzelfall handelte, zeigt sich nicht zuletzt an einem ähnlichen Austauschprojekt, das 1913 zwischen österreichischen und US-amerikanischen Universitäten gestartet wurde; vgl. Brocke 1991, S. 213.

372 Ungern-Sternberg 1994, S. 82-87.

373 Bu 1999, S. 393-407; Ash 2001, S. 640; Füssl 2001, S. 625-628; Miller 2006, S. 137-141 und 147-148.

374 Nötzold 1988, S. 908-910.

ten. Nicht zuletzt der Aufbau wissenschaftlicher Kontakte war hierbei von einiger Bedeutung.[375]

Seit dem Ende des Kalten Krieges nahmen Anzahl und Umfang wissenschaftlicher Austauschprogramme nochmals zu. Möchte man hierunter auch Maßnahmen für Studierende fassen, so wäre im europäischen Kontext insbesondere auf das EU-Programm ERASMUS zu verweisen, das vermutlich bekannteste aller Personenaustauschprogramme der Europäischen Union. Der Wegfall der Blockgrenzen hat es überdies ermöglicht, Kontakte zwischen dem früheren Ostblock und westlichen Staaten zu intensivieren – so nahmen einige der früheren Warschauer-Pakt-Staaten schon lange, bevor sie selbst EU-Mitglieder wurden, an deren Austauschprogrammen teil.

Dass der Einsatz von Wissenschaft zur Gestaltung zwischenstaatlicher Beziehungen allerdings nicht notwendig gelingen muss, deren Interpretation als autoreferentiell also keineswegs selbstverständlich ist, zeigt das Beispiel von Studierendenaustauschprogrammen der Türkei mit zentralasiatischen Staaten. Im Zuge einer Neudefinition der eigenen regionalpolitischen Rolle und zur Wiederbetonung ethnischer Verbindungen baute die Türkei nach 1990 wissenschaftsbezogene Maßnahmen in ihrer Außenpolitik insbesondere gegenüber den Turkstaaten deutlich aus. So lud sie zum einen Studierende auf Kosten der Türkei zum Studium ein, zum anderen eröffnete sie selbst Bildungseinrichtungen in den betreffenden Ländern. Angespannte Beziehungen zwischen Usbekistan und der Türkei verhinderten allerdings eine gewogene Interpretation dieser Politik: Mit der Begründung, die Türkei mache usbekische Studierende zu islamistischen Radikalen und zu Oppositionellen, erschwerten die usbekischen Behörden die Durchführung der Austauschprogramme massiv. Zusammen mit zahlreichen Schwächen in Organisation und Umsetzung führte dies bis ca. 2002 zum faktischen Zusammenbruch.[376] Von einer Bezugnahme auf einen Universalismus der Wissenschaft bzw. von einer Interpretation der türkischen Maßnahmen als autoreferentielle Zeichen kann hierbei seitens der usbekischen Regierung nicht gesprochen werden. Umgekehrt allerdings hatte sich die Türkei eine eben solche Interpretation ihrer Politik erhofft: Wenngleich bestimmte Zwecke anstrebend, beruhte ihre Politik doch auf der Annahme, dass jeder einzelne Schritt als autoreferentiell interpretiert würde. Inwiefern möglicherweise gerade das Wissen der usbekischen Regierung über diese Motive eine entsprechende Interpretation verhinderte, und weshalb ein solches Wissen in zahlreichen anderen Fällen einer Interpretation bestimmter Maßnahmen als autoreferentiell nicht entgegenstand, wäre eine Frage, die es verdiente, in weiteren Untersuchungen analysiert zu werden.

Gerade das Beispiel der Türkei und Usbekistans zeigt, dass in der Staatenwelt eine Interpretation wissenschaftlicher Zeichen als autoreferentielle Zeichen keineswegs selbstverständlich ist. Die Zuordnung von Zeichen und

375 Vgl. Gardner Feldman 1999, S. 338-353.

376 Yanik 2004, S. 293-297.

Universalismus ist kontextabhängig und prekär, widersprechende oder alternative Interpretationsmuster können gegenüber universalistischen Vorstellungen der Wissenschaft dominieren. Dies unterscheidet Wissenschaft weder vom Sport noch von den Künsten. Gerade in ihrem Falle gibt es allerdings möglicherweise mehr und systematischere Interpretationsmuster, die eine Interpretation kultureller Objekte als autoreferentielle Zeichen verhindern. Ein Beispiel: Anders als Sport und Künste werden zumindest Teile der Wissenschaft verstanden als äußerst eng mit der physischen Existenz eines Staates, seiner Sicherheit, seines Militärs und seiner Rüstungsindustrie verknüpft.[377] Bestimmte Forschungszweige, etwa Grundlagen- und Anwendungsforschung im Bereich von ABC-Waffen, Forschung zur IT-Sicherheit oder regierungsnahe empirische politikwissenschaftliche Forschung zu hochgradig sicherheitsrelevanten Themen, werden deshalb im Regelfall nicht als universalistisch verstanden und solcherlei wissenschaftliche Zeichen entsprechend nicht als autoreferentiell interpretiert. Auch hier gilt allerdings, dass ein allgemeines Gesetz nicht aufgestellt werden kann, sondern vielmehr der Kontext jedes Einzelfalls betrachtet werden muss.

Wird ein wissenschaftliches Zeichen von den Beteiligten nun aber als autoreferentielles Zeichen interpretiert, so ist es ihnen möglich, dessen politische Relevanz auf einen scheinbar nichtpolitischen primären Charakter zurückzuführen. Gerade weil in den zuvor genannten Beispielfällen (mit Ausnahme der türkischen Aktivitäten gegenüber Usbekistan) wissenschaftliche Zeichen an sich, als autoreferentiell interpretiert, als »eigentlich« unpolitische Zeichen verstanden wurden, konnte von der Gegenseite eine positive Reaktion gehofft werden – und dies, obwohl alle Beteiligten das Zeichen zugleich als sehr wohl politisch ansahen. Nur weil die Wissenschaft aus politischer Perspektive als peripher und zumindest relativ unpolitisch angesehen wurde, konnten entsprechende außenpolitische Zeichen zugleich als wichtig, relevant und politisch interpretiert werden. Umgekehrt formuliert: Gerade weil die wissenschaftlichen Zeichen beanspruchten, lediglich für die Wissenschaft relevant zu sein, und gerade weil sie so als autoreferentiell und nichtpolitisch interpretiert wurden, konnten sie ein gefahrloses, prestigereiches und Gemeinsamkeit suggerierendes politisches Instrument darstellen.

Was also auf den ersten Blick wie ein Widerspruch wirken mag, nämlich Autoreferentialität und politischer Charakter, ist bei genauerer Betrachtung kein solcher. Ähnliches gilt auch für das Verhältnis von Universalismus und Nationalismus: Der Universalismus der Wissenschaft beansprucht einerseits unter Berufung auf eine vermeintlich immergleiche Wahrheit über eine vermeintlich immergleiche Umwelt, Nationalstaaten und Grenzen zu transzen-

377 So macht sich selbst der Neorealist und Strukturalist Kenneth Waltz Gedanken über die Bedeutung, die Wissenschaft für die Weltmachtposition der USA habe; vgl. Waltz 1979, S. 178. Vgl. auch allgemein zum Verhältnis von Wissenschaft und Militär Edgerton 1990.

dieren. Dies bildet den argumentativen Kern zahlreicher idealistischer Hoffnungen, die mit Wissenschaft verbunden sind. Andererseits reproduziert und perpetuiert Wissenschaft die nationalstaatliche Ordnung, indem sie selbst mit nationalistischer Relevanz versehen und nationalstaatlich verortet ist.

Die Interpretation eines wissenschaftlichen Zeichens als autoreferentielles Zeichen ist aber von dessen spezifischer Einbindung in die Staatenwelt abhängig, die wiederum Universalismus und Nationalismus bedingt. Würde Wissenschaft nicht zugleich als universalistisch und als nationalistisch verstanden, so wäre ihre internationale politische Relevanz und Geltung nicht in der heutigen Art und Weise gegeben. Zwischen der potentiellen politischen Relevanz des wissenschaftlichen Zeichens und dessen potentieller Interpretation als autoreferentiell liegt, wie eben geschildert, ein Verhältnis gegenseitiger Konstitution vor: Autoreferentialität als Kategorie setzt durch die notwendige Abgrenzung vom Politischen politische Bindung ebenso schon voraus, wie Universalismus als Ideologie den Nationalismus als Kontrastfolie benötigt. Zugleich kann sich die politische Bedeutung des wissenschaftlichen Zeichens nur auf der Basis des vermeintlich Nichtpolitischen als solches konstituieren; das wissenschaftliche Zeichen als dasjenige, das wahre Aussagen über eine Objektwelt zu machen beansprucht, ermöglicht überhaupt erst die sehr spezifische Logik eines außenpolitischen Zeichens, wie ich es hier beschreibe.

Im Detail ist damit die ideologische Verbindung zwischen den vermeintlichen Gegensatzpaaren Autoreferentialität / politische Relevanz und Universalismus / Nationalismus aber noch nicht vollständig erfasst. Dass die Interpretation eines Zeichens als autoreferentiell immer auch die Berufung auf einen Universalismus bedingt, löst dieses Problem nur teilweise. Das fehlende Puzzle-Teil ist in dem Umstand zu finden, dass universalistische Vorstellungen von Wissenschaft und daraus resultierende Interpretationen wissenschaftlicher Zeichen als autoreferentielle Zeichen es überhaupt erst ermöglichen, gegenüber Hervorbringungen anderer Nationalstaaten ein positives Verhältnis zu entwickeln. Gerade hierauf beruht die politische Relevanz und Akzeptanz der Wissenschaft zumindest in denjenigen Fällen ihrer Einbindung in die Staatenwelt, die für diese Untersuchung relevant sind. Und da das wissenschaftliche Zeichen eben nicht nur als autoreferentiell, sondern zugleich auch als nationalstaatlich verortet gilt, ließe sich wie folgt zusammenfassen: In der Anerkennung einer wissenschaftlichen Leistung ist die Anerkennung des jeweiligen Nationalstaates mit enthalten. Aus diesem Grund ist eine politische Relevanz der Wissenschaft, zumindest in der gegenwärtigen Staatenwelt, nur zusammen mit seiner nationalstaatlichen Verortung zu denken.

3.4 PERSONENAUSTAUSCH

Schon die bisher genannten Bereiche Sport, Künste und Wissenschaft wiesen verschwimmende Grenzen zueinander auf. Dass etwa Eiskunstlauf eher als Sport denn als Kunst gilt, entbehrt nicht einer gewissen definitorischen Beliebigkeit. Und dass Künste in vielen Staaten an Hochschulen gelehrt werden, dürfte nur eines von vielen Beispielen der schwierigen Trennbarkeit von Künsten und Wissenschaft darstellen.

Nochmals schwieriger wird es aber, führt man sich einen weiteren Tätigkeitsbereich vor Augen, der in der Außenkulturpolitik zahlreicher Staaten von Bedeutung ist und der semiotisch als autoreferentiell beschrieben werden kann: den Personenaustausch. Wie schon der Studierendenaustausch im vorherigen Kapitel andeutete, überschneidet sich tatsächlich stattfindender Personenaustausch in vielen Fällen mit den Tätigkeitsbereichen Sport, Künsten oder Wissenschaft – denn der staatlich geförderte oder unterstützte Austausch von Personen ist häufig ein Austausch von Wissenschaftler(inne)n, Studierenden, Künstler(inne)n oder Sportler(inne)n. Faktisch sind solche Überschneidungen Produkte einer sozialen und letztlich auch wissenschaftlichen Gliederung der Welt – damit sind sie konstruiert: Die begrifflichen Setzungen »Sport«, »Künste«, »Wissenschaft« oder »Person« bzw. »Personenaustausch« suggerieren einen semantischen Kern, der sich faktisch in zerfledderten Rändern verliert. Der Versuch, etwa im deutsch-amerikanischen Studierendenaustausch der 1950er Jahre zwischen den Ideologieanteilen eines wissenschaftlichen und jenen eines personalen Universalismus zu unterscheiden, wäre zum Scheitern verurteilt – ein Scheitern, das vermutlich als methodologisches erschiene, aber ontologisch begründet wäre. Gleichwohl ist festzuhalten: Es spielen für die ideologische Konstitution dieser außenpolitischen Maßnahmen sowohl Vorstellungen eines Universalismus der Wissenschaft als auch moderne Konzeptionen des Menschen als Person bzw. als Individuum eine zentrale Rolle. Letztere stehen im Mittelpunkt dieses Kapitels.

Es ist die Frage nach den Konsequenzen moderner Konzeptionen des Menschen für die internationale Praxis des Personenaustauschs zu stellen. Eine solche Frage setzt notwendig beim modernen Verständnis der Person schlechthin an. Allerdings ist festzuhalten, dass es eine einzige, allgemein gültige oder gar überzeitliche Konzeption der »Person« nicht gibt. Wenn ich im Folgenden versuche, mich einem solchen Konzept anzunähern, so kann dies nur geschehen, indem ich zahlreiche, bisweilen widersprüchliche Spuren des modernen Denkens über den Menschen verfolge und deren Verhältnis zueinander beschreibe, soweit dies im begrenzten Rahmen dieses Kapitels möglich ist. Dabei spielen, wie schon für meine Überlegungen zu Sport, Künsten und Wissenschaft, nationalistische Denkmuster eine zentrale Rolle. Im Fall der Person tritt das Verhältnis zwischen Individuum und (staatlichem) Kollektiv als zusätzlicher Aspekt hinzu.

Einer der grundlegendsten Faktoren des modernen Denkens über den Menschen wird von einem ganzen Bündel an Annahmen gebildet, die sich grob mit dem Begriff des Individualismus erfassen lassen. Während die Antike noch keinen äquivalenten Begriff zu dem des Individuums kannte, soweit damit die Vorstellung einer Einzigartigkeit des Menschen gemeint ist, wurde seit der Scholastik das mittelalterlich-christliche Verständnis des Menschen als Ebenbild Gottes radikaler ausgelegt.[378] Dies bildete die Grundlage für eine zunehmende Anthropozentrierung des christlichen Weltbildes, die sich seit dem 16. Jahrhundert, spätestens aber mit der Aufklärung und der Französischen Revolution säkularisierte. Ohne notwendige argumentative Bindung an eine Gottesvorstellung bildete der Mensch nun das Zentrum der Welt.[379]

Die Entwicklung des modernen Individuums hängt mit Prozessen funktionaler Differenzierung der Gesellschaft und folglich mit dem Abbau von Geburts- und Standesschranken eng zusammen. Traditionelle, prästaatliche Schutz- und Geburtsverbände verloren an Bedeutung, neue Verpflichtungsverhältnisse und soziale Strukturen traten an deren Stelle. Nicht nur gesellschaftliche Funktionen, sondern auch die Menschen selbst differenzierten sich. Es ergab sich die Notwendigkeit, in zunehmendem Maße selbst Wahlentscheidungen zu treffen – eine Notwendigkeit, die als Ausdruck von Freiheit verstanden und idealisiert wurde. Der individualisierte moderne Mensch weist im Regelfall ein positives Verhältnis gegenüber Unabhängigkeit, Freiheit, Verantwortung und Entscheidungsfreude auf, das entsprechend gesellschaftlich gestützt wird. Dem entgegen stehende Haltungen sind gesellschaftlich als Sonderfälle und Abweichungen markiert.

Mit dieser Entwicklung einher ging ein Selbstbild des Individuums, das von der grundsätzlichen Unzugänglichkeit des menschlichen Innersten für andere ausging.[380] Die Entwicklung und Darstellung von Differenz zwischen den Individuen wurde, zumindest in bestimmten Bereichen, zur Norm.[381] Die Einzigartigkeit und Abgeschlossenheit des Menschen gerade in seiner Differenz gegenüber anderen, in der spezifischen Konstellation seiner sozialen und funktionalen Beziehungen sowie in seinen subjektiven

378 Zur Antike Zima 2000, S. 5; McCormick 1979, S. 692-696; Deininger 2006; zur Scholastik und zum Christentum Schmale 2005, S. 353-359; Luhmann 1989, S. 176.

379 Schmale 2005, S. 360-366; McCormick 1979, S. 699; Elias 2001, S. 166-170; Williams 1976b, S. 135-136.

380 Elias 2001, S. 190; Luhmann 1989, S. 207 und 214-215; Hall 1996, S. 339-340; vgl. dazu auch Latour 2002, S. 10-18.

381 Elias 2001, S. 166-191; Williams 1976b, S. 135-136. Luhmann interpretiert diesen Vorgang als kompensatorisch für die stärkeren funktionalen Abhängigkeiten, die das Individuum einzugehen gezwungen sei; vgl. Luhmann 1989, S. 181-186.

Bedürfnissen und Zwängen wird seit der Moderne als ein Wert an sich verstanden:[382]

»Im Zuge dieses Prozesses werden Menschen nicht nur tatsächlich verschiedener in ihrem Gepräge, der einzelne Mensch wird sich dieser Verschiedenheit zugleich auch stärker bewußt. Und von einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung ab legt man zugleich auch solchen Verschiedenheiten eines Menschen von anderen einen besonderen Wert bei. Mit der zunehmenden Differenzierung der Gesellschaft und der entsprechenden Individualisierung der Individuen wird dieses Verschiedensein eines Menschen von allen anderen zu etwas, das besonders hoch in der Wertskala steht.« [383]

Die sozialen und ideologischen Konsequenzen dessen waren vielfältig und lassen sich im Rahmen meiner Überlegungen nicht einmal annäherungsweise vollständig erfassen. Gleichwohl möchte ich vor diesem Hintergrund auf zwei Aspekte hinweisen, die nicht nur für die moderne Konzeption des Individuums, sondern gerade auch für die Konstruktion moderner Staaten von einiger Wichtigkeit sind: individuelle Menschenrechte und personale Identität. Beide Aspekte stehen in einem engen Zusammenhang sowohl mit einem Universalismus, der sich auf Individuen als Personen bezieht, als auch mit einer Interpretation bestimmter personenbezogener Zeichen in der Staatenwelt als autoreferentielle Zeichen.

Zum einen folgte aus der grundsätzlichen Aufwertung des Individuums dessen Konzeption als Rechte tragender Entität. Seine Legitimation als solche ist zumindest ihrem Selbstverständnis nach nicht an soziale Beziehungen gebunden, was faktisch Argumente für die Überwindung der alten Ständeordnungen lieferte. Die modernen Menschen-, Bürger- und Grundrechte fußen direkt oder indirekt auf dieser Vorstellung des Individuums als mit Rechten ausgestatteter Entität. Obgleich es sich dabei um soziale Zuschreibungen handelt, deren grundsätzliche Möglichkeit wie auch tatsächliche Umsetzung von sozialen Verhältnissen abhängt, gelten diese Rechte ihrem eigenen Anspruch nach als dem Menschen angeboren und damit als vorsozial und universell.[384] An dieser Stelle brechen normative Konzeption und

382 Vgl. zum Menschen als Selbstzweck etwa die bekannte, direkt auf den Menschen bezogene Formel des Kategorischen Imperativs bei Kant: »Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst«; Kant 1966, S. 61. Zu den verschiedenen, gleichwohl in ihrer großen Mehrzahl individualistischen Konzeptionen des Individuums in der Moderne vgl. McCormick 1979.

383 Elias 2001, S. 191-192.

384 Arendt 2000, S. 601-604. Vgl. dazu auch Englehart 2003, S. 41-43; Schmale 2005; Kühnhardt 1991; Brubaker 1994, S. 62-78; Mayall 1990, S. 27-28. Vgl. dazu auch Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

politische Faktizität in einer Weise auseinander, die für die Konstruktion der modernen Staatsbürgerschaft und damit für den Nationalstaat hochgradig relevant ist. Ich gehe an späterer Stelle in diesem Kapitel genauer hierauf ein.

Zum anderen wurde das Individuum spätestens seit dem 18. Jahrhundert als eine selbstreflexive und selbstzweckhafte Entität verstanden. Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibungen vollzogen sich fortan nicht mehr auf der Grundlage sozialer Positionen und Zugehörigkeiten, sondern auf der Basis des eigenen Selbst, das als Identität verstanden und individualisiert wurde. Diese Identität war und ist bis heute als Prozess konzipiert, als dauerhaftes, lebenszeitlich gebundenes (Re-)Produzieren des innersten Selbst inmitten einer als objekthaft konstruierten Umwelt. Reflexivität wird dabei zur Grundlage für eine narrative Konstruktion individueller Kohärenz und Authentizität.[385] Ähnlich der Menschenrechte gilt in der Moderne auch das selbstreflexive Streben nach Identität als dem Menschen in seinem Innersten zu eigen, ergo als universell. Auch dies hatte für die Konstruktion der modernen Staatsbürgerschaft und damit für den Nationalstaat Konsequenzen, auf die ich später genauer eingehen werde. Bevor ich dies tue, seien aber zunächst hinführend einige allgemeine Anmerkungen zum modernen Staat erlaubt, die meine bisherigen Ausführungen hierzu ergänzen und konkretisieren.

Folgt man einer der gängigsten und am häufigsten fortgeschriebenen Definitionen, nämlich jener Max Webers, so zeichnet sich ein Staatswesen durch eine legitime, monopolisierte und anerkannte Gewalt, eine Bevölkerung sowie ein festes, begrenztes Territorium aus:

»Staat ist diejenige menschliche Gemeinschaft, welche innerhalb eines bestimmten Gebietes – dies: das ›Gebiet‹, gehört zum Merkmal – das Monopol legitimer physischer Gewaltsamkeit für sich (mit Erfolg) beansprucht.« [386]

Insbesondere die legitime, monopolisierte und anerkannte Gewalt spielt im Rahmen meiner Analyse eine wichtige Rolle: Ich meine damit – in einem etwas anderen Sinne als Weber – eine sozial zugeschriebene und interpretativ wirksame Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit, die beansprucht, legitim zu sein, die als legitim anerkannt wird und neben der – auf dem betreffenden Territorium – keine konkurrierenden Handlungs- und Entscheidungsfähigkeiten bestehen.

Dass Staaten in Wissenschaft und Politik häufig als feste, einander im Kern gleiche Einheiten angesehen werden, lässt sich allerdings nur teilweise aufgrund ihres Charakters als Gewalt monopolisierendes und Territorien abgrenzendes interpretatives Konstrukt verstehen. Der in der traditionellen

385 Luhmann 1989, S. 215-228; Giddens 1991, S. 74; Elias 2001, S. 247-250; Straub 1998, S. 83-94. Vgl. dazu auch Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

386 Weber 1980, S. 822. Vgl. zum Einfluss dieser Definition in den Internationalen Beziehungen Biersteker 2002, S. 158-159.

Staatstheorie und entsprechend in der Theorie Internationaler Beziehungen zentrale Begriff der Souveränität vermag die Lücke zu schließen, die selbst eine interpretativ gewendete Fassung der Weber'schen Definition hinterlässt. Definitionen dieses Begriffes gibt es derweil viele, die sich aber grob vereinfachend in zwei Typen gliedern lassen: Als Herrschaftsanspruch eines Staates einerseits nach innen und andererseits nach außen. Nach innen erheischt der moderne Staat die Anerkennung als höchste Autorität durch die seiner Herrschaft Unterworfenen, nach außen die Anerkennung als gleiches, gleichberechtigtes und von äußeren Herrschaftszentren unabhängige politische Handlungseinheit durch andere Staaten.[387]

In der traditionellen Staatstheorie und den traditionellen Theorien Internationaler Beziehungen wird Souveränität oft als gegebenes Faktum der sozialen und politischen Realität verstanden. Neuere interpretative oder konstruktivistische Ansätze hingegen betonen den diskursiven, interpretationsabhängigen Charakter des Begriffes: Sie verstehen Souveränität etwa als Ausgangspunkt von Legitimationsversuchen, als zugleich normatives Ergebnis und Voraussetzung diskursiver Aushandlungsprozesse oder als Interpretationsmuster zur Konstruktion der sozialen Entität »Staat«.[388] Aus dieser Warte war und ist Souveränität nichts Stabiles und nichts den Staaten Inhärentes. Sie unterliegt vielmehr beständiger Interpretation, die in vielen Fällen auf verschiedene Weise und in verschiedenem Maße dem Anspruch auf innere und äußere Anerkennung staatlicher Autorität gerecht wird. Daraus folgt aber, dass weder das Territorium noch damit zusammenhängend das Staatsvolk, die Staatsangehörigkeit oder überhaupt die Trennung von Innen und Außen feste Größen sein können, die von sozialen Verhältnissen der interpretativen Akzeptanz unabhängig und gegenüber historischen Veränderungsprozessen immun wären. Weshalb genau ein Staat in einer bestimmten historischen Konstellation als solcher anerkannt wird, weshalb er als soziale Entität eine gewisse Stabilisierung seiner konzeptionellen und territorialen Ränder erfährt, ganz gleich ob seitens der eigenen Bevölkerung oder anderer Staaten, ist damit von einer Vielzahl an Kontextfaktoren abhängig, die alleine mit dem Schlagwort der Souveränität nicht erfasst werden können.[389]

Die Konsequenzen des Souveränitätsdenkens für das Verhältnis zwischen Individuum und staatlichem Kollektiv erweisen sich vor diesem Hintergrund gerade dann als gravierend, wenn man diesen interpretativen und diskursiven Charakter in Rechnung stellt: Die Anerkennung des Staates als souverän und damit seine Konstruktion als soziale Entität bedingt zumindest

387 Marti 2003, S. 165-166; Philpott 1997, S. 20-21; Preuß 2007, S. 316-319; Jackson 1999, S. 16-24. Bei Stephen Krasner finden sich vier Formen der Souveränität, die sich allerdings auch auf die beiden hier genannten Typen reduzieren lassen; vgl. Krasner 1999, S. 3-24.

388 Vgl. Werner/Wilde 2001, S. 283-285; Osiander 2001; Bartelson 2006, S. 463-465.

389 Vgl. Biersteker 2002, S. 162-164.

in weiten Teilen Individuen, die als selbstreflexive und Rechte tragende Einheiten verstanden werden. Nach innen erheischt staatliche Gewalt die Anerkennung durch die dieser Gewalt Unterworfenen, was den Staat nach außen messbar und abgrenzbar macht. Zumindest in rechtsstaatlichen Demokratien führt dies zu einer Anpassung staatlichen Machthandelns an die Grenzen, die durch die Rechte und den Partizipationswillen der Individuen vorgegeben werden. Umgekehrt ist das Individuum ohne den modernen Staat nicht denkbar – und zwar in zweierlei Weise nicht. Als Rechte tragendes Individuum ist es nicht nur von der Durchsetzung und dem Schutz seiner Rechte, sondern auch von deren interpretativen (Re-)Konstruktion in internationalen, staatlichen oder dem Staat isomorphen Strukturen abhängig.[390] Als reflexives Individuum ist die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat Teil seiner Identität; die Staatsangehörigkeit stellt einen der wichtigsten, wenn nicht den wichtigsten Faktor zur sozialen und territorialen Verortung des modernen Menschen dar.[391]

Der Status der Staatsbürgerschaft wäre aus dieser Perspektive als bloßer Ausweis der Mitgliedschaft in einem Kollektiv zu verstehen.[392] Meine Darstellung bliebe damit bis zu diesem Punkt allerdings mehr als unvollständig, da sie nationalistische Aspekte der Staatsbürgerschaft bislang völlig ausblendete. So weist etwa Anthony Smith darauf hin, dass ein ausschließlich Zugehörigkeit anzeigender Staatsbürgerschaftsbegriff nicht genügt:

»[Citizenship] was, of course, far more than a matter of passports, oaths and legal identity, far more even than common rights and duties vis-a-vis government and administration. That was just the outer shell of citizenship, what was conveyed by (until recently) the English term ›nationality‹. It was also more than a question of residence, or even parents' residence, though here we are approaching the nub of the matter. Essentially, ›citizenship‹ conveyed the sense of solidarity and fraternity through active social and political participation.« [393]

390 Auf dieses Abhängigkeitsverhältnis, das dem vermeintlich vorsozialen und vorstaatlichen Charakter der modernen Menschenrechte widerspricht, weist etwa auch Hannah Arendt hin, wenn sie vom »Recht, Rechte zu haben« schreibt; vgl. Arendt 2000, S. 611-625, Zitat S. 614.

391 Elias 2001, S. 274-279; Breuilly 1982, S. 356; Kedourie 1993, S. 2-5; Brubaker 2000; Brubaker 1994, S. 62-78.

392 Hiervon ausgehend haben sich zwei normative sozialphilosophische Konzeptionen entwickelt, die für meine Überlegungen allerdings zweitrangig sind: Aus liberaler Sicht bliebe das Individuum dem Staat extern, hätte präpolitische Interessen. Aus kommunitaristischer Sicht wäre die Staatsbürgerschaft mit ethischem Anspruch verbunden, das Individuum gälte als Teil einer Gemeinschaft. Vgl. Habermas 1994, S. 24-26.

393 Smith 1986, S. 135-136.

Jürgen Habermas unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen einem ethnischen und einem republikanischen Nations- und Staatsbürgerschaftsbegriff. Sei mit »Nation« zunächst eine vorpolitische Einheit bezeichnet worden, so habe dieser Begriff im Laufe der Zeit, beginnend mit der Französischen Revolution, eine konstitutive Rolle in der Entwicklung politischer Identität als Staatsbürger gespielt und seine ethnische Auslegung dabei verloren. Zwischen nationaler Identität und Staatsbürgerschaft sieht Habermas keine direkte Verbindung.[394]

Eine solche Trennung von ethnischem und republikanischem Nations- und Staatsbürgerschaftsverständnis, die auch Smith implizit vornimmt,[395] erscheint allerdings fragwürdig. Zwar mag es Staaten geben, in denen ethnischer Nationalismus tatsächlich keine Rolle mehr spielt – ausschließlich republikanisch ist der Nationalismus in diesen Staaten deshalb aber nicht. Narrative, die gerade auch über Politik hinaus Bereiche wie Sport, Wissenschaft oder Künste umfassen, sorgen auch ohne ethnisierende Ideologiebestandteile ebenso für nationalistische Kohäsion wie die interpretative Konstruktion materieller Symbole.[396] Benedict Andersons Hinweis auf »Ehrenmäler und Gräber des Unbekannten Soldaten«, deren enorme nationalistische Ausdruckskraft gerade in ihrer begrifflichen und materiellen Leere begründet sei, mag an dieser Stelle als Beispiel dafür genügen, dass es keines ethnischen Nations- und Staatsbürgerschaftsverständnisses bedarf, um über bloße Partizipation hinausgehende Nationalismen zu schaffen.[397] Moderne Staatsbürgerschaft ist vor diesem Hintergrund ohne die Vorstellung der Zugehörigkeit zu einer nationalistischen Gemeinschaft bzw. ohne nationalistische Zugehörigkeit nicht denkbar.[398] Im Zeitalter des Nationalstaats wird Souveränität – und damit indirekt Staatsbürgerschaft als individuelle Komponente dieser Souveränität – auf internationaler Ebene häufig, wenngleich nicht notwendig, mit einem Recht auf nationale Selbstbestimmung und mit der Vorstellung eines Staatsvolks als Gemeinschaft gerechtfertigt; auf innerstaatlicher Ebene mit einer Zugehörigkeit zu einer Nation, deren Mitglieder Vorfahren, Sitten, Werte und/oder Geschichte teilten.[399]

»Ein Mensch braucht eine Nationalität, so wie er eine Nase und zwei Ohren haben muß; das Fehlen eines dieser Attribute ist zwar nicht unvorstellbar und mag von Zeit

394 Habermas 1994, S. 21-23.

395 Für eine solche Interpretation Smiths spricht, dass er kulturelle Faktoren des Nationalismus und partizipative Aspekte der Staatsbürgerschaft getrennt aufführt. Vgl. Smith 1986, S. 135-137.

396 Vgl. dazu auch die Ausführungen in Unterkap. 1.3.2 dieser Untersuchung.

397 Anderson 1993, S. 18.

398 Dies bringt aus umgekehrter Perspektive mit sich, dass Staatlichkeit immer auch ein Ausschließen bestimmter Individuen voraussetzt; Staatsbürgerschaft ist selektiv. Vgl. Brubaker 2000.

399 Hall 1999, S. 6-29; Barkin/Cronin 1994; Giddens 1985, S. 210.

zu Zeit vorkommen, aber nur als Ergebnis eines Unglücks: Es ist selbst eine Art Unglück. All dies erscheint offensichtlich, obwohl es leider falsch ist. Daß es jedoch so offensichtlich als wahr erscheint, ist tatsächlich ein Aspekt oder vielleicht auch der Kern des Problems des Nationalismus. Der Tatbestand, eine Nation(alität) zu besitzen, ist kein inhärentes Attribut der Menschlichkeit, aber er hat diesen Anschein erworben.« [400]

Wenn das moderne Verständnis von Staatsbürgerschaft nun allerdings nicht von nationalistischen Ideologiebestandteilen zu trennen ist, so konstituiert sich das moderne Individuum in einer doppelten Weise. Auf der einen Seite ist es sich selbst im engsten Sinne: Es ist ein reflexives, selbstzweckhaftes und Rechte tragendes Sein. Auf der anderen Seite ist es Bürger(in) eines an die Vorstellung einer bestimmten Nation gebundenen Staates, legitimiert durch die Zugehörigkeit zu eben dieser Nation. Die Unterscheidung zwischen individuellem Selbst und Staatsbürger(in) mag allenfalls analytisch funktionieren, schließlich spricht man ja in jedem Fall von nur einem Individuum und schließlich ist das Staatliche und das Nationalistische Teil des Individuellen. Letzteres beansprucht ja gerade, die Zugehörigkeit zu mehreren sozialen und funktionalen Kontexten zur Grundlage der eigenen Ich-Identität zu machen, neben beispielsweise Familie, Vereinen, Unternehmen oder Universitäten gerade auch Staat und Nation.[401] Gleichwohl können an dieser Stelle zwei wichtige, wenn nicht die zwei wichtigsten Perspektiven des modernen Selbst-Verständnisses festgehalten werden, die für jede wissenschaftliche oder nichtwissenschaftliche Interpretation des Individuums in der Staatenwelt grundlegend sind: Gemeint ist die Perspektive des Individuums »an sich«, selbstzweckhaft, reflexiv und Rechte tragend, sowie die Perspektive des Staatsbürgers oder der Staatsbürgerin, national gebunden und damit innerhalb der Staatenwelt administrativ wie auch kulturell vermeintlich eindeutig verortet.[402]

Nimmt man diese innere Dopplung des Individuums zum Ausgangspunkt, so lassen sich hinsichtlich des Verhältnisses von Individuum und Nationalstaat vier Dimensionen unterscheiden. Dabei ist zu beachten, dass aus semiotischer Sicht in jeder dieser Dimensionen das Individuum – freiwillig oder unfreiwillig, bewusst oder unbewusst – kontextgebunden sowohl Zeichen produziert als auch selbst Zeichen ist:

- Nach innen erscheint das Individuum als der Autorität des Staates unterworfene, diese anerkennende und damit letztlich konstituierende Instanz –

400 Gellner 1991, S. 15-16. Vgl. dazu auch Geertz 1965, S. 108-109; Anderson 1993, S. 14; Brubaker 2000, S. 79.

401 Norbert Elias spricht in diesem Zusammenhang von einem vielschichtigen, durch zahlreiche Gruppenzugehörigkeiten geprägten »sozialen Habitus« des Individuums; vgl. Elias 2001, S. 244-246.

402 Vgl. Kalberg 1993.

als Staatsbürger(in). Als selbstzweckhaftes, reflexives und Rechte tragendes Individuum setzt es der Staatsgewalt zumindest in demokratischen Rechtsstaaten Regeln und Grenzen.

- Nach außen erscheint das Staatsbürger(in)-Individuum als diejenige Instanz, die die Autorität des eigenen Staates gegenüber anderen Staaten durch seine schiere Existenz anzeigt, die Staaten damit voneinander abgrenzt und letztlich gleichfalls konstituiert. Als selbstzweckhaftes, reflexives und Rechte tragendes Individuum ist es »potentiell subversiv«,[403] da es nicht vollständig auf seine Rolle als der Gewalt Unterworfene(r) reduziert werden kann, sondern einen Eigenwert beansprucht, zugesprochen bekommt und behält.
- Nach innen erscheint das Individuum als Objekt nationalistischer Interpretationsmuster, die es zugleich durch beständigen Gebrauch selbst reproduziert – als Nationszugehörige(r). Als selbstzweckhaftes, reflexives und Rechte tragendes Individuum entwickelt es eine Vorstellung von sich selbst, in der die Zugehörigkeit zu einer Nation einen bedeutenden Stellenwert einnimmt, ganz gleich, ob affirmativ oder ablehnend.
- Nach außen erscheint das einer Nation zugehörige Individuum als Träger(in) oder Repräsentant(in) der betreffenden, als national gebunden interpretierten Kultur. Auch hier allerdings bekommt es als selbstzweckhaftes, reflexives und Rechte tragendes Individuum einen Eigenwert zugeschrieben, der verhindert, dass es vollständig auf seine Rolle als Repräsentant(in) jener Kultur reduziert wird.

Diese vier Dimensionen werden von verschiedenen Wissenschaften in unterschiedlichem Maße abgedeckt. Die Dimension des Individuums als Staatsbürger(in) nach innen etwa wird von politischer Philosophie, politikwissenschaftlicher Staatstheorie bzw. Forschung zu politischen Systemen sowie insbesondere im Öffentlichen Recht erforscht. Die Dimension des Individuums als Staatsbürger(in) nach außen bildet in den politikwissenschaftlichen Internationalen Beziehungen, in der Geschichte internationaler Beziehungen und im Völkerrecht einen möglichen Forschungsgegenstand. Die Dimension des Individuums als Nationszugehörige(r) nach innen steht in der historischen oder soziologischen Nationalismusforschung und auch in der Kulturanthropologie im Mittelpunkt. Lediglich die vierte Dimension, die des Individuums als Nationszugehörige(r) nach außen, ist wissenschaftlich bislang kaum erforscht – und wenn, dann ohne politik-, staats- und IB-theoretisches Interesse etwa in der Kulturkontaktforschung verschiedener Disziplinen, der soziologischen Stereotypenforschung oder der Interkulturellen Pädagogik. Es wird Aufgabe der nun folgenden zweiten Hälfte dieses Kapitels sein, gerade diese Dimension genauer in den Blick zu nehmen.

Ich habe zur Beschreibung des Individuums als Nationszugehörige(r) in seiner Wirkung nach außen von Kultur in einer Weise gesprochen, die ge-

403 Bull 1995, S. 79.

nauere Beachtung verdient. Das Individuum erscheint als Repräsentant(in) einer Kultur, die einem bestimmten Nationalstaat und dem Individuum selbst zugeschrieben wird. Die national verortete Kultur scheint aus dieser Perspektive Teil des Individuums selbst zu sein – auf dieser Annahme beruhen nicht zuletzt sämtliche Konzeptionen nationalistischer Elemente individueller Identitäten.[404] Was genau nun unter diesem Begriff »Kultur« verstanden wird, ist sehr verschieden, so wäre etwa zu denken an Werte, Verhaltensweisen, Sitten, Normen, Regeln, Rollenmodelle und Kommunikationsformen in potentiell allen oder nahezu allen menschlichen Handlungsbereichen. Nun ist es für das Verständnis des Personenaustauschs in der Staatenwelt allerdings völlig zweitrangig, ob diese Aufzählung vollständig ist oder ob umgekehrt Aspekte fehlen. Wichtig ist lediglich, dass das Individuum als Teil und als Träger(in) einer Kultur interpretiert wird. Letztere wird nun, selbst wenn sie im Einzelfall als pluralistisch verstanden werden mag, mit einem bestimmten Nationalstaat assoziiert. Erst aufgrund dieser nationalstaatlichen Verortung ist es möglich, dass das Individuum als vermeintliche(r) Träger(in) einer Kultur im grenzüberschreitenden Kontakt zugleich interpretativ als deren Repräsentant(in) verstehbar wird.[405]

Die Konzeption des Individuums als sowohl Staatsbürger(in) und Nationsangehörige(r) wie auch als Individuum »an sich« ist insbesondere, aber keineswegs ausschließlich für westliche Staaten typisch und dient überdies zunehmend als Idealmodell und Interpretationsmuster für die gesamte Staatenwelt.[406] Von zentraler Bedeutung ist dabei ein Interpretationsmuster, das in einem entscheidenden Punkt an jene für Sport, Künste und Wissenschaft erinnert: Das Individuum gilt als national gebunden und eine national gedachte Kultur repräsentierend, zugleich aber auch als autonom, selbstzweckhaft und universell. Diese innere konzeptionelle Spaltung ist konstitutiv. So erhält das Individuum seinen Eigenwert argumentativ eben gerade nicht aus

404 Zu nationalistischen Gehalten in Austauschprogrammen am Beispiel des Jugendaustauschs Ropers 1991; am Beispiel des Studierendenaustauschs kritisch Budke 2003, S. 58 und 74-83; am Beispiel des Schüler(innen)austauschs kritisch Krüger-Potratz 1996; kritisch zum Kulturalitätsdiskurs Franceschini 1998.

405 Dass in den allermeisten Fällen durch die entsprechenden Interpretationen kulturelle Unterschiede zwischen Staaten übermäßig betont und kulturelle Unterschiede innerhalb von Staaten heruntergespielt werden, soll hiermit nicht bestritten werden. Die angesprochene interpretative Abgrenzung nach außen und Homogenisierung nach innen, die mittel- und langfristig durchaus auch empirisch beobachtbare Anpassungs- und Differenzierungsprozesse induziert, ist allerdings notwendige Voraussetzung dafür, Individuen als Repräsentant(innen) einer Kultur zu konstituieren; vgl. Estel 2001, S. 182.

406 Erinnert sei hier etwa an die diversen völkerrechtlichen Menschenrechtskonventionen sowie die entsprechenden Debatten um einen möglichen Souveränitätsverlust der Staaten durch die internationale Aufwertung der Menschenrechtsthematik; vgl. etwa Marti 2003, S. 165-170; Preuß 2007, S. 320-323.

seiner Staats- und Nationszugehörigkeit, sondern aus sich selbst heraus. Dieser Vorstellung liegt ein Universalismus zu Grunde, der das Individuum zumindest teilweise in dem, was man – diesem Interpretationsmuster folgend – als seinen innersten Kern bezeichnen könnte, seinem konkreten sozialen und politischen Sein enthebt.[407] Zumindest in bestimmten Situationen, wie etwa der des hier relevanten Personenaustauschs zwischen Staaten, scheint es damit autoreferentiell zu sein: Es erheischt Wertschätzung und Achtung gerade nicht aufgrund seiner aktuellen, kontextuellen und nationalstaatlichen Situierung, sondern aufgrund seiner schieren Existenz und Individualität.

Dieses Konzept des Individuums in der Staatenwelt ist ein vergleichsweise junges. Obgleich seine Wurzeln weit zurückreichen, stellt es in der heutigen Form ein Phänomen des 19. und des 20. Jahrhunderts dar. Entsprechend lässt sich von einem Personenaustausch zwischen Staaten in dem Sinne, wie ich es in diesem Kapitel beschreibe, frühestens ab dem späten 19. oder dem frühen 20. Jahrhundert sprechen.[408] Es kann erst zu diesem Zeitpunkt davon ausgegangen werden, dass sich moderne Vorstellungen des Nationalstaats, der Staatsbürgerschaft und nationalstaatlicher Kultur – zunächst in Europa und Amerika – in einigermaßen breitem Umfang durchgesetzt und verbreitet hatten. Damit soll nicht bestritten sein, dass es auch zuvor schon zeitliche Aufenthalte von Personen außerhalb ihres eigentlichen Lebensumfeldes gegeben hatte, zu denken wäre etwa an das Missionswesen, an berufliche Wanderschaft oder in geringerem Umfang an Tourismus.[409] Diese standen allerdings nicht in Verbindung mit Konzeptionen des modernen Nationalstaats, und die entsprechenden Personen wurden nicht als Repräsentant(inn)en nationalstaatlicher Kultur interpretiert.[410]

Im Folgenden sei auf einige Beispiele verwiesen, die sich als Personenaustausch im Sinne meiner Herleitung verstehen lassen. Bevor ich hierauf allerdings etwas detaillierter eingehe, sei angemerkt, dass grundsätzlich jeder der drei in den vorhergehenden Kapiteln genannten Bereiche – Sport, Künste, Wissenschaft – auch Personenaustausch umfasst. Der einleitende Hinweis auf die schwierige bis unmögliche Trennung dieser Bereiche sei an dieser Stelle nochmals konkretisiert: Austausch im Sport ist in den meisten

---

407 Der so genannte Menschenrechtsuniversalismus ist sicherlich nur die bekannteste Version dieses Universalismus; vgl. zum Menschenrechtsuniversalismus Kühnhardt 1991 sowie die Ausführungen in Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

408 Gebbert 2007, S. 50; Krüger-Potratz 1996, S. 28-29.

409 Mit der zunehmenden Relevanz des Nationalstaats wurde schließlich allerdings auch das Reisen entsprechend aufgeladen: Die touristische Begegnung mit anderen Ländern und Menschen sowie daraus resultierende mediale Darstellungen trugen zur Konstruktion der Vorstellung vom Eigenem und vom Anderem bei. Vgl. Bödeker/Bauerkämper/Struck 2004, S. 18-26.

410 Vgl. dazu auch Düwell 2005, S. 53-55.

Fällen auch Austausch von Sportler(innen), Austausch in den Künsten entsprechend oft Austausch von Künstler(inne)n und Austausch in der Wissenschaft beruht häufig auf dem Austausch von Wissenschaftler(inne)n oder Studierenden. Hier eine strikte Trennung vornehmen zu wollen, wäre nicht nur übermäßig artifiziell, sondern würde auch der besonderen Wichtigkeit moderner Konzeptionen des Individuums gerade auch für Austauschmaßnahmen in diesen drei Bereichen nicht gerecht.

Entsprechend wäre auch hier auf die schon im vorherigen Kapitel genannten Beispiele des Professorenaustauschs von 1905/1906 zwischen den Universitäten Berlin und Harvard bzw. Columbia sowie auf den Studierendenaustausch zwischen der Türkei und mehreren zentralasiatischen Staaten zu verweisen. Meine oben skizzierte Interpretation dieser Vorgänge wäre insofern zu ergänzen, als in diesen Fällen eben nicht nur die wissenschaftlichen Kontakte, sondern gerade auch die Individuen im Zentrum des Austauschs standen. Nicht nur die Wissenschaftlichkeit, sondern auch die Individualität der Personen ließen die Akteure auf eine autoreferentielle Interpretation hoffen, was im Falle des Professorenaustauschs bekanntlich gelang, im Falle des Studierendenaustauschs hingegen nicht.[411]

Der Gedanke, dass der Austausch von Personen Teil der zwischenstaatlichen Beziehungen zweier Länder sein könne, war bis 1914 nur rudimentär vorhanden. Nach 1918 und insbesondere nach 1945 etablierte sich der Personenaustausch allerdings als eine von vielen Aufgaben, der sich staatliche Außenpolitiken im weitesten Sinne stellen.[412] Die entsprechenden Programme und Maßnahmen unterschieden sich dabei im Detail beträchtlich, etwa in ihrer politischen Legitimation, im Umfang finanzieller Mittel, in der Zielgruppe sowie im Grad ihrer nationalistischen Aufladung. So war in der Zwischenkriegszeit beispielsweise der ohnehin nur langsam anlaufende Jugendaustausch zwischen Frankreich und Deutschland explizit auf so genannte Eliten beschränkt und von nationalistischen Denkmustern durchzogen. Die Argumentation der Beteiligten und Organisator(inn)en beider Seiten unterschied sich diesbezüglich deutlich von der Rhetorik, die sich heute rund um den Jugendaustausch findet. Die Stärkung nationalistischer Denkweisen wurde nicht als Gegensatz, sondern als notwendige Bedingung für grenzüberschreitenden Austausch angesehen. Nationalismus zu überwinden war nicht intendiert und wurde in keiner Phase überhaupt als Ziel angedacht, sieht man von wenigen kirchlichen oder pazifistischen Privatinitiativen ab. Ziel war es vielmehr, gerade durch den Kontakt mit dem nationalistisch

411 Vgl. die Ausführungen ab S. 340 dieser Untersuchung.

412 Zu ersten Anläufen im Rahmen des Völkerbundes sowie erster bilateraler Austauschaktivitäten verschiedener Staaten während der 1920er und 1930er Jahre vgl. Iriye 1997, S. 73-74 und 101-102. Zum Schüler(innen)austausch der Zwischenkriegszeit vgl. Krüger-Potratz 1996.

»Anderen« zu einem Bewusstsein über das »Eigene« und seine nationalistisch-kollektiven Elemente zu gelangen.[413]

Der Umfang des Personenaustauschs blieb in der Zwischenkriegszeit begrenzt, nach 1945 allerdings nahm er exorbitant zu. Zum einen wuchs durch die Dekolonialisierung die Zahl möglicher Austauschpartner beträchtlich an, zum anderen wurde er insbesondere zwischen westlichen, in geringerem Umfang aber auch zwischen realsozialistischen Staaten als eine Möglichkeit gesehen, sicherheitspolitisch intendierte Bündnisse auf die gesellschaftliche Ebene auszuweiten. In einem zweiten Schritt begannen die Staaten schließlich ab den späten 1950er Jahren, auch blockübergreifend Austauschstrukturen aufzubauen.[414] Personenaustausch wurde in vielen Staaten zu einem der wichtigsten Bereiche von Kultur in der Außenpolitik.[415] Dass er in Wissenschaft und Öffentlichkeit meist weniger beachtet wird als Sport, Künste oder Wissenschaft, mag darauf zurückzuführen sein, dass er möglicherweise ein geringeres Prestige als diese genießt.

Die Bundesrepublik Deutschland hat zusammen mit Frankreich bzw. Polen den gegenseitigen Jugendaustausch in eigenen bilateralen Austauschorganisationen institutionalisiert: Im Deutsch-Französischen Jugendwerk (DFJW), das 1963 im Zuge des Elysée-Vertrags gegründet wurde, sowie im Deutsch-Polnischen Jugendwerk (DPJW), das man 1991 nach dem Ende des Kalten Krieges einrichtete.[416] Hier schien gerade der Jugendaustausch, also der Bezug auf junge, damit historisch unbelastete Individuen ein geeignetes Mittel zu sein, angesichts der historisch belasteten Beziehungen Deutschlands zu den beiden Staaten dauerhafte außenpolitische Strukturen aufzubauen. Häufiger als durch solche eigens eingerichtete bilaterale Organisationen werden Austauschmaßnahmen allerdings durch die Zusammenarbeit zweier oder mehrerer staatlicher, parastaatlicher oder staatlich unterstützter Stellen verschiedener Länder im Rahmen von politischen Programmen durchgeführt. Diese können, müssen aber nicht notwendig in bilateralen Kulturabkommen gründen. So spielte etwa für die schwierige Wiederannäherung zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland gerade der Jugendaustausch eine wichtige Rolle, wenngleich seine Bedeutung gegenüber

413 Tiemann 1989, S. 152-164.

414 Düwell 1983, S. 107; beispielhaft für deutsch-sowjetische Austauschbeziehungen Koza 2002. Vgl. dazu auch die folgenden länderspezifischen Ausführungen.

415 Vgl. Ropers 1991; Thomas 2007. Vgl. beispielhaft für Deutschland Düwell 1983; für deutsch-kanadischen Jugendaustausch Krüger 1995; für deutsch-französischen Jugendaustausch 1945 bis 1955 Plum 2007; für Austauschmaßnahmen der DDR aus subjektiver Sicht einer Beteiligten Litzke 1999.

416 Thomas 2007, S. 658; A. Baumann 2005, S. 162-165; Kuntz/Womela 2004; Kloock 2008, S. 132-133; Bock 2007.

sicherheits- und wirtschaftspolitischen Aspekten nicht überbewertet werden sollte.[417]

Die USA führten Personenaustauschprogramme staatlicherseits seit den 1930er Jahren durch, nach 1945 verstärkten sie ihre Aktivitäten in diesem Bereich deutlich.[418] Dabei arbeiteten Bundesregierung und private Stiftungen eng zusammen. Während die Regierung grobe Leitlinien vorgab, wickelten die Stiftungen einen Großteil der Aktivitäten ab.[419] Schwerpunkt dieser Maßnahmen war und ist Bildung, wobei insbesondere die Förderung von Aufenthalten in den USA deutlich im Vordergrund stand. Gerade im Kalten Krieg versprach man sich von Personenaustauschprogrammen, einerseits Verbündete oder potentielle Verbündete an sich zu binden, andererseits blockübergreifende Kontakte und Einflusskanäle insbesondere zu zukünftigen oder aktuellen Eliten auf gesellschaftlicher Ebene zu schaffen oder zu erhalten.[420] Personenaustausch, der sich primär an Personen und nicht an Staaten richtete, erschien in vielen Fällen als ein geeignetes Mittel, um unter vermeintlich unpolitischen Vorzeichen Politik zu betreiben.

Für die Europäische Union sind Personenaustauschprogramme der einzige nennenswerte kulturpolitische Bereich, in dem sie über umfangreiche eigene Kompetenzen verfügt. Während die Mitgliedsstaaten einerseits einer eigenständigen Kulturpolitik auf europäischer Ebene vorsichtig bis ablehnend gegenüber stehen, scheint Personenaustausch hiervon ausgenommen: Er ermöglicht es unter dem Schlagwort der »Einheit in Vielfalt« einerseits, nationalstaatliche und vermeintliche kulturelle und sprachliche Grenzen zu betonen und damit zu reproduzieren, andererseits aber unter Rückgriff auf universalistische Vorstellungen des Individuums interpretativ übergeordnete Gemeinsamkeiten zu konstruieren. Seit dem Vertrag von Maastricht Anfang der 1990er Jahre verfügt die EU über eine explizite vertragliche Rechtsgrundlage für solche eigenen Austauschprogramme, die sie allerdings auch zuvor schon auf einer schwächeren rechtlichen Basis durchführte. Als frühere oder aktuelle Programme wären etwa ERASMUS für Studierende, LINGUA für Sprachlerner(innen) und Sprachlehrer(innen), PETRA für Auszubildende und junge Arbeitnehmer(innen) oder YES für Jugendliche zu nennen.[421] Gerade nach dem Ende des Kalten Krieges und im Zuge der Osterweiterungen der EU waren solche Programme von einiger Bedeutung für die Inklusion der ehemals realsozialistischen Staaten. Nicht zuletzt konnte man selbst von EU-kritischen Staaten, Parteien oder Gruppierungen mit einigem Erfolg erwarten, dass – bei aller Skepsis – gegen den Austausch von

417 Weingardt 2002, S. 196-197; Gardner Feldman 1999, S. 342-343.

418 Zu den Anfängen im Austausch mit Lateinamerika vgl. Iriye 1997, S. 112-113.

419 Schmidt 2003.

420 Metzinger 2005, S. 133-137; Bu 1999; Hoffmann 2005; Cummings 2003; Hurlburt/Irvey 2005, S. 5-7; Mitchell 1986, S. 147-148; Schmidt 2003, S. 118.

421 Korch 2000, S. 98-100; Schmahl 1996, S. 26 und 36-38; Gogolin/Krüger-Potratz/Neumann 1991, S. 18; Manz 2002, S. 159; Schreiner 2006, S. 81-84.

Menschen niemand etwas einzuwenden haben könne, der zumindest wahrscheinlichen Interpretation des Individuums als autoreferentielles Zeichen in solchen Austauschsituationen sei Dank.

Eine besondere Form des Personenaustauschs soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben: Städtepartnerschaften. Es handelt sich dabei um vertraglich festgelegte, auf Dauer gestellte Beziehungen zwischen zwei oder mehr Städten oder Gemeinden meist verschiedener Staaten – wenn man so möchte die wichtigste Form der Außenpolitik, die Städte betreiben können. Sie bilden eine Art Container für eine ganze Reihe von Austauschmaßnahmen, die nicht nur, aber in der Regel überwiegend Personen betreffen. Zu denken wäre etwa an den Austausch zwischen lokalen Kunst- und Bildungseinrichtungen, Vereinen, Gewerkschaften oder Kirchen. Auch hier vermischen sich, wie so oft in der Außenkulturpolitik, die Aktivitäten privater und öffentlicher Akteure. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass Städtepartnerschaften nicht selten direkt oder indirekt, finanziell oder administrativ von übergeordneten staatlichen Stellen unterstützt und begleitet werden; gerade bei politisch angespannten Beziehungen ist eine diplomatische Koordination im Vorfeld einer Städtepartnerschaft üblich.[422]

Die politische Bedeutung und Funktion von Personenaustauschaktivitäten sind so gut wie überhaupt nicht wissenschaftlich erforscht. Gerade deren spezifische Form der Einbindung in die Staatenwelt wird in den Politikwissenschaften, der Soziologie oder den Geschichtswissenschaften bislang kaum berücksichtigt. In den vorliegenden Arbeiten zur Kultur in der Außenpolitik steht der Austausch im Bereich der Künste und im Bereich der Wissenschaft überdeutlich im Vordergrund, der zumindest nach dem finanziellen Aufwand häufig wichtigere Personenaustausch hingegen wird allenfalls am Rande erwähnt.[423] Zwar findet sich eine Vielzahl pädagogischer und sozialpädagogischer Arbeiten zum Personenaustausch, diese haben aber ein völlig anders gelagertes Erkenntnisinteresse. Nichtsdestotrotz lassen sich aus dieser Literatur indirekt einige Gedanken ableiten, die für meine eigene Untersuchung von Wichtigkeit sind.

Für pädagogische und sozialpädagogische Arbeiten, ganz gleich ob sie stärker empirisch oder stärker theoretisch orientiert sind, steht die Entwick-

422 Mitchell 1986, S. 158-159. Vgl. beispielhaft für deutsch-französische Städtepartnerschaften Plum 2007, S. 243; Klompmaker-Böhm 2008; für deutsch-chinesische Städtepartnerschaften Gäßler 2003, S. 312-313; für Städtepartnerschaften der 1950er und 1960er Jahre in Europa Bautz 2002, S. 36-124; für europäische Städtepartnerschaften allgemein Peise 2003, S. 37-47; für Städtepartnerschaften der DDR Höpel 2007 und Gerber 1999. Verwiesen sei auch auf die Synergiestudien des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) zu den deutschen Kulturbeziehungen mit zahlreichen Staaten, in denen häufig auf Städtepartnerschaften verwiesen wird, etwa Bälz 2002; Walter 2003; Schubert 2004.

423 Zu den wenigen Ausnahmen gehören Mitchell 1986; Scott-Smith 2009; Scott-Smith 2008.

lung und Veränderung der individuellen Persönlichkeit durch die Teilnahme an Austauschprogrammen im Mittelpunkt. Fragen nach individueller Identität, nach charakterlichen oder weltanschaulichen Veränderungen sind ihnen wichtig; die Konstruktion von Kollektiven hingegen gilt ihnen als Kontextbedingung und nicht als Erkenntnisziel.[424] Dabei zeigen selbstbenennende Schlagworte wie »Interkulturelle Pädagogik«, »Interkulturelle Kommunikation« oder »Kulturkontakt«, im Englischen etwa auch »cultural transitions«,[425] dass als wesentlichster Faktor der Persönlichkeitsbildung durch Personenaustauschmaßnahmen das Erleben kultureller oder nationalistischer Differenz verstanden wird. Gerade seit den 1990er Jahren haben, im Zuge des Globalisierungsdiskurses, entsprechende Ansätze in großem Umfang Niederschlag auch in Lehrplänen und Bildungsprogrammen gefunden.[426] Einerseits wird in dieser bildungspolitischen Programmatik sowie ihrer wissenschaftlichen Begleitung unter meist indirekter, in jedem Fall normativ-ethischer Berufung auf die Individualität der jeweils anderen Persönlichkeit die Vermittlung und Förderung von Toleranz und Offenheit sowie der Abbau von Stereotypen und Vorurteilen propagiert. Dies ist mit einem Rekurs auf die Vorstellung grundlegender universaler Gemeinsamkeiten der Menschen verbunden.[427] Andererseits beruht aber gerade diese Zielsetzung auf der Annahme einer kulturellen Differenz, die zumeist als nationalkulturelle Differenz verstanden wird. Sie gilt von vornherein als gegeben, wird aber gerade hierdurch im Austausch selbst wie auch in der entsprechenden pädagogischen Austauschforschung permanent reproduziert.[428] Hier werden Parallelen zur politischen Einbindung des Personenaustauschs in die Staatenwelt deutlich, die gerade auf der Reproduktion nationalstaatlicher Abgrenzungsmuster durch Bezugnahme auf universalistische Vorstellungen des Individuums beruht.

So hat etwa Marie-Claire Patron eine Gruppe französischer Studierender in Australien wissenschaftlich begleitet und versucht, Veränderungsprozesse

424 Ähnliches gilt für sozialpsychologische Theorien des Kontaktes zwischen verschiedenen »kulturellen Gruppen«; vgl. Sussman 2000, S. 358-360.

425 Vgl. beispielhaft die »Einführung in die Interkulturelle Pädagogik«; Auernheimer 2007; das »Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz«; Straub/Weidemann/Weidemann 2007; sowie die Arbeit »Wahrnehmungs- und Handlungsmuster im Kulturkontakt«; Budke 2003. Für »cultural transitions« vgl. Sussman 2000.

426 Vgl. Auernheimer 2007, S. 43.

427 Thomas 2007, S. 658-659; Budke 2003, S. 80-81.

428 Ropers 1991. Affirmativ reflektiert wird der Beitrag des Personenaustauschs zur Reproduktion dieser kulturellen Differenz beispielsweise bei Thomas 2007; Otten/Treuheit 1994, S. 33-37; Breuer/Steinhilber/Tomanbay 2004; Kloock 2008. Vgl. kritisch dazu Franceschini 1998; Budke 2003, S. 74-83; Gebbert 2007, S. 44-52; Winkelmann 2006, S. 16-19; aus Sicht der Migrationsforschung Bommes 1994.

hinsichtlich eigener Identitäts- und Zugehörigkeitsvorstellungen zu erfassen. Auch sie betont, dass der Erfahrung kultureller Differenz eine enorme Bedeutung zukomme. Es sei gerade die Situation des Versetztseins in eine als kulturell und sprachlich andersartig wahrgenommene Umwelt, die nicht nur solche Differenzen wahrnehmbar mache, sondern individuelle Fragen nach kollektiver Identität überhaupt erst aufkommen lasse.[429] Die Zahl ähnlicher Studien mit ähnlichen Ergebnissen ist – auch im deutschsprachigen Raum – kaum mehr überschaubar.[430]

Vergleicht man nun allerdings die Rolle von Sport, Künsten und Wissenschaft in der Staatenwelt einerseits mit der des Personenaustauschs andererseits, so zeigt sich hinsichtlich des jeweiligen Universalismus ein wesentlicher Unterschied: Während man sich in den ersten drei Fällen sowohl in der politischen Praxis als auch in deren wissenschaftlicher Begleitung häufig explizit und direkt auf diesen beruft,[431] ist dies im Falle des Personenaustauschs eher selten der Fall. Zwar liegt es nahe, dass sich das häufig postulierte Interesse an der jeweils anderen Person nicht nur aus nationalistischen und nationalkulturalistischen Elementen speist, sondern auch aus dessen Individualität. Explizit gemacht wird dies allerdings selten; so etwa wenn als das der Differenz entgegengesetzte Konzept das der Gleichheit der Beteiligten behauptet wird. Bei genauerer Betrachtung bezieht sich diese Gleichheit ganz wesentlich auf Aspekte, die im Individuum verortet, zugleich aber als allgemeingültig und mit einem Anspruch auf universalistische Geltung oder Relevanz präsentiert werden. So heißt es etwa im Geschäftsbericht des Deutsch-Polnischen Jugendwerks 2006:

»Hinter diesen Zahlen verbirgt sich aber etwas viel Wichtigeres: Eine lebendige Vielfalt an Begegnungen, Jugendliche, die sich kennen lernen, das andere Land erleben, sich näher kommen und ganz nebenbei erfahren, dass diese Polen oder diese Deutschen gar nicht so anders sind: dass sie die gleichen Probleme haben mit den Eltern, mit der Schule, dass sie die gleiche Musik hören, die gleichen Klamotten tragen und überhaupt einfach okay sind.« [432]

Dieses Zitat zeigt beispielhaft, dass universalistische Vorstellungen des Individuums auch explizit, aber indirekt (hier über den Begriff der Gleichheit) zum Ausdruck kommen können. Doch selbst, wenn dies nicht explizit geschieht, kann die Annahme eines personalen Universalismus Grundlage außenpolitischen Handelns sein. So ist der Idealismus dieses Zitats keineswegs

429 Patron 2007, S. 305-317.

430 Neben Patron 2007 seien beispielhaft genannt: Breuer/Steinhilber/Tomanbay 2004; Budke 2003; Kloock 2008. Einen kurzen Überblick über die ältere Literatur zum Thema bietet Dadder 1988.

431 Ich verweise auf die entsprechenden Kapitel in diesem Teil III dieser Untersuchung.

432 Deutsch-Polnisches Jugendwerk 2006, S. 6.

identisch mit universalistischen Vorstellungen des Individuums, sondern weist gegenüber diesem einen gewissen normativen und semantischen Überschuss auf. Ähnlich verhält es sich, wenn in Austauschkontexten die Forderung nach Toleranz oder nach kultureller Aufgeschlossenheit erhoben wird: Auch diesen Fällen liegen universalistische Vorstellungen eines universalen Charakters der menschlichen Individualität zu Grunde, die allerdings in einen konkreten Handlungskontext gesetzt und normativ aufgeladen werden. Es sind solche Vorstellungen, die dem Personenaustausch als außenpolitischem Element in der Staatenwelt zu Grunde liegen – und zwar selbst dann, wenn dies auf den ersten Blick überhaupt nicht erkennbar erscheint.

Der personale Universalismus stellt eine Ideologie dar, auf die bei der Interpretation bestimmter Handlungen zurückgegriffen werden kann und die diese als autoreferentielle Zeichen verstehen lässt. Dem Individuum wird eine normative Eigenwertigkeit und Autonomie zugeschrieben; auf diese Weise wird es interpretativ als zumindest teilweise der politischen Ebene enthoben konstruiert. Es gilt aus dieser Perspektive als reflexiv, weil es sich in Interaktion mit seiner sozialen Umwelt interpretativ als personales, soziales und nationales Individuum selbst konstituiert. Es gilt als unabhängig, weil es Rechte zugeschrieben bekommt, die zwar faktisch nur durch die jeweilige soziale und politische Ordnung entworfen und durchgesetzt werden können, ihre Geltungskraft aber aus der Vorstellung vorsozialer und vorpolitischer Gültigkeit gewinnen. Schließlich gilt es als selbstzweckhaft, weil seine normative Aufwertung aus sich selbst heraus zu resultieren scheint.

Dieser Universalismus beruht, und dies teilt er bei allen Differenzen mit den anderen bislang untersuchten Universalismen, auf zwei wesentlichen Faktoren: Zum Ersten wird jedes Individuum normativ aufgewertet, sein Wert erscheint sowohl als intrinsisch als auch als quasi-natürlich, er leitet sich aus den eben genannten Annahmen über das menschliche Sein ab. Zum Zweiten geht mit dieser Aufwertung ein Anspruch auf Allgemeingültigkeit einher. Jede als Mensch erkannte soziale Entität ist im Rahmen von Außenkulturpolitik folglich aufgefordert, jede andere als Mensch erkannte soziale Entität unter Bezugnahme auf diesen Universalismus als autoreferentiell zu interpretieren.

Eine große Zahl der Zeichennutzer(innen) kommt dieser Aufforderung im Regelfall nach – und dennoch sind weder die normative Aufwertung noch die Erfüllung des Anspruchs auf Allgemeingültigkeit selbstverständlich. Auch die Interpretation eines Individuums als autoreferentiell ist generell prekär und von der jeweiligen Situation des Zeichenaustauschs abhängig. Verwiesen sei an dieser Stelle lediglich auf die offensichtlichsten Fälle, in denen von einer Interpretation des Individuums als autoreferentiell nicht gesprochen werden kann: Die Zahl der Menschenrechtsverletzungen weltweit, selbst in westlichen Staaten, ist groß; die Zahl und Intensität der Kriege und bewaffneten Konflikte nehmen keineswegs ab. Wenn ich soeben also von einem Regelfall gesprochen habe, so ist die Interpretation des Individuums lediglich in bestimmten, sich in relativer Ähnlichkeit wiederholender

Situationen des außenpolitischen Zeichenaustauschs gemeint. Die Rede ist von Interpretationssituationen im Personenaustausch zwischen vorwiegend westlichen, in zunehmendem Maße aber auch nichtwestlichen Staaten. Dass Interpretationen auch hierbei prekär sind, von einer potentiell unendlichen Menge an Kontextbedingungen abhängen und eine Berufung auf universalistische Vorstellungen scheitern kann, soll nicht geleugnet werden. Gleichwohl ist in diesen Fällen eine gewisse Regelmäßigkeit zu erwarten, wie nicht zuletzt die oben skizzierten empirischen Beispiele gezeigt haben.

Der Universalismus liegt dem Erkennen und Interpretieren politischer Programme und Maßnahmen des Personenaustauschs zu Grunde und führt zu einem bestimmten, sich in relativer Regelmäßigkeit wiederholenden Verständnis derselben. Personenaustausch, genauer die davon betroffenen Individuen, werden semiotisch als autoreferentiell interpretiert. Sie scheinen unpolitisch zu sein: Trotz des offensichtlichen politischen Charakters der entsprechenden Programme und Maßnahmen wird den betroffenen Individuen eine gewisse Eigenwertigkeit und Autonomie zugeschrieben, die sie der politischen Ebene zu entheben scheinen.[433] Die Besonderheit des Personenaustauschs als außenpolitischer Handlungsform liegt gerade in dieser Dopplung, die politische Relevanz überhaupt erst denkbar macht.

Auch in diesem Fall konstituieren sich Autoreferentialität und politische Relevanz gegenseitig. Personenaustausch stellt ein Phänomen innerhalb der Staatenwelt dar, das ohne eine spezifische Einbindung in diese nicht in der heutigen Form denkbar wäre. Ohne eine Vorstellung politischer Relevanz wäre jedes autoreferentielle Denken sinnlos, umgekehrt leitet sich die politische Relevanz des Personenaustauschs aus autoreferentiellen Vorstellungen ab. Autoreferentialität braucht zu ihrer semiotischen Konstitution das Politische, das Instrumentelle, das Fremdnützige als Kontrastfolie – und die politische Relevanz konstituiert sich semiotisch als scheinbar Abgeleitetes und Sekundäres.

Es sind aber nicht nur die politische Relevanz des außenkulturpolitischen Instrumentariums Personenaustausch und die Autoreferentialität der Personen, die sich gegenseitig bedingen, sondern – damit eng zusammenhängend – auch der personale Universalismus und der Nationalismus. Die Anerkennung der jeweiligen Person als eigenwertig und selbstzweckhaft, mithin als Individuum mit eigener, eben auch nationalistisch geprägter Identität und Besonderheit, korrespondiert mit der Anerkennung des Nationalstaates als politisch und kulturell besonderer Entität. Das Individuum wird nicht nur, aber eben auch und ganz besonders als national geprägt interpretiert. Die Differenzierung zwischen Nationalstaaten und damit deren Konstitution verschiebt sich auf die Ebene der Individuen, die als Träger(innen) und Repräsentant(inn)en vermeintlicher nationalstaatlicher Kulturen fungie-

433 Scott-Smith 2009, S. 51.

ren.[434] Aus einer Anerkennung des Individuums, basierend auf universalistischen Vorstellungen, resultiert damit zumindest potentiell eine Anerkennung des jeweiligen Herkunftslandes als eigenständigem, kulturell differentem Nationalstaat.

Universalismus und Nationalismus bedingen sich aber, fernab von konkreten Interpretationssituationen, auch auf einer abstrakteren Ebene. Universalismus als die Ideologie des alle Menschen Verbindenden oder allen Menschen Gemeinsamen benötigt einen Partikularismus als Negativfolie, von der zu differenzieren legitim und notwendig erscheint. Der Nationalismus bildet die derzeit für die Staatenwelt wichtigste Form des Partikularismus; der Universalismus wird auf diese Weise zu einer Ideologie des nationalstaatliche Grenzen Transzendierenden. Umgekehrt aber ist nationalistische Besonderheit auf die Existenz des potentiell Allumfassenden angewiesen. Ein Prozess nationalistischer Differenzierung muss notwendig einerseits Trennendes besonders betonen oder überhaupt erst konstruieren und andererseits Verbindendes oder Gemeinsames ausblenden.

Das Individuum wird vor diesem Hintergrund in der Staatenwelt als soziale Entität konstruiert, die sowohl nationalistische Besonderheiten als auch universalistische Aspekte in sich trägt.

434 Dass dabei kulturelle Unterschiede zwischen Nationalstaaten besonders betont und kulturelle Unterschiede innerhalb von Nationalstaaten vernachlässigt werden, zeigen nicht zuletzt die pädagogischen und sozialpädagogischen Untersuchungen, auf die ich oben hingewiesen habe.

IV. Zusammenfassung und Schluss

Ich fasse auf den folgenden Seiten die wichtigsten Erkenntnisse, Ergebnisse und Thesen dieser Untersuchung in knapper Form zusammen. Dabei weicht die Argumentationslogik dieser Zusammenfassung bewusst von der Argumentationslogik der gesamten Arbeit ab: Während letztere die Begriffe Universalismus und Autoreferentialität zunächst recht aufwändig und abstrakt herleitete, um sie anschließend an bestimmten außenkulturpolitischen Teilbereichen zu prüfen, stehen diese Begriffe nun schon am Anfang dieser Zusammenfassung im Blickpunkt. Ein solches Vorgehen macht Sinn, da damit schon zu Beginn die wichtigsten originären Erkenntnisse und Neuerungen meiner Untersuchung aufgeführt sind und anschließend in einen weiteren thematischen und theoretischen Zusammenhang eingeordnet werden können.

Diese Zusammenfassung beinhaltet, analog zu diesem Schema, zunächst drei aufeinander aufbauende Kapitel. Das erste enthält jene rekapitulierende Darstellung der Interpretationsmuster des Universalismus und der Autoreferentialität, von der ich eben geschrieben habe. Darauf folgt ein Kapitel, das sich mit der Bedeutung von Außenkulturpolitik im Allgemeinen und der genannten Interpretationsmuster für Außenpolitik, internationale Beziehungen und moderne Nationalstaatlichkeit im Besonderen befasst. Damit schlage ich den Bogen zu jenem weiteren Kontext, in dem Außenkulturpolitik steht und den ich im Wesentlichen in Teil I dieser Untersuchung hergeleitet habe. Das dritte Kapitel dieser Zusammenfassung führt schließlich die bis dahin getroffenen Überlegungen über in jene semiotische Methodologie, die ich meinem Vorschlag für eine interpretative Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse zu Grunde gelegt habe. Die empirienäheren Ausführungen aus Teil III dieser Untersuchung greife ich, wenngleich in geringerem Umfang, an verschiedener Stelle in den ersten beiden Kapiteln dieser Zusammenfassung wieder auf.

Diese Zusammenfassung endet schließlich mit einem weiteren, nun allerdings recht kurzen Kapitel, in dem ich noch einmal rekapitulierend Überlegungen zur wissenschaftlichen wie auch zur empirischen bzw. politischen Relevanz dieser Untersuchung anstelle.

4.1 AUTOREFERENTIALITÄT, UNIVERSALISMUS UND AUSSENKULTURPOLITIK

Außenkulturpolitik meint den Versuch von Staaten, das, was Akteurinnen und Akteure dieses Staates für Kultur halten, in irgendeiner Form zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher oder internationaler Beziehungen und Kontakte zu machen. So hatte ich zu Beginn der Einleitung dieser Untersuchung dieses außenpolitische Handlungsfeld abgesteckt – wenngleich versehen mit dem Hinweis, dass genauere Begriffsklärungen und weitere Ergänzungen notwendig sein würden. Es war Aufgabe dieser Untersuchung, solche Klärungen und Ergänzungen im Rahmen eines Vorschlags für eine Außenkulturpolitik-Analyse vorzunehmen und damit letztere auf ein festeres Fundament zu stellen, als es die bisherige Forschung bietet.

Im Zentrum einer solchen Analyse, wie ich sie vorgeschlagen habe, stehen die Begriffe Universalismus und Autoreferentialität. Unter einem Universalismus verstehe ich eine Ideologie und damit ein Interpretationsmuster, das bestimmte Phänomene – etwa Handlungen, Interpretationen oder Artefakte – mit universellem Anspruch als universell gültig interpretieren lässt. Den Sport betreffend, lässt sich universalistisches Denken als ein Spezifikum der Moderne beschreiben, das ganz wesentlich auf der Vorstellung universeller Körperlichkeit und universell relevanter Kompetitivität gründet. Künste hingegen sind weniger stark von Kompetitivität, durchaus aber von Komparativität und von der Vorstellung einer universellen menschlichen Fähigkeit oder Neigung zur Kreativität geprägt. Auch Wissenschaft beruht auf einem Universalismus, der aus der Annahme eines universellen Wahrheitsbegriffs und einer universellen Nützlichkeit von Technologie und Wissenschaft für die Menschheit resultiert. Personenaustausch als ein in mancher Hinsicht divergierender außenkulturpolitischer Tätigkeitsbereich wiederum basiert auf der Annahme universeller menschlicher Rechte und universell gültiger menschlicher Individualitäten.

Zwischen diesen hier recht statisch voneinander abgegrenzten Bereichen gibt es dabei zahlreiche Überschneidungen und Unschärfen, so dass eine strikte Trennung, wie ich sie vorgenommen habe, einmal mehr nichts anderes als ein wissenschaftliches Konstrukt darstellt. Interessanter als die Unterschiede zwischen ihnen sind allerdings ohnehin ihre Gemeinsamkeiten und Schnittflächen: Jedes der vier genannten Tätigkeitsfelder beschreibt Universalismen als grundlegende Kriterien für einen Begriff von Kultur, der außenkulturpolitisch Relevanz erlangt. Ob dabei die politischen Akteurinnen und Akteure tatsächlich selbst explizit den Kulturbegriff anwenden, ist zweitrangig und etwa beim Sport eher selten der Fall. Gleichwohl haben meine nationalismustheoretischen Ausführungen gezeigt, dass es auch für eine interpretative Analyse durchaus sinnvoll ist, ein bestimmtes Verständnis von Kultur unabhängig von den empirisch tatsächlich gebrauchten Wörtern und Begriffen zu extrahieren. Empirisch gründet diese letztlich methodologische Entscheidung in der Relevanz von Kultur für den modernen Na-

tionalismus, der unabhängig von tatsächlichem empirischem Begriffsgebrauch analysiert werden kann und muss. Dies widerspricht aus theoretischer Warte meiner interpretativen Herangehensweise nicht, weil diese zwar Interpretationen in den Blick nimmt, letztere aber nicht blind als Substrat von Wörtern oder Begriffen versteht.

Alle Universalismen, zu deren Analyse ich im Teil III dieser Untersuchung sowohl (begriffs-)geschichtliche und theoretische als auch empirische Untersuchungen betrieben habe, weisen jene Kriterien auf, die ich im Unterkapitel 2.2.1 dieser Untersuchung als wesentliche Merkmale universalistischen Denkens in der Moderne beschrieben habe. Universalismen kombinieren Faktenaussagen mit normativen Geltungsansprüchen: Sie verfügen insofern über einen universellen Geltungsanspruch, als eine bestimmte Faktenaussage Gültigkeit gegenüber allen Menschen erheischt; damit sind sie notwendig zugleich normativ. Künste verlangen ebenso wie Sport, Wissenschaft und Personenaustausch, dass die Relevanz der ihnen zu Grunde liegenden Phänomene eben nicht nur von einer begrenzten Gruppe, sondern von der gesamten Menschheit anerkannt werde. Die Faktenaussage selbst ist dabei insofern universell, als sie die gesamte Menschheit zu umfassen beansprucht. Die Aussage, Menschen zeichneten sich etwa durch Kreativität, Körperlichkeit, Wahrheitsstreben oder Rechte aus, soll ausnahmslos jeden Menschen beschreiben. Es soll – im letztlich kaum erreichbaren Idealfall – keinen Menschen geben, auf den die betreffende Aussage nicht zutrifft.

Solcherlei Universalismen sind nun allerdings keineswegs universal im eigentlichen Wortsinne. Über das tatsächliche Ausmaß der Gültigkeit ihrer Faktenaussagen urteilen meine Ausführungen ebenso wenig wie über die Berechtigung ihrer normativen Ansprüche. Universalismen sind für eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse vielmehr aufgrund ihres Interpretationen prägenden Charakters interessant. Sie sind Interpretationsmuster, durch die bestimmte Phänomene in einer spezifischen Weise interpretiert werden können – und es ist genau diese Weise des Interpretierens, für die sich eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse interessiert. In deren Zentrum steht die Frage, weshalb bestimmte Phänomene als Kultur interpretiert werden, wie diese Interpretationen aussehen und welcher Zusammenhang zwischen diesen Interpretationen und der spezifischen Einbindung von Kultur in Außenpolitik bzw. internationale Politik besteht.

Nun lassen sich allerdings universalistische Interpretationsmuster auch über Außenkulturpolitik hinaus im gesamten modernen Denken über Politik, Gesellschaft und Individuum ausmachen. Sie sind von konstitutiver Bedeutung nicht nur für einzelne Handlungen und Artefakte, die dem Sport, den Künsten, der Wissenschaft oder dem Menschen als Person zugeordnet werden, sondern auch und insbesondere für die Konstitution der genannten Tätigkeitsbereiche und des Menschen in der Moderne schlechthin. Ich habe dies für den Sport und die Künste ausführlicher analysiert, allerdings ließen

sich auch für Wissenschaft und Personenaustausch entsprechende Denkweisen aufzeigen.[1]

Im Bereich des Sports etwa prägen Universalismen zum einen stärker praxisbezogene Ideengebäude wie beispielsweise jene, die hinter den Olympischen Spielen stehen. Zum anderen aber prägen sie auch das wissenschaftliche Denken: Das Gros der Forschung problematisiert universalistische Gehalte nicht, sondern nimmt sie – etwa in der Annahme einer der Gesellschaft analogen Existenz des Sports – als gegeben hin. Selbst das aus Sicht einer interpretativen Sozialwissenschaft fortgeschrittenste Modell nach Elk Franke verharrt in einer Trennung zwischen Sport an sich und dessen gesellschaftlichen Funktionen, womit die konstitutive Wirkung gesellschaftlicher Einbindung ausgeblendet bleibt.[2] Universalismus erscheint damit als eine unhinterfragte Eigenschaft des Sports schlechthin.

Dem nicht unähnlich, beruhen auch die modernen Künste und deren soziale Autonomisierung auf universalistischen Vorstellungen. Kunstwerken wird ein universalistischer Charakter zugeschrieben, der sie als übersoziale und überhistorische Besonderheiten erscheinen lässt. Sowohl die Konzeption moderner kunstbezogener Institutionen, etwa Museen, Ausstellungen, Theater, Konzerthallen oder künstlerische Ausbildungsinstitutionen, als auch das wissenschaftliche Denken hierüber ist durch sie geprägt. Nicht zuletzt beruht auch der Einsatz von Künsten im zwischenstaatlichen Austausch auf ihnen. Es sind vorwiegend kunstsoziologische oder sozialwissenschaftlich interessierte kunsthistorische Arbeiten etwa von Pierre Bourdieu, Claus Grimm oder Wolfgang Holzinger, in denen dieser Zusammenhang kritisch hinterfragt wird; hingegen sind selbst interpretative, aber der klassischen Ästhetik näher stehende Ansätze wie jene Jan Mukařovskýs oder Umberto Ecos durchaus noch von Vorstellungen eines Sonderstatus der Künste geprägt.[3]

Im Bereich der Wissenschaftstheorie sind es insbesondere wissenschaftssoziologische Ansätze, die einen Sonderstatus der Wissenschaft im Allgemeinen und universalistische Wahrheits- und Relevanzansprüche im Besonderen kritisch hinterfragen. Empirisch findet sich ein universalistischer Wahrheitsbegriff nicht nur in weiten Teilen der traditionell ausgerichteten, »positivistischen« Wissenschaften und Schulen, die sich bewusst die Erforschung als präexistent und unabhängig gedachter Sachverhalte vornehmen, sondern durchaus auch in jenen Ansätzen, die einen Wahrheitsbegriff eigentlich zu unterminieren suchen. Selbst interpretative sozialwissenschaftliche Herangehensweisen halten zumindest einen Gestus der Wahrheitssu-

1 Mit der Begrenzung auf Sport, Künste, Wissenschaft und Personenaustausch soll keineswegs gesagt sein, dass es nicht weitere – auch außenkulturpolitisch relevante – Phänomenbereiche geben kann, die in entsprechender Weise analysiert werden könnten. Hier wäre etwa insbesondere an Sprache zu denken.

2 Vgl. Unterkap. 3.1.2 dieser Untersuchung.

3 Vgl. Unterkap. 3.2.2 dieser Untersuchung.

che aufrecht – einen solchen Gestus wird man durchaus auch in der vorliegenden Untersuchung identifizieren können. Letztlich zeigt sich hier die Institution Wissenschaft mitsamt ihrer institutionellen Strukturen als derart wirkmächtig, dass die Fiktion einer das Individuum und das Soziale überschreitenden, von Interpretation unabhängigen Präexistenz von Sachverhalten zumindest teilweise aufrecht erhalten wird. Dieser Fiktion liegen dabei drei Annahmen zum Verhältnis zwischen dem Menschen und seiner Umwelt zu Grunde: Zum Ersten, dass es ein solches Verhältnis überhaupt gebe, Wissen über Umwelt also möglich sei; zum Zweiten, dass diese Umwelt der menschlichen Vernunft zugänglich sei, womit letztere zugleich universalisiert wird; zum Dritten schließlich, dass diese Umwelt zumindest relativ regelmäßig oder regelhaft sei und hierdurch überhaupt erfasst werden könne.[4]

Neben Sport, Künsten und Wissenschaft beruht auch der Personenaustausch auf einem Universalismus – und zwar auf dem vermutlich bekanntesten und wissenschaftlich am häufigsten diskutierten. In seinem Zentrum steht ein spezifisches Verständnis des modernen Menschen, das diesen als Rechte tragendes und selbstzweckhaftes Individuum konzipiert. Diesem wird eine normative Eigenwertigkeit und Autonomie zugeschrieben, die in ihrem innersten Kern und trotz aller sozialen Einbindung seitens als extern gedachter Kollektive nicht tangiert werden sollen. Der Wert des Individuums erscheint als intrinsisch und quasi-natürlich. Auch diese universalistischen Zuschreibungen basieren dabei auf einer zweifachen Denkbewegung: Zum einen beanspruchen sie, alle Menschen zu umfassen; zum anderen verlangen sie Akzeptanz seitens aller Menschen.[5]

Die spezifische Bedeutung solcher Universalismen für Außenkulturpolitik liegt in ihrem impliziten Anspruch begründet, Grenzen – insbesondere jene zwischen verschiedenen Nationen und Nationalstaaten – überwinden zu können. Wenn eine bestimmte Aussage in der beschriebenen Weise als universell gültig postuliert wird, so impliziert dies eine bewusste und politisch gewünschte Ignoranz gegenüber nationalstaatlichen Begrenzungen. Sport wird eben nicht als etwas gesehen, das nur für ein bestimmtes Land relevant wäre; Künste gelten als global verbreitet; die Achtung von Menschenrechten und individuellen Besonderheiten wird weltweit eingefordert; wissenschaftlicher Fortschritt in allen Staaten angestrebt.

Außenkulturpolitische Programme, Maßnahmen, Handlungen und Objekte können seitens der Beteiligten unter Rückgriff auf solche Universalismus-Vorstellungen als autoreferentielle Zeichen interpretiert werden. Mit dem Begriff der Autoreferentialität habe ich ein spezifisches Interpretationsmuster beschrieben, das ein Zeichen als einer bestimmten Interpretationssituation zumindest teilweise enthoben erscheinen lässt. Ein Zeichen ist dann autoreferentiell, wenn es seine Wertigkeit nicht aus dieser Interpretationssituation, sondern aus Universalismen zu gewinnen scheint. Eine Inter-

4 Vgl. Kap. 3.3 dieser Untersuchung.

5 Vgl. Kap. 3.4 dieser Untersuchung.

pretation kultureller Zeichen erzeugt notwendig eine Differenz zum Interpretierten: Gerade weil dieses als vermeintlich universalistische Entität auftritt, scheint es der Beliebigkeit des Interpretativen und des Situativen enthoben zu sein. Grundlegendste Bedingung hierfür ist eine entsprechende Kontextualisierung der Interpretation innerhalb einer spezifischen Interpretationssituation, die als relativ isoliert und eigenlogisch konzipiert wird. Nur unter diesen Umständen kann es zu einer Teil-Schließung des Zeichenprozesses kommen, die die Basis für jede autoreferentielle Interpretation darstellt: Ein bestimmtes kulturelles Objekt gilt hier als Bestandteil sowohl der relativ isolierten Interpretationssituation als auch eines von Universalismen umrissenen und mit ihrer Hilfe konstruierten Komplexes jenseits dieser aktualen Situation.[6]

Um dies mit einigen Beispielen aus den in dieser Untersuchung analysierten außenkulturpolitischen Bereichen zu verdeutlichen: Eine Sportmannschaft kann als politisches Instrument eingesetzt werden und beansprucht dabei doch zugleich, nicht nur politisches Instrument zu sein, sondern eben auch und in erster Linie eine Sportmannschaft. Die Möglichkeit, ein sportliches Zeichen außenpolitisch bzw. international einzusetzen, beruht geradezu auf dieser partiellen Verortung des Sports jenseits des Politischen. Die USA und China konnten sich im Rahmen der Ping-Pong-Diplomatie einander annähern, gerade weil Tischtennis als Sport von beiden Seiten eine Autonomie und Eigenwertigkeit zugeschrieben bekam. Diese ließen ihn zu einem geeigneten politischen Instrument werden, dessen politischer Charakter auf einer nichtpolitischen (oder vielleicht besser: überpolitischen) Grundlage zu ruhen schien.

Ähnliches gilt für die Künste. Ein Kunstwerk, eine Kunstveranstaltung oder ein(e) Künstler(in) wird gemeinhin als primär nichtpolitisch interpretiert und eignet sich gerade deshalb als politisches Instrument im Rahmen von Außenkulturpolitik. Ich habe in diesem Zusammenhang eine Analyse der Ausstellung von Kunstwerken des New Yorker Museum of Modern Arts in Berlin sowie der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden in Jackson (Mississippi) 2004 vorgenommen. Beide Ausstellungen trugen nicht unwesentlich zur Wiederannäherung zwischen Deutschland und den USA nach dem Irak-Krieg bei, in dessen Folge es zuvor zu gravierenden Verstimmungen zwischen der deutschen und der US-amerikanischen Regierung gekommen war.

Neben Sport und Künsten gilt auch Wissenschaft als universalistisch, auch sie wird häufig als autoreferentiell interpretiert. Der außenkulturpolitische Einsatz von Wissenschaft beruht nun gerade auf dieser universalistischen Verbindlichkeit, die der politischen Situation teilweise enthoben zu sein scheint und dabei doch gerade diese politische Instrumentalisierung überhaupt erst möglich macht. Letztlich lässt sich für jeden dieser au-

6 Vgl. allgemein zu Autoreferentialität und Universalismus Kap. 2.2 dieser Untersuchung.

ßenkulturpolitischen Teilbereiche ein gewisses Paradox identifizieren: Der Einsatz von Kultur als politischem Instrument in der Staatenwelt beruht auf deren Anspruch, universalistisch und damit nichtpolitisch zu sein. Dies gilt auch für Personenaustausch als jenem außenkulturpolitischen Teilbereich, der stärker als andere das menschliche Individuum in den Mittelpunkt rückt. Ein Mensch, der im Rahmen entsprechender Maßnahmen und Programme in ein anderes Land entsendet wird, gilt dort eben nicht nur und nicht in erster Linie als politisches Instrument, sondern als Rechte tragende, eigenwertige und autonome soziale Entität. Es ist letztlich gerade diese enorme normative Aufladung, basierend auf dem oben beschriebenen Universalismus, der diesen Menschen zugleich aber doch zu einem geeigneten politischen Instrument werden lässt.

Nun sind allerdings Politik und Gesellschaften nicht statisch, und sie funktionieren nicht in immergleichen Abläufen wie ein komplexes Räderwerk. Wenn ich in dieser Untersuchung Interpretationsprozesse beschrieben und auf den vorhergehenden Seiten zusammengefasst habe, so können diese Aussagen keineswegs immergleiche und immer sichere Prozesse und Zustände beschreiben. Wie jede soziale und interpretative Interaktion, ist auch Außenkulturpolitik hochgradig prekär: Ein Scheitern universalistischer und autoreferentieller Interpretationsmuster ist nicht nur möglich, sondern sogar recht häufig. Der Fußball-Krieg zwischen El Salvador und Honduras ist ein Beispiel dafür, wie universalistisches Denken im Sport unter entsprechend widrigen Kontexten suspendiert werden kann; entsprechend scheiterten auch universalistische Ideologien im Bereich der Künste während der 1970er Jahre im Austausch zwischen den USA und der Sowjetunion zumindest zeitweise. Die Olympia-Boykotte 1968 und 1980 zeigen darüber hinaus, dass es zwischen gelingender und scheiternder Interpretation unter Bezugnahme auf Interpretationsmuster des Universalismus und der Autoreferentialität eine gewisse Grauzone kreativer Anwendung des Universalismus geben kann, innerhalb derer weder von einem Scheitern noch von einem Gelingen in typischer Weise gesprochen werden kann. Gerade ein semiotisch-sozialwissenschaftlicher Ansatz, der weniger Codes und Konventionalität als vielmehr die Interpretativität des Sozialen und die Veränderlichkeit enzyklopädischen kulturellen Wissens in den Vordergrund rückt, ist in der Lage, mit diesem Problem umzugehen.

Wenn nun aber Scheitern und kreatives Anwenden des Universalismus und der Autoreferentialität zumindest als Möglichkeit ins Auge gefasst werden müssen, so kann weder von einer faktischen Existenz der Universalismen noch von faktischer Autoreferentialität ausgegangen werden. Weder sind kulturelle Objekte aus den außenkulturpolitischen Bereichen Sport, Künste, Wissenschaft und Personenaustausch tatsächlich und objektiv universell, noch sind sie autoreferentiell. Es handelt sich vielmehr beide Male um Interpretationsmuster, die universalistische Geltung ebenso interpretativ zuschreiben lassen wie autoreferentielle Zeichen-Funktionen. Die Interpreta-

tionsabhängigkeit des Kulturellen und des Sozialen ist letztlich nicht zu umgehen.

Dies hat sowohl für das Interpretationsmuster des Universalismus als auch für das der Autoreferentialität Konsequenzen. Eine interpretative Analyse, die Universalismen in den Mittelpunkt rückt, kann nun nicht mehr davon ausgehen, dass sie es tatsächlich mit verschiedenen Analyseebenen zu tun hat. Die Interpretation eines kulturellen Objektes als universalistisch ist damit der Einbindung in außenkulturpolitische Kontexte keineswegs vorgängig. Ich habe dies im Rahmen meiner Überlegungen zum Universalismus im Sport beispielhaft aufgezeigt: Hier liegen nicht verschiedene Ebenen vor, etwa eine denotative und weitere konnotative, bei denen eine Ebene die folgenden determinierte.[7] Vielmehr bedingen sich alle gegenseitig, die spezifische politische Einbindung etwa des Sports ist von seiner Interpretation als universalistisch ebenso abhängig wie umgekehrt diese Interpretation von seiner politischen Einbindung. Universalismen stehen nicht außerhalb interpretativer Prozesse, folglich sind sie nur in Interpretationssituationen greifbar und analysierbar. Wenn sie in diesen Situationen als vorgängig erscheinen, so gründet dies nicht in ihrem tatsächlichen Charakter, sondern ist Bestandteil eben dieser spezifischen Interpretation.

Ähnliche Konsequenzen aus der Möglichkeit des Scheiterns lassen sich für Autoreferentialität ableiten. Zeichen, die als autoreferentiell erscheinen, sind nicht tatsächlich und objektiv autoreferentiell. Autoreferentialität ist vielmehr eine interpretative Zuschreibung, die gleichfalls – analog dem Universalismus – als Resultante einer spezifischen Interpretation verstanden werden muss. Diese Annahme geht konform mit den Annahmen einer Semiotik, wie ich sie in Anlehnung an Umberto Eco entwickelt habe: Selbstbezüglichkeit ist kein Charakteristikum eines Zeichens, sondern Ergebnis von Interpretationen; ebenso ist Referenz nichts tatsächlich Gebenenes, sondern interpretativ konstruiertes Resultat einer Zeichen-Funktion. Dass sowohl Universalismus als auch Autoreferentialität für die Interpretierenden Realitätscharakter haben, soll damit nicht bestritten werden. Eine interpretative Analyse von Außenkulturpolitik muss sich von solchen Realitäts- oder Objektivitätsannahmen allerdings insofern distanzieren, als sie diese nicht als den Interpretationen vorgängig, sondern vielmehr als deren Ergebnis versteht.

Ich habe oben davon gesprochen, dass sich angesichts der spezifischen Einbindung von Kultur in Außenkulturpolitik das Paradox ergibt, dass kulturelle Objekte einerseits als nichtpolitisch, andererseits aber gerade hierdurch doch wieder als politisch erscheinen. Die anschließend getroffene Feststellung, dass hier nicht verschiedene hierarchische Ebenen – etwa als Denotation und Konnotation – vorliegen, sondern beide als wechselseitig konstitutiv verstanden werden sollten, vermag dieses Paradox nicht aufzulösen. Außenkulturpolitik entpuppt sich hier als inhärent auf einer Wider-

7 Vgl. Unterkap. 3.1.2 dieser Untersuchung.

sprüchlichkeit gründend, die diesen außenpolitischen bzw. internationalen Handlungsbereich in der Staatenwelt stärker prägt als alles andere. Die in der Einleitung dieser Untersuchung beschriebene und kritisierte Normativität der bisherigen Außenkulturpolitik-Forschung, aber auch der außenkulturpolitischen Praxis, ist letztlich auf deren Willen zurückzuführen, eben dieses Paradox zu Gunsten einer Seite aufzulösen: Der notwendig scheiternde Versuch, den Universalismus des Kulturellen sowie dessen nichtpolitischen Charakter als gegeben und als Grundlage für Außenkulturpolitik zu postulieren, endet letztlich in einer normativen Absicherungsargumentation, die Universalismus und Nichtinstrumentalisierung behauptet und damit das oben genannte Paradox lediglich reproduziert.

Wissenschaft sollte sich solcher Versuche enthalten. Eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse betont deshalb den interpretativen Charakter sowohl des Universalismus als auch der Autoreferentialität. Sie betont damit zugleich den interpretativen Charakter der vermeintlichen primären Abwesenheit politischer Elemente im Kulturellen. Damit akzeptiert sie alle Widersprüchlichkeiten und Paradoxa von Außenkulturpolitik. Sie versucht nicht, diese aufzulösen, sondern erkennt in ihnen die Grundlage für die spezifische Rolle, die Außenkulturpolitik in der Staatenwelt spielt.

4.2 KULTUR, AUSSENKULTURPOLITIK UND NATIONALSTAAT

Das Paradox des zugleich politischen und nichtpolitischen Charakters von Kultur in außenkulturpolitischen Prozessen ist, wie eben beschrieben, letztlich nicht auflösbar. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es nicht genauer zu erläutern und zu analysieren wäre. Hierzu ist es notwendig, den vermeintlich transzendierenden Charakter des Universalismus genauer zu betrachten, den ich schon oben kurz angesprochen habe. Mit ihm rückt zugleich unweigerlich der Gesamtkontext des Kulturellen und des modernen Nationalismus in den Fokus der Analyse, womit sich letzterer weitet. Ich stelle im Folgenden das Verhältnis von Kultur (im engeren Sinne), Außenkulturpolitik, Nationalismus und Nationalstaatlichkeit zusammenfassend dar, um damit zugleich die spezifische Rolle und Logik von Außenkulturpolitik in der Staatenwelt zu erfassen. Damit habe ich wiederum jene vier zentralen Aspekte einer interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse im Blick, vor deren Hintergrund ich die Konzepte des Universalismus und der Autoreferentialität entwickelt habe: Es sind dies die Kultur, die Nation, der Staat und die Staatenwelt.

Ich habe meine Überlegungen zum Verhältnis von Kultur und Außenkulturpolitik zunächst mit einer allgemeinen Betrachtung der wichtigsten Theoriegruppen Internationaler Beziehungen begonnen. Ein solches Herangehen lag nahe, handelt es sich beim Gegenstand dieser Untersuchung doch um ein Phänomen der internationalen Politik bzw. der Außenpolitik. Im Rahmen dieses ersten Herantastens ließ sich feststellen, dass Theorien Inter-

nationaler Beziehungen den Kulturbegriff in dreierlei Weisen gebrauchen, dieser dabei aber stets – zumindest für eine Außenkulturpolitik-Analyse – defizitär bleibt. Rationalistische Theorien tendieren stark dazu, Kultur entweder zu ignorieren oder aber als Gegebenes bzw. Unproblematisches anzunehmen, über das nicht weiter nachgedacht zu werden braucht. Letzteres gilt auch für einige konstruktivistische und soziologisch-institutionalistische Theorien, die zudem sehr häufig – zusätzlich oder in Ergänzung hierzu – mit einem für eine Außenkulturpolitik-Analyse zu breiten Kulturbegriff agieren. Gerade in empirisch orientierten Arbeiten dieser Theoriegruppen wird Kultur dann zu einer Art Passepartout-Begriff, der alles Mögliche aufnehmen soll und damit das außenkulturpolitisch Relevante letztlich nicht mehr adäquat und halbwegs trennscharf zu erfassen vermag.

Das Scheitern dieser Theorien beim Versuch, Außenkulturpolitik verstehen zu helfen, wird um so deutlicher, führt man sich die drei Dimensionen einer jeden Analyse dieser besonderen Form von Außenpolitik bzw. internationaler Politik vor Augen. Ich habe diese Dimensionen induktiv und in kritischer Abgrenzung zu gängigen Theorien Internationaler Beziehungen entwickelt, um die Distanz zwischen diesen und empirischen Prozessen der Außenkulturpolitik zu verdeutlichen – aber auch, um die interpretative Grundrichtung meines Vorschlags einer Außenkulturpolitik-Analyse herzuleiten und zu begründen:

- Das Bedürfnis der Staaten nach kultureller Repräsentation gegenüber anderen Staaten und Gesellschaften bedingt ein inneres Kultur- und Selbstverständnis, das eng mit der Frage verbunden ist, was in der Staatenwelt überhaupt als Kultur interpretierbar ist. Es gilt zum Ersten, diese spezifisch nationalistische Genese von Kultur vor dem Hintergrund ihrer relativen strukturellen Ähnlichkeit in verschiedenen Staaten zu rekonstruieren und zu verstehen.
- Zum Zweiten gilt es, das Bedürfnis der modernen Staaten zu verstehen, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. Dieses Bedürfnis setzt einerseits das genannte innere Kultur- und Selbstverständnis voraus, ist andererseits aber ohne die Existenz anderer Nationalstaaten nicht denkbar, denen seitens des sich präsentierenden Staates unterstellt wird, dass für sie Kultur in ähnlicher Weise relevant ist.
- Zum Dritten schließlich spielt in diesem Prozess wechselseitiger Konstitution ein spezifisches Verständnis von Kultur eine zentrale Rolle, das diese im weitesten Sinne als freundlich oder verbindend ansehen lassen kann, allerdings keineswegs muss. Dieses Verständnis steht in einem konstitutiven Zusammenhang sowohl mit dem inneren Kultur- und Selbstverständnis der Staaten wie auch mit dem Bedürfnis, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. Zugleich steht es in einem engen Zusammenhang mit Universalismen und Interpretationen von Autoreferentialität. In gewisser Weise stellt es einen Schlüssel zum Verständnis von Außenkulturpolitik schlechthin dar.

Nimmt man diese Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse ernst, so stellt sich notwendig die Frage nach der wechselseitigen interpretativen Konstitution der Staaten unter Rückgriff auf Kultur sowie, damit auf das Engste verschränkt, nach der wechselseitigen interpretativen Konstitution von Kultur und Nationalstaatlichkeit. Diese Reziprozität wird innerhalb der Theorien Internationaler Beziehungen noch am ehesten in jenem Spektrum reflektiert, das gemeinhin als poststrukturalistisch bezeichnet wird. Ich habe in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Überlegungen Richard Ashleys sowie R.B.J. Walkers zurückgegriffen.

Poststrukturalistische Theorien der Internationalen Beziehungen gehen davon aus, dass sich die Konstitution von Identitärem, auch von Staaten und staatlicher Souveränität, über die differenzierende Abgrenzung von einem Anderen vollzieht. Eine Außenkulturpolitik-Analyse kann hieraus die Vermutung eines konstitutiven Wechselverhältnisses zwischen äußerer Differenzierung verschiedener Nationalstaaten einerseits und Vorstellungen innerer Zusammengehörigkeit und Homogenität jedes Nationalstaats andererseits ableiten. Damit rückt die wechselseitige Differenzierung zwischen Nationalstaaten durch Kultur ins Zentrum einer Außenkulturpolitik-Analyse, ohne dass Kultur, Nationalstaat oder Staatenwelt als Gegebenes bzw. Objektives behauptet werden müssen. Da poststrukturalistische Theorien diese Differenzierung allerdings tendenziell als feindselig oder negativ ansehen, können sie einer Außenkulturpolitik-Analyse lediglich die grobe Richtung weisen. Die Möglichkeit einer positiven Wahrnehmung des als kulturell anders Verstandenen und Präsentierten, die letztlich in Universalismen und autoreferentiellen Interpretationen gründet, vermögen sie nicht zu erfassen. Gerade sie ist aber für Außenkulturpolitik zentral. Den oben genannten Analyse-Dimensionen werden poststrukturalistische Theorien und Ansätze damit zwar deutlich besser, letztlich aber auch nur bedingt gerecht.[8]

Um zu verstehen, inwiefern und auf welche Weise das, was in Staaten für Kultur gehalten wird, zwischen Staaten Relevanz erlangen kann, war es sinnvoll, die Relevanz von Kultur für die Konstitution von Nationalstaaten schlechthin zu erschließen. Dies ließ sich zunächst einerseits aus der eben genannten Feststellung ableiten, dass Kultur für die Differenzierung zwischen Staaten eine gewisse und für Außenkulturpolitik eine zentrale Rolle spielt. Andererseits wurde dies durch die erste der oben genannten Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse nahegelegt, nämlich die Annahme eines inneren Kultur- und Selbstverständnisses der Staaten, das eng mit dem Kulturverständnis in der Staatenwelt zusammenhängt. Hier von einer spezifisch nationalistischen Genese von Kultur zu sprechen, ist angemessen: Kultur ist eng an die Konstruktion von Nationalstaaten gebunden. Eine Analyse außenkulturpolitischer Programme und Maßnahmen kann die nationalstaatliche Verortung von Außenkulturpolitik sowie deren Bezugnahme auf inter-

8 Vgl. zu Theorien Internationaler Beziehungen Kap. 1.2 dieser Untersuchung.

pretativ konstruierte Vorstellungen von Nation und nationaler Kultur nicht ausblenden, sondern muss sie ins Zentrum stellen.

Eine interpretative Analyse, die sich an post-klassische Ansätze der Nationalismusforschung anlehnt, hat sich dabei als weiterführend erwiesen. Ich habe hierbei insbesondere Überlegungen Rogers Brubakers herangezogen. Post-klassische Nationalismustheorien betrachten, hier poststrukturalistischen Theorien der Internationalen Beziehungen nicht unähnlich, Außenkulturpolitik konsequent vor dem Hintergrund der stets prekären interpretativen Konstruktion von Staat, Nation und Kultur. Da sie diese drei nicht als natürlich und nicht als objektiv versteht, vermeidet sie die Gefahr, Kultur und Nation simplifizierend als der Außenkulturpolitik vorgängig zu behaupten. Sie betont vielmehr gerade die Bedeutung wechselseitiger Abgrenzung bei der und durch die Konstruktion nationaler Kulturen. Außenkulturpolitik lässt sich als Abfolge sozialer und politischer Interaktionen verstehen, durch die es sowohl zur interpretativen Konstruktion von Vorstellungen eines Anderen kommt, von dem man sich hierdurch zugleich abgrenzt, wie auch zur interpretativen Konstruktion von Vorstellungen eines Eigenen. Die Konstruktion kultureller Differenz ist in diesem Zusammenhang gerade auch für Vorstellungen einer je eigenen, als homogen vorgestellten nationalen Kultur von zentraler Bedeutung; hier überschneiden sich die Genese außenkulturpolitischer Programmatik im Inland und deren Umsetzung im Ausland.[9] Die Staatenwelt ist vor diesem Hintergrund als diejenige interpretativ konstruierte Sphäre zu verstehen, in der sich Nationalstaaten durch wechselseitige Interaktion – nicht nur, aber eben auch kultureller Art – voneinander differenzieren und sich damit letztlich selbst reproduzieren. Außenkulturpolitik ist eine von vielen Möglichkeiten solcher Interaktion; es ist jene Möglichkeit, die im Zentrum meiner Arbeit stand.

In diesem Zusammenhang hat es sich für eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse als sinnvoll erwiesen, die Frage nach der »objektiven« oder empirischen Homogenität der Kultur eines Nationalstaats als irrelevant auszublenden. Eine solche Analyse interessiert sich lediglich dafür, wie im kulturellen Abgrenzungsprozess zwischen Nationalstaaten innere kulturelle Kohäsion sowie äußere kulturelle Differenz zu konstruieren versucht wird. Die Frage, ob daraus tatsächliche Homogenität bzw. Differenz resultiert, stellt sie sich ganz bewusst nicht. Als sehr viel relevanter gilt ihr nämlich die Frage, ob und auf welche Weise es einem Nationalstaat gelingt, kulturelle und nationalistische Gemeinschafts- und Verschiedenheitsvorstellungen zu konstruieren – und welche Rolle Außenkulturpolitik dabei spielt.

Die Besonderheit von Außenkulturpolitik liegt nun gerade darin, dass den interpretativ als einander verschieden und nach innen als homogen konstruierten Kulturen der einzelnen Nationalstaaten neben ihrer nationalistischen Bindung ein universalistischer Charakter interpretativ zugeschrieben wird. Ich bin auf diesen Umstand im vorhergehenden Kapitel dieser Zu-

9 Vgl. zu Nationalismustheorien Kap. 1.3 dieser Untersuchung.

sammenfassung ausführlicher eingegangen. Immanuel Wallerstein hat diese widersprüchliche Konstellation damit umschrieben, dass Nationalstaaten sich beständig voneinander zu differenzieren suchten, diese Differenzierung aber in immergleichen Bahnen verlaufe.[10] Dies betrifft nicht nur, aber eben auch und ganz zentral Außenkulturpolitik: Das, was in der Staatenwelt als Kultur bezeichnet und zu einem Bestandteil von Außenpolitik bzw. internationaler Politik gemacht wird, kann zugleich als allgemein und als besonders Anerkennung finden. Als allgemein kann es gelten, weil Universalismen Kultur zu einer Gemeinsamkeit der Menschheit schlechthin stilisieren. Als besonders kann es gelten, weil Kultur in ihren konkreten Ausprägungen letztlich doch als an den Nationalstaat unwiderruflich gebunden verstanden wird.

Allgemeines und Besonderes bzw. Universalismus und Partikularismus stehen an dieser Stelle in einem starken Widerspruch zueinander – und sie sind zugleich wechselseitig konstitutiv aufeinander angewiesen. Ohne dass Kultur als nationalistisch gebunden vorgestellt würde, machte die Vorstellung ihres universalistischen Charakters keinen Sinn. Und ohne einen solchen Universalismus wäre die wechselseitige Anerkennung als kulturell different schon aufgrund der nicht gegebenen Relevanz und Vergleichbarkeit des jeweils kulturell Anderen nicht möglich. Wechselseitige nationalistische Abgrenzung bedarf schließlich einer Verständigung über Maßstäbe und Kriterien für das, worin man sich abgrenzen möchte; Universalismen stellen diese Maßstäbe und Kriterien bereit und werten sie zugleich normativ stark auf. Kulturelle Differenz kann damit zumindest potentiell durch Anerkennung der jeweils anderen Seite herbeigeführt werden. Indem Kultur sich auf universalistische Vorstellungen beruft, vermag sie auch jenseits der eigenen Grenzen auf Begeisterung, Wohlwollen, Interesse oder zumindest Akzeptanz zu stoßen. Sie trägt damit zugleich dazu bei, vorgestellte Grenzen zwischen Nationalstaaten und damit letztlich die Existenz von Staaten überhaupt interpretativ zu konstruieren und zu reproduzieren.

Eine solch wohlwollende Reaktion auf die Kultur anderer Staaten ist allerdings keineswegs zwingend und keineswegs von Fall zu Fall identisch. Ich habe schon im vorherigen Kapitel dieser Zusammenfassung darauf hingewiesen: Universalismen sind als Interpretationsmuster nicht an sich und objektiv universell. Ebenso sind autoreferentielle Zeichen nicht an sich und objektiv autoreferentiell, selbstwertig und autonom. Jede Interpretation ist unsicher – ob die Interpretationsmuster des Universalismus und der Autoreferentialität zum Tragen kommen, hängt stets einzelfallbezogen von situativen Kontexten und Praxiszusammenhängen ab.

Außenkulturpolitik weist vor diesem Hintergrund ein breites Spektrum möglicher Anwendungen oder Nichtanwendungen der ihr zu Grunde liegenden Interpretationsmuster auf, das im Rahmen dieser Untersuchung nur begrenzt analysiert werden konnte. Mein Schwerpunkt lag auf theoretischen,

10 Wallerstein 1991, S. 91-93.

methodologischen und begrifflichen Herleitungen; meine Herangehensweise war explorativ. An dieser Stelle wären deshalb weitere Fallstudien sinnvoll, die unter Rückgriff auf mein begriffliches Analyse-Instrumentarium einzelfallbezogen die Interpretationen außenkulturpolitischer Programme und Maßnahmen untersuchen und dabei die (mehr oder weniger kreative) Anwendung oder Nichtanwendung von Interpretationsmustern beschreiben.

Dass die Interpretationsmuster des Universalismus und der Autoreferentialität auch abweichend oder überhaupt nicht angewendet werden können, wie nicht zuletzt auch die eben genannten empirischen Beispielfälle gezeigt haben, ist dabei für ein adäquates Verständnis von Außenkulturpolitik von größter Wichtigkeit. Allerdings sollte das Verhältnis zwischen (aus Perspektive der außenkulturpolitischen Akteurinnen und Akteure) gelingendem und scheiterndem Kulturaustausch keineswegs als ein Verhältnis von Normalfall und Abweichung verstanden werden. Eine interpretative Analyse betont gerade die Interpretativität und damit die Brüche und Ambiguitäten des Sozialen und des Menschlichen. Wenn man überhaupt von einem Normalfall sprechen möchte, so ist allenfalls die in der Interpretationsabhängigkeit des menschlichen Seins notwendig und unabwindbar angelegte Unsicherheit als solche zu bezeichnen. Sie verleiht dem Scheitern von Außenkulturpolitik eine allpräsente Potentialität, wenngleich diese in verschiedenen Kontexten in unterschiedlichem Ausmaß zu spüren sein mag.

Außenkulturpolitik ist damit stets auf zweierlei Weisen mit nationalistischer Abgrenzung konfrontiert. Zum Ersten wird sie selbst, wenn die Interpretationsmuster des Universalismus und der Autoreferentialität zur Anwendung kommen, Vorstellungen kultureller Differenz in der Form nationaler Differenz interpretativ konstruieren und reproduzieren. Es kommt in diesem Fall zur Anerkennung oder zumindest Akzeptanz des kulturell und national Anderen als anders und zugleich als anerkennenswert bzw. akzeptabel. Zum Zweiten aber ist Außenkulturpolitik, wenn entsprechende Interpretationsmuster nicht herangezogen werden, unmittelbar auf feindselige oder zumindest ignorante nationalistische Schließung zurückgeworfen. Entsprechende Grenzziehungen zwischen den Nationalstaaten, von Ignoranz über Hass bis hin zu kriegerischen Exzessen, triumphieren hier über die allenfalls noch dünn am Horizont durchscheinende Möglichkeit kultureller Anerkennung oder Akzeptanz.

Aus Sicht der außenkulturpolitisch Handelnden wie auch aus Sicht einer stark normativ geprägten Außenkulturpolitik-Forschung wäre in diesem Fall von Scheitern zu sprechen. Eine interpretative Analyse dieser besonderen Form von Außenpolitik bzw. internationaler Politik hingegen betont gerade die Normalität nationalistischen Denkens, die sowohl in der mehr oder weniger kreativen Anwendung universalistischer Interpretationsmuster als auch in deren Nichtanwendung präsent ist. Die Akzeptanz des kulturell Anderen wie auch dessen Nichtakzeptanz versteht sie lediglich als zwei Ausprägungen des gleichen Prinzips.

Es verwundert angesichts dieser beiden Alternativen nicht, dass gerade in außenkulturpolitischen Zusammenhängen Universalismen oftmals überhöht und damit normativ zusätzlich abgesichert werden sollen.[11] Es ist dies der Versuch, durch idealistische Verabsolutierung universalistischer Vorstellungen deren unschönes Alter ego in seine Schranken zu verweisen. Ein solches Denken schlägt nicht zuletzt auch auf die wissenschaftliche Forschung zu dieser besonderen Form von Außenpolitik bzw. internationaler Politik durch, die gleichfalls von entsprechenden unhinterfragten normativen Grundannahmen und einer idealistischen Rhetorik durchzogen ist.[12] Die oben beschriebene Widersprüchlichkeit des Verhältnisses von Universalismus und Partikularismus offenbart vor diesem Hintergrund allerdings eine gewisse Ironie: So wird gerade durch die Anwendung der Interpretationsmuster des Universalismus und der Autoreferentialität auch die Möglichkeit ihres Scheiterns permanent reproduziert, trägt sie doch ganz wesentlich zur interpretativen Konstruktion und Reproduktion nationalistischer Grenzen bei. Nationalismus und Universalismus entpuppen sich hier einmal mehr als zwei Seiten der gleichen Medaille. Es ist dies ein Umstand, der mit Staatlichkeit und Staatenwelt in der Moderne auf das Engste verknüpft ist und letztlich in diesen gründet.

4.3 SEMIOTIK UND AUSSENKULTURPOLITIK

Diese Zusammenfassung ist bis zu diesem Punkt zwar theoretisch, aber kaum methodologisch unterlegt. Sie enthält zentrale Begriffe meiner Untersuchung, verortet diese aber kaum in dem größeren methodologischen Kontext, in den sie gehören. Diese Lücke schließe ich mit den nun folgenden Ausführungen. Ich beende damit zugleich den inhaltlichen Teil dieser Zusammenfassung, bevor ich im nächsten Kapitel noch stichwortartig einige allgemeine Anmerkungen zur Relevanz dieser Untersuchung folgen lasse.

Ich habe vorgeschlagen, zur empirischen Analyse wie auch zum theoretischen Verständnis von Außenkulturpolitik einen interpretativen und semiotischen Ansatz zu wählen. Die Sinnhaftigkeit einer interpretativen Herangehensweise deutete sich schon in der Einleitung an, wo ich angesichts eines gewissen Unbehagens ob der derzeitigen Forschungslage zum Thema und der stark normativen Ausrichtung derzeitiger Außenkulturpolitik-Forschung vorläufig von einer »Perspektive der Wahrnehmung« gesprochen habe. Sie sah zunächst einmal lediglich vor, die Sichtweise der handelnden

11 So etwa in der Rede von »Völkerverständigung«, »Friedensförderung« oder gegenseitigem »Verständnis«. Vgl. beispielhaft für Sport S. 238 dieser Untersuchung und für Künste S. 295 dieser Untersuchung.

12 Ein Unbehagen ob dieses Umstands lag meiner gesamten Arbeit zu Grunde, ich bin entsprechend schon in der Einleitung darauf eingegangen.

Akteure in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Analyse zu stellen.[13] Diese Überlegung erwies sich als berechtigt, da sich sowohl im Bereich der Theorien Internationaler Beziehungen als auch im Bereich der Nationalismustheorien diejenigen Ansätze am vielversprechendsten darstellten, die in irgendeiner Form die Interpretationsabhängigkeit und Konstruiertheit des Seienden in den Mittelpunkt stellen.

Tatsächlich sollten genau diese Aspekte im Zentrum einer interpretativen Herangehensweise stehen. Ich habe Eckpunkte eines solchen Ansatzes, zur Vorbereitung einer umfassenderen semiotischen Methodologie, unter Rückgriff auf neuere Entwicklungen der Kultur- und Sozialwissenschaften herausgearbeitet.[14] Die Zusammenfassung dieser Eckpunkte, die für meine gesamte Untersuchung von zentraler Bedeutung waren, seien hier erneut aufgeführt: Eine interpretative Herangehensweise zeichnet sich aus durch

- ein Verständnis des Sozialen und Kulturellen als einer nur durch Interpretation zugänglichen und zugleich durch Interpretation konstruierten Wirklichkeit,
- ein Verständnis von Wissenschaft als einer gleichfalls interpretierenden Tätigkeit, die – im Falle der Geistes- und Sozialwissenschaften – Interpretationen als Interpretationen von Interpretationen entwirft,
- die Annahme von Bedeutungs- und Sinnstrukturen, die in kulturellen Objekten wie beispielsweise Artefakten, Personen oder Handlungen materialisiert sind, ohne aber der Interpretation vorgängig zu sein,
- die Annahme intersubjektiver Semantiken und Interpretationsmuster, die im Zuge von Interpretationen dieser kulturellen Objekte abgerufen und angewendet werden und Interpretationsspielräume begrenzen, ohne aber determinierend zu wirken,
- die Annahme einer in Interpretationen emergierenden, wechselseitigen Bedingtheit von Bedeutungs- und Sinnstrukturen einerseits, intersubjektiven Semantiken und Interpretationsmustern andererseits,
- die aus der Reflexivität und Praxisorientierung interpretativer Ansätze resultierende Einsicht, dass Semantiken und Interpretationsmuster wissenschaftliche oder der Handlung sekundäre Abstraktionen sind, die als meist unbewusste, in Teilen aber durchaus auch bewusste Kontextbedingungen des Interpretationsaktes verstanden werden sollten,
- die Annahme, dass bei dieser Interpretation situations- und kontextgebunden mit Widersprüchlichkeit, Unterbestimmtheit und Interferenz zurechtzukommen ist und hierzu Kreativitätspotentiale eingesetzt werden, um potentielle Krisen, Konflikte und Widersprüche bestmöglich in Ordnungsvorstellungen überführen zu können,
- die Annahme, dass jede Interpretation Semantiken und Interpretationsmuster reproduzieren, aber auch beständig neue Semantiken und Interpre-

13 Vgl. die Einleitung dieser Untersuchung.

14 Vgl. Unterkap. 2.1.3 dieser Untersuchung.

tationsmuster durch Selektion, Ableitung oder Kombination produzieren und hierdurch beständigen sozialen und kulturellen Wandel induzieren kann.

Unter Rückgriff auf kultursemiotische Arbeiten ließen sich diese zunächst noch eher unsystematischen Überlegungen konkretisieren und auf ein festeres theoretisches Fundament stellen. Um eine umfassendere semiotische Methodologie zu entwickeln, habe ich insbesondere auf das Werk Umberto Ecos zurückgegriffen. Dieses bietet zwei wesentliche Vorteile: Eco entwickelt zum Ersten eine Semiotik, die zugleich eine umfassende Kultur- und Sozialtheorie zu sein beansprucht. Zeichentheorie wird hier zu einer komplexen Theorie der Gesellschaft, die Gesellschaft umgekehrt zu einer komplexen Ansammlung von Zeichen und Zeichenprozessen. Hieraus folgt, und dies ist der zweite wesentliche Vorteil, dass der Begriff des Interpretierens in den Vordergrund rückt. Soziales und kulturelles Sein wird zu einer Existenz in und durch Zeichen, die der Interpretation bedürfen. Damit ist eine semiotische Methodologie unmittelbar anschlussfähig an und für eine interpretative Sozialwissenschaft.

Damit wäre aber noch immer der spezifische Nutzen einer interpretativen und semiotischen Herangehensweise gerade für eine Außenkulturpolitik-Analyse zu klären. Wenn Außenkulturpolitik den Versuch von Staaten meint, das, was Akteurinnen und Akteure dieses Staates für Kultur halten, in irgendeiner Form zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher oder internationaler Beziehungen und Kontakte zu machen, so hat eine Analyse beim Kulturbegriff anzusetzen. Sie muss verstehen helfen, weshalb sich in der Moderne ein spezifisches Verständnis von Kultur entwickeln konnte, das mit modernen Vorstellungen von Gesellschaft, Nationalstaat und Staatenwelt in einer Beziehung wechselseitiger Konstitution steht. Überdies muss sie genau diese Beziehung wechselseitiger Konstitution klären können. Semiotik, im Speziellen eine sozialwissenschaftlich und interpretativ orientierte Kultursemiotik, stellt hierfür aus zwei Gründen einen geeigneten theoretischen und methodologischen Ausgangspunkt dar.

Zum Ersten ermöglicht sie es, die in Theorien der Internationalen Beziehungen verbreiteten Kulturbegriffe zu vereinheitlichen und zu klären. Während neorealistische und rational-institutionalistische Theorien internationaler Beziehungen auf eine Analyse von Kultur weitgehend verzichten oder diese als Epiphänomen internationaler Politik verstehen, dient Kultur den soziologisch-institutionalistischen und konstruktivistischen Theorien häufig als Restkategorie: Gerade das, was nicht anderswie erklärt oder erfasst werden kann, wird oft in eine Schublade »Kultur« verschoben; es resultiert hieraus ein extrem breiter Passepartout-Kulturbegriff, dessen Aussagekraft gerade für empirische Analysen beschränkt ist. Kultur in einem engeren Sinne als ein bestimmter Aspekt von Nationalstaatlichkeit kann damit, wenn

überhaupt, nur sehr inadäquat erfasst werden.[15] Ich habe hierauf schon im vorangehenden Kapitel dieser Zusammenfassung hingewiesen.

Unter Rückgriff auf die Semiotik Umberto Ecos ließen sich demgegenüber zwei Kulturbegriffe unterscheiden, die für eine Außenkulturpolitik-Analyse im Besonderen und empirische sozialwissenschaftliche Forschung im Allgemeinen als Orientierungspunkte dienen können. In einem weiten, anthropologischen Sinne lässt sich Kultur als grundlegendste menschlich-soziale Eigenschaft denken – als das Vermögen und die Notwendigkeit, ein Kontinuum des Seienden permanent interpretativ zu gliedern, um es verstehbar zu machen. Ecos Vorschlag einer solchen Auffassung des In-der-Welt-Seins beruht auf der Annahme einer grundlegenden Interpretationsabhängigkeit des Menschen und einer interpretativ-zeichenhaften Konstitution von Welt.[16] Kultur in einem engeren Sinne lässt sich demgegenüber als einen von vielen interpretativ konstruierten Bestandteilen der Gliederung dieses Kontinuums und damit in gewisser Weise als (sozial und historisch kontingentes) Resultat jener Interpretationsabhängigkeit des Menschen verstehen. Gemeint ist damit im Rahmen einer Außenkulturpolitik-Analyse jenes Konstrukt, das Außenkulturpolitik zu Grunde liegt, das mit Staat, Nation und Internationalem in einer konstitutiven Wechselbeziehung steht und das üblicherweise mit dem normativen Nimbus des Universalistischen versehen wird. Während der weite Kulturbegriff ein abstraktes wissenschaftstheoretisches oder methodologisches Konstrukt darstellt, ist der enge für eine Außenkulturpolitik-Analyse gerade in seiner Eigenschaft als alltagspraktisches und soziales Konstrukt interessant.[17]

Ein solcher semiotischer und interpretativer Kulturbegriff vermag unmittelbar an die neuere Nationalismusforschung anzuschließen – ich komme damit zum zweiten Grund, der für eine sozialwissenschaftlich und interpretativ orientierte Semiotik als Ausgangspunkt einer Außenkulturpolitik-Analyse spricht. Die modernistische, insbesondere aber die post-klassische Nationalismusforschung betont, neben der generellen Konstruiertheit von Nationen, gerade den Aspekt ihrer wechselseitigen Abgrenzung auch durch Kultur – diese Abgrenzung sieht sie letztlich als für Nation und Staat konstitutiv an. Ohne die permanente interpretative Konstruktion eines nationalistischen Anderen ist ein nationalistisches Selbst nicht denkbar. Es sind diese Prozesse der Konstruktion von Andersheit, die wissenschaftlich erforscht werden sollten; hier können post-klassische Ansätze der Nationalismusforschung und poststrukturalistische Ansätze der Internationalen Beziehungen unmittelbar aneinander anknüpfen. Außenkulturpolitik ist aus dieser Warte als ein politisches Tätigkeitsfeld zu verstehen, in dem und durch das Vor-

15 Vgl. Unterkap. 1.2.2 dieser Untersuchung.

16 Hier ist von einer Gleichursprünglichkeit von Interpretiertem und Interpretation auszugehen, da das Interpretierte im Interpretieren überhaupt erst konstituiert wird.

17 Vgl. Unterkap. 2.1.3 dieser Untersuchung.

stellungen wechselseitig aufeinander bezogener Kulturen und Nationen konstruiert werden. Kulturelle Differenz wird hier in kulturellem Kontakt und Austausch über Grenzen hinweg konstruiert und reproduziert.

Eine »objektive« Unterscheidbarkeit von Kulturen verschiedener Nationen ist hierfür allerdings irrelevant, und gerade hier kann eine interpretative semiotische Außenkulturpolitik-Analyse ansetzen. Vorstellungen von Kultur entstehen im Wesentlichen durch Selektion und Innovation, nicht durch objektive Gegebenheiten. Von größerer Bedeutung als angenommene Objektivitäten des Kulturellen sind demgegenüber materielle Objektivierungen nationalistischer Kultur. Gerade weil kulturelle Objekte durch ihre Materialität interpretierbar sind, sprich Zeichen-Funktionen haben können, vermögen sie als Referenzpunkte nationalistischer Konstruktionen im Allgemeinen und als Mittel außenkulturpolitischer Maßnahmen im Besonderen zu dienen.[18]

Die nicht notwendige objektive Unterscheidbarkeit und die Materialität des Kulturellen verweisen darauf, dass sich Außenkulturpolitik gerade mit einem semiotischen Instrumentarium adäquat analysieren lässt: Ecos Annahme, dass eine Zeichen-Funktion keine Intention und keinen Referenten voraussetze, dabei aber einer materiellen Widerständigkeit notwendig bedürfe, schließt sich hier unmittelbar an. Weder bedarf es zur Konstruktion nationalistischer Vorstellungen einer nationalistischen Intention noch eines entsprechenden Referenten; Nationalisierung ist als Prozess der Zeicheninterpretation, in deren Rahmen ein nationalistisches Signifikat bestimmt wird, sehr viel besser verstehbar.[19]

Eine solche Semiotik ist sehr viel mehr Soziosemiotik denn Kommunikationswissenschaft. Es ist letztlich die Konstitution von Gesellschaft, für die sie sich interessiert; Kommunikation in einem engeren Sinne als der intentionale oder auch nicht-intentionale Austausch von Informationen zwischen zwei oder mehr Bewusstseinsträger(inne)n ist hiervon lediglich ein Teilaspekt. Im Mittelpunkt einer solchen sozialwissenschaftlich orientierten Semiotik steht die Frage, wie sich menschliche Gesellschaft durch Zeichenprozesse konstituiert, verändert, hierarchisiert, intern gliedert und nach außen abgrenzt. Eine semiotische Außenkulturpolitik-Analyse rückt vor diesem Hintergrund die interpretative Konstruktion von Kultur, Nationen, Staat und Staatenwelt in den Mittelpunkt – eine interpretative Konstruktion, die eben in und durch Zeichen-Funktionen sich vollzieht und in und durch Zeichen-Funktionen analytisch zugänglich ist.

Die theoretische Grundlage für eine entsprechende semiotische und interpretative Analyse lassen sich insbesondere in Ecos Begriffen des Interpretanten und der Enzyklopädie finden. Mit ersterem versucht Eco, den Konventionalität unterlaufenden Praxischarakter des Zeichens in das Zeichenmodell selbst aufzunehmen. Er greift hierzu auf Überlegungen Charles Sanders Peirce zurück. In dessen triadischem Modell tritt neben Signifikant

18 Vgl. für die voranstehenden Ausführungen Unterkap. 1.3.2 dieser Untersuchung.

19 Vgl. Unterkap. 2.1.3 dieser Untersuchung.

und Signifikat ein Drittes, das jene Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat unter Berücksichtigung von Konventionalität, Kontextualität und Kreativität überhaupt erst herstellen kann. Mit Peirce bezeichnet Eco dieses als Interpretanten. Er versteht hierunter ein weiteres Zeichen, das das zu interpretierende Zeichen interpretiert und das gegenüber der Dualität von Signifikant und Signifikat zusätzliche Erkenntnis induziert. Damit wird jedes einzelne Zeichen abduktiv an andere Zeichen gebunden, was theoretisch und methodologisch drei wesentliche Konsequenzen hat:[20]

Zum Ersten werden Zeichen hierdurch zu kulturellen Elementen, und zwar ausschließlich zu solchen. Die Komplexität und Ausschließlichkeit des Kulturellen basiert auf eben dieser Verknüpfung von Zeichen in den Zeichen selbst. Zum Zweiten wird Semiotik hierdurch zu einer Kultur- und Sozialtheorie, da Interpretation an Referenz nicht mehr gebunden ist, sondern zu einem ausschließlich kulturellen und sozialen Phänomen wird. Für eine interpretative und semiotische Analyse von Außenkulturpolitik hat dies jenen Umstand zur Konsequenz, den ich oben schon angesprochen habe: Eine solche Analyse kann weder ein einheitliches und eindeutiges Konzept von Kultur noch einheitliche und eindeutige kulturelle Inhalte annehmen, sondern muss deren Interpretationsabhängigkeit, Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit ernst nehmen.

Durch den Interpretanten wird Interpretation überdies zu einem zirkulären Prozess, in dem es lediglich Bezüge von Zeichen auf ihresgleichen geben kann. Diese dritte Konsequenz ist die vermutlich interessanteste. Es ist gerade diese unbegrenzte Semiose als – zumindest potentiell – unbegrenzte Bedeutungsgebung und Bedeutungsfindung, durch die die Praxis der Interpretation in das Zeichenmodell selbst eintritt. Die Zirkularität, die hier deutlich wird, ist zugleich Bedingung und Grenze des Verstehens von Zeichen, des Interpretierens und des Kommunizierens – und damit letztlich von Kultur und Gesellschaft überhaupt.

Gleichwohl liegt hier lediglich eine potentielle, keinesfalls aber faktische Unendlichkeit der Semiose vor. Aus pragmatischen Gründen wird jede Interpretation eines Zeichens zu einem Ende gelangen; anders ist weiteres Handeln und Interpretieren nicht denkbar. Es ist dies allerdings ein vorläufiges Ende: Aus Interpretationen heraus entstehen weitere Zeichen, die selbst wieder interpretiert werden. Die Endlichkeit der Semiose ist nach Eco nur auf situativer Ebene denkbar und nur pragmatisch begründbar; andere Reaktionen in Form weiterer Interpretationen werden ihr folgen. Jede Interpretation ist eine Handlung in der Welt, die diese verändert, die selbst Zeichen-Funktion hat und damit einen neuen Prozess der Interpretation und der Semiose provoziert.

Eco entwickelt mit der Enzyklopädie eine Konzeption semantischer Repräsentation, die mit dieser Zirkularität und Unabgeschlossenheit von Zei-

20 Vgl. für die voranstehenden Ausführungen zur Semiotik Ecos Unterkap. 2.1.2 dieser Untersuchung.

chen-Interpretationen umgehen zu können beansprucht. Aus einer globaleren Perspektive beschreibt er Enzyklopädie zunächst als Gesamtheit dessen, was jemals war und was jemals ausgedrückt wurde. Dahinter steht die regulative und hypothetische Vorstellung eines umfassenden kulturellen Wissens, das sich vage und veränderlich in Zeichen und Interpretationen organisiert. Es hat die Form eines Netzwerks ohne Zentrum, bei dem einzelne Knotenpunkte mit anderen Knotenpunkten verknüpft sind. Die Enzyklopädie steht den Interpretierenden in bestimmten Interpretationssituationen zur Verfügung und wird deshalb allenfalls als individuelles oder lokales Wissen greifbar. Ihr liegen konstitutiv die Interpretativität des Sozialen und Kulturellen sowie die Kontexte unendlicher Semioseprozesse zu Grunde, umgekehrt prägt es diese zugleich selbst. Sämtliche Interpretationsakte, die je getätigt werden, gehen in die Enzyklopädie ein, die eben hierdurch einem permanenten Wandel unterliegt und nachfolgenden Interpretationen stets in veränderter Form und in wechselndem Umfang zur Verfügung steht.[21]

Eine semiotische und interpretative Außenkulturpolitik-Analyse kann in mehrfacher Weise an einen solchen Enzyklopädie-Begriff anknüpfen. Ich will mich im Folgenden auf die drei diesbezüglich wichtigsten Punkte beschränken: Dies ist zum Ersten die Möglichkeit, einer auf der Verbreitung eines bestimmten kulturellen oder sozialen Wissens basierenden nationalistischen Gliederung der Welt eine Absage zu erteilen, zum Zweiten die Möglichkeit, einen analytischen Zugriff auf Außenkulturpolitik über lokale Enzyklopädien zu erreichen, und zum Dritten die Möglichkeit, Autoreferentialität und Universalismus als komplexe Interpretationsmuster zu fassen. Dass der Enzyklopädie-Begriff aufgrund seiner engen Bindung an das Ecosche Zeichenmodell überdies geeignet ist, Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit des Interpretierens methodologisch adäquat zu berücksichtigen, sei in Ergänzung meiner obigen Ausführungen hier der Vollständigkeit halber erwähnt.

Die Möglichkeit, einer auf der Verbreitung eines bestimmten kulturellen oder sozialen Wissens basierenden nationalistischen Gliederung der Welt eine Absage zu erteilen, ergibt sich aus der Semiotik Ecos nicht unmittelbar, ich habe diese hierfür vielmehr weiterentwickelt. Fragt man nach einem möglichen Zusammenhang zwischen einerseits den Träger(inne)n einer bestimmten Enzyklopädie und andererseits den Mitgliedern einer bestimmten Nation oder Kultur, so scheint zunächst einmal beider Analogisierung nahezuliegen. Eine Kultur im engeren Sinne oder eine Nation wären danach begrenzte, relativ geschlossene und relativ stabile soziale Gruppen, deren Mitglieder eine Enzyklopädie teilen und die hierdurch relativ eindeutig ein- und abgrenzbar sind. Eine Enzyklopädie wäre lediglich noch das durchschnittliche Wissen, das eine bestimmte Gruppe von einer anderen Gruppe unterscheidet. Eine solche Auslegung fiele allerdings hinter Ecos reflexive und

21 Vgl. für die voranstehenden Ausführungen zur Semiotik Ecos Unterkap. 2.1.2 dieser Untersuchung.

interpretative Grundlegung der Semiotik zurück, da hier eine bestimmte Interpretation – Kultur im engeren Sinne – zur analytischen wie auch anthropologischen Bedingung einer sozial bzw. kollektiv begrenzten Enzyklopädie sowie daraus resultierender Interpretationen gemacht würde; ein Referent würde quasi durch die theoretische Hintertür wieder eingeführt. Zudem konstituierte sich die Gruppe überhaupt erst durch das Vorhandensein eines bestimmten Wissens – sie wäre damit, führt man sich den permanenten Wandel und die Widersprüchlichkeit von Enzyklopädien vor Augen, wie auch die Enzyklopädie selbst in dem und für den Moment der Interpretation bzw. der Semiose überhaupt erst gegeben.

Damit müssen soziale Gruppen und soziale bzw. kollektive Enzyklopädien als hypothetische Konstrukte behandelt werden, die einer semiotischen und interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse ein Verstehen bestimmter Interpretationen zwar ermöglichen, die aber eben niemals genau und objektiv eingegrenzt bzw. definiert oder gar existentiell bewiesen werden können. Für eine Außenkulturpolitik-Analyse hat dies einmal mehr zur Konsequenz, dass sie Vorstellungen von Kultur (im engeren Sinne), Nation, Staat und Staatenwelt radikal als Kategorien der Praxis bzw. als inhaltliche, interpretativ konstruierte Bestandteile enzyklopädischen Wissens verstehen muss.[22] Solche Vorstellungen überschreiten als enzyklopädisches Wissen Nationen und Staaten, sie sind also gerade nicht mit diesen identisch oder diesen analog – denn Außenkulturpolitik wird ja von zahlreichen Staaten in ähnlicher Weise betrieben und innerhalb zahlreicher Staaten in ähnlicher Weise interpretiert.[23]

Will eine Außenkulturpolitik-Analyse nun die Art und Weise verstehen, in der Außenkulturpolitik in spezifischen Situationen solche Vorstellungen von Kultur, Nation, Staat und Staatenwelt konstruiert, reproduziert und in immer andere Verhältnisse zueinander setzt, so hat sie Enzyklopädien als lokale Enzyklopädien zu untersuchen. Auch diese sind, wie Enzyklopädien schlechthin, hypothetische und regulative Konstrukte, die einer semiotischen Analyse Zugriff auf Zeichen- und Interpretationsprozesse geben. Sie zu beschreiben und zu analysieren meint vor diesem Hintergrund, enzyklopädisches, in Zeicheninterpretationen greifbar werdendes Wissen im Moment seiner Instantiierung zu erfassen. Die Skizze einer solchen lokalen Enzyklopädie kann dabei allerdings nicht mehr als eine momenthafte, hypothetische und selbst abduktive Beschreibung von Wissensbeständen sein, die im Rahmen einer Interpretation herangezogen, neu gebildet, verworfen oder verändert worden sind. Dass hierauf weitere Verallgemeinerungen folgen können, gar sollen, ist damit nicht bestritten – auch sie sind allerdings nicht

22 Hier liegt zweifellos ein argumentativer Widerspruch vor. Er gründet in der unumgehbaren Interpretativität von Wissenschaft sowie im »nur« hypothetischen und regulativen Charakter von Enzyklopädien.

23 Vgl. für die voranstehenden Ausführungen Unterkap. 2.1.3 dieser Untersuchung.

mehr als hypothetische und abduktive Beschreibungen von Wissensbeständen, die grundsätzlicher Interpretationsabhängigkeit unterworfen sind.[24]

Ich komme damit zum dritten und letzten wichtigen Ansatzpunkt, den der Enzyklopädie-Begriff einer interpretativen und semiotischen Außenkulturpolitik-Analyse bietet: Gemeint ist die Möglichkeit, Autoreferentialität und Universalismus als komplexe Interpretationsmuster zu erfassen – ich schließe damit unmittelbar an die beiden vorangehenden Kapitel dieser Zusammenfassung an. Eco entwickelt semiotische Konzeptionen von Ideologien und Frames, die ich als Interpretationsmuster zusammenzufassen vorgeschlagen habe: Unter einer Ideologie versteht er eine unvollständige Darstellung semantischer Zusammenhänge; Frames sind nach Eco komplexe Wissensbestandteile, die eine Enzyklopädie den Interpretierenden zur Verfügung stellt und die zur Interpretation ganzer Situationen herangezogen werden können. Gemein ist beiden Begriffen, dass nach einer noch so komplexen Verweisfunktion zwischen einem Signifikant und einem Signifikat nicht mehr primär gefragt wird. Die Ebene einer einzelnen Zeichen-Funktion ist in beiden Fällen weit überschritten; Bedeutungsgebung erfolgt in einem breiten und komplexen Prozess. Interpretation ist hier eine Handlung, mit der abduktiv auf ein komplexes Ensemble an zeichenhaften Gegebenheiten reagiert wird und die jeder einzelnen dieser Gegebenheiten Bedeutung verleiht. Wenn ich von Interpretationsmustern spreche, so verstehe ich darunter – in grober Anlehnung an Eco – umfassende abduktive Interpretationen mehr oder weniger komplexer Sachverhalte, die die Ebene von Einzelzeichen überschreiten; diese Interpretationen weisen dabei eine relative Regelmäßigkeit oder Ähnlichkeit zueinander auf. Interpretationsmuster sind Bestandteile von Enzyklopädien, sie lassen sich folglich wie diese als regulative Hypothesen beschreiben und identifizieren.[25]

Für eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse sind nun gerade jene beiden Interpretationsmuster von Wichtigkeit, auf die ich in dieser Zusammenfassung schon an früherer Stelle ausführlich eingegangen bin: Universalismus und Autoreferentialität. Es handelt sich auch bei ihnen um regelmäßig, wenngleich nicht zwingend herangezogene komplexe Interpretationsmuster, die enzyklopädisch repräsentiert und zur Verfügung gestellt werden. Ihre Kenntnis, und damit die Kenntnis der mit ihnen in bestimmten Interpretationssituationen herangezogenen lokalen Enzyklopädien, ist für ein adäquates Verständnis von Außenkulturpolitik unabdingbar.[26]

Um meine Überlegungen zu einer semiotisch interessierten Außenkulturpolitik-Analyse nun abschließend in wenigen Worten zusammenzufassen, führe ich im Folgenden – in teils gekürzter, teils ergänzter Form – erneut

24 Vgl. Unterkap. 2.1.2 und 2.1.3 dieser Untersuchung.

25 Vgl. Unterkap. 2.1.3 dieser Untersuchung.

26 Vgl. Kap. 2.2 und 2.3 dieser Untersuchung.

meine Eckpunkte einer interpretativen und semiotischen Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse auf:[27]

- Eine semiotisch interessierte Außenkulturpolitik-Analyse untersucht Außenkulturpolitik als Austausch von Zeichen. Sie setzt bei der Interpretation kultureller Objekte an, im konkreten Fall bei der Interpretation derjenigen Objekte, die Staaten für kulturell halten und in irgendeiner Form zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher Beziehungen machen. Dabei legt sie den Begriff des kulturellen Objektes sehr weit aus: Er umfasst nicht nur Gegenstände, sondern grundsätzlich alles, was von Interpret(inn)en in irgendeiner Weise als relevant erkannt wird. Sie behandelt diese Objekte nicht als Zeichen im Sinne einer essentiell verankerten Zeichenhaftigkeit, sondern interessiert sich für Zeichen-Funktionen, die von Interpret(inn)en interpretativ zugeschrieben werden.
- Eine solche Außenkulturpolitik-Analyse berücksichtigt die Materialität dieser kulturellen Objekte, ohne sie zu fetischisieren. Ohne Materialität wäre ein »Verbringen« dessen, was der eigenen Kultur zugerechnet wird, in einen anderen Staat ebenso wenig möglich wie dessen Interpretation. Ohne die Annahme einer letztlich materiellen Fixierung des Interpretierten wäre ferner die Vorstellung sinnlos, dass sich aus Interpretationen heraus kulturelles Wissen in Form von Enzyklopädien entwickeln ließe. Aus der Materialität des Kulturellen folgt selbstredend nicht, dass schon dessen Bedeutung in dieser Materialität verankert sei.
- Von der jeweiligen Interpretation eines kulturellen Objektes ausgehend, versucht eine semiotisch interessierte Außenkulturpolitik-Analyse, das herangezogene kulturelle Wissen als lokale, will sagen auf die Interpretationssituation und ihre Beteiligten bezogene Enzyklopädie zu beschreiben. Sie benennt zentrale Konzepte und Interpretationsmuster, die innerhalb einer solchen lokalen Enzyklopädie eine wichtige Rolle spielen, und versucht, deren semantische Verknüpfungen nachzuvollziehen. Dabei sind insbesondere die Begriffe der Nation, des Staates, des Internationalen und der Kultur von zentraler Bedeutung. Deren wechselseitige interpretative Bedingungs- und Konstitutionsverhältnisse untersucht eine interpretative und semiotische Außenkulturpolitik-Analyse, indem sie Universalität und Autoreferentialität als wichtigste Interpretationsmuster berücksichtigt und analysiert.
- Eine Außenkulturpolitik-Analyse ist sich der sozialen und historischen Kontingenz, der permanenten Unsicherheit und der inhärenten Widersprüchlichkeit jeder Enzyklopädie und jeder Interpretation bewusst. Sie räumt deshalb der Besonderheit des Einzelfalls angemessenen Raum ein. Sie ist sich, damit zusammenhängend, zugleich des eigenen hypothetischen Charakters bewusst: Eine interpretative sozialwissenschaftliche Analyse ist selbst abduktiv, sie nimmt selbst Interpretationen kultureller

27 Vgl. zu diesen Eckpunkten Unterkap. 2.1.3 dieser Untersuchung.

Objekte vor, die für sie Zeichen-Funktion haben. Gegenüber den von ihr untersuchten Interpretationsakten nimmt sie keinen übergeordneten Status ein. Damit ist eine Außenkulturpolitik-Analyse unweigerlich Teil eines Diskurses, der Staaten, Nationen, Internationales und Kultur konstituiert. Von der Notwendigkeit, zwischen Kategorien der Analyse und Kategorien der Praxis bestmöglich zu trennen, entbindet diese Feststellung gleichwohl nicht.

4.4 Zur politischen und wissenschaftlichen Relevanz

Ich möchte diese Zusammenfassung und diese Untersuchung nicht beenden, ohne zuvor noch – in der gebotenen Kürze – einige Worte zu ihrer politischen und wissenschaftlichen Relevanz geschrieben zu haben.

Das handlungsleitende empirische und damit letztlich auch politische Interesse daran, diese Untersuchung so zu schreiben, wie sie nun geschrieben ist, fußte auf einer grundlegenden Unzufriedenheit mit der derzeitigen Forschung zu Außenkulturpolitik. Diese weist im Wesentlichen vier Schwachpunkte auf, die ich an verschiedener Stelle bereits benannt habe: Es sind dies eine übermäßige Normativität mitsamt eines entsprechend normativ aufgeladenen Kulturbegriffs, eine Blindheit gegenüber der nationalistischen Grundlegung von Außenkulturpolitik, eine fragwürdige Beschränkung des Gegenstandsbereichs sowie eine ausgeprägte Theorieferne.

Die empirische und politische Relevanz meiner Untersuchung besteht darin, die Normativität der Außenkulturpolitik-Forschung als Bestandteil von Interpretationsmustern beschrieben zu haben – und damit gerade nicht als Kategorie der Analyse, sondern als Kategorie der Praxis. Mit einer solchen Normativität zu brechen, führt in einem zweiten Schritt fast automatisch zu einer realistischeren Einschätzung auch der drei anderen Schwachpunkte: Kultur wirkt nicht per se »völkerverbindend«, und sie wird nicht per se als autoreferentiell interpretiert. Entsprechende Interpretationen sind vielmehr ideologische Bestandteile moderner Konzeptionen von Kultur, die mit Nationalismus und Nationalstaat unabtrennbar verknüpft sind und dabei des notwendig prekären Charakters jeder Interpretation nicht entkommen können. Wenn damit aber nicht vermeintlich intrinsische Qualitäten des Kulturellen, sondern dessen Interpretation zum Dreh- und Angelpunkt einer Außenkulturpolitik-Forschung wird, so rücken entsprechende Interpretationsmuster ins Blickfeld: Autoreferentialität und Universalismus werden entscheidende Kriterien zur Bestimmung des Gegenstands einer solchen Forschung. Außenkulturpolitik ist damit kein durch persönliche Vorlieben der Forschenden, durch staatliche Haushaltsstrukturen oder durch administrative Kompetenzverteilungen definiertes Politikfeld mehr, sondern ein an moderne Nationalstaatlichkeit gebundenes außenpolitisches Handlungsfeld. Eine solche Konzeption stellt zugleich einen umfassenden Vorschlag für die Theoretisierung dieses Forschungsgegenstandes dar. Dies geht einher mit dem eigentlichen und ursprünglichsten Motiv, das hinter der Abfassung die-

ser Untersuchung stand: der Entwicklung eines Vorschlags für die Konzeption einer interpretativen Außenkulturpolitik-Analyse.

Mit diesen letzten Ausführungen bin ich nun schon bei der wissenschaftlichen, theoretischen und methodologischen Relevanz dieser Untersuchung angelangt. Mein Ziel war es, die Sinnhaftigkeit eines semiotischen Ansatzes gerade auch für eine empirische politik- und sozialwissenschaftliche Analyse aufzuzeigen. Tatsächlich erwies sich, dass eine interpretative Semiotik als Grundlage für eine entsprechend ausgerichtete Forschung zu dienen vermag: Das Soziale und das Kulturelle als zeichenhaft zu konzipieren, schafft sowohl Anknüpfungspunkte für empirische Forschung als auch Brücken zwischen verschiedenen Disziplinen oder Forschungsgebieten (im Fall meiner eigenen Arbeit der Nationalismusforschung und den Internationalen Beziehungen, deren wechselseitige Nähe – wie mir scheint – häufig noch immer nicht in ausreichendem Maße gesehen wird).

Die theoretische Entscheidung für einen interpretativen und semiotischen Ansatz bringt allerdings zahlreiche Konsequenzen mit sich, die mit Wissenschaft im traditionellen Sinne zumindest in Teilbereichen brechen lassen. Dass wissenschaftliches Wissen jede Möglichkeit verliert, sich als in irgendeiner Form überlegene Wissensform zu behaupten, dürfte dabei mittlerweile die unspektakulärste sein, habe ich doch in dieser Untersuchung mehrfach genau hierauf hingewiesen. Im Rückblick sehr viel interessanter scheint mir demgegenüber Folgendes zu sein: Aus der Perspektive der von mir vorgeschlagenen interpretativen und semiotischen Analyse dürfen Paradoxa, Unsicherheiten, Widersprüche und Devianzen weder geleugnet noch als Sonderfälle beiseite geschoben werden, sie müssen vielmehr als notwendige Aspekte des Sozialen und des Kulturellen in den Mittelpunkt rücken. Dass ein Fußballspiel mit dazu beitragen konnte, einen Krieg auszulösen, ist eben kein unschöner Sonderfall in einer ansonsten »völkerverbindenden«, autoreferentiellen Sportart, sondern es ist das Alter ego einer modernen, nationalistischen Konzeption von Kultur. Theoretisch lässt sich dies mit dem abduktiven und kreativen Charakter jeder Interpretation verstehen, die für eine unumgängliche Unsicherheit sorgt – auf das konkrete Beispiel bezogen mit dem Paradox eines stets sowohl nationalistischen als auch nichtnationalistischen Charakters von Kultur.

Ich bin damit beinahe am Ende angelangt. Eine letzte Anmerkung sei als letzter Verweis auf die Relevanz meiner Untersuchung noch erlaubt. Ich habe in meinen Ausführungen wieder und wieder auf dem nationalistischen Charakter von Kultur beharrt und diesen gar als absolut zentral für Außenkulturpolitik beschrieben. Es mag hieraus deutlich geworden sein, dass ich den mit der Postmoderne schon fast Mode gewordenen Glauben an das Ende der Nationalstaatlichkeit nicht teile. So kosmopolitisch sich Außenkulturpolitik in vielen Fällen geben mag – ihrer eigenen nationalistischen Fundierung entkommt sie nicht. Zur weitergehenden Frage, ob die nationalistische Gliederung dieser Erde grundsätzlich sinnhaft und aus ethischer Sicht akzeptabel ist, habe ich damit wohlgemerkt keine Aussage getroffen.

Abkürzungsverzeichnis

ABC-Waffen	Atomare, chemische und biologische Waffen
Bd.	Band
bes.	besonders
bzw.	beziehungsweise
CDU	Christlich-Demokratische Union
CIA	Central Intelligence Agency (USA)
CONCACAF	Confederation of North and Central American and Caribbean Association Football
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DFJW	Deutsch-Französisches Jugendwerk
DPJW	Deutsch-Polnisches Jugendwerk
ERASMUS	European Region Action Scheme for the Mobility of University Students
EU	Europäische Union
FDP	Freie Demokratische Partei
ff.	folgende
FIFA	Fédération Internationale de Football Association
Fn.	Fußnote
GASP	Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik
Hg.	Herausgeber / Herausgeberin / herausgegeben
IB	Internationale Beziehungen (als politikwissenschaftliche Disziplin)
ifa	Institut für Auslandsbeziehungen
IOC	International Olympic Committee
IT	Informationstechnologie
ITER	International Thermonuclear Experimental Reactor
Kap.	Kapitel
MCCA	Mercado Común Centroamericano
Met	Metropolitan Museum of Art (New York)
Mio.	Million, Millionen
MoMA	Museum of Modern Art (New York)
NATO	North Atlantic Treaty Organization

NOK	Nationales Olympisches Komitee
OAS	Organization of American States
PETRA	Partnership in Education and Training
S.	Seite
SCSA	Supreme Council for Sport in Africa
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
TV	Television, Fernsehen
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UN, UNO	United Nations (Organisation)
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
Unterkap.	Unterkapitel
US, USA	United States (of America)
USIA	United States Information Agency
Vgl.	Vergleiche
WM	Weltmeisterschaft
YES	Youth Exchange Scheme
z.B.	zum Beispiel

Literaturverzeichnis

Abel, Günter (1993): Interpretationswelten. Gegenwartsphilosophie jenseits von Essentialismus und Relativismus. Frankfurt am Main.

Abelein, Manfred (1968): Die Kulturpolitik des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland. Ihre verfassungsrechtlichen Probleme. Köln.

Abu-Lughod, Lila (1991): Writing against Culture. In: Fox, Richard (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe. S. 137-162.

Adamson, Fiona/Demetriou, Madeleine (2007): Remapping the Boundaries of »State« and »National Identity«. Incorporating Diasporas into IR Theorizing. In: European Journal of International Relations 13,4 (2007). S. 489-526.

Adefuye, Ade (1992): Culture and Foreign Policy. The Nigerian Example. Lagos.

Adler, Emanuel (2002): Constructivism and International Relations. In: Carlsnaes, Walter/Risse, Thomas/Simmons, Beth (Hg.): Handbook of International Relations. London/Thousand Oaks/New Delhi. S. 95-118.

Adler, Emanuel/Barnett, Michael (1998): A Framework for the Study of Security Communities. In: Adler, Emanuel/Barnett, Michael (Hg.): Security Communities. Cambridge. S. 29-65.

Albert, Mathias (1999): Territorium und Identität. Kollektive Identität und moderner Nationalstaat. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 28,3 (1999). S. 255-268.

Albertsen, Niels/Diken, Bülent (2004): Artworks. Field, System or Mediators? In: Theory, Culture & Society 3 (2004). S. 35-58.

Alkemeyer, Thomas (1997): Sport als Mimesis der Gesellschaft. Zur Aufführung des Sozialen im symbolischen Raum des Sports. In: Zeitschrift für Semiotik 19,4 (1997). S. 365-396.

Alkemeyer, Thomas (2003): Semiotische Aspekte der Soziologie: Soziosemiotik. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 3. Berlin/New York. S. 2758-2846.

Allison, Lincoln/Monnington, Terry (2002): Sport, Prestige and International Relations. In: Government and Opposition 37,1 (2002). S. 106-134.

Allport, Gordon (1971): Die Natur des Vorurteils. Köln.

Almond, Gabriel (1980): The intellectual History of the Civic Culture Concept. In: Almond, Gabriel/Verba, Sidney (Hg.): The Civic Culture revisited. Boston/Toronto. S. 1-36.

Alter, Peter (1981): Internationale Wissenschaft und internationale Politik. Zur Zusammenarbeit der wissenschaftlichen Akademien im frühen 20. Jahrhundert. In: Kettenacker, Lothar/Schlenke, Manfred/Seier, Hellmut (Hg.): Studien zur Geschichte Englands und der deutsch-britischen Beziehungen. München. S. 201-221.

Alter, Peter (1985): Nationalismus. Frankfurt am Main.

Altmann, Elisabeth (2003): Kernbereiche und Reformbedarf auswärtiger Kultur- und Bildungspolitik des Bundes. Unter besonderer Berücksichtigung der Arbeit ausgewählter Goethe-Institute und Deutscher Schulen in Europa. Dissertation, Universität Bremen.

Anderson, Benedict (1993): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. 2. Auflage. Frankfurt/New York.

Anderson, Benedict (2006): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. 2. Auflage. London/New York.

Andrei, Verena (2008): Die auswärtige Sprachpolitik der Bundesrepublik Deutschland gegenüber den Staaten Mittel- und Südosteuropas und in der Europäischen Union. Eine theoriegeleitete Außenpolitikanalyse. Tübingen. <http://tobias-lib.ub.uni-tuebingen.de/volltexte/2008/3275/pdf/Dissertation_Verena_Andrei_fuer_Tobias_lib.pdf> (02.04.2008).

Anonym (2000): Soccer War 1969. <http://www.onwar.com/aced/data/sierra/soccer1969.htm> (04.11.2007).

Anonym (2004a): Schroeder will Bush Ende Februar in den USA treffen. In: Associated Press Worldstream German vom 06.01.2004.

Anonym (2004b): Von Null auf Zwei. Bush empfängt Schröder – die deutsch-amerikanischen Beziehungen wird das nicht wesentlich verbessern. In: Berliner Zeitung vom 02.02.2004.

Anonym (2004c): Treffen Schröder und Bush Ende Februar möglich. In: Berliner Morgenpost vom 06.01.2004.

Anonym (2004d): unterm strich. In: die tageszeitung vom 13.01.2004.

Anonym (2004e): Schröder darf kommen. Einladung ins Weiße Haus. <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,284404,00.html> (06.05.2008).

Anonym (I.L.) (2004): Gutwetter-Kultur. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.01.2004.

Arbena, Joseph (1993): Sport and Nationalism in Latin America, 1880-1970. The Paradox of Promoting and Performing »European« Sports. In: History of European Ideas 16,4-6 (1993). S. 837-844.

Archer, Margaret (1988): Culture and Agency. The Place of Culture in Social Theory. Cambridge.

Arendt, Hannah (2000): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus. 7. Auflage. München/Zürich.

Armstrong, Gary/Mitchell, Jon (1999): Making the Maltese Cross. Football on a small Island. In: Armstrong, Gary/Giulianotti, Richard (Hg.): Football Cultures and Identities. Hampshire/London. S. 99-116.

Armstrong, John (1982): Nations before Nationalism. Chapel Hill.

Arnaud, Pierre (1998a): Sport and International Relations before 1918. In: Arnaud, Pierre/Riordan, James (Hg.): Sport and International Politics. London/New York. S. 14-30.

Arnaud, Pierre (1998b): Sport – a Means of National Representation. In: Arnaud, Pierre/Riordan, James (Hg.): Sport and International Politics. London/New York. S. 3-13.

Arndt, Richard (2005): The first Resort of Kings. American Cultural Diplomacy in the Twentieth Century. Washington.

Arnold, Hans (1980): Auswärtige Kulturpolitik. Ein Überblick aus deutscher Sicht. München/Wien.

Ash, Mitchell (2001): Wissenschaft und Wissenschaftsaustausch. In: Junker, Detlef (Hg.): Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Band 1. Stuttgart/München. S. 634-645.

Ashley, Richard (1984): The Poverty of Neorealism. In: International Organization 38,2 (1984). S. 225-286.

Ashley, Richard (1988): Untying the Sovereign State. A Double Reading of the Anarchy Problematique. In: Millennium 17,2 (1988). S. 227-262.

Ashley, Richard (1989): Living on Border Lines. Man, Poststructuralism, and War. In: Der Derian, James/Shapiro, Michael (Hg.): International/Intertextual Relations. Postmodern Readings of World Politics. Lexington/Toronto. S. 259-321.

Ashley, Richard/Walker, R.B.J. (1990): Reading Dissidence / Writing the Discipline. Crisis and the Question of Sovereignty in International Studies. In: International Studies Quarterly 34,3 (1990). S. 367-416.

Ashmore, Malcolm (1989): The reflexive Thesis. Wrighting Sociology of scientific Knowledge. Chicago/London.

Assmann, Aleida (1993): Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee. Frankfurt am Main/New York.

Auernheimer, Georg (2007): Einführung in die Interkulturelle Pädagogik. 5. Auflage. Darmstadt.

Austin, John (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart.

Austin, John (1986): Performative Äußerungen. In: Austin, John: Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart. S. 305-327.

Axelrod, Robert/Keohane, Robert (1993): Achieving Cooperation under Anarchy. Strategies and Institutions. In: Baldwin, D. (Hg.): Neorealism and Neoliberalism. The Contemporary Debate. New York. S. 85-115.

Axford, Barrie (1995): The Global System. Economics, Politics and Culture. Cambridge.

Bachmann-Medick, Doris (1992): »Writing Culture«. Ein Diskurs zwischen Ethnologie und Literaturwissenschaft. In: kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 4 (1992). S. 1-20.

Bachmann-Medick, Doris (2006): »Cultural Turns«. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek.

Baier, Uta (2004): Augusts Wunderkammer. Das Grüne Gewölbe schließt. Der Umzug der Dresdner Schätze ins Schloss beginnt. In: Berliner Morgenpost vom 10.01.2004.

Bal, Mieke (1992): The Predicament of Semiotics. In: Poetics Today 13,3 (1992). S. 543-552.

Balfe, Judith (1985): Art Style as political Actor. Social Realism and its Alternatives. In: Sociologia internationalis 23,1 (1985). S. 3-26.

Balfe, Judith (1987): Artworks as Symbols in International Politics. In: International Journal of Politics, Culture and Society 1,2 (1987). S. 5-27.

Baltzer, Ulrich (2001): Symbole als zeichenhafte Konstitution institutionellen Handelns und institutioneller Dauer. In: Melville, Gert (Hg.): Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart. Köln. S. 119-135.

Bälz, Ottilie (2002): Netzwerke für die Zukunft. Die deutsch-russischen Kulturbeziehungen. Bestandsaufnahme und Empfehlungen. Stuttgart.

Barghoorn, Frederick (1960): The Soviet Cultural Offensive. The Role of Cultural Diplomacy in Soviet Foreign Policy. Princeton.

Barkin, Samuel/Cronin, Bruce (1994): The State and the Nation. Changing Norms and the Rules of Sovereignty in International Relations. In: International Organization 48,1 (1994). S. 107-130.

Barnes, Barry (2001): Practices as collective Action. In: Schatzki, Theodore/Knorr-Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.): The Practice Turn in contemporary Theory. London/New York. S. 17-28.

Bartelson, Jens (1995): A Genealogy of Sovereignty. Cambridge.

Bartelson, Jens (1998): Second Natures. Is the State identical with itself? In: European Journal of International Relations 4,3 (1998). S. 295-326.

Bartelson, Jens (2006): The Concept of Sovereignty revisited. In: European Journal of International Law 17,2 (2006). S. 463-474.

Barth, Fredrik (1998): Introduction. In: Barth, Fredrik (Hg.): Ethnic Groups and Boundaries. The social Organization of Culture Difference. 2. Auflage. Prospect Heights. S. 9-38.

Barthes, Roland (1964): Mythen des Alltags. Frankfurt am Main.

Barthes, Roland (1983): Elemente der Semiologie. Frankfurt am Main.

Bartlett, Steven (1987): Varieties of Self-Reference. In: Bartlett, Steven/Suber, Peter (Hg.): Self-Reference. Reflections on Reflexivity. Dordrecht/Boston/Lancaster. S. 5-30.

Bauer, Gerd Ulrich (2003): Auswärtige Kulturpolitik. In: Wierlacher, Alois/Boger, Andrea (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart/Weimar. S. 132-143.

Bauman, Zygmunt (1973): Culture as Praxis. London/Boston.

Bauman, Zygmunt (1990): Thinking Sociologically. Oxford/Cambridge.

Bauman, Zygmunt (1999): Introduction. In: Bauman, Zygmunt: Culture as Praxis. 2. Auflage. London/Thousand Oaks/New Delhi. S. vii-lv.

Baumann, Ansbert (2005): Erziehungs- und Jugendfragen. Die Bande enger gestalten und das Verhältnis füreinander vertiefen? In: Defrance, Corine/Pfeil, Ulrich (Hg.): Der Elysée-Vertrag und die deutsch-französischen Beziehungen 1945 - 1963 - 2003. München. S. 147-168.

Baumann, Eva (2001): Die Vereinnahmung des Individuums im Universalismus. Vorstellungen von Allgemeinheit illustriert am Begriff der Menschenwürde und an Regelungen zur Abtreibung. Münster/Hamburg/London.

Baumann, Rainer (2005): Der Wandel des deutschen Multilateralismus. Eine diskursanalytische Untersuchung deutscher Außenpolitik. Baden-Baden.

Bautz, Ingo (2002): Die Auslandsbeziehungen der deutschen Kommunen im Rahmen der europäischen Kommunalbewegung in den 1950er und 60er Jahren. Städtepartnerschaften, Integration, Ost-West-Konflikt. Siegen. <http://www.ub.uni-siegen.de/pub/diss/fb1/2002/bautz/bautz.pdf> (04.12.2006).

Beacom, Aaron (2000): Sport in International Relations. A Case for cross-disciplinary Investigations. In: The Sports Historian 20,2 (2000). S. 1-23.

Beacom, Aaron (2004): A changing Discourse? British Diplomacy and the Olympic Movement. In: Levermore, Roger/Budd, Adrian (Hg.): Sport and International Relations. An Emerging Relationship. London. S. 93-111.

Becher, Ursula (1990): Geschichte des modernen Lebensstils. Essen – Wohnen – Freizeit – Reisen. München.

Beck, Peter (2004): »The most effective Means of Communication in the modern World«. British Sport and national Prestige. In: Levermore, Roger/Budd, Adrian (Hg.): Sport and International Relations. An emerging Relationship. London. S. 77-92.

Beck, Peter (2006): Im Schatten der Vergangenheit. Fußball in den britisch-deutschen Beziehungen. In: Historical Social Research 31,1 (2006). S. 109-133.

Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1999): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main.

Bélanger, Louis (1999): Redefining Cultural Diplomacy. Cultural Security and Foreign Policy in Canada. In: Political Psychology 20,4 (1999). S. 677-699.

Bellamy, Carol/Weinberg, Adam (2008): Educational and cultural Exchanges to restore America`s Image. In: The Washington Quarterly 31,3 (2008). S. 55-68.

Berger, Maurits/Play, Els van der et al. (2008): Bridge the Gap or mind the Gap? Culture in Western-Arab Relations. Den Haag. <http://www.clingendael.nl/publications/2008/20080100_cdsp_paper_berger.pdf> (12.08.2008).

Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1990): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Auflage. Frankfurt am Main.

Berger, Stefan (2002): Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800. In: Conrad, Christoph/Conrad, Sebastian (Hg.): Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich. Göttingen. S. 49-77.

Berger, Stefan (2008): Narrating the Nation. Die Macht der Vergangenheit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 1-2 (2008). S. 7-13.

Beusch, Dirk (2005): Mit Kultur gegen Krisen. Konfliktprävention. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 153-160.

Bhabha, Homi (1990a): Introduction: Narrating the Nation. In: Bhabha, Homi (Hg.): Nation and Narration. London/New York. S. 1-7.

Bhabha, Homi (1990b): DissemiNation. Time, Narrative, and the Margins of the modern Nation. In: Bhabha, Homi (Hg.): Nation and Narration. London/New York. S. 291-323.

Biersteker, Thomas (2002): State, sovereignty and territory. In: Carlsnaes, Walter/Risse, Thomas/Simmons, Beth (Hg.): Handbook of International Relations. London. S. 157-176.

Billig, Michael (1995): Banal Nationalism. London.

Blau, Judith (1988): Study of the Arts. A Reappraisal. In: Annual Review of Sociology 14 (1988). S. 269-292.

Bloor, David (1991): Knowledge and social Imagery. 2. Auflage. Chicago.

Bock, Hans (2005): Transaktion, Transfer, Netzwerkbildung. Konzepte einer Sozialgeschichte der transnationalen Kulturbeziehungen. In: Bock, Hans (Hg.): Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik. Kultureller Austausch und diplomatische Beziehungen. Tübingen. S. 11-36.

Bock, Hans (2007): Transnationale Kulturbeziehungen und Auswärtige Kulturpolitik. Die deutsch-französischen Institutionen als Beispiel. In: Pfeil, Ulrich (Hg.): Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. München. S. 9-27.

Bödeker, Hans Erich/Bauerkämper, Arnd/Struck, Bernhard (2004): Einleitung: Reisen als kulturelle Praxis. In: Bauerkämper, Arnd/Bödeker, Hans Erich/Struck, Bernhard (Hg.): Die Welt erfahren. Reisen als kulturelle Begegnung von 1780 bis heute. Frankfurt am Main/New York. S. 9-32.

Boekle, Henning/Rittberger, Volker/Wagner, Wolfgang (2001): Soziale Normen und normgerechte Außenpolitik. Konstruktivistische Außenpolitiktheorie und deutsche Außenpolitik nach der Vereinigung. In: Zeitschrift für Politikwissenschaft 11,1 (2001). S. 71-103.

Bommes, Michael (1996): Die Beobachtung von Kultur. In: Jahrbuch für Soziologiegeschichte (1994). S. 205-226.

Bonfantini, Massimo (1987): La Semiosi e l´Abduzione. Mailand.

Boniface, Pascal (1998): Football as a Factor (and a Reflection) of International Politics. In: The International Spectator 33,4 (1998). S. 87-98.

Bonneuil, Christophe (2000): Development as Experiment. Science and State Building in Late Colonial and Postcolonial Africa, 1930-1970. In: Osiris 15 (2000). S. 258-281.

Borgmann, Karsten (1995): Die Integrationskraft der Elite. Museumsgeschichte als Sozialgeschichte. In: Joachimides, Alexis/Kuhrau, Sven et al. (Hg.): Museumsinszenierungen. Zur Geschichte der Institution des Kunstmuseums. Die Berliner Museumslandschaft 1830-1990. Dresden/Basel. S. 94-107.

Borsche, Tilmann (2000): Kulturprodukt Natur. Eine begriffsgeschichtliche Skizze. In: Stegmaier, Werner (Hg.): Kultur der Zeichen. Zeichen und Interpretation VI. Frankfurt am Main. S. 152-167.

Bortfeld, Heinrich (2001): Im Schatten der Bundesrepublik. Kulturelle Beziehungen zwischen der DDR und den USA. In: Junker, Detlef (Hg.): Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Band 2. Stuttgart/München. S. 466-475.

Börzel, Tanja/Risse, Thomas (2002): Die Wirkung internationaler Institutionen. Von der Normanerkennung zur Normeinhaltung. In: Jachtenfuchs, Markus/Knodt, Michèle (Hg.): Regieren in internationalen Institutionen. Opladen. S. 141-182.

Bound, Kirsten/Briggs, Rachel et al. (2007): Cultural Diplomacy. London. <http://www.demos.co.uk/files/Cultural%20diplomacy%20-%20web.pdf> (15.07.2008).

Bourdieu, Pierre (1969): Intellectual Field and creative Project. In: Social Science Information 8,2 (1969). S. 89-119.

Bourdieu, Pierre (1985): Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports. In: Merkur 39,7 (1985). S. 575-590.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 4. Auflage. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1992): Das intellektuelle Feld. Eine Welt für sich. In: Bourdieu, Pierre: Rede und Antwort. Frankfurt am Main. S. 155-166.

Bourdieu, Pierre (1993): Die historische Genese einer reinen Ästhetik. In: Merkur 46,11 (1992). S. 967-979.

Bourdieu, Pierre (1994): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1995): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale

Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. 2. Auflage. Frankfurt am Main. S. 365-374.

Bourdieu, Pierre (1997): Das literarische Feld. In: Pinto, Louis/Schultheis, Franz (Hg.): Streifzüge durch das literarische Feld. Konstanz. S. 33-147.

Bourdieu, Pierre (2001): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (2006): Die Liebe zur Kunst. Europäische Kunstmuseen und ihre Besucher. Konstanz.

Bourdieu, Pierre/Boltanski, Luc et al. (1983): Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt am Main.

Bower, Robert/Sharp, Laure (1956): The Use of Art in international Communication. A Case Study. In: The Public Opinion Quarterly 20,1 (1956). S. 221-229.

Brändle, Fabian/Koller, Christian (2002): Goooal. Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich.

Braun, Jutta/Teichler, Hans Joachim (2007): Sportstadt Berlin im Kalten Krieg. Prestigekämpfe und Systemwettstreit. Berlin.

Breuer, Markus/Steinhilber, Beate/Tomanbay, Ilhan (2004): Interkulturelle Begegnung. Erfahrungen im deutsch-türkischen Studierendenaustausch. Münster.

Breuilly, John (1982): Nationalism and the State. Manchester.

Breuilly, John (1985): Reflections on Nationalism. In: Philosophy of the Social Sciences 15,1 (1985). S. 65-75.

Breuilly, John (1999): Nationalismus und moderner Staat. Deutschland und Europa. Köln.

Bringmann, Michael (1983): Die Kunstkritik als Faktor der Ideen- und Geistesgeschichte. Ein Beitrag zum Thema »Kunst und Öffentlichkeit« im 19. Jahrhundert. In: Mai, Ekkehard/Waetzoldt, Stephan/Wolandt, Gerd (Hg.): Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Berlin. S. 253-279.

British Council (2008): British Council Arts Strategy. Connecting the UK with the World through Culture. <http://www.britishcouncil.org/bcartsstrategy.pdf> (11.04.2008).

Brocke, Bernhard vom (1987): Friedrich Althoff. In: Treue, Wolfgang/Gründer, Karlfried (Hg.): Berlinische Lebensbilder. Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber. Berlin. S. 195-214.

Brocke, Bernhard vom (1991): Internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik. Der Professorenaustausch mit Nordamerika. In: Brocke, Bernhard vom (Hg.): Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das »System Althoff« in historischer Perspektive. Hildesheim. S. 185-244.

Brown, Chris (2001): Borders and Identity in International Political Theory. In: Albert, Mathias/Jacobson, David/Lapid, Yosef (Hg.): Identities, Borders, Orders. Rethinking International Relations Theory. Minneapolis/London. S. 117-136.

Brown, John (2009): Arts Diplomacy. The neglected Aspect of Public Diplomacy. In: Snow, Nancy/Taylor, Philip (Hg.): Routledge Handbook of Public Diplomacy. New York/London. S. 57-59.

Brubaker, Rogers (1994): Staats-Bürger. Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich. Hamburg.

Brubaker, Rogers (1996): Nationalism reframed. Nationhood and the national Question in the New Europe. Cambridge/New York/Melbourne.

Brubaker, Rogers (2000): Staatsbürgerschaft als soziale Schließung. In: Holz, Klaus (Hg.): Staatsbürgerschaft. Soziale Differenzierung und politische Inklusion. Wiesbaden. S. 73-91.

Brubaker, Rogers (2007): Ethnizität ohne Gruppen. Hamburg.

Bu, Liping (1999): Educational Exchange and Cultural Diplomacy in the Cold War. In: Journal of American Studies 33,3 (1999). S. 393-415.

Budke, Alexandra (2003): Wahrnehmungs- und Handlungsmuster im Kulturkontakt. Studien über Austauschstudenten in wechselnden Kontexten. Göttingen.

Büger, Christian/Gadinger, Frank (2008): Praktisch gedacht! Praxistheoretischer Konstruktivismus in den Internationalen Beziehungen. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 2 (2008). S. 273-303.

Bull, Hedley (1995): The Anarchical Society. A Study of Order in World Politics. 2. Auflage. Houndmills/London.

Bullock, Alan (1985): The humanist Tradition in the West. London.

Burg, Peter (1985): Jan Mukarovský. Genese und System der tschechischen strukturalen Ästhetik. München.

Burke, Peter (2005): Was ist Kulturgeschichte? Bonn.

Burrichter, Clemens/Förtsch, Eckart (1986): Bedingungen und Perspektiven deutsch-deutscher Wissenschaftsbeziehungen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 24-25 (1986). S. 20-32.

Burstow, Robert (1997): The Limits of modernist Art as a »Weapon of the Cold War«. Reassessing the unknown Patron of the Monument to the unknown political Prisoner. In: Oxford Art Journal 20,1 (1997). S. 68-80.

Busch, Werner (1987): Die Autonomie der Kunst. In: Busch, Werner/Schmoock, Peter (Hg.): Kunst. Die Geschichte ihrer Funktionen. Weinheim/Berlin. S. 178-203.

Butler, Judith (1993): Bodies that matter. On the discursive Limits of Sex. New York.

Buzan, Barry/Jones, Charles/Little, Richard (1993): The Logic of Anarchy. Neorealism to Structural Realism. New York.

Cable, Vincent (1969): The »Football War« and the Central American Common Market. In: International Affairs 45,4 (1969). S. 658-671.

Caesar, Michael (1999): Umberto Eco. Philosophy, Semiotics and the Work of Fiction. Cambridge.

Campbell, David (1998): Writing Security. United States Foreign Policy and the Politics of Identity. 2. Auflage. Minneapolis.

Carlsnaes, Walter (1992): The Agency-Structure-Problem in Foreign Policy Analysis. In: International Studies Quartlery 36,3 (1992). S. 245-270.
Carlson, Marvin (1996): Performance. A critical Introduction. New York.
Cassirer, Ernst (1964): Philosophie der symbolischen Formen. Band 1. 4. Auflage. Darmstadt.
Cassirer, Ernst (1990): Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur. Frankfurt am Main.
Caute, David (2003): The Dancer Defects. The Struggle for cultural Supremacy during the Cold War. Oxford.
Cederman, Lars-Erik (2002): Nationalism and Ethnicity. In: Carlsnaes, Walter/Risse, Thomas/Simmons, Beth (Hg.): Handbook of international Relations. London. S. 409-428.
Chabal, Patrick/Daloz, Jean-Pascal (2006): Culture Troubles. Politics and the Interpretation of Meaning. Chicago/London.
Chazan, Naomi (1991): Introduction: Approaches to the Study of Irredentism. In: Chazan, Naomi (Hg.): Irredentism and International Politics. Boulder/London. S. 1-8.
Checkel, Jeffrey (1998): The Constructivist Turn in International Relations Theory. In: World Politics 50,2 (1998). S. 324-348.
Chernoff, Fred (2002): Scientific Realism as a Meta-Theory of International Politics. In: International Studies Quarterly 46,2 (2002). S. 189-207.
Cicourel, Aaron (1980): Language and social Interaction. Philosophical and empirical Issues. Urbino.
Clifford, James (1988): The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature and Art. Cambridge/London.
Cloonan, Martin (1999): Pop and the Nation-State. Towards a Theorisation. In: Popular Music 18,2 (1999). S. 193-207.
Cockcroft, Eva (1974): Abstract Expressionism. Weapon of the Cold War. In: Artforum 6 (1974). S. 39-41.
Cohen, Anthony (1985): The symbolic Construction of Community. Chichester/London/New York.
Cohen, Warren (1990): America´s Response to China. A History of Sino-American Relations. 3. Auflage. New York.
Conzelmann, Thomas (2003): Neofunktionalismus. In: Schieder, Siegfried/Spindler, Manuela (Hg.): Theorien der Internationalen Beziehungen. Opladen. S. 141-168.
Cooper, Andrew (1985): Canadian Cultural Diplomacy. An Introduction. In: Cooper, Andrew (Hg.): Canadian Culture: International Dimensions. Waterloo. S. 3-26.
Copper, John (1982): Sino-American Relations. Reaching a Plateau. In: Current History 81,476 (1982). S. 241-245.
Corse, Sarah (1995): Nations and Novels. Cultural Politics and Literary Use. In: Social Forces 73,4 (1995). S. 1279-1308.

Cosenza, Giovanna (1992): I Limiti dell´Enciclopedia. In: Magli, Patrizia/Manetti, Giovanni/Violi, Patrizia (Hg.): Semiotica: Storia Teoria Interpretazione. Saggi intorno a Umberto Eco. Mailand. S. 115-128.

Cox, Robert (2002): Universality in International Studies. A historicist Approach. In: Brecher, Michael/Harvey, Frank (Hg.): Millennial Reflections on International Studies. Ann Arbor. S. 209-216.

Cox-Rearick, Janet (1994): Sacred to profane. Diplomatic Gifts of the Medici to Francis I. In: Journal of Medieval and Renaissance Studies 24,2 (1994). S. 239-258.

Crane, Diana (1971): Transnational Networks in Basic Science. In: International Organization 25,3 (1971). S. 585-601.

Crawford, Elisabeth (1992): Nationalism and Internationalism in Science, 1880-1939. Four Studies of the Nobel Population. Cambridge.

Crawford, Elisabeth/Shinn, Terry/Sörlin, Sverker (1992): The Nationalization and Denationalization of the Sciences. An introductory Essay. In: Crawford, Elisabeth/Shinn, Terry/Sörlin, Sverker (Hg.): Denationalizing Science. The Contexts of international scientific Practice. Dordrecht. S. 1-42.

Crepeau, Richard (1982): Pearl Harbor: A Failure of Baseball? In: Journal of Popular Culture 15,4 (1982). S. 67-74.

Creveld, Martin van (1999): Aufstieg und Untergang des Staates. München.

Crockatt, Richard (1995): The Fifty Years War. The United States and the Soviet Union in World Politics, 1941-1991. London/New York.

Cull, Nicholas (2008): The Cold War and the United States Information Agency. American Propaganda and Public Diplomacy, 1945-1989. Cambridge.

Cummings, Milton (2003): Cultural Diplomacy and the United States Government. A Survey. Washington, D.C. <http://www.culturalpolicy.org/pdf/MCCpaper.pdf> (16.03.2007).

Dadder, Rita (1988): Forschungen zum Schüleraustausch. Ein Literaturüberblick. In: Thomas, Alexander (Hg.): Interkulturelles Lernen im Schüleraustausch. Saarbrücken/Fort Lauterdale. S. 123-150.

Daheim, Hansjürgen (1993): Die strukturell-funktionale Theorie. In: Endruweit, Günter (Hg.): Moderne Theorien der Soziologie. Strukturell-funktionale Theorie – Konflikttheorie – Verhaltenstheorie. Stuttgart. S. 23-87.

Dahlhaus, Carl (2001): Die Idee der Nationaloper. In: Brzoska, Matthias/Heinemann, Michael (Hg.): Die Musik der Moderne. Laaber. S. 56-75.

Danneberg, Lutz/Schönert, Jörg (1996): Zur Transnationalität und Internationalisierung von Wissenschaft. In: Danneberg, Lutz/Vollhardt, Friedrich (Hg.): Wie international ist die Literaturwissenschaft? Stuttgart/Weimar. S. 7-85.

Day, Graham/Thompson, Andrew (2004): Theorizing Nationalism. Basingstoke/New York.

Debrix, François (2003): Language, Nonfoundationalism, International Relations. In: Debrix, François (Hg.): Language, agency, and politics in a constructed world. Armonk. S. 3-25.

Deininger, Jürgen (2006): Eine historische Vorstufe der Menschenrechte. Die Rechte des freien Bürgers in der Antike. In: Schmidt, Burghart (Hg.): Menschenrechte und Menschenbilder von der Antike bis zur Gegenwart. Hamburg. S. 58-71.

Delaney, David (2001): Making Nature / Marking Humans. Law as a Site of (Cultural) Production. In: Annals of the Association of American Geographers 91,3 (2001). S. 487-503.

Deledalle, Janice (1998): Peirce: Culture and Continuity. In: Bernard, Jeff/Withalm, Gloria (Hg.): Kultur und Lebenswelt als Zeichenphänomene. Wien. S. 87-94.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1977): Rhizom. Berlin.

Denscheilmann, Heike (2008): Neue Mittler für die Kultur? Zur Zukunft der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik in Frankreich. In: Schneider, Wolfgang (Hg.): Auswärtige Kulturpolitik. Bonn. S. 91-100.

Der Derian, James (1989): The Boundaries of Knowledge and Power in International Relations. In: Der Derian, James/Shapiro, Michael (Hg.): International/Intertextual Relations. Postmodern Readings of World Politics. Lexington/Toronto. S. 3-10.

Derrida, Jacques (1988): Die Différance. In: Jacques Derrida: Randgänge der Philosophie. Wien. S. 29-52.

Derrida, Jacques (2002): Die Schrift und die Differenz. 9. Auflage. Frankfurt am Main.

Derrida, Jacques (2003): Grammatologie. Frankfurt am Main.

Dessler, David (1989): What´s at Stake in the Agent-Structure Debate? In: International Organization 43,3 (1989). S. 441-473.

Dettmar, Peter (2005): Der Beitrag der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik (AKBP) zur Konfliktprävention und Friedensförderung. In: Borchardt, Wolfgang (Hg.): Kultur- und Bildungsarbeit im Ausland. Mariaspring. S. 11-24.

Deudney, Daniel (1996): Ground Identity. Nature, Place, and Space in Nationalism. In: Lapid, Yosef/Kratochwil, Friedrich (Hg.): The Return of Culture and Identity in International Relations Theory. Boulder/London. S. 129-146.

Deutsch, Karl (1966): Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality. 2. Auflage. Cambridge/London.

Deutsch-Polnisches Jugendwerk (2006): Geschäftsbericht / Sprawozdanie z Dzialalnosci. Warschau/Potsdam. <http://www.dpjw.org/html/modules.php?name=Downloads&d_op=viewdownloaddetails&lid=847> (10.07.2008).

Dewey, John (2003a): Der praktische Charakter der Realität. In: Dewey, John: Philosophie und Zivilisation. Frankfurt am Main. S. 38-57.

Dewey, John (2003b): Qualitatives Denken. In: Dewey, John: Philosophie und Zivilisation. Frankfurt am Main. S. 94-116.

Diez, Thomas (2003): Postmoderne Ansätze. In: Schieder, Siegfried/Spindler, Manuela (Hg.): Theorien der Internationalen Beziehungen. Opladen. S. 449-476.

Domnick, Heinz Joachim (1999): Die Geschichte der politischen Idee »Europa«. In: Köpke, Wulf/Schmelz, Bernd (Hg.): Das gemeinsame Haus Europa. Handbuch zur europäischen Kulturgeschichte. München. S. 82-86.

Donnelly, Jack (2007): The relative Universality of Human Rights. In: Human Rights Quarterly 29,2 (2007). S. 281-306.

Doty, Roxanne (1996): Imperial Encounters. The Politics of Representation in North-South Relations. Minneapolis.

Doxey, Margaret (1983): Sanctions against the Soviet Union. The Afghan Experience. In: The Year Book of World Affairs 37 (1983). S. 63-80.

Duke, Vic/Crolley, Liz (1996): Football, Nationality and the State. Harlow.

Dumbrell, John (1997): American Foreign Policy. Carter to Clinton. Basingstoke/London.

Düwell, Kurt (1976): Deutschlands auswärtige Kulturpolitik 1918-1932. Grundlinien und Dokumente. Köln.

Düwell, Kurt (1983): Historische und politische Rahmenbedingungen internationalen Austausches. In: Thomas, Alexander (Hg.): Erforschung interkultureller Beziehungen: Forschungsansätze und Perspektiven. Saarbrücken/Fort Lauterdale. S. 113-122.

Düwell, Kurt (2005): Zwischen Propaganda und Friedenspolitik. Geschichte der Auswärtigen Kulturpolitik im 20. Jahrhundert. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 53-83.

Eagleton, Terry (2001): Was ist Kultur? Eine Einführung. 2. Auflage. München.

Eco, Umberto (1977a): Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Frankfurt am Main.

Eco, Umberto (1977b): Das offene Kunstwerk. Frankfurt am Main.

Eco, Umberto (1977c): Semiotics of Theatrical Performance. In: The Drama Review: TDR 21,1 (1977). S. 107-117.

Eco, Umberto (1981): The Theory of Signs and the Role of the Reader. In: The Bulletin of the Midwest Modern Language Association 14,1 (1981). S. 35-45.

Eco, Umberto (1984): Metaphor, Dictionary, and Encyclopedia. In: New Literary History 15,2 (1984). S. 255-271.

Eco, Umberto (1985a): Hörner, Hufe, Sohlen. Einige Hypothesen zu drei Abduktionstypen. In: Eco, Umberto/Sebeok, Thomas (Hg.): Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce. München. S. 288-320.

Eco, Umberto (1985b): Semiotik und Philosophie der Sprache. München.

Eco, Umberto (1987a): Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen. München.

Eco, Umberto (1987b): Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. München/Wien.

Eco, Umberto (1988): Einführung in die Semiotik. 6. Auflage. München.

Eco, Umberto (1992): Die Grenzen der Interpretation. München/Wien.

Eco, Umberto (1994): Erwiderung. In: Eco, Umberto (Hg.): Zwischen Autor und Text. Interpretation und Überinterpretation. München. S. 150-163.

Eco, Umberto (1995): Unlimited Semeiosis and Drift. Pragmaticism vs. Pragmatism. In: Ketner, Kenneth (Hg.): Peirce and Contemporary Thought. Philosophical Inquiries. New York. S. 205-221.

Eco, Umberto (2003): Kant und das Schnabeltier. München.

Eco, Umberto (2007): Dall´Albero a Labirinto. Studi storici sul Segno e l´Interpretazione. Mailand.

Eco, Umberto/Magli, Patrizia/Otis, Alice (1989): Greimassian Semantics and the Encyclopedia. In: New Literary History 20,3 (1989). S. 707-721.

Edgerton, David (1990): Science and War. In: Olby, Robert/Cantor, Geoffrey et al. (Hg.): Companion to the History of modern Science. London/New York. S. 934-945.

Ehlers, Christian (2005): Politische Grundlagen der Weltmeisterschaft 2006. Akteure, Strukturen und Prozesse im internationalen Fußball. Osnabrück.

Ehrhart, Hans-Georg (2006): Fußball und Völkerverständigung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 19 (2006). S. 18-25.

Eichberg, Henning (2001): Sport, Nation und Identität. In: Heinemann, Klaus/Schubert, Manfred (Hg.): Sport und Gesellschaften. Schorndorf. S. 37-61.

Eisenberg, Christiane (2001): The Rise of Internationalism in Sport. In: Geyer, Martin/Paulmann, Johannes (Hg.): The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War. London. S. 375-404.

Eisenberg, Christiane (2004): Fußball als globales Phänomen. Historische Perspektiven. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 26 (2004). S. 7-15.

Eisenberg, Christiane (2006): Der Weltfußballverband FIFA im 20. Jahrhundert. Metamorphosen eines »Prinzipienreiters«. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 54,2 (2006). S. 209-230.

Elias, Norbert (1985): Die Genese des Sports als soziologisches Problem. In: Elias, Norbert/Dunning, Eric: Sport im Zivilisationsprozeß. Studien zur Figurationssoziologie. Münster. S. 9-46.

Elias, Norbert (1990): Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. 3. Auflage. Frankfurt am Main.

Elias, Norbert (1997): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1-2. Frankfurt am Main.

Elias, Norbert (2001): Die Gesellschaft der Individuen. In: Elias, Norbert: Gesammelte Schriften. Band 10. Frankfurt am Main.

Elkins, David/Simeon, Richard (1979): A Cause in Search of its Effect, or What does Political Culture explain? In: Comparative Politics 11,2 (1979). S. 127-145.

Ellmer, Frank (2004): Dresdner Kunstschätze in Jackson/Mississippi. Einzigartige Ausstellung in den USA – Schröder kommt zur Eröffnung – Größter grüner Diamant der Welt. In: Associated Press Worldstream German vom 20.02.2004.

Emge, Richard (1967): Auswärtige Kulturpolitik. Eine soziologische Untersuchung ihrer Funktionen, Bedingungen und Formen. Berlin.

Emig, Julia (2004): Die Liga der arabischen Staaten. Eine Bilanz unter besonderer Berücksichtigung der arabischen Kultur. Edingen-Neckarhausen.

Englehart, Neil (2003): The Consequences of a constructed Universal. Democracy and Civil Rights in the Modern State. In: Monshipouri, Mahmood/Englehart, Neil et al. (Hg.): Constructing Human Rights in the Age of Globalization. Armonk/London. S. 34-54.

Engstler, Ludwig (1963): Die territoriale Bindung von Kulturgütern im Rahmen des Völkerrechts. Köln/Berlin/Bonn/München.

Eriksen, Thomas Hylland (2002): Ethnicity and Nationalism. 2. Auflage. London/Sterling.

Ernst, Wolfgang (1992): Geschichte, Theorie, Museum. In: Fliedl, Gottfried/Muttenthaler, Roswitha/Posch, Herbert (Hg.): Erzählen, Erinnern, Veranschaulichen. Theoretisches zur Museums- und Ausstellungskommunikation. Wien. S. 7-40.

Eschen, Penny von (2004): Satchmo blows up the World. Jazz Ambassadors play the Cold War. Cambridge.

Esner, Rachel (2001): »Art knows no Fatherland«. Internationalism and the Reception of German Art in France in the early Third Republic. In: Geyer, Martin/Paulmann, Johannes (Hg.): The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War. London. S. 357-374.

Estel, Bernd (1994): Grundaspekte der Nation. In: Estel, Bernd/Mayer, Tilman (Hg.): Das Prinzip Nation in modernen Gesellschaften. Länderdiagnosen und theoretische Perspektiven. Opladen. S. 13-82.

Europäische Kommission (1995): Erklärung von Barcelona und Arbeitsprogramm. In: Bulletin der Europäischen Union 11 (1995). S. 153-164.

Europäische Kommission (2000): The Barcelona Process, five Years on. 1995-2000. Luxemburg. <http://ec.europa.eu/external_relations/euromed/brochures/barcelona-5yrs_en.pdf> (28.05.2008).

Europäische Kommission (2002a): Dialogue between Cultures and Civilisations in the Barcelona Process. Luxemburg. <http://ec.europa.eu/external_relations/euromed/publication/dialoguebrochure_en.pdf> (28.05.2008).

Europäische Kommission (2002b): Euromed Heritage. Creating a Future that cares for the Past. Luxemburg. <http://ec.europa.eu/external_relations/euromed/publication/heritage_brochure_en.pdf> (28.05.2008).

Europäische Kommission (2003): Report by the High-Level Advisory Group established at the Initiative of the President of the European Commission. In: Euromed Report 68 (2003). <http://ec.europa.eu/external_relations/euromed/publication/euromed_report68_en.pdf> (28.05.2008).

Evans, Graham/Newnham, Jeffrey (1992): Transnational. In: Evans, Graham/Newnham, Jeffrey: The Dictionary of World Politics. A Reference Guide to Concepts, Ideas and Institutions. New York/London. S. 322-323.

Evera, Stephen van (1994): Hypotheses on Nationalism and War. In: International Security 18,4 (1994). S. 5-39.

Externbrink, Sven (2003): Internationale Beziehungen und Kulturtransfer in der Frühen Neuzeit. In: Fuchs, Thomas/Trakulhun, Sven (Hg.): Das eine Europa und die Vielfalt der Kulturen. Kulturtransfer in Europa 1500-1850. Berlin. S. 227-250.

Falcke, Jeanette (2006): Studien zum diplomatischen Geschenkwesen am brandenburgisch-preußischen Hof im 17. und 18. Jahrhundert. Berlin.

Ferguson, James (2003): The Transnational Politics of Cuban Music and Cuban Culture. In: The Culture Mandala 6,1 (2003). <http://www.international-relations.com/wbcm6-1/WBCubanMusic.htm> (06.03.2007).

Finnemore, Martha (1996a): National Interest in International Society. Ithaca/London.

Finnemore, Martha (1996b): Norms, Culture, and World Politics: Insights from Sociology. In: International Organization 50,2 (1996). S. 325-347.

Finnemore, Martha/Sikkink, Kathryn (1998): International Norm Dynamics and Political Change. In: International Organization 52,4 (1998). S. 887-917.

Fisch, Jörg (1992): Zivilisation, Kultur. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 7. Stuttgart. S. 679-774.

Fischer, Joachim (1995): »Nationale Wissenschaften« in den europäischen Naturwissenschaften. In: Jordan, Lothar/Kortländer, Bernd (Hg.): Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur- und Wissenstransfer in Europa. Tübingen. S. 334-343.

Fischer, Markus (2006): Culture and Foreign Politics. In: Shaffer, Brenda (Hg.): The Limits of Culture. Islam and Foreign Policy. Cambridge/London. S. 27-64.

Fischer-Lichte, Erika (2001): Ästhetische Erfahrung. Das Semiotische und das Performative. Tübingen/Basel.

Flatz, Christian (1999): Kultur als neues Weltordnungsmodell oder die Kontingenz der Kulturen. Münster.

Fleck, Ludwik (1994): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. 3. Auflage. Frankfurt am Main.

Fliedl, Gottfried (1986): Museums- und Ausstellungspolitik: Verdinglichtes Erbe. In: Vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik 6 (1986). S. 66-78.

Florini, Ann (1996): The Evolution of International Norms. In: International Studies Quarterly 40,3 (1996). S. 363-389.

Foster-Hahn, Françoise (1985): La Confraternité de l´Art. Deutsch-französische Ausstellungspolitik von 1871 bis 1914. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 48 (1985). S. 506-537.

Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main.

Foucault, Michel (2003): Die Ordnung des Diskurses. 9. Auflage. Frankfurt am Main.

Fox, William (1968): Science, Technology and international Politics. In: International Studies Quarterly 12,1 (1968). S. 1-15.

Franceschini, Rita (1998): Interkulturalität als Deutungsgebot. Für eine kritische Beobachtung des Rekurses auf Kulturalität. In: Thum, Bernd/Keller, Thomas (Hg.): Interkulturelle Lebensläufe. Tübingen. S. 119-138.

Franck, Michael (1984): Der olympische Boykott 1980. Eine Untersuchung über die Beziehungen von Sport und Politik unter besonderer Berücksichtigung der Situation in der Bundesrepublik Deutschland. Eine medienanalytische Arbeit. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Bonn.

Franke, Elk (1978): Theorie und Bedeutung sportlicher Handlungen. Voraussetzungen und Möglichkeiten einer Sporttheorie aus handlungstheoretischer Sicht. Schorndorf.

Franke, Elk (1992): Semiotik des Sports. Eine übersehene Variante in der Theoriediskussion. In: Friedrich, Georg/Hildenbrandt, Eberhard/ Schwier, Jürgen (Hg.): Sport und Semiotik. St. Augustin. S. 33-67.

Frey, James/Eitzen, Stanley (1991): Sport and Society. In: Annual Review of Sociology 17 (1991). S. 503-522.

Friedland, Roger/Alford, Robert (1991): Bringing Society back in. Symbols, Practices, and institutional Contradictions. In: Powell, Walter/DiMaggio, Paul (Hg.): The New Institutionalism in Organizational Analysis. Chicago/London. S. 232-263.

Friedrich, Clemens (1994): Semiotik als Gesellschaftstheorie. Berlin.

Friedrich, Roland (2005): Die deutsche Außenpolitik im Kosovo-Konflikt. Wiesbaden.

Fritz, Jan-Stefan (2005): Internationalism and the Promise of Science. In: Long, David/Schmidt, Brian (Hg.): Imperialism and Internationalism in the Discipline of International Relations. Albany. S. 141-158.

Fuchs, Eckhardt (1999): Nationale Repräsentation, kulturelle Identität und imperiale Hegemonie auf den Weltausstellungen. Einleitende Bemerkungen. In: Comparativ 5-6 (1999). S. 8-14.

Fuhr, Eckhard (2004a): »Wir wissen zu wenig voneinander«. Mit der MoMA-Ausstellung begibt sich die Kunst auch in den Dienst der Politik: »Das ist durchaus Absicht«, sagt die Kulturstaatsministerin. In: Berliner Morgenpost vom 20.02.2004.

Fuhr, Eckhard (2004b): Amerika in Europa. Das MoMA-Gastspiel dient auch der Vergewisserung gemeinsamer kultureller Erfahrungen. In: Berliner Morgenpost vom 16.02.2004.

Füssl, Karl-Heinz (2001): Zwischen Eliteförderung und Erziehungsreform. Deutsch-amerikanische Austauschprogramme. In: Junker, Detlef (Hg.): Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Band 1. Stuttgart/München. S. 623-633.

Gabriel, Jürg (2000): Die Renaissance des Funktionalismus. Zürich. <http://e-collection.ethbib.ethz.ch/show?type=incoll&nr=33> (21.03.2005).

Gadamer, Hans-Georg (1995): Der Kunstbegriff im Wandel. In: Bonnet, Anne-Marie/Kopp-Schmidt, Gabriele (Hg.): Kunst ohne Geschichte? Ansichten zu Kunst und Kunstgeschichte heute. München. S. 88-104.

Gadinger, Frank (2006): Practices of Security in the Light of 9-11. From a US-Identity Crisis to a »Crusade of Freedom«. Paper prepared for presentation at the 47th Convention of the International Studies Association, San Diego.

Gallie, Walter (1948): The Function of Philosophical Aesthetics. In: Mind 57,227 (1948). S. 302-321.

Galtung, Johan (1982): Sport and international Understanding. Sport as a Carrier of deep Culture and Structure. In: Current Research on Peace and Violence 5,2-3 (1982). S. 133-143.

Gardner Feldman, Lily (1999): The Principle and Practice of »Reconciliation« in German Foreign Policy. Relations with France, Israel, Poland and the Czech Republic. In: International Affairs 75,2 (1999). S. 333-356.

Gäßler, Heike (2003): Die Kulturbeziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik China. In: Schüller, Margot (Hg.): Strukturwandel in den deutsch-chinesischen Beziehungen. Analysen und Praxisberichte. Hamburg. S. 300-317.

Geary, Patrick (2002): Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen. Frankfurt am Main.

Gebauer, Gunter (2003a): Nationale Repräsentation durch Fußball. In: Adelmann, Ralf/Parr, Rolf/Schwarz, Thomas (Hg.): Querpässe. Beiträge zur Literatur-, Kultur- und Mediengeschichte des Fußballs. Heidelberg. S. 13-26.

Gebauer, Gunter (2003b): Aushängeschilder und Identifikationsfiguren: Sporteliten. In: Hradil, Stefan/Imbusch, Peter (Hg.): Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen. Opladen. S. 193-208.

Gebbert, Heidi (2007): Ansätze internationaler Schülerbegegnungsprojekte und interkulturelles Lernen. Oldenburg.

Geertz, Clifford (1965): Old Societies and New States. The Quest for Modernity in Asia and Africa. 2. Auflage. New York/London.

Geertz, Clifford (1983): Local Knowledge. Further Essays in interpretive Anthropology. London.

Geertz, Clifford (1999): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 6. Auflage. Frankfurt am Main.

Geldenhuys, Deon (1990): Isolated States: A comparative Analysis. Cambridge.

Gellner, Ernest (1981): Nationalism. In: Theory and Society 10,6 (1981). S. 753-776.

Gellner, Ernest (1991): Nationalismus und Moderne. Berlin.

George, Jim (1994): Discourses of Global Politics. A Critical (Re)Introduction to International Relations. Boulder.

Gerber, Regina (1999): Die Städtepartnerschaft Montreuil – Cottbus. In: Röseberg, Dorothee (Hg.): Frankreich und »Das andere Deutschland«. Tübingen. S. 401-420.

Gesche, Katja (2006): Kultur als Instrument der Außenpolitik totalitärer Staaten. Das Deutsche Ausland-Institut 1933-1945. Köln.

Gibbons, Michael (1987): Interpretation, Genealogy and Human Agency. In: Ball, Terence (Hg.): Idioms of Inquiry. Critique and Renewal in Political Science. Albany. S. 137-168.

Giddens, Anthony (1979): Central Problems in Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis. London.

Giddens, Anthony (1984): Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt am Main/New York.

Giddens, Anthony (1985): The Nation State and Violence. Cambridge.

Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge.

Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. 3. Auflage. Frankfurt/New York.

Giesen, Bernhard (1997): Öffentlichkeit als Simulation von Gemeinschaft. In: Reimann, Helga (Hg.): Weltkultur und Weltgesellschaft. Aspekte globalen Wandels. Opladen. S. 334-339.

Gilboa, Eytan (2008): Searching for a Theory of Public Diplomacy. In: Cowan, Geoffrey (Hg.): Public Diplomacy in a changing World. Thousand Oaks. S. 55-77.

Gilpin, Robert (1981): War and Change in World Politics. Cambridge/New York/Melbourne.

Gilpin, Robert (1986): The Richness of the Tradition of Political Realism. In: Keohane, Robert (Hg.): Neorealism and its Critics. New York. S. 301-321.

Glueck, Grace (1976): Are Art Exchanges a Game of Propaganda? In: New York Times vom 26.09.1976.

Goffman, Erving (1977): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt am Main.

Gogolin, Ingrid/Krüger-Potratz, Marianne/Neumann, Ursula (1991): Kultur- und Sprachenvielfalt in Europa – Bilder von gestern, Visionen von morgen. In: Gogolin, Ingrid/Kroon, Sjaak et al. (Hg.): Kultur- und Sprachvielfalt in Europa. Münster/New York. S. 1-19.

Göhler, Gerhard (1988): Soziale Institutionen – politische Institutionen. Das Problem der Institutionentheorie in der neueren deutschen Politikwissenschaft. In: Luthardt, Wolfgang/Waschkuhn, Arno (Hg.): Politik und Repräsentation. Marburg. S. 12-28.

Göhler, Gerhard (1994): Politische Institutionen und ihr Kontext. Begriffliche und konzeptionelle Überlegungen zur Theorie politischer Institutionen. In: Göhler, Gerhard (Hg.): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie. Baden-Baden. S. 19-46.

Golinski, Jan (1998): Making Natural Knowledge. Constructivism and the History of Science. Cambridge.

Gombrich, Ernst (1982): Die Geschichte der Kunst. Stuttgart/Zürich.

Goodman, Nelson (1978): Weisen der Welterzeugung. Frankfurt am Main.

Gornig, Gilbert (2007): Der internationale Kulturgüterschutz. In: Gornig, Gilbert/Horn, Hans-Detlef/Murswiek, Dietrich (Hg.): Kulturgüterschutz – internationale und nationale Aspekte. Berlin. S. 17-64.

Gottowik, Volker (1997): Konstruktionen des Anderen. Clifford Geertz und die Krise der ethnographischen Repräsentation. Berlin.

Gottowik, Volker (2004): Clifford Geertz und der Verstehensbegriff der interpretativen Anthropologie. In: Gerlach, Hans-Martin/Hütig, Andreas/Immel, Oliver (Hg.): Symbol, Existenz, Lebenswelt. Kulturphilosophische Zugänge zur Interkulturalität. Frankfurt am Main. S. 155-168.

Gottowik, Volker (2007): Zwischen dichter und dünner Beschreibung. Clifford Geertz' Beitrag zur Writing Culture-Debatte. In: Därmann, Iris/Jamme, Christoph (Hg.): Kulturwissenschaften. Konzepte, Theorien, Autoren. München. S. 119-142.

Gould-Davies, Nigel (2003): The Logic of Soviet Cultural Diplomacy. In: Diplomatic History 27,2 (2003). S. 193-214.

Grieco, Joseph (1993): Anarchy and the Limits of Cooperation. A Realist Critique of the newest Liberal Institutionalism. In: Baldwin, David (Hg.): Neorealism and Neoliberalism. The Contemporary Debate. New York. S. 116-142.

Grimm, Claus (1979): »Kunst«, kultursoziologisch betrachtet. Ein Beitrag zur soziologischen Geschichtsrevision. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31 (1979). S. 527-558.

Grimm, Claus (1984): Zur Geschichte und Gültigkeit des Konzeptes »Kunst«. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 9,1-2 (1984). S. 43-56.

Große, Jürgen (1999): Kulturdiplomatie als Politik des Brückenschlages. In: Große, Jürgen (Hg.): Amerikapolitik und Amerikabild der DDR 1974-1989. Bonn. S. 135-161.

Grundmann, Reiner/Stehr, Nico (2004): Die Natur und die Natur der Gesellschaft. In: Fischer, Ludwig (Hg.): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. S. 261-275.

Güldenpfennig, Sven (1981): Internationale Sportbeziehungen zwischen Entspannung und Konfrontation. Der Testfall 1980. Köln.

Güldenpfennig, Sven (1992): Der politische Diskurs des Sports. Zeitgeschichtliche Beobachtungen und theoretische Grundlagen. Aachen.

Güldenpfennig, Sven (2008): Olympische Spiele und Politik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 29-30 (2008). S. 6-12.

Guthrie-Shimizu, Sayuri (2007): For Love of the Game. Baseball in early U.S.-Japanese Encouters and the Rise of a transnational Sporting Fraternity. In: Diplomatic History 28,5 (2007). S. 637–662.

Guttmann, Allen (1979): Vom Ritual zum Rekord. Das Wesen des modernen Sports. Schorndorf.

Guttmann, Allen (1994): Games and Empires. Modern Sports and cultural Imperialism. New York.

Guttmann, Allen (2003): Sport, Politics and the engaged Historian. In: Journal of Contemporary History 38,3 (2003). S. 363-375.

Guzzini, Stefano (2000): A Reconstruction of Constructivism in International Relations. In: European Journal of International Relations 6,2 (2000). S. 147-182.

Haas, Ernst (1964): Beyond the Nation-State. Functionalism and International Organization. Stanford.

Haas, Ernst (1986): What is Nationalism and why should we study it? In: International Organization 40,3 (1986). S. 707-744.

Haberer, Joseph (1972): Politicalization in Science. In: Science 4062 (1972). S. 713-724.

Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main.

Habermas, Jürgen (1994): Citizenship and National Identity. In: Steenbergen, Bart van (Hg.): The Condition of Citizenship. London/Thousand Oaks/New Delhi. S. 20-35.

Habermas, Jürgen (2001): Symbolischer Ausdruck und rituelles Verhalten. Ein Rückblick auf Cassirer und Gehlen. In: Melville, Gert (Hg.): Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart. Köln. S. 53-67.

Hacke, Christian (2005): Die Außenpolitik der Regierung Schröder/Fischer. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 32-33 (2005). S. 9-15.

Hafner, Gerhard (2006): The CFSP in the Light of the newest Enlargement. In: Müller-Brandeck-Bocquet, Gisela (Hg.): The Future of the European

Foreign, Security and Defence Policy after Enlargement. Baden-Baden. S. 9-24.

Hahn, Hans Henning (1995): Stereotypen in der Geschichte und Geschichte im Stereotyp. In: Hahn, Hans Henning (Hg.): Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde. Oldenburg. S. 190-204.

Haiman, John (1980): Dictionaries and Encyclopedias. In: Lingua 50,4 (1980). S. 329-357.

Hall, Peter/Taylor, Rosemary (1996): Political Science and the Three New Institutionalisms. In: Political Studies 44,5 (1996). S. 936-957.

Hall, Rodney (1999): National Collective Identity. Social Constructs and International Systems. New York.

Hall, Rodney (2001): War and Security. In: Motyl, Alexander (Hg.): Encyclopedia of Nationalism. Band 1. San Diego. S. 869-882.

Hall, Stuart (1994): Die Frage der kulturellen Identität. In: Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg. S. 180-222.

Hall, Stuart (1996): Ethnicity. Identity and Difference. In: Eley, Geoff/Suny, Ronald Grigor (Hg.): Becoming national. A Reader. New York/Oxford. S. 339-349.

Hall, Stuart (1997): The Spectacle of the »Other«. In: Hall, Stuart (Hg.): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London/Thousand Oaks/New Delhi. S. 223-279.

Halliday, Fred (1991): State and Society in International Relations. In: Banks, Michael/Shaw, Martin (Hg.): State and the Society in International Relations. New York/London/Toronto/Sydney/Tokio/Singapur. S. 191-210.

Hamm, Harry (1975): Die aussenpolitische Praxis gegenüber der Sowjetunion, den USA und Japan. In: Ansprenger, Franz/Bartke, Wolfgang et al. (Hg.): Die Außenpolitik Chinas. Entscheidungsstruktur, Stellung in der Welt, Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland. München/Wien. S. 235-256.

Harnisch, Sebastian (2003): Theorieorientierte Außenpolitikforschung in einer Ära des Wandels. In: Hellmann, Gunther/Wolf, Klaus-Dieter/Zürn, Michael (Hg.): Die neuen Internationalen Beziehungen. Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland. Baden-Baden. S. 313-360.

Harré, Rom (1998): Wittgenstein and Ordinary Language Philosophy. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 2. Berlin/New York. S. 2173-2182.

Harris, John/Humberstone, Barbara (2004): Sport, Gender and international Relations. In: Levermore, Roger/Budd, Adrian (Hg.): Sport and International Relations. An emerging Relationship. London. S. 48-61.

Hartig, Falk (2007): Wie Konfuzius Europa erobert. In: Kulturaustausch 3 (2007). S. 69-70.

Hartmann, Jürgen (2001): Internationale Beziehungen. Opladen.

Hartmann, Ralph (1999): Ein Bombenerfolg. Zehn Jahre deutsche Jugoslawienpolitik. In: Albrecht, Ulrich/Schäfer, Paul (Hg.): Der Kosovo-Krieg. Fakten – Hintergründe – Alternativen. 2. Auflage. Köln. S. 39-55.

Hauk, Gerhard (1997): Denotative und konnotative Sinnebenen im Sport. Versuch einer notwendigen Differenzierung. In: Hildenbrandt, Eberhard (Hg.): Sport als Kultursegment aus der Sicht der Semiotik. Hamburg. S. 79-103.

Hauser, Arnold (1953): Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. Band 1-2. München.

Hausmann, Frank-Rutger (2001): »Auch im Krieg schweigen die Musen nicht«. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg. Göttingen.

Hegmann, Horst/Reckling, Falk (2004): Der kultivierte Homo Oeconomicus. Zum Ort der Kultur in der Ökonomie. In: Schwelling, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen. Wiesbaden. S. 57-79.

Heidemann, Tove (2006): Die historische Verwurzelung von Vorurteilen. Der weite Weg zu dänisch-deutschen Schülerbegegnungen. In: Breugnot, Jacqueline (Hg.): Europa konkret. Landau. S. 109-116.

Heinemann, Klaus (1985): Sport und Entwicklungshilfe in Ländern der Dritten Welt. In: Sportwissenschaft 15 (1985). S. 227-244.

Heinisch, Severin (1992): Museale Kategorien des Historischen. In: Fliedl, Gottfried/Muttenthaler, Roswitha/Posch, Herbert (Hg.): Museumsraum, Museumszeit. Zur Geschichte des österreichischen Museums- und Ausstellungswesens. Wien. S. 83-90.

Held, Jutta/Schneider, Norbert (1993): Sozialgeschichte der Malerei vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Köln.

Hellmann, Gunther (2002a): Creative Intelligence. Pragmatism as a Theory of Thought and Action. O.O. <http://www.uni-frankfurt.de/fb3/hellmann/mat/millennium_www.pdf> (23.3.2005).

Hellmann, Gunther (2002b): Sag beim Abschied leise Servus! Die Zivilmacht Deutschland beginnt, ein neues »Selbst« zu behaupten. In: Politische Vierteljahresschrift 34,2 (2002). S. 498-507.

Hellmann, Gunther (2004): Von Gipfelstürmern und Gratwanderern. »Deutsche Wege« in der Außenpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 11 (2004). S. 32-39.

Hellmann, Gunther/Weber, Christian/Sauer, Frank (Hg.) (2008): Die Semantik der neuen deutschen Außenpolitik. Eine Analyse des außenpolitischen Vokabulars seit Mitte der 1980er Jahre. Wiesbaden.

Hellmann, Gunther/Wolf, Reinhard (1993): Systemische Theorien nach dem Ende des Ost-West-Konflikts. Bilanz und Perspektiven der Neorealismus-Institutionalismus-Debatte. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 22,2 (1993). S. 153-167.

Herder, Johann Gottfried (1966): Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Darmstadt.

Herno, Leif (2000): Die soziokulturelle »Sendung« der DDR in Skandinavien. In: Bohn, Robert (Hg.): Deutsch-skandinavische Beziehungen nach 1945. Stuttgart. S. 172-183.

Hetzel, Andreas (2001): Zwischen Poiesis und Praxis. Elemente einer kritischen Theorie der Kultur. Würzburg.

Higgins, Michael (1980): Culture as Praxis. In: Dialectical Anthropology 5,2 (1980). S. 167-170.

Hindrichs, Andrea (2002): Die kulturpolitischen Beziehungen Deutschlands zu Italien seit 1945. In: Roeck, Bernd/Schuckert, Charlotte et al. (Hg.): Deutsche Kulturpolitik in Italien. Entwicklungen, Instrumente, Perspektiven. Tübingen. S. 51-85.

Hixson, Walter (1997): Parting the Curtain. Propaganda, Culture, and the Cold War, 1945-1961. New York.

Hjelmslev, Louis (1974): Prolegomena zu einer Sprachtheorie. München.

Hoberman, John (1995): Towards a Theory of Olympic Internationalism. In: Journal of Sport History 22,1 (1995). S. 1-37.

Hobsbawm, Eric (1989a): Introduction: Inventing Traditions. In: Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge/New York/Melbourne. S. 1-14.

Hobsbawm, Eric (1989b): Mass-producing Traditions: Europe, 1870-1914. In: Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge/New York/Melbourne. S. 263-308.

Hobsbawm, Eric (2005): Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. 3. Auflage. Bonn.

Hochreiter, Walter (1994): Vom Musentempel zum Lernort. Zur Sozialgeschichte deutscher Museen 1800-1914. Darmstadt.

Hochstrasser, Urs (1992): Die internationale Wissenschaftspolitik der Schweiz. In: Riklin, Alois/Haug, Hans/Probst, Raymond (Hg.): Neues Handbuch der schweizerischen Außenpolitik. Bern/Stuttgart/Wien. S. 1003-1014.

Hoffmann, Hellmut (2000): Politik der Bundesregierung Deutschlands zur Förderung der deutschen Sprache im Ausland. In: Ammon, Ulrich (Hg.): Sprachförderung. Schlüssel auswärtiger Kulturpolitik. Frankfurt am Main. S. 61-72.

Hoffmann, Rolf (2005): In diplomatischer Mission. Die Außenkulturpolitik der USA. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 281-290.

Hohendahl, Peter Uwe (1985): Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus: 1830-1870. München.

Holt, Richard (1998): Interwar Sport and Interwar Relations. Some Conclusions. In: Arnaud, Pierre/Riordan, James (Hg.): Sport and International Politics. London/New York. S. 210-218.

Holzinger, Wolfgang (1997): »Nationalstile«. Ein Konstrukt und seine Funktionen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 22,3 (1997). S. 54-85.

Höpel, Thomas (2007): Zwischen nationaler Außenpolitik und interurbaner Kommunikation und Zusammenarbeit. Die Städtepartnerschaft zwischen Leipzig und Lyon in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Comparativ 17,4 (2007). S. 117-136.

Hoppe, Stephan (2003): Fürstliche Höfe im Alten Reich als Knotenpunkte des Kunsttransfers am Beginn der Neuzeit. Überlegungen zur Methodik und einschlägige Beispiele. In: Fuchs, Thomas/Trakulhun, Sven (Hg.): Das eine Europa und die Vielfalt der Kulturen. Kulturtransfer in Europa 1500-1850. Berlin. S. 47-68.

Houlihan, Barrie (1994): Sport and International Politics. New York.

Howarth, Marianne (1999): Großbritannien und die DDR. Beziehungen und Nicht-Beziehungen. In: Timmermann, Heiner (Hg.): Die DDR – Erinnerungen an einen untergegangenen Staat. Berlin. S. 509-526.

Hroch, Miroslav (2000): Social Preconditions of national Revival in Europe. A comparative Analysis of the social Composition of patriotic Groups among the smaller European Nations. New York.

Hubel, Helmut (2006): Der Krieg zum Sturz des irakischen Regimes. In: Wagner, Wolfgang/Hubel, Helmut et al. (Hg.): Jahrbuch internationale Politik 2003/2004. München. S. 11-20.

Hudson, Valerie (1997): Culture and Foreign Policy. Developing a Research Agenda. In: Hudson, Valerie (Hg.): Culture & Foreign Policy. Boulder/London. S. 1-24.

Hudson, Valerie (1999): Cultural Expectations of one´s own and other Nations´ Foreign Policy Action. In: Political Psychology 20,4 (1999). S. 767-802.

Hüfner, Klaus (2005): Das System der Vereinten Nationen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 22 (2005). S. 10-18.

Huntington, Samuel (1997): Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. 3. Auflage. München/Wien.

Hurlburt, Heather/Ivey, Bill (2005): Cultural Diplomacy and the National Interest. Washington. <http://sitemason.vanderbilt.edu/files/jxoZIk/Cd for%20web.pdf> (23.03.2007).

Hutchinson, John (1987): The Dynamics of Cultural Nationalism. The Gaelic Revival and the Creation of the Irish Nation State. London/Boston/Sydney/Wellington.

Inayatullah, Naeem/Blaney, David (1996): Knowing Encounters. Beyond Parochialism in International Relations Theory. In: Lapid, Yosef/Kratochwil, Friedrich (Hg.): The Return of Culture and Identity in International Relations Theory. Boulder/London. S. 65-84.

Ingarden, Roman (1997): Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks. Tübingen.

Institut für Auslandsbeziehungen/Robert-Bosch-Stiftung (Hg.) (2007): Kulturreport Europa. Stuttgart.

Iriye, Akira (1992): Across the Pacific. An inner History of American-East Asian Relations. 2. Auflage. Chicago.

Iriye, Akira (1997): Cultural Internationalism and World Order. Baltimore/London.

Irwin, Wallace (1988): The Politics of International Sport – Games of Power. New York.

Iser, Wolfgang (1970): Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa. Konstanz.

Jabri, Vivienne (1996): Discourses on Violence. Conflict Analysis Reconsidered. Manchester/New York.

Jackson, Patrick/Nexon, Daniel (1999): Relations before States. Substance, Process and the Study of World Politics. In: European Journal of International Relations 5,3 (1999). S. 291-332.

Jackson, Robert (1999): Sovereignty in World Politics. A Glance at the conceptual and historical Language. In: Jackson, Robert (Hg.): Sovereignty at the Millennium. Malden/Oxford. S. 9-34.

Jahn, Beate (2000): The Cultural Construction of International Relations. The Intervention of the State of Nature. Hampshire/New York.

Jahn, Beate (2003): The Power of Culture in International Relations. In: Gienow-Hecht, Jessica/Schumacher, Frank (Hg.): Culture and International History. New York/Oxford. S. 27-44.

Jahrreiß, Hermann (1967): Die Souveränität der Staaten. Ein Wort – mehrere Begriffe – viele Mißverständnisse. In: Hofmann, Hanns Hubert (Hg.): Die Entstehung des modernen Staates. Köln/Berlin. S. 35-51.

Jakobson, Roman (1987): Lingustics and Poetics. In: Jakobson, Roman: Language in Literature. Cambridge/London. S. 62-94.

Jamme, Christoph (2004): Symbolische Geltungsansprüche der Kulturen. In: Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1. Stuttgart/Weimar. S. 207-218.

Jansen, Christian/Borggräfe, Henning (2007): Nation – Nationalität – Nationalismus. Frankfurt am Main/New York.

Jarchow, Margarete (1998): Hofgeschenke. Wilhelm II. zwischen Diplomatie und Dynastie. Hamburg.

Jauß, Hans Robert (1969): Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. 2. Auflage. Konstanz.

Jauß, Hans Robert (1973): Geschichte der Kunst und Historie. In: Koselleck, Reinhart/Stempel, Wolf-Dieter (Hg.): Geschichte – Ereignis und Erzählung. München. S. 175-210.

Jayme, Erik (1999): Kunstwerk und Nation. Zuordnungsprobleme im internationalen Kulturgüterschutz. In: Jayme, Erik: Nationales Kunstwerk und Internationales Privatrecht. Heidelberg. S. 54-74.

Jellinek, Georg (1960): Allgemeine Staatslehre. 3. Auflage. Bad Homburg.

Jenschke, Christoff (2005): Der völkerrechtliche Rückgabeanspruch auf in Kriegszeiten widerrechtlich verbrachte Kulturgüter. Berlin.

Jepperson, Ronald/Meyer, John (1991): The Public Order and the Construction of Formal Organizations. In: Powell, Walter/DiMaggio, Paul (Hg.):

The New Institutionalism in Organizational Analysis. Chicago/London. S. 204-231.

Jepperson, Ronald/Wendt, Alexander/Katzenstein, Peter (1996): Norms, Identity, and Culture in National Security. In: Katzenstein, Peter (Hg.): The Culture of National Security. Norms and Identity in World Politics. New York. S. 33-75.

Jessen, Ralph/Vogel, Jakob (2002): Die Naturwissenschaften und die Nation. Perspektiven einer Wechselbeziehung in der europäischen Geschichte. In: Jessen, Ralph/Vogel, Jakob (Hg.): Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte. Frankfurt am Main/New York. S. 7-37.

Jetschke, Anja/Liese, Andrea (1998): Kultur im Aufwind. Zur Rolle von Bedeutungen, Werten und Handlungsrepertoires in den internationalen Beziehungen. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 5,1 (1998). S. 149-180.

Jetschke, Anja/Liese, Andrea (1999): Die kulturelle Prägung staatlicher Interessen und Handlungen. Anmerkungen zur sozialkonstruktivistischen Analyse von »Kultur« in den Internationalen Beziehungen. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 28,3 (1999). S. 285-300.

Joas, Hans (1996): Die Kreativität des Handelns. Frankfurt am Main.

Jordanova, Ludmilla (1998): Science and Nationhood. Cultures of Imagined Communities. In: Cubbit, Geoffrey (Hg.): Imagining Nations. Manchester/New York. S. 192-211.

Jørgensen, Knud (2001): Four Levels and a Discipline. In: Fierke, Karin/Jørgensen, Knud (Hg.): Constructing International Relations. The next Generation. New York. S. 36-53.

Jung, Kurt (Hg.) (1966): Weltgeschichte der Künste. Architektur, Städtebau, Malerei, Plastik, Graphik, Musik und Tanz, Theater. Berlin.

Jurt, Joseph (1979): Für eine Rezeptionssoziologie. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 3,1-2 (1979). S. 214-231.

Jurt, Joseph (1995): Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis. Darmstadt.

Kaiser, Karl (2006): Reaktionen der Welt auf die Aussenpolitik der USA. In: Wagner, Wolfgang/Hubel, Helmut et al. (Hg.): Jahrbuch internationale Politik 2003/2004. München. S. 33-42.

Kaiser, Karl/Mildenberger, Markus (1998): Gesellschaftliche Mittlerorganisationen. In: Eberwein, Wolf-Dieter/Kaiser, Karl (Hg.): Deutschlands neue Außenpolitik. Band 4. München. S. 199-214.

Kalberg, Stephen (1993): Cultural Foundations of modern Citizenship. In: Turner, Bryan (Hg.): Citizenship and Social Theory. London/Newbury Park/New Delhi. S. 91-114.

Kampschulte, Dennis (2006): Transatlantische Wahrnehmungsunterschiede im Umgang mit internationalen Konflikten? Zur Bedeutung der auswärtigen Kultur-, Bildungs- und Informationspolitik in Deutschland und den USA. Dissertation, Bundeswehr-Universität Hamburg.

Kanin, David (1980): The Olympic Boycott in diplomatic Context. In: Journal of Sport and Social Issues 4,1 (1980). S. 1-24.

Kant, Immanuel (1966): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: Kant, Immanuel: Werke in sechs Bänden. Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. Band 4. 2. Auflage. Darmstadt. S. 7-102.

Kant, Immanuel (1995): Kritik der Urteilskraft. Köln.

Kawamura, Yoko/Graeb-Könneker, Sebastian (2000): Sprachverbreitungspolitik Großbritanniens und Frankreichs in Japan. Zwei Fallstudien zur Steuerung internationaler Beziehungen durch Sprache. Tokio.

Keck, Otto (1991): Der neue Institutionalimus in der Theorie der Internationalen Politik. In: Politische Vierteljahresschrift 32,4 (1991). S. 635-653.

Kedourie, Elie (1993): Nationalism. 4. Auflage. Oxford/Cambridge.

Keller, Reiner (2005): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden.

Kemp, Martin (2000): The Oxford History of Western Art. Oxford/New York.

Kemp, Wolfgang (1987): Kunst wird gesammelt – Kunst kommt ins Museum. In: Busch, Werner/Schmoock, Peter (Hg.): Kunst. Die Geschichte ihrer Funktionen. Weinheim/Berlin. S. 153-177.

Keohane, Robert (1988): International Institutions: Two Approaches. In: International Studies Quarterly 32,4 (1988). S. 379-396.

Keohane, Robert (1989a): Neoliberal Institutionalism. A Perspective on World Politics. In: Keohane, Robert: International Institutions and State Power. Essays in International Relations Theory. Boulder/San Francisco/London. S. 1-20.

Keohane, Robert (1989b): The Demand for international Regimes. In: Krasner, Stephen (Hg.): International Regimes. 5. Auflage. Ithaca/London. S. 141-172.

Keohane, Robert/Nye, Joseph (2001): Power and Interdependence. World Politics in Transition. 3. Auflage. Boston.

Kertscher, Jens (2003): Wittgenstein – Austin – Derrida. »Performativität« in der sprachphilosophischen Diskussion. In: Kertscher, Jens/Mersch, Dieter (Hg.): Performativität und Praxis. München. S. 35-58.

Khademi, Mona (1999): The Importance of international Cultural Exchanges. Some normative Considerations. In: The Journal of Arts, Management, Law and Society 29,1 (1999). S. 47-53.

Kirchof, Edgar Roberto (2002): Umberto Ecos Ästhetik. In: Zibaldone. Zeitschrift für italienische Kultur der Gegenwart 33 (2002). S. 16-28.

Kiss, Gabor (1992): Nation als Formel für gesellschaftliche Einheitssymbolisierung. In: Gauger, Jörg-Dieter/Stagl, Justin (Hg.): Staatsrepräsentation. Berlin. S. 105-130.

Kistiakowsky, George Bogdan (1960): Science and Foreign Policy. In: Science 3406 (1960). S. 1019-1024.

Klompmaker-Böhm, Silke (2008): Deutsch-französische Städtepartnerschaften. Ihre Bedeutung im Kontext der Integrationsbemühungen der europä-

ischen Staaten. In: Schneider, Wolfgang (Hg.): Auswärtige Kulturpolitik. Bonn. S. 101-114.

Kloock, Ulrike (2008): Konflikte als Chance? Interkultureller Dialog in der deutsch-polnischen Jugendbegegnung. In: Schneider, Wolfgang (Hg.): Auswärtige Kulturpolitik. Essen. S. 131-141.

Klotz, Audie (1995): Norms in International Relations. The Struggle against Apartheid. Ithaca.

Knoblauch, Hubert (2006): Erving Goffman. Die Kultur der Kommunikation. In: Moebius, Stephan/Quadflieg, Dirk (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden. S. 157-169.

Knorr-Cetina, Karin (2002): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt am Main.

Kohler-Koch, Beate (1989): Zur Empirie und Theorie internationaler Regime. In: Kohler-Koch, Beate (Hg.): Regime in den internationalen Beziehungen. Baden-Baden. S. 17-88.

Kohn, Hans (1950): Die Idee des Nationalismus. Ursprung und Geschichte bis zur Französischen Revolution. Heidelberg.

Kolaja, Jiri (1957): Societal and Cultural Systems and their Integration. In: The Phylon Quarterly 18,3 (1957). S. 213-220.

Kölble, Thomas (1995): The New Institutionalism in Political Science and Sociology. In: Comparative Politics 27,2 (1995). S. 231-244.

Korch, Uwe (2000): Die Kultursprachen Europas. Eine Fallstudie zu Sprachpolitik und Sprachplanung der Europäischen Union. Aachen.

Kornelius, Stefan (2008): Musik zur Entspannung. Konzert in Nordkorea. <http://www.sueddeutsche.de/ausland/artikel/554/160118/> (26.02.2008).

Kostka, Alexandre (2005): Zwischen »feindlicher« und »freundlicher« Vermittlung. Deutsch-französische Kunstbeziehungen 1919-1937. In: Bock, Hans (Hg.): Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik. Kultureller Austausch und diplomatische Beziehungen. Tübingen. S. 229-250.

Kövecses, Zoltán (1976): Toward the Semantics of Sport. In: Semiotica 18,4 (1976). S. 313-338.

Koza, Ingeborg (2002): Deutsch-sowjetische Kontakte in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur 1963-1967. Eine Untersuchung zu den auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland. Münster.

Krah, Hans (2005): Einführung – Selbstreferenz und literarische Gattung. In: Zeitschrift für Semiotik 27,1-2 (2005). S. 3-22.

Kramer, Bernhard (2004): Die olympischen Kunstwettbewerbe von 1912 bis 1948. Ergebnisse einer Spurensuche. Weimar.

Kramer, Hilton (1975): Reconsiderations on the Art of Detente. In: New York Times vom 30.10.1975.

Kramer, Hilton (1977): Détente yields a dismal Show. In: New York Times vom 24.04.1977.

Kramer, Lloyd (1997): Historical Narratives and the Meaning of Nationalism. In: Journal of the History of Ideas 58,3 (1997). S. 525-545.

Krasner, Stephen (1976): State Power and the Structure of Foreign Trade. In: World Politics 28,3 (1976). S. 317-343.

Krasner, Stephen (1988): Souvereignty. An Institutional Perspective. In: Comparative Political Studies 21,1 (1988). S. 66-94.

Krasner, Stephen (1989a): Regimes and the Limits of Realism. Regimes as autonomous Variables. In: Krasner, Stephen (Hg.): International Regimes. 5. Auflage. Ithaca/London. S. 355-368.

Krasner, Stephen (1989b): Structural Causes and Regime Consequences. Regimes as intervening Variables. In: Krasner, Stephen (Hg.): International Regimes. 5. Auflage. Ithaca/London. S. 1-22.

Krasner, Stephen (1999): Sovereignty: Organized Hypocrisy. Princeton.

Kratochwil, Friedrich (1986): Of Systems, Boundaries, and Territoriality. An Inquiry into the Formation of the State System. In: World Politics 39,1 (1986). S. 27-52.

Kratochwil, Friedrich (1988): Regimes, Interpretation and the »Science« of Politics. A Reappraisal. In: Millennium 17,2 (1988). S. 263-284.

Kratochwil, Friedrich (1989): Rules, Norms, and Decisions. On the Conditions of practical and legal Reasoning in international Relations and domestic Affairs. Cambridge.

Kratochwil, Friedrich (1993): The Embarrassment of Changes. Neo-realism as the Science of Realpolitik without Politics. In: Review of International Studies 19,1 (1993). S. 63-80.

Kratochwil, Friedrich (2001): Constructivism as an Approach to Interdisciplinary Study. In: Fierke, Karin/Jørgensen, Knud (Hg.): Constructing International Relations. The next Generation. New York. S. 13-35.

Kretzenbacher, Heinz (1992): Der »erweiterte« Kulturbegriff in der außenkulturpolitischen Diskussion der Bundesrepublik Deutschland. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 18 (1992). S. 170-196.

Kroeber, Alfred/Kluckhohn, Clyde (1963): Culture. A critical Review of Concepts and Definitions. New York.

Kropke, Robert (1978): International Sports and the Social Sciences. In: Hart, Marie (Hg.): Sport in the sociocultural Process. 2. Auflage. Dubuque. S. 317-327.

Krüger, Arnd (1993): On the Origin of the Notion that Sport serves as a Means of national Representation. In: History of European Ideas 16,4-6 (1993). S. 863-869.

Krüger, Arnd (1999): The unfinished Symphony. A History of the Olympic Games from Coubertin to Samaranch. In: Riordan, James/Krüger, Arnd (Hg.): The International Politics of Sport in the 20th Century. London/New York. S. 3-27.

Krüger, Arndt (1995): Noch ausbaufähig. Deutsch-kanadischer Schüler- und Studentenaustausch. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 45,1 (1995). S. 227-231.

Kruger, Loren (1992): The national Stage. Theatre and Cultural Legitimation in England, France, and America. Chicago/London.

Krüger-Potratz, Marianne (1996): Zwischen Weltfrieden und Stammesversöhnung. Ein Kapitel aus der Geschichte des internationalen Schüleraustauschs. In: Bildung und Erziehung 49,1 (1996). S. 27-43.

Kuhn, Thomas (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main.

Kühnhardt, Ludger (1991): Die Universalität der Menschenrechte. 2. Auflage. Bonn.

Kuntz, Eva Sabine/Womela, Piotr (2004): DFJW und DPJW – die Jugendwerke in den neuen Mitgliedstaaten. Europäisches Bewusstsein gemeinsam erfahrbar machen. In: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog 3 (2004). S. 31-36.

Laclau, Ernesto (1996): Universalism, Particularism, and the Question of Identity. In: Wilmsen, Edwin/McAllister, Patrick (Hg.): The Politics of Difference. Ethnic Premises in a World of Power. Chicago/London. S. 45-58.

Laffey, Mark/Weldes, Jutta (1997): Beyond Belief. Ideas and Symbolic Technologies in the Study of International Relations. In: European Journal of International Relations 3,2 (1997). S. 193-237.

Lanfranchi, Pierre (1994): Exporting Football. Notes on the Development of Football in Europe. In: Giulianotti, Richard/Williams, John (Hg.): Game without Frontiers. Football, Identity and Modernity. Aldershot/ Brookfield. S. 23-46.

Langer, Josef (2000): Talcott Parsons´ Kulturkonzept. In: Staubmann, Helmut/Wenzel, Harald (Hg.): Talcott Parsons. Zur Aktualität eines Theorieprogramms. Wiesbaden. S. 257-284.

Lapid, Yosef (1989): The Third Debate. On the Prospects of International Theory in a Post-Positivist Era. In: International Studies Quarterly 33,3 (1989). S. 235-254.

Lapid, Yosef/Kratochwil, Friedrich (1996): Revisiting the »National«. Toward an Identity Agenda in Neorealism? In: Lapid, Yosef/Kratochwil, Friedrich (Hg.): The Return of Culture and Identity in International Relations Theory. Boulder/London. S. 105-128.

Larsen, Svend Erik (1998): Saussure und seine Nachfolger. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 2. Berlin/New York. S. 2040-2073.

Latour, Bruno (2002): Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt am Main.

Lawrence, Paul (2005): Nationalism. History and Theory. Harlow.

Layne, Christopher (1993): The unipolar Illusion. Why New Great Powers will rise. In: International Security 17,4 (1993). S. 5-51.

Leach, Edmund (1978): Kultur und Kommunikation. Zur Logik symbolischer Zusammenhänge. Frankfurt am Main.

Lenk, Hans (1993): Interpretationskonstrukte. Zur Kritik der interpretatorischen Vernunft. Frankfurt am Main.

Leopold, Silke (2006): The Idea of National Opera, c. 1800. In: Blanning, Tim/Schulze, Hagen (Hg.): Unity and Diversity in European Culture c. 1800. Oxford. S. 19-34.

Lepenies, Wolf (2006): Kultur und Politik. Deutsche Geschichten. Bonn.

Levermore, Roger (2004): Sports Role in constructing the »Inter-State« Worldview. In: Levermore, Roger/Budd, Adrian (Hg.): Sport and International Relations. An Emerging Relationship. London. S. 16-30.

Lewis, Thomas (1985): Review: Semiotics and Interpretation. Before or After the Fact? Umberto Eco´s Semiotics and the Philosophy of Language In: Poetics Today 6,3 (1985). S. 503-520.

Lidchi, Henrietta (1997): The Poetics and the Politics of Exhibiting other Cultures. In: Hall, Stuart (Hg.): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London/Thousand Oaks/New Delhi. S. 151-208.

Liebs, Holger (2004): Das Schlangenritual. Das Warten auf MoMA: Bevor die Schau des Museum of Modern Art am Sonntag endet, können geduldige Besucher rund um die Uhr Kunst genießen. <http://www.sueddeutsche.de/kultur/artikel/416/39377/> (06.05.2008).

Lill, Johannes (1997): Die Beziehungen zwischen der DDR und Italien in den 50er Jahren. In: Guiotto, Maddalena/Lill, Johannes (Hg.): Italia – Germania / Deutschland – Italien 1948-1958. Riavvicinamenti – Wiederannäherungen. Florenz. S. 161-193.

Lill, Johannes (2001): Völkerfreundschaft im Kalten Krieg? Die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen der DDR zu Italien 1949-1973. Frankfurt.

Lindemann, Hans (1974): Auswärtige Kulturpolitik der DDR. Die kulturelle Abgrenzung der DDR von der Bundesrepublik Deutschland. Bonn.

Lindemann, Hans (1986): Die Kulturbeziehungen zwischen Ost und West im KSZE-Prozeß. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 24-25 (1986). S. 33-45.

Lindemann-Macha, Ilse (1995): Momentaufnahme der deutsch-kanadischen Kulturbeziehungen. Kulturvermittlung ohne Propaganda. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 45,2 (1995). S. 181-185.

Lindner, Rolf (2003): Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts. In: Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart (Hg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. 2. Auflage. Freiburg. S. 75-96.

Link, Werner (1981): Thesen über Mittlerorganisationen in den deutschen auswärtigen Kulturbeziehungen. In: Düwell, Kurt/Link, Werner (Hg.): Deutsche Auswärtige Kulturpolitik seit 1871. Geschichte und Struktur. Köln/Wien. S. 262-278.

Lippert, Barbara (2007): Europäische Nachbarschaftspolitik. In: Weidenfeld, Werner/Wessels, Wolfgang (Hg.): Europa von A bis Z. Taschenbuch der europäischen Integration. Berlin. S. 163-167.

Lippmann, Walter (1964): Die öffentliche Meinung. München.

Littmann, Ulrich (1981): Neue Strukturen des akademischen Austausches nach 1945. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 31,2 (1981). S. 207-218.

Litzke, Renate (1999): Erinnerungen an die Arbeit in der Liga für Völkerfreundschaft. In: Röseberg, Dorothee (Hg.): Frankreich und »Das andere Deutschland«. Tübingen. S. 399-400.

Loland, Sigmund (1995): Coubertin´s Olympism from the Perspective of the History of Ideas. In: Olympika 4 (1995). S. 49-78. <http://www.aafla.org/SportsLibrary/Olympika/Olympika_1995/olympika0401e.pdf> (27.08.2007).

Lorusso, Anna Maria (2008): Umberto Eco. Temi, Problemi e Percorsi semiotici. Rom.

Lotter, Konrad (1996): Ästhetik des Nationalen. Entstehung und Entwicklung der nationalen Ästhetik in Deutschland 1770 bis 1830. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 41,2 (1996). S. 205-232.

Lüddemann, Stefan (2007): Mit Kunst kommunizieren. Theorien, Strategien, Fallbeispiele. Wiesbaden.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (1989): Individuum, Individualität, Individualismus. In: Luhmann, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 3. Frankfurt am Main. S. 149-258.

Luhmann, Niklas (1991): Soziologie als Theorie sozialer Systeme. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Band 1. 6. Auflage. Opladen. S. 113-135.

Luhmann, Niklas (1993): Selbstreferenz und Teleologie in gesellschaftstheoretischer Perspektive. In: Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 2. Frankfurt am Main. S. 9-44.

Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Band 1. Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (1998): Der Staat des politischen Systems. In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main. S. 345-381.

Luhmann, Niklas (2000): Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (2004): Sinn, Selbstreferenz und soziokulturelle Evolution. In: Burkart, Günter/Runkel, Gunter (Hg.): Luhmann und die Kulturtheorie. Frankfurt am Main. S. 241-289.

Lutzmann, Eva/Schneider, Gerald (2005): Global Players. Die Auswärtige Kulturpolitik Frankreichs, Großbritanniens, Italiens, Portugals und Spaniens. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 291-300.

Maack, Mary Niles (2001): Books and Libraries as Instruments of Diplomacy in Francophone Africa during the Cold War. In: Libraries & Culture 36,1 (2001). S. 58-86.

Maass, Harald (2008): Gershwin im Reich des Bösen. <http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/musik/?sid=e3b4eb940d8ce4457bc896c6c7cfcad0&em_cnt=1294017> (26.02.2008).

Maaß, Kurt-Jürgen (2005a): Das deutsche Modell. Die Mittlerorganisationen. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 205-214.

Maaß, Kurt-Jürgen (2005b): Grenzenlos aktiv. Der Beitrag der Gemeinden. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 201-204.

MacLeod, Roy (2000): Der wissenschaftliche Internationalismus in der Krise. Die Akademien der Alliierten und ihre Reaktion auf den Ersten Weltkrieg. In: Fischer, Wolfram (Hg.): Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914-1945. Berlin. S. 317-349.

Maguire, Joseph (1995): Sportization Processes. Emergence, Diffusion and Globalization. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 21,3 (1995). S. 577-595.

Mai, Ekkehard (1981): Präsentation und Repräsentativität – interne Probleme deutscher Kunstausstellungen im Ausland (1900-1930). In: Zeitschrift für Kulturaustausch 31,1 (1981). S. 107-123.

Mai, Ekkehard (1986): Expositionen. Geschichte und Kritik des Ausstellungswesens. München/Berlin.

Mai, Ekkehard/Paret, Peter (1993): Mäzene, Sammler und Museen. Problematisches zur Einleitung. In: Mai, Ekkehard/Paret, Peter (Hg.): Sammler, Stifter und Museen. Kunstförderung in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien. S. 1-11.

Mallin, Jay (2004): Salvador–Honduras War, 1969. The »Soccer War«. <http://www.au.af.mil/au/cadre/aspj/airchronicles/aureview/1970/mar-apr/mallin.html> (27.05.2009).

Mallinckrodt, Anita (1980): Die Selbstdarstellung der beiden deutschen Staaten im Ausland. »Image-Bildung«. Köln.

Mann, Michael (1992): The Emergence of modern European Nationalism. In: Hall, John/Jarvie, Ian (Hg.): Transition to Modernity. Essays on Power, Wealth and Belief. Cambridge. S. 137- 165.

Mann, Michael (1998): Geschichte der Macht. Die Entstehung von Klassen und Nationalstaaten. Band 3. Frankfurt/New York.

Mannheim, Karl (1932): Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt. Tübingen.

Manz, Viviane (2002): Sprachenvielfalt und Europäische Union. Sprachenrecht im Spannungsfeld von Wirtschaft, Politik und Kultur. Zürich/Basel/Genf.

March, James/Olsen, Johan (1984): The new Institutionalism. Organizational Factor in Political Life. In: American Political Science Review 78,3 (1984). S. 734-749.

March, James/Olsen, Johan (1989): Rediscovering Institutions. The Organizational Basis of Politics. New York/Don Mills.

March, James/Olsen, Johan (1998): The institutional Dynamics of international Political Orders. In: International Organization 52,4 (1998). S. 943-969.

Mark, Simon (2008): A Comparative Study of the Cultural Diplomacy of Canada, New Zealand and India. Auckland. <http://researchspace.auckland.ac.nz/bitstream/2292/2943/9/02whole.pdf> (15.11.2008).

Marostica, Ana (1993): Abduction. The creative Process. In: Jorna, René (Hg.): Signs, Search and Communication. Semiotic Aspects of Artificial Intelligence. Berlin/New York. S. 134-150.

Marti, Urs (2003): Souveränität und Globalisierung. In: Kohler, Georg/Marti, Urs (Hg.): Konturen der neuen Welt(un)ordnung. Beiträge zu einer Theorie der normativen Prinzipien internationaler Politik. Berlin/New York. S. 165-188.

Martini, Magda (2007): La Cultura all´Ombra del Muro. Relazioni culturali tra Italia e DDR (1949-1989). Bologna.

Marx, Anthony (2002): The Nation-State and its Exclusions. In: Political Science Quarterly 117,1 (2002). S. 103-126.

Marx, Karl/Engels, Friedrich (1959): Die deutsche Ideologie. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke. Band 3. Berlin. S. 9-530.

Masala, Carlo (2005): Kenneth N. Waltz. Einführung in seine Theorie und Auseinandersetzung mit seinen Kritikern. Baden-Baden.

Maurer, Urs (2004): Wirbel um »Swiss-Swiss Democracy«. Eine Ausstellung des Schweizer Künstlers Thomas Hirschhorn im Centre Culturel Suisse in Paris erhitzt die Gemüter in der Schweiz. <http://www.swissinfo.org/sde/swissinfo.html?siteSect=107&sid=5386341> (01.04.2006).

Mayall, James (1990): Nationalism and international Society. Cambridge.

Mayall, James (1999): Sovereignty, Nationalism, and Self-determination. In: Jackson, Robert (Hg.): Sovereignty at the Millennium. Malden/Oxford. S. 52-80.

Mayall, James (2000): World Politics. Progress and its Limits. Cambridge.

Mayer, Peter (2003): Die Epistemologie der Internationalen Beziehungen. Anmerkungen zum Stand der »Dritten Debatte«. In: Hellmann, Gunther/Wolf, Klaus-Dieter/Zürn, Michael (Hg.): Die neuen Internationalen Beziehungen. Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland. Baden-Baden. S. 47-98.

McCormick, Peter (1979): The Concept of the Self in Political Thought. In: Canadian Journal of Political Science / Revue canadienne de science politique 12,4 (1979). S. 689-725.

McCrone, David (1998): The Sociology of Nationalism. Tomorrow´s Ancestors. London/New York.

McGuigan, Jim (2003): Cultural Policy Studies. In: Lewis, Justin (Hg.): Critical Cultural Policy Studies. A Reader. Blackwell. S. 23-42.

McHenry, Dean (1980): The Use of Sports in Policy Implementation. The Case of Tanzania. In: The Journal of Modern African Studies 18,2 (1980). S. 237-256.

McIntosh, Peter (1978): Sport, Politics and Internationalism. In: Hart, Marie (Hg.): Sport in the sociocultural Process. 2. Auflage. Dubuque. S. 294-305.

McMurry, Ruth/Lee, Muna (1947): The cultural Approach. Another Way in international Relations. Chapel Hill.

McSweeney, Bill (1999): Security, Identity, and Interests. A Sociology of International Relations. Cambridge.

Mearsheimer, John (1995): The False Promise of international Institutions. In: International Security 19,3 (1995). S. 5-49.

Mearsheimer, John (2001): The Tragedy of Great Power Politics. New York/London.

Meinel, Christoph (1983): Nationalismus und Internationalismus in der Chemie des 19. Jahrhunderts. In: Dilg, Peter (Hg.): Perspektiven der Pharmaziegeschichte. Festschrift für Rudolf Schmitz zum 65. Geburtstag. Graz. S. 225-242.

Meissner, Werner (2002): Cultural Relations between China and the Member States of the European Union. In: The China Quarterly 169 (2002). S. 181-203.

Menke, Christoph/Pollmann, Arnd (2007): Philosophie der Menschenrechte zur Einführung. Hamburg.

Merritt, Richard (1965): Politics, Theater, and the East-West Struggle. The Theater as a Cultural Bridge in West Berlin, 1948-61. In: Political Science Quarterly 80,2 (1965). S. 186-215.

Merton, Robert (1968): Social Theory and Social Structure. New York.

Metzinger, Udo (2005): Hegemonie und Kultur. Die Rolle kultureller Soft-Power in der US-Außenpolitik. Frankfurt am Main.

Metzler, Gabriele (2002): Nationalismus und Internationalismus in der Physik des 20. Jahrhunderts. Das deutsche Beispiel. In: Jessen, Ralph/Vogel, Jakob (Hg.): Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte. Frankfurt am Main/New York. S. 285-309.

Meyer, John/Rowan, Brian (1977): Institutionalized Organizations. Formal Structure as Myth and Ceremony. In: American Journal of Sociology 83,2 (1977). S. 340-363.

Miller, Clark (2006): »An Effective Instrument Of Peace«. Scientific Cooperation as an Instrument of U.S. Foreign Policy, 1938–1950. In: Osiris 21 (2006). S. 133–160.

Milliken, Jennifer (1999): The Study of Discourse in International Relations. A Critique of Research and Methods. In: European Journal of International Relations 5,2 (1999). S. 225-254.

Milner, Helen (1993): The Assumption of Anarchy in International Relations Theory. A Critique. In: Baldwin, David (Hg.): Neorealism and Neoliberalism. The Contemporary Debate. New York. S. 143-169.

Mintzel, Alf (1993): Kultur und Gesellschaft. Der Kulturbegriff in der Soziologie. In: Hansen, Klaus (Hg.): Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Tübingen. S. 171-199.

Mitchell, John (1986): International Cultural Relations. London.

Mitrany, David (1966): A working Peace System. Chicago.

Mitrany, David (1971): The Functional Approach in historical Perspective. In: International Affairs 47,3 (1971). S. 532-543.

Mitrany, David (1975): The Functional Theory of Politics. New York.

Möllering, Guido (2005): Understanding Trust from the Perspective of Sociological Institutionalism. The Interplay of Institutions and Agency. Köln.

Morgan, William (1995): Cosmopolitanism, Olympism, and Nationalism. A Critical Interpretation of Coubertin´s Ideal of International Sporting Life. In: Olympika 4 (1995). S. 79-92. <http://www.aafla.org/SportsLibrary/Olympika/Olympika_1995/olympika0401e.pdf> (27.08.2007).

Morris, Charles (1973): Zeichen, Sprache und Verhalten. Düsseldorf.

Morris, Charles (1977): Die pragmatische Bewegung in der amerikanischen Philosophie. In: Charles Morris: Pragmatische Semiotik und Handlungstheorie. Frankfurt am Main. S. 193-298.

Möseneder, Karl (1993): Kulturgeschichte und Kunstwissenschaft. In: Hansen, Klaus (Hg.): Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Tübingen. S. 59-81.

Mukarovský, Jan (1967): Kapitel aus der Poetik. Frankfurt am Main.

Mukarovský, Jan (1970): Kapitel aus der Ästhetik. Frankfurt am Main.

Mukarovský, Jan (1974): Studien zur strukturalistischen Ästhetik und Poetik. München.

Mukarovský, Jan (1989): Kunst, Poetik, Semiotik. Frankfurt am Main.

Mulcahy, Kevin (1999): Cultural Diplomacy and the Exchange Programs: 1938-1978. In: The Journal of Arts, Management, Law and Society 29,1 (1999). S. 7-29.

Müller, Guido (2005): Deutsche Kunstwerke für das Ausland. Theodor Heuss und die Dankspende des Deutschen Volkes 1951-1956. In: Paulmann, Johannes (Hg.): Auswärtige Repräsentationen. Deutsche Kulturdiplomatie nach 1945. Köln/Weimar/Wien. S. 35-44.

Müller, Hans-Harald (2000): Eco zwischen Autor und Text. Eine Kritik von Umberto Ecos Interpretationstheorie. In: Kindt, Tom/Müller, Hans-Harald (Hg.): Ecos Echos. Das Werk Umberto Ecos: Dimensionen, Rezeptionen, Kritiken. München. S. 135-148.

Müller, Harald (1993): Die Chance der Kooperation. Regime in den internationalen Beziehungen. Darmstadt.

Münch, Richard (1996): Autopoiesis per Definition. In: Preyer, Gerhard/Peter, Georg/Ulfig, Alexander (Hg.): Protosoziologie im Kontext. »Lebenswelt« und »System« in Philosophie und Soziologie. Würzburg. S. 347-356.

Murray, Bill (1999): FIFA. In: Riordan, James/Krüger, Arnd (Hg.): The International Politics of Sport in the 20th Century. London/New York. S. 28-47.

Nafziger, James (1992): International Sports Law. A Replay of Characteristics and Trends. In: The American Journal of International Law 86,3 (1992). S. 489-518.

Neufeld, Mark (1993): Interpretation and the »Science« of International Relations. In: Review of International Studies 19,1 (1993). S. 39-61.

Neugart, Felix (2007): Mittelmeerpolitik. In: Weidenfeld, Werner/Wessels, Wolfgang (Hg.): Europa von A bis Z. Taschenbuch der europäischen Integration. Berlin. S. 315-317.

Niebling, Ursula (2002): 100 El Salvador / Honduras »(Fußballkrieg«). Hamburg. <http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege/100_elsalvador-honduras.htm> (15.01.2008).

Nietzsche, Friedrich (1955): Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemäße Betrachtungen. Stuttgart. S. 603-622.

Ninkovich, Frank (1981): The Diplomacy of Ideas. US Foreign Policy and Cultural Relations. Cambridge.

Nora, Pierre (1998): Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt am Main.

Nöth, Winfried (2000): Handbuch der Semiotik. 2. Auflage. Stuttgart.

Nöth, Winfried (2002a): Paradigmen des Dualismus »Kultur vs. Natur« und Ansätze zu dessen Dekonstruktion. In: Helduser, Ute/Schwietring, Thomas (Hg.): Kultur und ihre Wissenschaft: Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis. Konstanz. S. 49-68.

Nöth, Winfried (2002b): Umberto Ecos Beitrag zur Semiotik. In: Zibaldone. Zeitschrift für italienische Kultur der Gegenwart 33 (2002). S. 40-55.

Nöth, Winfried (2007): Self-Reference in the Media. The Semiotic Framework. In: Nöth, Winfried/Bishara, Nina (Hg.): Self-Reference in the Media. Berlin/New York. S. 3-30.

Nötzold, Jürgen (1988): Die deutsch-sowjetischen Wissenschaftsbeziehungen im Rahmen des politischen Geschehens. In: Osteuropa 38,10 (1988). S. 902-914.

Nye, Joseph (2004): Soft Power. The Means to Success in World Politics. New York.

Nye, Joseph/Keohane, Robert (1971): Transnational Relations and World Politics. Introduction. In: International Organization 25,3 (1971). S. 329-349.

Nye, Russel (1970): The unembarrassed Muse. The Popular Arts in America. New York.

Oehler, Klaus (1995): Idee und Grundriß der Peirceschen Semiotik. In: Oehler, Klaus: Sachen und Zeichen. Zur Philosophie des Pragmatismus. Frankfurt am Main. S. 77-93.

Olsen, Bjørnar (2006): Scenes from a troubled Engagement. Post-Structuralism and material Culture Studies. In: Tilley, Christopher/Keane, Webb et al. (Hg.): Handbook of material Culture. London/Thousand Oaks/New Delhi. S. 85-103.

Onuf, Nicholas (1989): World of Our Making. Rules and Rule in Social Theory and International Relations. Columbia.

Onuf, Nicholas (1998): Constructivism. A User´s Manual. In: Kubálková, Vendulka/Onuf, Nicholas/Kowert, Paul (Hg.): International Relations in a constructed World. Armonk. S. 58-78.

Ort, Claus-Michael (2003): Kulturbegriffe und Kulturtheorien. In: Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (Hg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart/Weimar. S. 19-38.

Ort, Claus-Michael (2005): Die Kontingenz der Oper. Zur Funktion musikdramatischer Selbstreferenz. In: Zeitschrift für Semiotik 27,1-2 (2005). S. 87-115.

Osiander, Andreas (2001): Sovereignty, international Relations, and the Westphalian Myth. In: International Organization 55,2 (2001). S. 251-287.

Otten, Henrik/Treuheit, Werner (Hg.) (1994): Interkulturelles Lernen in Theorie und Praxis. Ein Handbuch für Jugendarbeit und Weiterbildung. Opladen.

Owen, David (2002): Re-orienting International Relations. On Pragmatism, Pluralism and Practical Reasoning. In: Millennium 31,1 (2002). S. 653-673.

Oye, Kenneth (1986): Explaining Cooperation under Anarchy. Hypotheses and Strategies. In: Oye, Kenneth (Hg.): Cooperation under Anarchy. Princeton. S. 1-24.

Özkirimli, Umut/Grosby, Steven (2007): Nationalism Theory Debate: The Antiquity of Nations? In: Nations and Nationalism 13,3 (2007). S. 523-537.

Paetzold, Heinz (1998): Cassirer und seine Nachfolger. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 2. Berlin/New York. S. 2191-2197.

Pape, Helmut (1998): Peirce and his Followers. In: Posner, Roland/ Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 2. Berlin/New York. S. 2016-2039.

Parsons, Talcott/Shils, Edward (1962): Values, Motives, and Systems of Action. In: Parsons, Talcott/Shils, Edward (Hg.): Toward a general Theory of Action. Cambridge. S. 47-278.

Partsch, Karl Josef (1994): Schutz von Kulturgut. In: Fleck, Dieter (Hg.): Handbuch des humanitären Völkerrechts in bewaffneten Konflikten. München. S. 306-326.

Passin, Herbert (1963): China´s Cultural Diplomacy. New York.

Passmore, Kevin/Berger, Stefan/Donovan, Mark (1999): Historians and the Nation-State. In: Berger, Stefan/Donovan, Mark/Passmore, Kevin (Hg.): Writing National Histories. Western Europe since 1800. London/New York. S. 281-304.

Patron, Marie-Claire (2007): Culture and Identity in Study abroad Contexts. After Australia, French without France. Oxford.

Pavlicic, Pavao (1993): What is the Purpose of Autoreferentiality? In: Neohelicon 20,1 (1993). S. 97-106.

Peirce, Charles (1965): Collected Papers. Band 1-8. Cambridge.

Peise, Robert (2003): Ein Kulturinstitut für Europa. Untersuchungen zur Institutionalisierung kultureller Zusammenarbeit. Frankfurt am Main.

Perpeet, Wilhelm (1984): Zur Wortbedeutung von Kultur. In: Brackert, Helmut/Wefelmeyer, Fritz (Hg.): Naturplan und Verfallskritik. Zu Begriff und Geschichte der Kultur. Frankfurt am Main. S. 21-28.

Petrowa, Jewgenija (1994): Kunst aus umstrittener Zeit. In: Gaßner, Hubertus/Schleier, Irmgard/Stengel, Karin (Hg.): Agitation zum Glück. Sowjetische Kunst der Stalinzeit. Bremen. S. 14-16.

Pfeiffer, Rolf (1987): Sport und Politik. Die Boykottdiskussionen um die Olympischen Spiele von Mexiko City 1968 bis Los Angeles 1984. Frankfurt am Main.

Philpott, Daniel (1997): Ideas and the Evolution of Sovereignty. In: Hashmi, Sohail (Hg.): State Sovereignty, Change and Persistence in International Relations. University Park. S. 15-48.

Piepmeier, Rainer (1981): Zu einer nachästhetischen Philosophie der Kunst. In: Oelmüller, Willi (Hg.): Kolloquium Kunst und Philosophie. Ästhetische Erfahrung. Band 1. Paderborn/München/Wien/Zürich. S. 111-125.

Pitzke, Marc (2007): Diplomatie mit George Gershwin. <http://www.spiegel.de/kultur/musik/0,1518,522807,00.html> (12.12.2007).

Plessner, Helmuth (1956): Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft. In: Wissenschaft und Weltbild 9 (1956). S. 262-274.

Plessner, Helmuth (1967): Spiel und Sport. In: Plessner, Helmuth/Bock, Hans-Erhard/Grupe, Ommo (Hg.): Sport und Leibeserziehung. Sozialwissenschaftliche, pädagogische und medizinische Beiträge. München. S. 17-27.

Plum, Jacqueline (2007): Französische Kulturpolitik in Deutschland 1945-1955. Jugendpolitik und internationale Begegnungen als Impulse für Demokratisierung und Verständigung. Wiesbaden. <http://hss.ulb.uni-bonn.de/diss_online/phil_fak/2005/plum_jacqueline> (23.06.2008).

Poggi, Gianfranco (1990): The State. It`s Nature, Development, and Prospects. Stanford.

Pomian, Krzysztof (1990): Museum und kulturelles Erbe. In: Korff, Gottfried/Roth, Martin (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt am Main/New York/Paris. S. 41-64.

Pommerin, Reiner (1979): Die Gründung des Germanischen Museums an der Harvard-Universität. Zur Geschichte deutscher Kulturpolitik in den USA unter Kaiser Wilhelm II. In: Archiv für Kulturgeschichte 61 (1979). S. 420-430.

Poole, Ross (1999): Nation and Identity. London/New York.

Posen, Barry (1993a): Nationalism, the Mass Army, and Military Power. In: International Security 18,2 (1993). S. 80-124.

Posen, Barry (1993b): The Security Dilemma and Ethnic Conflict. In: Survival 35,1 (1993). S. 27-47.

Pöthig, Charis (2000): Italien und die DDR. Die politischen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen von 1949 bis 1980. Frankfurt am Main.

Power, Marcus/Crampton, Andrew (Hg.) (2007): Cinema and Popular Geo-Politics. London/New York.

Preuß, Ulrich (2007): Souveränität. Zwischenbemerkungen zu einem Schlüsselbegriff des Politischen. In: Stein, Tine/Buchstein, Hubertus/Offe, Claus (Hg.): Souveränität, Recht, Moral. Die Grundlagen politischer Gemeinschaft. Frankfurt am Main/New York. S. 313-336.

Prevots, Naima (1998): Dance for Export. Cultural Diplomacy and the Cold War. Middletown.

Preyer, Gerhard (1996): System-, Medien- und Evolutionstheorie. Zu Niklas Luhmanns Ansatz. In: Preyer, Gerhard/Peter, Georg/Ulfig, Alexander (Hg.): Protosoziologie im Kontext. »Lebenswelt« und »System« in Philosophie und Soziologie. Würzburg. S. 302-346.

Proctor, James (1998): The social Construction of Nature. Relativist Accusations, Pragmatist and Critical Realist Responses. In: Annals of the Association of American Geographers 88,3 (1998). S. 352-376.

Proni, Giampaolo (1998): The Position of Eco. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 2. Berlin/New York. S. 2311-2320.

Prösler, Martin (1996): Museums and Globalization. In: Macdonald, Sharon/Fyfe, Gordon (Hg.): Theorizing Museums. Representing Identity and Diversity in a changing World. Oxford. S. 21-44.

Puchala, Donald/Hopkins, Raymond (1989): International Regimes. Lessons from inductive Analysis. In: Krasner, Stephen (Hg.): International Regimes. 5. Auflage. Ithaca/London. S. 61-92.

Quenzel, Gudrun (2005): Konstruktionen von Europa. Die europäische Identität und die Kulturpolitik der Europäischen Union. Bielefeld.

Rabinow, Paul/Sullivan, William (1987): The Interpretive Turn. A second Look. In: Rabinow, Paul/Sullivan, William (Hg.): Interpretive Social

Science. A second Look. 2. Auflage. Berkeley/Los Angeles/London. S. 1-30.

Rana, Kishan (2000): Inside Diplomacy. Neu Delhi.

Ratliff, William (1969): Chinese Communist Cultural Diplomacy toward Latin America. 1949-1960. In: The Hispanic American Historical Review 49,1 (1969). S. 53-79.

Rausch, Ulrike (1998): Transnationale Politik. In: Nohlen, Dieter (Hg.): Lexikon der Politik. Band 7. München. S. 650-651.

Reckwitz, Andreas (1999): Praxis – Autopoiesis – Text. Drei Versionen des Cultural Turn in der Sozialtheorie. In: Reckwitz, Andreas/Sievert, Holger (Hg.): Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen/Wiesbaden. S. 19-49.

Reckwitz, Andreas (2002): The Status of the »Material« in Theories of Culture. From »Social Structure« to »Artefacts«. In: Journal for the Theory of Social Behaviour 32,2 (2002). S. 195-217.

Reckwitz, Andreas (2004): Die Politik der Moderne aus kulturtheoretischer Perspektive. Vorpolitische Sinnhorizonte des Politischen, symbolische Antagonismen und das Regime der Gouvernementalität. In: Schwelling, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen. Wiesbaden. S. 33-56.

Reckwitz, Andreas (2006): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. 2. Auflage. Weilerswist.

Reeves, Julie (2004): Culture and International Relations. Narratives, Natives and Tourists. London/New York.

Regelsberger, Elfriede (2007): Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik. In: Weidenfeld, Werner/Wessels, Wolfgang (Hg.): Europa von A bis Z. Taschenbuch der europäischen Integration. Berlin. S. 265-271.

Rehberg, Karl-Siegbert (1994): Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen. In: Göhler, Gerhard (Hg.): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie. Baden-Baden. S. 47-84.

Rehberg, Karl-Siegbert (2002): Institutionen, Kognitionen und Symbole. Institutionen als symbolische Verkörperungen. In: Maurer, Andrea/Schmid, Michael (Hg.): Neuer Institutionalismus. Zur soziologischen Erklärung von Organisation, Moral und Vertrauen. Frankfurt am Main/New York. S. 39-56.

Reichertz, Jo (2003): Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden.

Renan, Ernest (1967): Was ist eine Nation? In: Vogt, Hannah (Hg.): Nationalismus gestern und heute. Opladen. S. 137-143.

Renteln, Alison (1990): International Human Rights. Universalism versus Relativism. Newbury Park.

Richard, Pamela Spence (2001): Cold War Librarianship. Soviet and American Library Activities in Support of national Foreign Policy, 1946-1991. In: Libraries & Culture 36,1 (2001). S. 193-203.

Richter, Ernesto/Beverly, John et al. (1980): Social Classes, Accumulation, and the Crisis of »Overpopulation« in El Salvador. In: Latin American Perspectives 7,2-3 (1980). S. 114-139.

Ricœur, Paul (1979): The Model of the Text. Meaningful Action considered as a Text. In: Rabinow, Paul/Sullivan, William (Hg.): Interpretive Social Science. A Reader. Berkeley/Los Angeles/London. S. 73-102.

Riedel, Manfred (1988): Die Universalität der europäischen Wissenschaft als begriffs- und wissenschaftsgeschichtliches Problem. In: Riedel, Manfred: Für eine zweite Philosophie. Vorträge und Abhandlungen. Frankfurt am Main. S. 30-55.

Riese, Hans-Peter (2004): Meißen am Mississippi. Sächsische Barockherrlichkeit in der amerikanischen Provinz. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 01.03.2004.

Ringmar, Erik (1996): On the ontological Status of the State. In: European Journal of International Relations 2,4 (1996). S. 439-466.

Riordan, James (1999): The Impact of Communism on Sport. In: Riordan, James/Krüger, Arnd (Hg.): The International Politics of Sport in the 20th Century. London/New York. S. 48-66.

Riordan, Shaun (2005): Dialogue-based Public Diplomacy. A New Foreign Policy Paradigm? In: Melissen, Jan (Hg.): The New Public Diplomacy. Soft Power in International Relations. Basingstoke/New York. S. 180-195.

Risse, Thomas (2000): Let´s argue! Communicative Action in World Politics. In: International Organization 54,1 (2000). S. 1-39.

Risse, Thomas (2004): Kontinuität durch Wandel: Eine »neue« deutsche Außenpolitik? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 11 (2004). S. 24-31.

Rittberger, Volker/Andrei, Verena (2005): Macht, Profit und Interessen. Auswärtige Kulturpolitik und Außenpolitiktheorien. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 31-52.

Ropers, Norbert (1991): Die Bedeutung der nationalen Identität im internationalen Jugendaustausch. In: Thomas, Alexander (Hg.): Kulturstandards in der internationalen Begegnung. Saarbrücken/Fort Lauterdale. S. 141-160.

Rorty, Richard (1994): Der Fortschritt des Pragmatisten. In: Eco, Umberto (Hg.): Zwischen Autor und Text. Interpretation und Überinterpretation. München. S. 99-119.

Rorty, Richard (Hg.) (1992): The Linguistic Turn. Essays in philosophical Method. With two retrospective Essays. Chicago/London.

Roscher, Klaus (2004): Ideen, Weltbilder, Normen und Handlungsrepertoires. Die kulturelle Wende in den Internationalen Beziehungen. In: Schwelling, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen. Wiesbaden. S. 231-252.

Rosenberg, Victor (2005): Soviet-American Relations. 1953-1960: Diplomacy and Cultural Exchange during the Eisenhower Presidency. Jefferson/London.

Roshchin, Evgeny (2006): The Concept of Friendship. From Princes to States. In: European Journal of International Relations 12,4 (2006). S. 599-624.

Roth, Klaus (2003): Genealogie des Staates. Prämissen des neuzeitlichen Politikdenkens. Berlin.

Rudolph, Christopher (2005): Sovereignty and territorial Borders in a global Age. In: International Studies Review 7,1 (2005). S. 1-20.

Ruf, Werner (1973): Auswärtige Kulturpolitik als Mittel einer Friedenspolitik. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 23 (1973). S. 16-23.

Ruggie, John (1998): Introduction: What makes the World hang together? Neo-Utilitarianism and the Social-Constructivist Challenge. In: Ruggie, John Gerard: Constructing the World Polity. Essays on International Institutionalization. London/New York. S. 1-40.

Runkel, Gunter/Burkart, Günter (2005): Einleitung: Luhmann und die Funktionssysteme. In: Runkel, Gunter/Burkart, Günter (Hg.): Funktionssysteme der Gesellschaft. Beiträge zur Systemtheorie von Niklas Luhmann. Wiesbaden. S. 7-11.

Russell, David (1999): Associating with Football. Social Identity in England 1863-1998. In: Armstrong, Gary/Giulianotti, Richard (Hg.): Football Cultures and Identities. Hampshire/London. S. 15-28.

Rusterholz, Peter (1998): Poststrukturalistische Semiotik. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 2. Berlin/New York. S. 2329-2339.

Ryan, Stephen (1995): Ethnic Conflict and International Relations. 2. Auflage. Aldershot/Brookfield.

Saehrendt, Christian (2009): Kunst als Botschafter einer künstlichen Nation. Studien zur Rolle der bildenden Kunst in der Auswärtigen Kulturpolitik der DDR. Stuttgart.

Said, Edward (1979): Orientalism. New York.

Salomon, Jean-Jacques (1971): The Internationale of Science. In: Science Studies 1,1 (1971). S. 23-42.

Sattler, Julia (2007): Nationalkultur oder europäische Werte? Britische, deutsche und französische auswärtige Kulturpolitik zwischen 1989 und 2003. Wiesbaden.

Sauerbier, Samson (1984): Über ästhetische und wissenschaftliche Interpretation. Probleme des Interpretanten. In: Oehler, Klaus (Hg.): Zeichen und Realität. Band 2. Tübingen. S. 647-661.

Saunders, Frances (2001): Wer die Zeche zahlt.... Der CIA und die Kultur im Kalten Krieg. Berlin.

Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Berlin.

Savoy, Benédicte (2004): Verloren und doppelt zurückgewonnen? Der französische Kunstraub in Deutschland 1794-1815. In: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog 5 (2004). S. 70-75.

Schaber, Thomas (1994): Internationale Verrechtlichung der Menschenrechte. Eine reflexive institutionentheoretische Analyse des Menschenrechtsregimes der Vereinten Nationen. Baden-Baden.

Schäfer, Isabel (2007): Vom Kulturkonflikt zum Kulturdialog? Die kulturelle Dimension der Euro-Mediterranen Partnerschaft (EMP). Baden-Baden.

Schalk, Helge (1998): Semiotik als Kulturtheorie bei Umberto Eco. In: Kodikas/Code. Ars Semeiotica 1-2 (1998). S. 129-142.

Schalk, Helge (2000a): Umberto Eco und das Problem der Interpretation. Würzburg.

Schalk, Helge (2000b): Umberto Ecos Interpretationssemiotik und ihre erkenntnistheoretischen Sollbruchstellen. <http://www.eco-online.de/PDFs/Interpretationssemiotik.pdf> (24.05.2007).

Schatzki, Theodore (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to human Activity and the Social. Cambridge.

Schatzki, Theodore (2003): Human Universals and Understanding a different Socioculture. In: Human Studies 26,1 (2003). S. 1-20.

Scheffczyk, Adelhard (1998): Zeichenkonzeptionen in der Allgemeinen Philosophie vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Band 2. Berlin/New York. S. 1428-1465.

Scheina, Robert (2003): Latin America's Wars. The Age of the professional Soldier. Band 2. Washington.

Schieder, Martin (2005): Im Blick des Anderen. Die deutsch-französischen Kunstbeziehungen 1945-1959. Berlin.

Schiemann, Gregor (2004): Natur – Kultur und ihr Anderes. In: Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1. Stuttgart. S. 60-75.

Schimank, Uwe (1995): Die Autonomie des Sports in der modernen Gesellschaft. Eine differenzierungstheoretische Problemskizze. In: Winkler, Joachim/Weis, Kurt (Hg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. S. 59-71.

Schirmer, Dietmar (2002): Nationen und Nationalismus, imaginiert und mobilisiert. In: Neue Politische Literatur 47,3 (2002). S. 389-402.

Schmahl, Stefanie (1996): Die Kulturkompetenz der Europäischen Gemeinschaft. Baden-Baden.

Schmale, Wolfgang (2005): Menschenrechte und Menschenpflichten. Mensch Sein als regulative Idee. In: Stagl, Justin/Reinhard, Wolfgang (Hg.): Grenzen des Menschseins. Probleme einer Definition des Menschlichen. Wien/Köln/Weimar. S. 351-372.

Schmalz, Uwe (2007): Die Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik der EU zwischen Anspruch und Wirklichkeit. In: Ehrhart, Hans-Georg/Jaberg, Sabine et al. (Hg.): Die Europäische Union im 21. Jahrhundert. Theorie und Praxis europäischer Außen-, Sicherheits- und Friedenspolitik. Wiesbaden. S. 92-107.

Schmidt, Oliver (2003): Small atlantic World. U.S. Philanthropy and the expanding international Exchange of Scholars after 1945. In: Gienow-Hecht, Jessica/Schuhmacher, Frank (Hg.): Culture and International Relations. New York/Oxford. S. 115-134.

Schmitt, Marco (2006): Einführung: Die Reflexivität sozialer Mechanismen. In: Schmitt, Marco/Florian, Michael/Hillebrandt, Frank (Hg.): Reflexive soziale Mechanismen. Von soziologischen Erklärungen zu sozionischen Modellen. Wiesbaden. S. 7-27.

Schöllgen, Gregor (2005): Deutsche Außenpolitik in der Ära Schröder. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 32-33 (2005). S. 3-8.

Schöning, Udo (2000): Die Internationalität nationaler Literaturen. Bemerkungen zur Problematik und ein Vorschlag. In: Schöning, Udo (Hg.): Internationalität nationaler Literaturen. Beiträge zum ersten Symposium des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529. Göttingen. S. 9-46.

Schreiner, Patrick (2006): Staat und Sprache in Europa. Nationalstaatliche Einsprachigkeit und die Mehrsprachenpolitik der Europäischen Union. Frankfurt am Main.

Schreiner, Patrick (2008): Auswärtige Kulturarbeit zwischen Konzeption und Umsetzung. Steuerungsprobleme in einem schwierigen Politikfeld. Berlin. <http://www.swp-berlin.org/common/get_document.php?asset_id=4878> (11.04.2008).

Schroeder-Gudehus, Brigitte (1990a): Nationalism and Internationalism. In: Olby, Robert/Cantor, Geoffrey et al. (Hg.): Companion to the History of modern Science. London/New York. S. 909-919.

Schroeder-Gudehus, Brigitte (1990b): Internationale Wissenschaftsbeziehungen und auswärtige Kulturpolitik 1919-1933. Vom Boykott und Gegen-Boykott zu ihrer Wiederaufnahme. In: Vierhaus, Rudolf/Brocke, Bernhard vom (Hg.): Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft. Stuttgart. S. 858-885.

Schroeder-Gudehus, Brigitte (1999): Die Akademie auf internationalem Parkett. Die Programmatik der internationalen Zusammenarbeit wissenschaftlicher Akademien und ihr Scheitern im Ersten Weltkrieg. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Berlin. S. 175-195.

Schroeder-Gudehus, Brigitte (2000): Schaufenster der Nationen. Leistungsschauen – nicht frei von Politik. In: Kultur & Technik 24,3 (2000). S. 10-17.

Schubert, Hannah (2004): Kontinuität und Umbruch. Die deutsch-israelischen Kulturbeziehungen – Bestandsaufnahme und Empfehlungen. Stuttgart.

Schulte, Kai-Sebastian (2000): Auswärtige Kulturpolitik im politischen System der Bundesrepublik Deutschland. Konzeptionsgehalt, Organisationsprinzipien und Strukturneuralgien eines atypischen Politikfeldes am Ende der 13. Legislaturperiode. Berlin.

Schulze, Holger (1997): Neo-Institutionalismus. Ein analytisches Instrument zur Erklärung gesellschaftlicher Transformationsprozesse. Berlin. <http://userpage.fu-berlin.de/~segbers/working_papers/AP04.pdf> (06.02.2006).

Schumacher, Tobias (2005): Die Europäische Union als internationaler Akteur im südlichen Mittelmeerraum. »Actor Capability« und EU-Mittelmeerpolitik. Baden-Baden.

Schütte, Georg (2005): Verstand und Verständigung. Hochschule und Wissenschaft. In: Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): Kultur und Außenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden. S. 115-134.

Schwan, Alexander (1991): Politische Theorien des Rationalismus und der Aufklärung. In: Lieber, Hans (Hg.): Politische Theorien von der Antike bis zur Gegenwart. S. 157-258.

Schwarzkopf, Dietrich (2004): Kultur als außenpolitischer Machtfaktor. In: Wagner, Wolfgang/Hubel, Helmut et al. (Hg.): Jahrbuch internationale Politik 2001-2002. München. S. 103-112.

Schweller, Randall (1993): Tripolarity and the Second World War. In: International Studies Quarterly 37,1 (1993). S. 73-103.

Schweller, Randall (1994): Bandwagoning for Profit. Bringing the revisionist State back in. In: International Security 19,1 (1994). S. 72-107.

Schwemmer, Oswald (1997): Die kulturelle Existenz des Menschen. Berlin.

Scott-Smith, Giles (2002): The Politics of apolitical Culture. The Congress for Cultural Freedom, the CIA, and Post-War American Hegemony. New York.

Scott-Smith, Giles (2008): Mapping the Undefinable. Some Thoughts on the Relevance of Exchange Programs within International Relations Theory. In: The Annals of the American Academy of Political and Social Science 616 (2008). S. 173-195.

Scott-Smith, Giles (2009): Exchange Programs and Public Diplomacy. In: Snow, Nancy/Taylor, Philip (Hg.): Routledge Handbook of Public Diplomacy. New York/London. S. 50-56.

Seeger, Charles (1949): The Arts in international Relations. In: Journal of the American Musicological Society 2,1 (1949). S. 36-43.

Seifer, Bettina (2000): Deutsche Auswärtige Kulturpolitik in den USA und in Großbritannien. Ein Vergleich der Mittlerorganisationen und deren Einbettung in das politische System des Gastlandes. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Konstanz. <http://www.ub.uni-konstanz.de/kops/volltexte/2001/612/> (25.02.2005).

Sending, Ole (2002): Constitution, Choice and Change. Problems with the »Logic of Appropriateness« and its Use in Constructivist Theory. In: European Journal of International Relations 8,4 (2002). S. 443-470.

Shannon, Vaughn (2000): Norms are what States make of them. The Political Psychology of Norm Violation. In: International Studies Quarterly 44,2 (2000). S. 293-316.

Shapiro, Michael (1989): Textualizing Global Politics. In: Der Derian, James/Shapiro, Michael (Hg.): International/Intertextual Relations. Postmodern Readings of World Politics. Lexington/Toronto. S. 11-22.

Shapiro, Michael (2001): Sounds of Nationhood. In: Millennium 30,3 (2001). S. 583-601.

Shaw, Tony (2001): The Politics of Cold War Culture. In: Journal of Cold War Studies 3,3 (2001). S. 59-76.

Shipler, David (1977): Show of U.S. Paintings opens in Moscow. In: New York Times vom 22.12.1977.

Shulman, Stephen (1998): National Integration and Foreign Policy in multiethnic States. In: Nationalism and Ethnic Politics 4,4 (1998). S. 110-132.

Shumway, David (1998): Nationalist Knowledges. The Humanities and Nationality. In: Poetics Today 19,3 (1998). S. 357-373.

Simhandl, Peter (2007): Theatergeschichte in einem Band. 3. Auflage. Berlin.

Singer, J. David (1961): The Level-of-Analysis Problem in international Relations. In: World Politics 14,1 (1961). S. 77-92.

Singer, Otto (2008): Kulturpolitik. In: Weidenfeld, Werner/Wessels, Wolfgang (Hg.): Jahrbuch der Europäischen Integration 2007. Baden-Baden. S. 163-166.

Smith, Anthony (1986): The ethnic Origins of Nations. Oxford/New York.

Smith, Anthony (1993): National Identity. Reno/Las Vegas/London.

Smith, Anthony (1998): Nationalism and Modernism. A critical Survey of recent Theories of Nations and Nationalism. London.

Smith, Anthony (1999): Myths and Memories of the Nation. Oxford.

Smutny, Florian (2004): Das Nationale. Aktuelle Impulse für die Nationalismustheorie. Wien.

Snidal, Duncan (1986): The Game Theory of International Politics. In: Oye, Kenneth (Hg.): Cooperation under Anarchy. Princeton. S. 25-57.

Snidal, Duncan (1991a): International Cooperation among Relative Gains Maximizers. In: International Studies Quarterly 35,4 (1991). S. 387-402.

Snidal, Duncan (1991b): Relative Gains and the Pattern of International Cooperation. In: American Political Science Review 83,3 (1991). S. 701-726.

Snyder, Jack (1993): The New Nationalism. Realist Interpretations and beyond. In: Rosecrance, Richard/Stein, Arthur (Hg.): The domestic Bases of Grand Strategy. Ithaca/London. S. 179-200.

Sommer, Theo (2001): Die deutsche Außenpolitik: unterwegs. Entwurf einer Reiseroute für die Diplomatie der Berliner Republik. In: Die Zeit vom 01.03.2001.

Spengler, Oswald (1980): Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. München.

Spies, Werner (2004): Die amerikanische Unfehlbarkeitserklärung. Das MoMA-Komplott: Die spektakuläre Ausstellung in Berlin erschwindelt sich eine Moderne, in der Europa nicht mehr vorkommt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.08.2004.

Spindler, Manuela (2003): Interdependenz. In: Schieder, Siegfried/Spindler, Manuela (Hg.): Theorien der Internationalen Beziehungen. Opladen. S. 89-116.

Spinner, Kaspar (1980): Die Aporien des Konnotationsbegriffs in der Literatursemiotik. In: Eschbach, Achim/Rader, Wendelin (Hg.): Literatursemiotik. Methoden – Analysen – Tendenzen. Band 1. Tübingen. S. 65-84.

Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld.

Stangor, Charles/Schaller, Mark (1996): Stereotypes as individual and collective Representations. In: McRae, C. Neil/Stangor, Charles/Hewstone, Miles (Hg.): Stereotypes and Stereotyping. New York/London. S. 3-37.

Stark, Franz (2002): Sprache als Instrument der Außenpolitik. Die Praxis der Bundesrepublik Deutschland. In: Kelz, Heinrich (Hg.): Die sprachliche Zukunft Europas. Mehrsprachigkeit und Sprachenpolitik. Baden-Baden. S. 37-62.

Stein, Arthur (1993): Coordination and Collaboration. Regimes in an anarchic World. In: Baldwin, David (Hg.): Neorealism and Neoliberalism. The Contemporary Debate. New York. S. 29-59.

Stichweh, Rudolf (2000): Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung. In: Soziale Systeme 6,2 (2000). S. 237-250.

Stichweh, Rudolf (2003): Genese des modernen Wissenschaftssystems. In: Soziale Systeme 9,1 (2003). S. 3-26.

Stoddart, Brian (1988): Caribbean Cricket. The Role of Sport in emerging Small-Nation Politics. In: International Journal 43,4 (1988). S. 618-642.

Strathern, Andrew (1995): Universals and Particulars. Some current Contests in Anthropology. In: Ethos 23,2 (1995). S. 173-186.

Straub, Jürgen (1998): Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: Assmann, Aleida/Friese, Heidrun (Hg.): Erinnerung, Geschichte, Identität. Band 3. Frankfurt am Main. S. 73-104.

Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.) (2007): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart.

Sturm, Gabriele (2006): Abduktion. In: Behnke, Joachim/Gschwend, Thomas et al. (Hg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren. Baden-Baden. S. 27-36.

Suganami, Hidemi (1999): Agents, Structures, Narratives. In: European Journal of International Relations 5,3 (1999). S. 365-386.

Sussman, Nan (2000): The dynamic Nature of Cultural Identity throughout Cultural Transitions. Why Home is not so sweet. In: Personality and Social Psychology Review 4,4 (2000). S. 355-373.

Swidler, Ann (2001): What anchors Cultural Practices. In: Schatzki, Theodore/Knorr-Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.): The Practice Turn in contemporary Theory. London/New York. S. 74-92.

Szabo, Stephen (2004): Parting Ways. The Crisis in German-American Relations. Washington.

Szondi, Gyorgy (2008): Public Diplomacy and Nation Branding. Conceptual Similarities and Differences. In: Clingendael Discussion Paper in Diplomacy 112 (2008). <http://www.clingendael. nl/publications/2008/20081022_pap_in_dip_nation_branding.pdf> (16.11.2008).

Szondi, György (2009): Central and eastern european Public Diplomacy. A transitional Perspective on national Reputation Management. In: Snow, Nancy/Taylor, Philip (Hg.): Routledge Handbook of Public Diplomacy. New York/London. S. 292-313.

Taylor, Charles (1975): Interpretation und die Wissenschaften vom Menschen. In: Taylor, Charles (Hg.): Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen. Aufsätze. Frankfurt. S. 154-219.

Taylor, Trevor (1988): Sport and World Politics. Functionalism and the State System. In: International Journal 43,4 (1988). S. 531-553.

Tenbruck, Friedrich (1976): Zur Soziologie der Sophistik. In: Neue Hefte für Philosophie 10 (1976). S. 51-77.

Tenbruck, Friedrich (1986): Bürgerliche Kultur. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 27 (1986). S. 261-285.

Tenbruck, Friedrich (1989): Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne. Opladen.

Thadden, Rudolf von/Nieder, Babette et al. (2003): Deutsch-französische Beziehungen auf kommunaler Ebene. In: Europa Kommunal 27,1 (2003). S. 2-17.

Thamer, Hans-Ulrich (1993): Sammler und Sammlungen in der frühen Neuzeit. In: Mai, Ekkehard/Paret, Peter (Hg.): Sammler, Stifter und Museen. Kunstförderung in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Köln/ Weimar/Wien. S. 44-62.

Thibault, Paul (1991): Social Semiotics as Praxis. Text, Social Meaning Making, and Nabokov. Minneapolis/Oxford.

Thomas, Alexander (2007): Jugendaustausch. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arno/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart/Weimar. S. 657-667.

Thompson, Michael/Ellis, Richard/Wildavsky, Aaron (1990): Cultural Theory. Boulder/San Francisco/Oxford.

Thorlby, Anthony (1972): The Cult of Art. In: Daiches, David/Thorlby, Anthony (Hg.): The Modern World II. Realities. London. S. 461-490.

Tiemann, Dieter (1989): Deutsch-französische Jugendbeziehungen der Zwischenkriegszeit. Bonn.

Tilly, Charles (1975): Reflections on the History of European State Making. In: Tilly, Charles (Hg.): The Formation of National States in Western Europe. New York. S. 3-83.

Tönnies, Sibylle (1995): Der westliche Universalismus. Die Denkwelt der Menschenrechte. Wiesbaden.

Toynbee, Arnold (1949): Der Gang der Weltgeschichte. Aufstieg und Verfall der Kulturen. Band 1. 2. Auflage. Stuttgart.

Trabant, Jürgen (1989): Zeichen des Menschen. Elemente der Semiotik. Frankfurt am Main.

Treue, Wilhelm (1957): Kunstraub. Über die Schicksale von Kunstwerken in Krieg, Revolution und Frieden. Düsseldorf.

Trommler, Frank (2001a): Kultur als transatlantisches Spannungsfeld 1968-1990. In: Junker, Detlef (Hg.): Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Band 2. Stuttgart/München. S. 395-419.

Trommler, Frank (2001b): Neuer Start und alte Vorurteile. Die Kulturbeziehungen im Zeichen des Kalten Krieges 1945-1968. In: Junker, Detlef (Hg.): Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Band 1. Stuttgart/München. S. 567-591.

Tuch, Hans (2001): Die amerikanische Kulturpolitik in der Bundesrepublik. In: Junker, Detlef (Hg.): Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Band 2. Stuttgart/München. S. 420-429.

Tugendhat, Ernst (1997): Partikularismus und Universalismus. In: Senghaas, Dieter (Hg.): Frieden machen. Frankfurt am Main. S. 324-333.

Tyler, Stephen (1986): Post-Modern Ethnography. From Document of the Occult to occult Document. In: Clifford, James/Marcus, George (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley/Los Angeles/London. S. 122-140.

Ulbert, Cornelia (1997): Ideen, Institutionen und Kultur. Die Konstruktion (inter-)nationaler Klimapolitik in der BRD und in den USA. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 4,1 (1997). S. 9-40.

Ulbert, Cornelia (2003): Sozialkonstruktivismus. In: Schieder, Siegfried/ Spindler, Manuela (Hg.): Theorien der Internationalen Beziehungen. Opladen. S. 391-420.

Ulbert, Cornelia (2005): Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik. Theoretische Ansätze und methodische Herangehensweisen. In: Ulbert, Cornelia/Weller, Christoph (Hg.): Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik. Wiesbaden. S. 9-34.

Ungern-Sternberg, Franziska von (1994): Kulturpolitik zwischen den Kontinenten. Deutschland und Amerika. Das Germanische Museum in Cambridge/Mass. Köln/Weimar/Wien.

Violi, Patrizia (1992): Le molte Enciclopedie. In: Magli, Patrizia/Manetti, Giovanni/Violi, Patrizia (Hg.): Semiotica: Storia, Teoria, Interpretazione. Saggi intorno a Umberto Eco. Mailand. S. 99-114.

Vodicka, Felix (1976): Die Struktur der literarischen Entwicklung. München.

Vogt, Thomas (1999): Der Neorealismus in der internationalen Politik. Eine wissenschaftstheoretische Analyse. Wiesbaden.

Volli, Ugo (1992): Il Campo e la Soglia. Riflessione sulle Definizioni degli Oggetti della Semiotica nell´Opera di Umberto Eco. In: Magli, Patrizia/Manetti, Giovanni/Violi, Patrizia (Hg.): Semiotica: Storia, Teoria, Interpretazione. Saggi intorno a Umberto Eco. Mailand. S. 75-88.

Volli, Ugo (2002): Semiotik. Eine Einführung in ihre Grundbegriffe. Tübingen/Basel.

Vorländer, Hans (2003): Zur Ästhetik der Demokratie. Formen der politischen Selbstdarstellung. Stuttgart.

Waever, Ole/Buzan, Barry et al. (1993): Identity, Migration and the new Security Agenda in Europe. New York.

Wagner, Thomas (2004): Kanonisch. Ortswechsel: Das Museum of Modern Art in Berlin. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 01.03.2004.

Wahl, Rainer (1999): Kunstraub als Ausdruck von Staatsideologie. In: Strocka, Volker (Hg.): Kunstraub – ein Siegerrecht? Historische Fälle und juristische Einwände. Berlin. S. 27-40.

Wala, Michael (2004): »Gegen eine Vereinzelung Deutschlands«. Deutsche Kulturpolitik und akademischer Austausch mit den Vereinigten Staaten von Amerika in der Zwischenkriegszeit. In: Berg, Manfred (Hg.): Deutschland und die USA in der internationalen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Stuttgart. S. 303-315.

Walde, Gabriela (2004): Heimkehr nach Europa. <http://www.welt.de/printwelt/article293297/Heimkehr_nach_Europa.html> (06.05.2008).

Waldron, Arthur (1985): Review: Theories of Nationalism and Historical Explanation. In: World Politics 37,3 (1985). S. 416-433.

Walker, R.B.J. (1984): World Politics and Western Reason. Universalism, Pluralism, Hegemony. In: Walker, R.B.J. (Hg.): Culture, Ideology, and World Order. Boulder/London. S. 182-216.

Walker, R.B.J. (1990): The Concept of Culture in the Theory of International Relations. In: Chay, Jongsuk (Hg.): Culture and International Relations. New York/Westport/London. S. 3-20.

Walker, R.B.J. (1993): Inside/Outside. International Relations as Political Theory. Cambridge.

Wallerstein, Immanuel (1991): The National and the Universal. Can there be such a Thing like World Culture? In: King, Anthony (Hg.): Culture, Globalization and the World-System. Contemporary Conditions for the Representation of Identity. Binghamton. S. 91-105.

Wallis, Brian (2000): Selling Nations. International Exhibitions and Cultural Diplomacy. In: Sherman, Daniel/Rogoff, Irit (Hg.): MuseumCulture. Histories, Discourses, Spectacles. Minneapolis. S. 265-282.

Walt, Stephen (1987): The Origins of Alliances. Ithaca/London.

Walter, Veronika (2003): Schritte zur Normalität. Die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen – Bestandsaufnahme und Empfehlungen. Stuttgart.

Waltz, Kenneth (1959): Man, the State, and War. A theoretical Analysis. New York.

Waltz, Kenneth (1964): The Stability of a Bipolar World. In: Daedalus 93,3 (1964). S. 881-909.

Waltz, Kenneth (1967): International Structure, National Force, and the Balance of World Power. In: Journal of International Affairs 21,2 (1967). S. 215-231.

Waltz, Kenneth (1979): Theory of International Politics. Reading.

Warning, Rainer (1975): Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik. In: Warning, Rainer (Hg.): Rezeptionsästhetik. München. S. 9-41.

Warnke, Martin (1985): Von der Gegenständlichkeit und der Ausbreitung der Abstrakten. In: Bänsch, Dieter (Hg.): Die fünfziger Jahre. Beiträge zu Politik und Kultur. Tübingen. S. 209-222.

Warnke, Martin (1986): Hofkünstler. Zur Vorgeschichte des modernen Künstlers. 2. Auflage. Köln.

Warrant, Loic (1996): Auf dem Weg zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus. In: Bourdieu, Pierre/Warrant, Loic (Hg.): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main. S. 17-94.

Waschkuhn, Arno (1987): Allgemeine Institutionentheorie als Rahmen für die Theorie politischer Institutionen. In: Göhler, Gerhard (Hg.): Grundfragen der Theorie politischer Institutionen. Forschungsstand – Theorie – Perspektiven. Opladen. S. 71-97.

Weber, Cynthia (1995): Simulating Sovereignty. Intervention, the State, and Symbolic Exchange. Cambridge.

Weber, Cynthia (2001): International Relations Theory. A critical Introduction. London.

Weber, Julia (2006): Kunst als Instrument der Diplomatie. Der Austausch von Porzellangeschenken zwischen dem sächsisch-polnischen und dem französischen Hof 1747-1750. In: Keramos 193 (2006). S. 25-46.

Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. Auflage. Tübingen.

Weber, Max (1988): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 7. Auflage. Tübingen. S. 146-214.

Weichlein, Siegfried (1997): Nationalismus als Theorie sozialer Ordnung. In: Mergel, Thomas/Welskopp, Thomas (Hg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte. München. S. 171-200.

Weingardt, Markus (2002): Deutsche Israel- und Nahost-Politik. Frankfurt am Main/New York.

Weiß, Johannes (2005): Universalismus der Gleichheit, Universalismus der Differenz. In: Srubar, Ilja/Renn, Joachim/Wenzel, Ulrich (Hg.): Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen. Wiesbaden. S. 79-89.

Weldes, Jutta/Laffey, Mark et al. (1999): Introduction. Constructing Insecurity. In: Weldes, Jutta/Laffey, Mark et al. (Hg.): Cultures of Insecurity. States, Communities, and the Production of Danger. Minneapolis/London. S. 1-34.

Weller, Christoph (2005): Perspektiven eines reflexiven Konstruktivismus für die Internationalen Beziehungen. In: Ulbert, Cornelia/Weller, Christoph (Hg.): Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik. Wiesbaden. S. 35-64.

Wendt, Alexander (1987): The Agent-Structure Problem in International Relations Theory. In: International Organization 41,3 (1987). S. 335-370.

Wendt, Alexander (1992): Anarchy is what States make of it. The Social Construction of Power Politics. In: International Organization 46,2 (1992). S. 391-425.

Wendt, Alexander (1995): Constructing International Politics. In: International Security 20,1 (1995). S. 71-81.

Wendt, Alexander (1998): Der Internationalstaat. Identität und Strukturwandel in der internationalen Politik. In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main. S. 381-410.

Wendt, Alexander (1999): Social Theory of International Politics. Cambridge.

Werckmeister, Otto Karl (1971): Von der Ästhetik zur Ideologiekritik. In: Werckmeister, Otto Karl: Ende der Ästhetik. Frankfurt am Main. S. 57-86.

Weringh, Kathinka van/Schürmann, Ernst (2004): Braucht Europa eine Außenkulturpolitik? Does Europe need a Cultural Foreign Policy? In: Kulturpolitische Mitteilungen Beiheft 3 (2004). S. 9-36. <http://www.kupoge.de/beiheft3.pdf> (23.02.2005).

Werneburg, Brigitte (2004): Eine transatlantische Affäre. In: die tageszeitung vom 20.02.2004.

Werner, Wouter/Wilde, Jaap de (2001): The Endurance of Sovereignty. In: European Journal of International Relations 7,3 (2001). S. 283-313.

White, Hayden (1985): The historical Text as literary Artifact. In: White, Hayden: Tropics of Discourse. Essays in cultural Criticism. Baltimore/London. S. 81-100.

White, Hayden (1991a): Interpretation in History. In: White, Hayden: Tropics of Discourse. Essays in cultural Criticism. Baltimore/London. S. 51-80.

White, Hayden (1991b): The Fictions of Factual Representation. In: White, Hayden: Tropics of Discourse. Essays in cultural Criticism. Baltimore/London. S. 121-135.

Wiegmann, Hermann (2003): Abendländische Literaturgeschichte. Die Literatur in Westeuropa von der griechischen und römischen Dichtung der Antike bis zur modernen englischen, französischen, spanischen, italienischen und deutschen Literatur. Würzburg.

Wight, Colin (1999): They shoot dead Horses don´t they? Locating Agency in the Agency-Structure Problematique. In: European Journal of International Relations 5,1 (1999). S. 109-142.

Williams, Raymond (1961): The Long Revolution. London/Toronto.

Williams, Raymond (1976a): Culture. In: Williams, Raymond: Keywords. A Vocabulary of Culture and Society. London. S. 87-93.

Williams, Raymond (1976b): Individual. In: Williams, Raymond: Keywords. A Vocabulary of Culture and Society. London. S. 133-136.

Williams, Raymond (1986): Karl Marx und die Kulturtheorie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 27 (1986). S. 32-56.

Wilzewski, Jürgen (1998): Internationale Beziehungen. In: Nohlen, Dieter (Hg.): Lexikon der Politik. Band 7. München. S. 284-285.

Wimmer, Andreas (1996): Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Konzepts. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48,3 (1996). S. 401-425.

Winkelmann, Anne (2006): Internationale Jugendarbeit im Kontext von Globalisierung, Migration und Modernisierung. In: Haus am Maiberg, Akademie für politische und soziale Bildung der Diözese Mainz (Hg.): Perspektiven der internationalen Jugendarbeit. Innovation & Qualitätssicherung. Mainz. S. 15-22. <http://www.joseph-schmitt-preis.de/gfx/Dokumentation2006.pdf> (13.11.2008).

Wirth, Uwe (1995): Abduktion und ihre Anwendungen. In: Zeitschrift für Semiotik 17,3-4 (1995). S. 405-424.

Wittgenstein, Ludwig (1969): Philosophische Untersuchungen. In: Wittgenstein, Ludwig: Schriften. Band 1. Frankfurt am Main. S. 279-544.

Wittkower, Margot/Wittkower, Rudolf (1989): Künstler. Außenseiter der Gesellschaft. Stuttgart.

Wobst, Martina (2004): Die Kulturbeziehungen zwischen der DDR und der Volksrepublik China. Kulturelle Diversität und politische Positionierung. Münster.

Wörner, Karl (Hg.) (1993): Geschichte der Musik. Ein Studien- und Nachschlagebuch. 8. Auflage. Göttingen.

Wyss, Martin Philipp (1992): Kultur als eine Dimension der Völkerrechtsordnung. Vom Kulturgüterschutz zur internationalen kulturellen Kooperation. Zürich.

Wyszomirski, Margaret (2003): International Cultural Relations: A Multi-Country Comparison. Columbus. <http://www.culturalpolicy.org/pdf/MJWpaper.pdf> (02.05.2004).

Yanik, Lerna (2004): The Politics of Educational Exchange. Turkish Education in Eurasia. In: Europe-Asia Studies 56,2 (2004). S. 293-307.

Yanow, Dvora (2000): Conducting interpretive Policy Analysis. Thousand Oaks.

Yanow, Dvora (2006): Thinking Interpretively. Philosophical Presuppositions and the Human Sciences. In: Yanow, Dvora/Schwartz-Shea, Peregrine (Hg.): Interpretation and Method. Empirical Research Methods and the Interpretive Turn. Armonk/London. S. 5-27.

Yee, Albert (1996): The Causal Effects of Ideas on Power Politics. In: International Organization 50,1 (1996). S. 69-108.

Young, Oran (1989): Regime Dynamics. The Rise and Fall of international Regimes. In: Krasner, Stephen (Hg.): International Regimes. 5. Auflage. Ithaca/London. S. 93-114.

Ziemann, Andreas (2003): Die Zeichen der Anderen. Semiotische Überlegungen zu Alfred Schütz im Sinnhorizont von Intersubjektivität, Kommunikation und Lebenswelt. In: Kodikas/Code. Ars Semeiotica 26,1-2 (2003). S. 35-46.

Zima, Peter (2000): Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne. Tübingen/Basel.

Znided-Brand, Victoria (1999): Deutsche und französische Auswärtige Kulturpolitik. Eine vergleichende Analyse. Das Beispiel der Goethe-Institute in Frankreich sowie der Instituts und Centres Culturels Français in Deutschland seit 1945. Frankfurt am Main.

Zorob, Anja (2008): Projekt »Mittelmeerunion«. »Neuer Schub« für die EU-Mittelmeerpolitik? In: GIGA Focus Nahost 5 (2008). <http://www.giga-hamburg.de/dl/download.php?d=/content/publikationen/pdf/gf_nahost_0805.pdf> (27.05.2008).

Zucker, Lynne (1991): The Role of Institutionalization in Cultural Persistence. In: Powell, Walter/DiMaggio, Paul (Hg.): The New Institutionalism in Organizational Analysis. Chicago/London. S. 83-107.